BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

Oec. 1033

Oeconomia. Lexica 17.

Oec. gen. N.° 22

Non Labore tantum sed Industria.
Divitiæ

Oeconomiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,
in alphabetiſcher Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Neun und Vierzigſter Theil,
von Kreu bis Kriegs-Bann.
Nebſt 24 Kupfertafeln.

Brünn,
gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker, Buch- und Kunſthändler.

1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

K. K.

Kreußbeere, an einigen Orten ein Name der Preiſelbeeren, Vaccinium Vitis Idaea *Linn.*; ſ. in P.

Kreuel, ſ. Kräuel, im XLVII. Th. S. 814.

Kreuſen, Creuſen, ein Städtchen im fränkiſchen Kreiſe, im Fürſtenthume Culmbach oder Bayreuth, am rothen Mayn, der Sitz eines Oberamtes, hat eine Alaunſiederey, und eine ſchöne Fayance- oder Steingutmanufactur, die alle Gattungen Trink- und Küchengeſchirre, braun glaſurt, auf Art eines engliſchen Steingutes von beſonderer Dauerhaftigkeit liefert, und davon im Lande, auch im Pfälziſchen, Bambergiſchen und nach Nürnberg, ſehr guten Abſatz hat. Dieſer Ort hat vermuthlich ſchon vor 1251 zum Burggrafthum gehört, in dieſem Jahre aber hat ſich Burggraf Friderich II. (III.) vom Kaiſer Conrad mit demſelben belehnen laſſen. Die Burggrafen haben vor Alters, vermöge der erhaltenen kaiſerl. Privilegien, Münzen daſelbſt prägen laſſen.

1. **Kreuz**, ein Wort, welches überhaupt den Begriff der Erhöhung hat, aber nur noch in einigen wenigen Fällen gebraucht wird. Der erhabene Theil des thieriſchen Körpers zu Ende des Rückens zwiſchen den Hüften, oder diejenige äuſſerliche Gegend des Leibes, welche ſich hintenzu am Ende des Rückens, von dem heiligen Beine nach dem Schwanzbeine, und ſofort bis zu dem Hinterſten erſtreckt, wird im gem. Leben das Kreuz, Niederſ. Krütz und Krützwark, im Schwed. Kors, genannt. Schmerzen im Kreuze haben.

Beſonders an den Pferden, bey welchen dieſe Erhöhung am deutlichſten in die Augen fällt; Fr. Croupe, Ital. Croppa, welches zu dem Geſchlechte unſers Kropf gehört.

Daher das Kreuzbein, oder der Kreuzknochen, das dreyeckige Bein am Ende des Rückens, welches das Kreuz macht, und wegen ſeiner Größe Os ſacrum, das heilige Bein, genannt wird. Bey Menſchen wird es darum das Kreuzbein genannt, weil es mit dem Rückgrathe und den beyden Hüftbeinen, von hinten her betrachtet, ein Kreuz zu bilden ſcheint. Häufig, und nicht ſelten wunderbar ſind die Verſchiedenheiten, welche an dieſem Knochen bey den einzelnen Individuen vorkommen; denn ſowohl ſeine Breite als Länge, ſeine Richtung und Bogen, mit dem es meiſtentheils erſcheint, variiren auſſerordentlich. Einige haben nämlich ein gerades, andere ein ſehr krummes; einige ein mehr breites als langes, andere ein mehr langes als breites; wieder andere ein ſchmähleres, oder tiefer, oder weniger tief in das Becken herunter gehendes Kreuzbein. Einige ſind mit großen Löchern, andere mit kleinern verſehen; einige beſtehen aus mehrern, andere aus wenigern Wirbeln (*). Indeſſen iſt doch, dieſer

(*) Mehrere Verſchiedenheiten, in Rückſicht auf den Bau des Kreuzbeines, beſchreibt Hr. Wenzel, in ſeiner Ueberſetz. des Werkes

dieſer vieler Verſchiedenheiten ungeachtet, das weibliche Kreuzbein meiſtentheils weniger ausgehöhlt, aber mehr nach hinten gekehrt; das männliche hingegen ſteigt gerade herunter, und iſt in allen ſeinen Theilen gleichförmiger gebogen. Der Fall iſt aber doch auch nicht ſelten bey dem weiblichen Geſchlechte, daß das Kreuzbein bis zum dritten falſchen Wirbel ſenkrecht herunter läuft, und dann auf ein Mal mit ſeiner Spitze die Richtung nach vorn nimmt; dem ungeachtet bleibt aber alsdann noch immer das weibliche Kreuzbein von dem männlichen verſchieden, denn bey lezterm liegt die Beugung im ganzen Knochen, bey erſterm hingegen fällt er nur ungefähr in die Gegend des fünften falſchen Wirbels.

Kreuz, gehört in dieſer Bedeutung, allem Anſehen nach, zu dem Geſchlechte der Wörter kraus, groß, und Lat. craſſus; welche durch vorgeſezten Gaumenlaut von Rieſe und rieſen gebildet worden ſind.

Das Kreuz, (die Groppe, Crupe, Krupe,) bey den Pferden, heißt demnach die Erhöhung oder Ründung von den Nieren bis zum Schweif, worunter die Lendenwirbelbeine und das heilige oder Kreuzbein verborgen ſind. Wenn das Kreuz rund und breit, und an demſelben der Schweif hoch angeſezt iſt, ſo, daß er mit jenem gleichſam eine etwas gebogene fortgehende Linie ausmacht, und mit langen ſtarken Haaren bewachſen iſt, ſo iſt beydes nicht nur eine Zierde des Pferdes, ſondern es zeigt auch viel Güte an. Die runden Kreuze ſind unſtreitig die beſten, nur muß die Ründe ſich überall finden; dazu gehört noch, daß ſie weder zu kurz, noch zu lang ſeyn, weil beydes eine Schwäche anzeigt. Ein nach dem Verhältniſſe des

Werkes des Hrn. Prof. Ackermann, über die körperliche Verſchiedenheit des Mannes vom Weibe auſſer den Geſchlechtstheilen, (Koblenz, 1788, 8.) S. 79. fgg.

Pferdes gebauetes Kreuz iſt das ſtärkſte; und man hat große Urſache, auf dieſen Theil ſein Augenmerk zu richten, weil bey dem Gange und der Dauer eines Pferdes ſehr vieles auf die Güte und Stärke dieſes Theiles ankommt. Ein ſchwankender Gang, und das Unvermögen, ſich auf die Hanken zu ſetzen, ſind öfters die Folgen eines ſchwachen Kreuzes. Zuweilen ſieht man an gemeinen Landpferden, daß die Hüftknochen ſo hoch heraus ſtehen, daß ſie nie zu verſtecken ſind, wenn das Pferd auch noch ſo gut gefüttert würde; welches man gehörnte Pferde zu nennen pflegt, weil dieſe Knochen gleichſam wie zwey Hörner hervor ragen.

Man findet Pferde mit abhangenden, ſpitzigen und geſpaltenen Kreuzen, welche zwar nie ſchön, auch gemeiniglich ſchwach ſind; doch gibt es auch deren einige, die ſtark ſind.

Ein abhangendes oder abgeſchliffenes Kreuz, Fr. Croupe avalée, oder Cul de prune, nennt man dasjenige, welches da, wo es ſeinen Anfang nimmt, hoch, nach ſeinem Ende aber, wo der Schweif heraus gewachſen iſt, niedrig iſt. Gemeiniglich ſind dergleichen Kreuze ſchwach, zuweilen aber doch auch ſtark genug. Wider die Schönheit ſtreiten ſie allemal, und man darf dergleichen Pferde da, wo man lauter Stumpfſchwänze reitet, nicht kaufen, in der Hoffnung, das Kreuz durch Abſchlagung des Schweifes zu verſchönern. Nie wird es die Kunſt dahin bringen, daß ein ſolches Pferd den Schweif gehörig trage, und wenn er auch noch ſo oft gekerbet oder gebrochen würde. Gemeiniglich ſind die Pferde, die ein abgeſchliffenes Kreuz haben, kurz von Leibe; ein großer Fehler für einen Beſchäler. Dieſes benimmt ihnen aber das Verdienſt für die Reitbahn nicht, weil ſie vermögend und aufgeweckt ſind, auch ſehr artig arbeiten, indem ſie zu allen Verrichtungen geſchickt ſind, beſonders zu den

Volten und Curbetten; indeſſen wird ein Mann von Geſchmack nicht gern Fohlen mit dem Fehler kaufen. Ueberdies iſt noch die Ungemächlichkeit dabey, daß die koſtbarſten Zeuge auf einem Pferde mit abgeſchliffenem Kreuze ſich gar nicht ausnehmen. Keine Nation kann ein Pferd mit ſolchem Kreuze beſſer verſtecken, als die engliſche. Denn durch die Operation, daß es den Schweif in die Höhe tragen muß, wird das ſchlechte Kreuz ziemlich verſteckt. Dazu kommt, daß ſolche Pferde gemeiniglich gut laufen und ſpringen, weil die meiſten kurz geripvt ſind; ſie verführen alſo oft den beſten Kenner. Für Paradeurs mit langen Schweifen aber ſchicken ſich ſolche Pferde nicht, weil ſie den Schweif nicht vom Leibe weg tragen.

Spitzige Kreuze ſind diejenigen, welche oben in der Mitte erhaben ſind, zu beyden Seiten aber abfallen. Bey einigen iſt die Schärfe des Kreuzes beynahe in gerader Linie bis zum Schweif fortgeſetzt; bey andern fällt die Schärfe gegen den Schweif ab. Die leztern werden Mauleſelkreuze, Fr. Croupe de mulet, genannt. Von den erſten läſſet es ſich nicht allemal behaupten, daß ſie ſchwach ſeyn, und wider die Schönheit ſtreiten ſie auch nicht ſo ſehr, wie es denn Liebhaber gibt, welche dergleichen vorzüglich gern ſehen; letztere aber ſind allemal ſchwach und häßlich; ja in einem höhern Grade, als die Pferde mit abgeſchliffenem Kreuze. An einem ſchönen Pferde muß der Hintertheil mit dem Vordertheile überein kommen; ein Mauleſelkreuz aber iſt hoch und gewölbt, an ſtatt daß es breit und wohl proportionirt ſeyn ſollte. Auſſerdem findet es ſich auch ſehr oft, daß die Pferde mit ſolchem Kreuze, zu enge Kniee haben, welches ein weſentlicher Fehler iſt. Wenn der Schweif an einem ſolchen Kreuze recht gut eingeſetzt, und recht ſtark und voll Haare iſt, ſo verſteckt ſich ein ſolches Kreuz vor-

trefflich, es mag nun ein Langſchweif, oder ein geſtutztes Pferd ſeyn. Iſt es ein langer Schweif, ſo muß der Stallknecht ihn wohl ausleſen, da man dann den Fehler leicht wahrnehmen wird. In ein Geſtüte aber kann doch ein ſolches Pferd nicht genommen werden.

Geſpaltene Kreuze, ſind diejenigen, in deren Mitte zu oberſt ſich ein Canal zeigt, welcher bis auf den Schweif fortgeht. Dieſe ſind mehrentheils ſtark, und alſo den Regeln der Güte angemeſſen, in Anſehung der Schönheit aber unregelmäßig.

Wenn ein Pferd auf ſchlüpfrigem Boden im Laufen, Springen, oder auch beym Ziehen, mit den Hinterbeinen hinten ausgleitet, ſo kann daher daſſelbe in den Lendenwirbelbeinmuskeln ſich wehe thun. Dies beſteht entweder in einer widernatürlichen Ausdehnung, vornämlich der innern Lendenmuskeln, oder in einer Zerreiſſung derſelben. Man kann dies im Anfange nicht eigentlich beſtimmen, ſondern muß es nur nachher aus denen Zufällen, welche ſich einfinden, ſchließen.

Die Kennzeichen, woraus das Wehethun im Kreuze zu erſehen iſt, ſind folgende. In dem Augenblicke, da ein Pferd ſich den Schaden zuzieht, ſenket es ſich mit dem Kreuze widernatürlich nach der Erde hin; dabey ſchwankt daſſelbe im Gehen dergeſtalt, daß es faſt gehalten werden muß, um nicht mit dem Hintertheile auf die eine oder andere Seite zur Erde zu fallen. Hierbey iſt zu bemerken, daß Pferde, die mit dem Schwindel behaftet ſind, gleichfalls mit dem Leibe hin und her ſchwanken; daher man ſich in Acht nehmen muß, beyde Schäden nicht zu verwechſeln. Ein Pferd, welches wegen Wehethun im Kreuze mit dem Hinterleibe ſchwankt, ſteht ſehr beſchwerlich im Stalle auf, es geht mit ſeinem Vordertheile natürlich, und ſieht dabey ganz munter aus den Augen.

Ein

Ein Pferd hingegen, welches wegen des Schwindels mit dem Hinterleibe ſchwankt, kann im Stalle wie ein geſundes Pferd aufſtehen, geht im Stalle hin und wieder ganz gut; ſo bald es aber aus dem Stalle in das Helle geführt wird, ſehen deſſen Augen ganz finſter aus, und es ſchwankt nicht nur mit dem Hinterleibe, ſondern es geht auch mit den Vorderbeinen wider die natürlichen Regeln. Einige Pferde können, wenn ſie ſich im Kreuze wehe gethan haben, mit dem Hintertheile gar nicht aufſtehen; und wenn man ſie dazu zwingen will, richten ſie ſich zwar mit den Vorderbeinen auf, kommen aber mit den Hinterbeinen nicht in die Höhe, ſondern bleiben, wie ein Hund, mit dem Hintern ſitzen.

Man ſollte denken, dies wäre ein Kennzeichen, daß das Pferd die innern Lendenmuskeln zerriſſen hätte; ſelbſt der churhannöv. Oberhofroßarzt **Kerſting** (*) hatte es dafür gehalten, allein ein einziges Beyſpiel hat ihn von der Unrichtigkeit dieſer Meinung überzeugt.

Ein Pferd des Feldmarſchalles **Keith** gerieth, bey der Belagerung von Olmütz, in einen Moraſt; um wieder heraus zu kommen, hatte ſich daſſelbe dergeſtalt im Kreuze wehe gethan, daß es nahe vor dem Stalle liegen bleiben mußte, und mit dem Hintertheile gar nicht aufkommen konnte. Hr. **Kerſting** legte demſelben ein großes Leder auf das Kreuz, ließ es auf der Stelle liegen, und nach Nothdurft füttern. Nach Verlauf von 48 Stunden konnte daſſelbe wieder, jedoch mühſam, aufſtehen, und in den Stall geführt werden, und in Zeit von 3 Wochen war es wieder in allem ein brauchbares Pferd.

Dieſes kann zum Beyſpiel dienen, nicht ſogleich die Hoffnung fahren zu laſſen, ſondern zuvor zu verſuchen, ob nicht dienliche Hülfsmittel noch Nutzen ſchaffen können, ehe man ein ſolches Pferd tödten läſſet. Gewiß iſt es, daß man ſich mehr Hoffnung von der Cur verſprechen kann, wenn das Pferd noch einiger Maßen aufzuſtehen im Stande iſt, und

 im

(*) S. Deſſen nachgelaſſene Manuſcripte über die Pferdearzeneywiſſ. (Berl. 1789, gr. 8.) S. 504 f.

im Gehen zwar ſchwankt, aber doch nicht niederfällt, als wenn daſſelbe gar nicht aufſtehen kann, oder, wenn man es mit Mühe aufgehoben hat, ſogleich wieder niederfällt.

Bey der Krankheit, ſie mag beſchaffen ſeyn wie ſie will, beſteht die Cur bloß darin, dem Pferde mitten auf das Kreuz ein Leder, das etwas größer wie gewöhnlich iſt, zu legen, und die erſten 4 bis 5 Tage, alle Tage ein Mal einen Theelöffel voll Steinöhl, wenn zuvor die Materie wohl ausgedrückt iſt, in die Wunde zu gießen. Das Leder wird genau auf den Ort gelegt, wo die gräthenförmigen Fortſätze der Lendenwirbelbeine ihren Anfang bey dem Kreuze nehmen. Man kann die Gegend gar leicht finden, wenn man ſich auf die Seite neben das Pferd ſtellt, und ſieht, welches die höchſte Gegend des Kreuzes iſt; mitten auf dieſe Gegend muß das Leder geleget werden; etwa nach 3 Wochen wird das Leder wieder heraus genommen, und zugeheilt. Es iſt dieſes das einzige Mittel, welches kräftig wirkt; und wenn noch Hülfe möglich iſt, ſo kann ſie bloß hierdurch erhalten werden. Im Fall das Leder keinen Nutzen ſchaffet, iſt auch keine Hülfe, weder durch die Kunſt noch von der Natur zu hoffen. Einige Pferde behalten nachher eine Schwäche im Kreuze, aber auch dieſe pflegt ſich oft nach und nach zu verlieren, wenn durch die Ruhe die geſchwächten Muskeln Zeit gewinnen, ihre Stärke wieder zu erlangen. Nothwendig muß ein Pferd, welches ſich wehe im Kreuze gethan hat, ſo viel möglich, bey der Cur Ruhe haben.

Hat ein Pferd das Kreuz oder den Rücken zerbrochen, ſo kann, wie leicht zu erachten iſt, durch die Kunſt nichts geholfen werden; es iſt daher ſehr nöthig, den Schaden gründlich zu kennen, damit man ſich nicht in unnütze Köſten ſetze, ſondern das Pferd gleich tödten laſſe.

Es entſtehen aber dergleichen Brüche auf zweyerley Art: es iſt entweder der Hüftknochen, da wo er mit ſeiner obern Spitze an dem Kreuzknochen befeſtigt iſt, von den gräthförmigen Fortſätzen des Kreuzknochens abgeriſſen; oder es iſt der Rücken an den Lendenwirbelbeinen zerbrochen. Niemals wird man finden, daß ein Pferd den Rücken da, wo die Rippen mit den Rückenwirbelbeinen ſich verbinden, zerbrochen hat, ſondern man wird jedes Mal dergleichen Brüche an den Lendenwirbelbeinen wahrnehmen.

Die Kennzeichen des erſten Falles, wenn nämlich das Hüftbein von dem Kreuzknochen mit ſeiner Spitze abgeriſſen iſt, ſind folgende: Das Pferd kann, wenn ihm geholfen wird, nicht nur etwas aufwärts ſtehen, ſondern einige ſtehen ſo gar von ſelbſt auf; ſo bald es aber in der Höhe iſt, ſenkt ſich der Rücken hinten bey dem Kreuze nach der Erde hin, und wann es vorwärts gehen ſoll, thut es mit den Vorderbeinen einige Schritte, die Hinterbeine aber bleiben dabey auf ihrer Stelle ſtehen; das Kreuz ſenkt ſich noch tiefer, daß der Schweif ſo hoch wie das Kreuz ſteht. Dies leidet indeſſen einige Ausnahme, indem man Pferde geſehen hat, welchen das Hüftbein von dem Kreuzknochen abgeriſſen war, die dennoch, wiewohl langſam, vorwärts gehen konnten; bey dieſen ſchwankt das Kreuz bald in die Höhe, und bald wieder herunter; wenn es nämlich mit den Vorderbeinen ſchreitet, ſo ſenkt ſich das Kreuz herunter, und wenn es mit dem Hintertheile folgen will, ſo hebt ſich daſſelbe wieder in die Höhe. Will ſich jemand darauf ſetzen, ſo fällt es zur Erde; wenn das Pferd geht, und man hält die Hand auf das Kreuz, ſo kann man deutlich fühlen, wie die mittlern zwey Hüftknochenſpitzen ſich hin und her bewegen, und der Kreuzknochen in ſeiner Mitte ſich von den Spitzen ent-

fernt. Dieſer Art Brüche ſind Fohlen und junge Pferde mehr unterworfen, als alte.

Hr. Kerſting hat einen, obgleich ſeltenen, Fall erlebt, wo einem Pferde die Hüftknochenſpizen vom Kreuzknochen abgeriſſen waren, wobey das Pferd aber doch gehen konnte; nur durfte niemand darauf reiten, und wenn es ging, oder als Handpferd vor der Kutſche lief, ſo ſahe man ihm bloß eine Schwäche im Kreuze an, dabey knackte es ihm bey jedem Tritte der Hinter füße auf dem Kreuze. Die abgeriſſenen Hüftknochenſpitzen konnten deutlich gefühlt werden. Dieſem Pferde verordnete er eine Zeitlang viele Ruhe. Es hatte dieſes den Nutzen, daß in Zeit von einem halben Jahre, der zerbrochene Ort ſich wieder durch Knorpel an einander ſchloß, das Knacken nachließ, und das Pferd wieder brauchbar ward.

Wenn der Bruch an den Lendenwirbelbeinen vorgefallen iſt, ſo iſt ſolches gar deutlich am Folgenden zu erſehen. Das Pferd kann gar nicht mit ſeinem Hintertheile aufſtehen; und ſtreicht man über den Rücken her, ſo nimmt man da, wo der Bruch vorgefallen iſt, eine Vertiefung, und an den gräthförmigen Fortſätzen des Rückens eine Erhöhung, wahr. Iſt der Bruch ſo ſtark, daß die zerbrochenen Lendenwirbelbeine ſich von einander verſchoben haben, ſo, daß hierdurch das Rückenmark gedrückt worden iſt: ſo hat das Pferd an ſeinem ganzen Hintertheile nicht die geringſte Empfindung, man kann es in die Beine ſtechen und ſchneiden, ohne daß es ſolches fühlt, und es ſtirbt in kurzer Zeit an Convulſionen. Dieſe Art Brüche pflegen bey alten Pferden mehr, als bey jungen, vorzufallen, weil bey jenen die Verbindung der Rückenwirbelbeinen nicht mehr ſo nachgebend, wie bey dieſen, iſt. Es iſt nichts Seltenes, daß die ſehnenartigen Bänder, womit die Rippen und Lendenwirbelbeine befeſtigt ſind, ſich nach 12 Jahren bey Pferden ganz verknöchern, und der Rücken daher zum Abbrechen

weit

weit mehr geſchickt iſt, als wenn die Bänder noch ſeh-nenartig und nachgebend ſind.

Im Bergbaue, heißt Kreuz, 1. das Uebereinan-derſetzen der Gänge, wenn Gänge durch einander ſtrei-chen, und beyde fortſetzen; Fr. la Croix des filons. Davon gibt es 3 Arten: a) das Winkelkreuz, wenn die Linien des Streichens der Gänge perpendikulär auf einander laufen; b) das Askreuz, wenn der Bogen beyder Linien ungefähr 45 bis 70 Grad iſt; und c) das Scharkreuz, wenn der Bogen nur wenige Grade hat, und beyde Gänge einen ſehr ſpitzigen Winkel ma-chen. Siehe im XVI. Th. S. 16.

2. Das Gerüſte am Göpel, womit der Spießbaum befeſtigt iſt; Fr. la Croiſe, ſ. Th. XIX. S. 258.

3. Der eiſerne Zapfen in der Spindel des Göpels; Fr. le Tourrillon.

Da es ſcheint, daß es hier wegen einiger Aehnlichkeit in der Geſtalt nicht zu dem folgenden Worte gehören könn-te, ſo würde es gleichfalls hierher gehören, und alsdann den ſehr nahe verwandten Begriff der Spitze haben.

4. Ein hölzernes bewegliches Gerüſte, an deſſen bey-den Enden die Zugſtangen der Kunſt, welche in das Gebäude ſchieben, befeſtigt ſind.

Siehe auch Kreuzverzimmerung.

2. Kreuz, Diminut. das Kreuzchen, Oberd. das Kreuz-lein, (*), Lat. Crux, Fr. Croix.

1. In

(*) Im Iſidor, Ottfried und Willeram Cruce, bey dem Stry-cker Chreuce, in dem alten Gedichte auf den heil. Anno Creiz; bey den ſchwäbiſchen Dichtern Krutce, im Niederſ. Krütz, im Angelſ. Cruce, im Engl. Croſs, im Schwed. Kryſs, und mit verſetztem r Kors, im Dän. gleichfalls Kors, im Slavon. Kreſt, im Wend. Kriſch, im Perſ. Cruſc. Es iſt nicht glaublich, daß wir dieſes Wort zunächſt aus dem Lat.

1. In der eigentlichſten Bedeutung, ein gerader Körper, über welchen ein anderer die Quere geht, welcher die Geſtalt eines lateiniſchen großen T hat, und deſſen Figur ſonſt auch das Antoniuskreuz genannt wird. In dieſer urſprünglichen und erſten Bedeutung wird es nur noch in einigen Fällen gebraucht. So iſt das Kreuz bey den Buchdruckern und Buchbindern, wodurch die gedruckten und planierten Bogen zum Trocknen auf die Schnüre gehänget, und, wenn ſie trocken geworden ſind, wieder abgenommen werden, von dieſer Art, indem es aus einem bloßen Querbrete an einer langen Stange beſteht; Fr. Etendoir. Siehe Planierkreuz.

In einigen andern Fällen heißt ein ſolches Werkzeug eine Krücke; ſ daſſelbe.

2. In weiterer Bedeutung, ein jeder Körper, welcher einen andern nach einem gewiſſen Winkel durchſchneidet, oder deſſen Figur.

(1) Ueberhaupt. Das Andreaskreuz, welches die Geſtalt eines X hat. Das Schächerkreuz, oder Gabelkreuz, welches einem Y gleicht.

Meh=

Lat. Crux entlehnet haben ſollten, weil es ſehr früh, und zwar ſchon im Iſidor in ſeiner heutigen deutſchen Geſtalt vorkommt. Es iſt vielmehr mit dem Latein. von dem Worte Krücke nur in dem Suffixo verſchieden, und drückt eigentlich die Hervorragungen des obern Querholzes aus. Im Alban. heißt daher ein Kreuz nur Kriukk, ſo wie das mittlere Lat. Crux, mehrmals für Krücke, Fr. Croſſe, gebraucht wird. Eine von Gottſched's ſeltſamen Grillen war es, dieſem Worte im Plural ein r anzuhängen, Kreuzer, bloß weil einige gemeine oberdeutſche Mundarten ſo ſprechen; Mundarten, worüber er doch ſo oft geſpottet hatte.

In den Zuſammenſetzungen Großkreuz, und Halbkreuz, iſt dieſes Wort bey verſchiedenen Ritterorden auch im männlichen Geſchlechte üblich, eine mit dem Ordenskreuze beehrte Perſon zu bezeichnen.

Mehrere Arten werden weiter unten bey den heraldiſchen oder Wappenkreuzen vorkommen.

Am häufigſten wird ein gerader Körper, welchen ein anderer nach rechten Winkeln durchſchneidet, ein Kreuz genannt. Etwas ins Kreuz, oder über das Kreuz legen, es ſo legen, daß es dieſe Figur vorſtelle. Die Hutmacher ſchlagen ins Kreuz, Fr. décroiſe; ſ. im XXVII. Th. S. 100 und 113. Die Bäcker ſchränken das Holz in dem Ofen über das Kreuz. Die Arme, die Füße über das Kreuz legen. Daher denn auch im gem. Leben ſehr viele Werke der Kunſt und deren Theile, welche dieſe Geſtalt haben, den Namen des Kreuzes führen. Dahin gehören z. B. das Kreuz eines Degens, bey den Schwertfegern, der maſſive Theil zwiſchen dem Stichblatte und Griffe nebſt der Parierſtange und dem Bügel, welcher auch das Gehäuſe heißt; ſ. im IX. Th S. 51.

Das Kreuz im Fenſter, das Fenſterkreuz, bey den Tiſchlern, das ſenkrechte Holz, welches von einem Querholze durchſchnitten wird, und woran die Fenſterflügel ſchlagen, und in weiterer Bedeutung auch der ganze viereckige Rahmen, von welchem das Kreuz der innere Theil iſt; Fr. Croiſée de fenétre; ſ. im XII. Th. S. 580. Siehe auch Kreuzſtock.

Bey den Kupferdruckern, heißt der Haſpel, womit die obere Walze umgedrehet wird, das Kreuz. Und ſo in hundert andern Fällen mehr.

Auch mit einem Kreuze gezeichnete Dinge, werden im gem. Leben zuweilen Kreuz genannt. So führt, in den Blechhämmern, die dickſte und ſtärkſte Art Eiſenblech, den Namen Kreuzblech, auch nur Kreuz ſchlechthin, von dem Kreuze, womit man die Fäſſer, worin es verſchickt wird, zu zeichnen pflegt; ſ. im V. Th. S. 661.

(2) In engerer Bedeutung, das ehemahlige Werkzeug einer ſehr ſchimpflichen und ſchmerzhaften Todesart, da der Verurtheilte an ein ſenkrechtes mit einem Querholze verſehenes ſtarkes Holz ausgeſpannt und befeſtiget wurde, wie ich weiter unten zeigen werde.

(a) Eigentlich, beſonders ſo fern Chriſtus den Verſöhnungstod an einem ſolchen Kreuze erlitten hat. An das Kreuz geſchlagen, geheftet, oder genagelt werden. Chriſtus iſt an dem Kreuze geſtorben. Aus Achtung gegen den Verſöhnungstod Chriſti wurde die körperliche Figur eines ſolchen Kreuzes in der chriſtlichen Kirche ſehr früh zu verſchiedenen Gebräuchen angewendet, wovon aber viele mit der Zeit in Aberglauben und Mißbrauch ausarteten. Hiervon werde ich hernach ausführlicher handeln. In den proteſtantiſchen Kirchen ſind die meiſten dieſer Gebräuche abgeſchaffet worden; indeſſen wird ihr Andenken noch durch einige figürliche Redensarten aufbehalten. Zum Kreuze kriechen, ſich, wiewohl wider ſeinen Willen, demüthigen und unterwerfen; aus Noth, oder gezwungener Weiſe, nachgeben; Fr. venir à jubé. Am Kreuze ſtehen, in Mangel und großer Verlegenheit ſich befinden. Beyde R. A. ſind Anſpielungen auf eine ehedem in der römiſchen Kirche übliche Art der öffentlichen Buße, wo man mit ausgeſpannten Armen vor einem Kreuze ſtand.

Von dem in den mittlern Zeiten üblichen Gebrauche, denjenigen, welche ſich zu einem Feldzuge wider die Ungläubigen und nachmals auch wider die Ketzer anwerben lieſſen, ein Kreuz auf ihre Kleider zu nähen, ſtammen die R. A. her: das Kreuz predigen, das Volk in Predigten zu einem ſolchen Kriegeszuge aufmuntern; das Kreuz nehmen, ſich zu einem ſolchen Zuge anwerben laſſen. Siehe Kreuzzug.

Die

Die Aufrichtung des Kreuzes auf dem Marktplatze, war ſonſt ein Zeichen des Burg- oder Stadtfriedens. Daher lieſet man im 9 Art. des ſächſ. Weichbildes: Wo man neue Städte bauet oder Märkte machet, da ſetze man ein Kreutz auf das Markt, durch das man ſehe, daß Weichfriede da ſey, und man hänget auch da des Königes Handſchuh daran, daß man dabey ſehe, daß es des Königs Wille ſey.

Ein anderer Gebrauch war es, ein Kreuz auf ein Grundſtück zu ſtecken, welches gerichtlich verkauft werden ſollte; daher die R. A. in den mittlern Zeiten ſo oft vorkommt, das Kreuz auf eines Haus und Hof ſtecken.

Dieſe Bekreuzigung, oder Bekrönung mit dem Kreuze, war eine in alten Zeiten übliche Gewohnheit, vermöge deren das Haus oder Grundſtück eines Schuldners, den man an ſeinen beweglichen Gütern auszupfänden keine Gelegenheit hatte, durch den Gerichtsdiener mit Aufſtellung eines Kreuzes in Beſchlag genommen wurde. Weil dieſe Handlung durch den Gerichtsdiener, oder damals ſo genannten Frohnbothen vollzogen wurde, ſo kommt ſie auch unter dem Namen Befrohnung vor; denn dieſes war der allgemeine Ausdruck, ſo oft der Richter jemand durch den Frohnbothen ſeine Gewalt empfinden ließ. Dieſe Bekreuzigung hatte die Wirkung, daß, wenn der Eigenthümer eines ſolchen Hauſes daſſelbe nicht binnen Jahr und Tag von dem angelegten Arreſt, durch Befriedigung des Gläubigers befreyete, das Eigenthumsrecht deſſelben verloren ging. Dieſes wurde zuweilen auch gebraucht, den Ungehorſam deſſen, der auf eine gerichtliche Ladung nicht erſchien, zu beſtrafen.

Auch das gottesdienſtliche Zeichen des Kreuzes, da man eine ſolche Figur mit den Fingern in der Luft macht, iſt eine ſehr alte, und beſonders in der römiſchen Kirche übliche Gewohnheit, wo ſie aber oft ſehr gemißbraucht wird. Ein Mehreres hiervon wird weiter unten vorkommen. Das Kreuz machen, ein Kreuz ſchla-

ſchlagen, dieſes Zeichen mit den Fingern in der Luft machen. Sich mit dem Kreuze ſegnen. Das Kreuz vor ſich machen. Das Kreuz vor einem andern machen, auch figürlich, ſich vor ihm, wie vor dem Teufel hüten, ihn auf alle Art zu vermeiden ſuchen.

Auch Angehänge zur Zierde, in der Geſtalt eines Kreuzes von edeln Metallen, welche oft mit Edelſteinen beſetzt werden, und welche das Frauenzimmer am Halſe trägt, und bis auf den Buſen herunter baumeln läſſet, heißen Kreuze, oder Kreuzchen, Halskreuzchen, Fr. Croix à la devote.

(b) Figürlich, in der Theologie und bibliſchen Schreibart. α) Das ganze Verſöhnungswerk Chriſti, von welchem der Kreuzestod das vornehmſte Stück war; Gal. 6, 14. Eph. 2, 16. Col. 1, 20. β) Die Lehre von Chriſto und deſſen Verſchönungswerke; 1 Cor. 1, 17. 18. Gal. 5, 11. γ) Die Leiden und Trübſale der Chriſten, alle Arten der Leiden in der Gemeinſchaft Chriſti, deſſen vornehmſtes Leiden in dem Kreuzestode beſtand; im mittl. Lat. Cruciatio. Viele Kreuz haben. Sein Kreuz geduldig tragen. Gott legt den Gläubigen mancherley Kreuz auf. Daher heißen Kreuzträger diejenigen, welche durch Leiden und Trübſale geübt werden. Der Urſprung dieſer Benennung liegt darin, daß das letzte Leiden und der Tod Chriſti am Kreuze geſchah, und leidende Chriſten mit ihm durch ihre Trübſale in eine gewiſſe Aehnlichkeit treten. Chriſtus braucht ſelbſt zuweilen von ſeinen Nachfolgern, die R. A., daß ſie ſein Kreuz tragen und ſich ſelbſt verläugnen müſſen, wenn ſie ſeine ächte Jünger ſeyn wollten. Es liegt aber doch darin nur die Forderung, daß man auch bereit ſeyn müſſe, ſein Leben auch wohl auf eine ſchmähliche Art, wie Chriſtus, aufzuopfern und zu verläugnen, wenn es das Bekenntniß von ihm und ſeinem Evangelio erfordert, und eine Anzeige, daß ſeine erſte Jünger die blu-

blutigſten und härteſten Verfolgungen um ſeinetwillen würden zu übernehmen haben. Das Kreuz mußte von denen, welche an demſelben zu ſterben verurtheilt wurden, nach der Gewohnheit bey den Römern, bey welchen dieſe Todesſtrafe, und zwar bey Sclaven, üblich war, ſelbſt zur Richtſtätte getragen werden, daher auch Chriſtus es ſelbſt tragen mußte; und davon kömmt der Name Kreuzträger.

Man hat ſowohl in den erſtern, als auch folgenden Zeiten, die Worte Chriſti von dem Nachtragen ſeines Kreuzes auf mancherley Art gemißbraucht. Man glaubte z. B. daß dies ein allgemeines Geſetz und Kennzeichen der Chriſten ſey, und trieb ſich mit einer Schwärmerey ſelbſt zum Kreuz oder Tode, gab ſich ſelbſt als Chriſt an, und verlangte die Ehre ein Märtyrer zu werden. Andere pflegten oder pflegen noch ein jedes Leiden ein Kreuz zu nennen, da es doch eigentlich nur von der Aufopferung des Lebens um der Religion willen gebraucht wird, am wenigſten aber von den verſchuldeten Beſchwerlichkeiten oder dem Unglücke ungebeſſerter Menſchen gebraucht werden kann.

In weiterer Bedeutung werden im gem. Leben alle Arten der Leiden, Unfälle und Widerwärtigkeiten, das Kreuz, oder ein Kreuz genannt. Daher nennt man Leiden und Widerwärtigkeit in der häuslichen Geſellſchaft und in Anſehung derſelben, Hauskreuz. Vieles Hauskreuz haben, viele häusliche Unglücksfälle oder Widerwärtigkeiten.

Sprichw. Wer das Kreuz hat, ſegnet ſich am erſten; man iſt ſich ſelbſt die erſte Sorge ſchuldig; der iſt ein Thor, wer ſich ſelbſt vergißt.

Das Kreuz, dieſes Werkzeug der Todesſtrafe, war bey den Römern, Griechen und andern Völkern, z. B. den Karthaginenſern, üblich. Daß die Kreuzesſtrafe bey den Römern eine der gewöhnlichſten Todesſtrafen der Miſſethäter geweſen ſey, iſt eine ausgemachte Sache, welche alle Geſchichtſchreiber

verſichern. Calmet (1) will aus 1 Moſ. 40, 19, beweiſen, daß dieſe Todesart auch bey den Aegyptiern üblich geweſen ſey. Ob aber dieſelbe auch bey den Juden üblich geweſen ſey, darüber ſind die Gelehrten nicht einer Meinung. Diejenigen, welche nur vier Lebensſtrafen bey den Juden behaupten, und ſagen, daß man die Miſſethäter entweder geſteinigt, oder verbrannt, oder enthauptet, oder erwürgt habe, läugnen es, und ſie gründen dieſe Meinung beſonders darauf, daß die Rabbinen dieſer Todesſtrafe nicht gedenken, auch in dem ganzen Grundtexte des alten Teſtamentes kein Wort gefunden werde, welches das Kreuz, als Marterholz, bedeute (2). Andere, welche das einigemal im alten Teſtament vorkommende Erhängen hieher rechnen, welches jedoch von der Kreuzigung ganz verſchieden iſt, behaupten, daß dieſe Todesſtrafe bey den Juden üblich geweſen ſey, und berufen ſich hiebey unter andern auf eine Stelle des Juden Philo (3), wo er den Ausdruck ἀνασκολοπίζεσθαι braucht, welchen ſie von dieſer Kreuzigung erklären. Dieſe Meinung hat unter andern J. G. von Chaufepié in einer Diſſertation, die er unter dem Vorſitze des Alb. Schultens zu Franeker 1721. gehalten hat, vertheidigt, welche in den Miſcellaneis Duisburgenſibus (4) abgedruckt iſt. Vor ihm haben auch ſchon andere gelehrte Männer, als: Ba-

(1) Bibl. Wörterb. B. 2, S. 1020.

(2) So läugnen dieſes, daß ſie bey den Juden eine gewöhnliche Todesſtrafe geweſen ſey, außer andern: *Caſaubonus*, exercitat. Anti-Baronian. Exerc. 16. n. 77. *Seldenus*, de jure nat. & gent. ſecundum diſcipl. Ebræor. L. 4, c. 1, und Müller, in Jeſu patiente, p. 325.

(3) In libro de ſpecialibus legibus ad præceptum 6 & 7 Decalogi, p. 617.

(4) To. II. Faſc. 3, S. 401—436.

Baronius, Sigonius (5), und Clotzius (6), eben dieſes behauptet. Noch andere gehen hiebey die Mittelſtraße, und wollen weder das eine noch das andere ganz behaupten. Sie ſagen nämlich: die Juden hätten Niemanden auf römiſche Manier gekreuzigt, nämlich, daß man bey ihnen die Maleficanten nicht mit Händen und Füßen angenagelt hätte; gewöhnlich aber ſey dieſe Todesart bey den Juden geweſen, nämlich bey den Gotteslästerern und Abgöttiſchen, welche man, nachdem man ſie vorher gekreuzigt, hernach auf ein Holz, welches wie ein Kreuz ausgeſehen, mit rücklings angebundenen Händen aufgehängt habe, wobey zwar die Hände nicht angenagelt worden, doch nicht zuſammen gekommen wären, ſondern jede Hand auf das Querholz ausgeſpannt worden ſey. Wenn man das Aufhängen an den Galgen für Kreuzigen annimmt, und die Stellen Eſther 2, 23, 9, 13. mit einander vergleicht, ſo muß man annehmen, daß dieſe Todesſtrafe bey den Perſern nicht ungewöhnlich geweſen ſey, welches auch aus dem Berichte des Herodot (7) erhellt. Sonſt war dieſe Todesſtrafe auch bey den Scythen (8), und Aſſyriern (9), gewöhnlich. Bey den Griechen muß zu den Zeiten Alexander's des Großen dieſe Todesſtrafe ebenfalls nicht unbekannt geweſen ſeyn, wenigſtens wird vom Plutarch (10), und Diodor von Sicilien (11) erzählt, daß dieſer Monarch auf dieſe Art den Arzt Glaucus habe hin-

B 2 rich-

(5) De republ. Ebræor. L. 6, c. 8.

(6) De doloribus animae Chriſti, p. 344.

(7) Thalia, oder Lib. III. Hiſtor. p. 238. L. IV. p. 296.

(8) *Juſtin.* Hiſtor. L. 2, c. 5. *Herodot.* Hiſt. L. 4, p. 254, ſ. *Diodor. Sicul.* Biblioth. hiſtor. l. 2, p. 128.

(9) *Diod. Sicul.* L. 2, p. 91.

(10) In Vita Alexandri M.

(11) L. 17, p. 578, ſ.

richten laſſen. Mehrere Beyſpiele dieſer Todesart findet man bey dem Curtius (12). Bey den Römern findet man ſchon zu den Zeiten ihrer erſten Könige Spuren davon, ſchon unter dem Tullus. (13). Beſonders verſichert Appianus (14), daß man unter der Armee des Antonius die Sclaven mit dieſer Todesſtrafe belegt habe. Eben dergleichen berichten Dionyſius von Halikarnaß (15), Dio Caſſius (16), und Joſephus (17). Selbſt von den alten Deutſchen bemerkt Albert Kranz (18), daß dieſe Todesart unter denſelben üblich geweſen, und nicht eher unter ihnen, als zur Zeit ihrer Bekehrung zu Chriſto, abgeſchafft worden ſey.

Die gewöhnliche Benennung, durch welche dieſe Todesſtrafe iſt ausgedrückt worden, iſt Kreuzigung, L. Crucifixio, Fr. Crucifiement. Im griech. N. T. ϛαυρουν, Matth. 27, 22. 26. 31. 35, f. Marc. 15, 13, f. 20, f. Luc. 23, 23. 33, 24, 7. Joh. 19, 6. 10. 15. 23. 41; und κρεμασθαι επι ξυλον, Apoſtg. 5, 30, 10, 39. Außer dieſen griechiſchen Benennungen, wird von den Profanſchriftſtellern dieſe Todesſtrafe auch durch ἀναϛαυρουν, προσηλουν, σκολοπιζεσθαι, und ἀνασκολοπιζεσθαι, ausgedrückt.

Aus

(12) De rebus geſtis Alexandri M. L. 7, c. 11. L. 9, c. 8.

(13) *Liv.* Hiſtor. L. 1, c. 26, n. 6.

(14) De bellis civilibus, L. 3, p. 528.

(15) Antiqu. roman. L. 5, p. 317.

(16) Hiſt roman. L. 49, p. 463.

(17) Antiquit. judaic. L. 6.

(18) Vandalia, L. 4, c. 26.

Aus einer Bemerkung des Euſtathius (19) er=
hellt, daß ςαυρος einen ſpitzigen Pfahl bedeute. Ge=
meiniglich theilt man das Kreuz, deſſen man ſich be=
diente, die Miſſethäter vom Leben zum Tode zu
bringen, in crucem ſimplicem, welches bloß ein
einziger Pfahl war, an welchen der Miſſethäter mit
auf den Rücken gebundenen Händen befeſtiget (20)
(Affixio), oder auch an dergleichen alſo geſpießt
wurde, daß ihm der Pfahl zum Hintern hinein, und
oben bey dem Halſe, oder auch durch den Mund
wieder heraus gieng (21) (Infixio, Impalatio,
σκολοψις); Fig. 2842, und compactam, welches
aus zwey Haupthölzern zuſammengeſetzt war. Die
Zuſammenſetzung dieſer beyden Hölzer war von einer
dreyfachen Gattung. War dergleichen Kreuz von
zwey gleich langen Hölzern, in Geſtalt eines lateini=
ſchen und römiſchen X, oder eines großen griechiſchen
Chi, Fig. 2843, ſo hieß das Kreuz decuſſata, quae,
wie Iſidor es beſchreibt, in figura crucem & in
numero *decem* demonſtrat (22). Dieſe Art des
Kreuzes wird auch ſonſt Andreaskreuz genannt,
weil man gemeiniglich glaubt, daß der Apoſtel
Andreas an ein ſolches Kreuz genagelt worden ſey.
Waren die beyden Hölzer dergeſtalt zuſammen gefügt,
daß eines länger als das andere war, und das kür=
zere dabey oben auf das längere querüber befeſtigt
wurde, ohne daß dieſes über jenes hervor gieng, daß
alſo die Verbindung der beyden Hölzer das große la=
teiniſche T, oder das große griechiſche Tau vorſtellte,
ſo hieß es Crux commiſſa (23); ſonſt heißt es auch

(19) Ad Homer. Odyſſ. lib. ξ, p. 527, lin. 23, edit. Baſil.
(20) *Auſon.* Lapid. crucif. v. 59. *Tertull.* Apol. c. 8.
(21) *Seneca* Ep. 14. *Kipping.* Antiq. rom. L. 2, c. 8, §. 8.
Lipſius de cruce, L. 1, c. 6.
(22) *Hieron.* in Jerem. XXXI. *Lipſ.* L. c. c. 7.

Antoniuskreuz, weil der heil. Antonius mit dergleichen abgebildet wird. Gieng bey dieſer letztern Art das gerade aufſtehende oder längere Holz etwas über das Querholz hervor, wie bey dieſer Figur †, welche man noch heut zu Tage dem Kreuze giebt, Fig. 2844, ſo hieß es Crux immiſſa, oder capitata (24). Dieſe letzte Art war unter allen die gewöhnlichſte, weil man gemeiniglich über dem Kreuze eine Ueberſchrift zu ſetzen pflegte, worin die Urſache des Todes ausgedrückt wurde (25), und von dieſer Art iſt auch vermuthlich das Kreuz Chriſti, wovon ich unten beſonders ſprechen werde, geweſen. Der Gekreuzigte mußte an demſelben ſo hängen, daß er von allen geſehen werden konnte, und auch alle Umſtehende die über ihm bemerkte Urſache ſeines Todes leſen konnten (26).

Wegen der Holzſtücke, woraus dieſes Kreuz beſtand, ſind die Gelehrten nicht einig; doch kommen ſie darin überein, daß zwey weſentliche Theile deſſelben geweſen ſind, nämlich: 1. der lange Stamm Holz, oder der Pfahl, welcher in der Erde befeſtigt wurde, welchen der Gekreuzigte mit ſeinem ganzen Leibe und Rücken bedecken mußte, an welchem er angenagelt wurde; dieſer Theil hieß Crux im vorzüglichen Verſtande, oder lignum arrectarium; 2. das Querholz, welches oben noch unter der geſetzten Ueberſchrift durch den gerade in die Höhe ſtehenden Stamm durchgieng, an welchem der Delinquent ſeine Arme und Hände aus-

(23) *Tertullian.* adv. Marcionem, L. 3, c. 22. *Lipſius*, l. c. cap. 8.

(24) *Lipſius*, c. 9. *Cerda* Adverſar. ſacr. c. 90. ap. *Pitiſc.* in Crux.

(25) Matth. 27, 37. Marc. 15, 26. Luc. 23, 38. Joh. 19, 19.

(26) Joh. 19, 20.

ausſtrecken mußte, und woran die Arme angenagelt wurden; dieſer Theil hieß Antenna, Patibulum, oder Lignum transverſarium. Einige, als: Irenäus (27), Tertullianus (28), und andere, ſetzen zu dieſen weſentlichen Theilen des Kreuzes noch 3. das ſogenannte Geſäßbret, oder Geſäßholz, Sedile, oder Staticulum, auf welchem der Gekreuzigte am Kreuze ſaß, oder gleichſam ritt, hinzu. Man pflegte, zu dieſer Abſicht, daſſelbe mitten an dem Stamme, der gerade in die Höhe gieng, zu befeſtigen, und es gieng daſſelbe aus dem Stamme wie ein Horn hervor. Außer der Hauptabſicht des Sitzens darauf, diente es auch dazu, daß der Leib des Gekreuzigten deſto länger hängen bleiben ſollte, beſonders wenn er zu faulen anfieng; und dem Henker diente es zum Auftritt, daß er das Annageln der Arme des Delinquenten deſto beſſer verrichten konnte. Die Maler ſtellen gemeiniglich die Kreuzigung Chriſti ſo vor, daß man erſt das Kreuz auf die Erde niedergelegt, und Jeſum daran genagelt, hernach aber den Holzſtamm in die Höhe gerichtet habe, wovon man aber keine Spur bey den Alten findet. Vermuthlich richtete man erſt das Kreuz auf, und nagelte ſodann mit Hilfe dieſes Geſäßholzes, worauf man zu treten pflegte, den Delinquenten daran. 4. Meinen einige, als: Caſaubonus (29), Bartholin (30), Cornelius Curtius (31), nebſt andern, es ſey noch ein Klotz unter den Füßen, oder ein Fußbret, welches ſie Suppedaneum nennen, da geweſen, worauf die Füße des Gekreuzigten geruhet hätten und angenagelt worden ſeyn,

(27) Adverſus haereſes, L. 2, c. 42.
(28) L. 1. ad nationes, c. 12. To. I. Opp. p. 353, edit. Pariſ.
(29) Exercit. Antibaron. exerc. 16, n. 85.
(30) De latere Chriſti aperto, c. 9, p. 118.
(31) De clavis dominicis, c. 11, p. 126, edit. Antverp.

Fig. 2845 da geweſen (32). Allein, man findet von demſelben bey der Kreuzigung vor Conſtantin's des Großen Zeiten keine Spur; und es wäre dieſes auch unnöthig geweſen, da die Füße des Gekreuzigten ohnedies ſchon unten an den Stamm angenagelt wurden. Uebrigens wurde zu den Kreuzen Holz, wie man es bekam, beſonders aber doch eichenes, genommen (33).

Was die Höhe des Kreuzes betrifft, ſo mußte man dieſelbe nach dem aufgerichteten Holzſtamme abmeſſen. Ordentlicher Weiſe waren die aufgerichteten Kreuze nicht gar zu hoch, nur ſo hoch, daß die Füße des Miſſethäters 3 bis 4 Schuh hoch von der Erde erhaben waren. Dieſes letztere läßt ſich 1. daher beweiſen, weil der Maleſicant ſein Kreuz ſelbſt nach dem Richtplatze tragen mußte (34), welches nicht möglich geweſen, wenn das Kreuz zu lang geweſen wäre; 2. weil die Umſtehenden bey einem zu hohen Kreuze die über dem Kreuze geſetzte Uiberſchrift nicht würden haben leſen können; 3. weil das Brechen der Beine des Gekreuzigten durch die Kriegsknechte ſchwerer geweſen wäre, wenn das Kreuz zu hoch war, Joh. 19, 32. Heinrich Kipping (35) behauptet, es ſey gewöhnlich das Kreuz 9 Ellen hoch geweſen, wovon 6 über der Erde heraus gegangen wären 3 aber davon in der Erde eingegraben geweſen wären. Indeſſen wurden manchmal, theils um die Größe des verübten Verbrechens anzuzeigen, theils aus Haß gegen den Gekreuzigten, und um ihn deſto mehr zu beſchimpfen, die Kreuze höher als gewöhnlich ge-

(32) *Gregor. Turon.* de glor. Mart. c. 6. *Lipſius*, L. 2, c. 10. alii ap. *Pitiſc.* in Suppedaneum.

(33) *Sil. Ital.* L. 2, v. 343. *Lipſ.* L. 3, c. 13.

(34) Joh. 19, 17.

(35) Exercitation. de cruce, exerc. 24, §. 1, p. 165, ſ.

gemacht, wovon einige Beyſpiele bey dem Juſtinus (36), und Suetonius (37), vorkommen.

Da die Abſicht bey ſolcher Kreuzigung dieſe war, daß die Uebelthäter von Jedem ſollten geſehen werden, ſo erwählte man zu denjenigen Oertern, wo die Kreuze aufgerichtet wurden, mehrentheils öffentliche Landſtraßen, wo viele Menſchen zuſammen kommen. Dieſes beweiſet ſelbſt der Berg Golgatha, wo Chriſtus gekreuzigt worden iſt; Matth. 27, 33. Schon Bachiene (38) bemerkt, daß die Römer die Gewohnheit gehabt haben, Hügel und Anhöhen dazu zu erwählen, damit dergleichen Beſtrafung zum Schrecken anderer deſto mehr in die Augen fallen ſollte. Doch bemerkt daſelbſt Hr. Maas in einer beygefügten Anmerkung, daß die Gewohnheit der Römer, die Miſſethäter auf Begen hinzurichten, nicht allgemein geweſen ſey, indem man auch die Kreuze allenthalben auf den Wegen aufgerichtet hätte. So erzählt Valerius Maximus (39) von dem Polykrates, er ſey auf dem höchſten Gipfel des Berges Mycale gekreuzigt worden.

Derjenige, der gekreuzigt werden ſollte, oder auch ſchon gekreuzigt war, hieß Cruciarius. Diejenigen, über welche dieſe Todesſtrafe ergieng, waren eigentlich Sclaven oder Knechte. Livius (40), Dionyſius von Halicarnaß (41), und Hirtius (42), führen Beyſpiele von Knechten an, welche man wegen angefangener Rebellion gekreuzigt hat. Daher auch Tacitus

(36) Hiſtor. L. 18, c. 7, n. 15.
(37) De vita Galbæ, c. 9.
(38) Paläſtina, Th. 2, B. 1, §. 133, S. 289.
(39) L. 6. c. 9. extern. hiſt, n. 5.
(40) Hiſtor. L. 22, c. 33, n. 2. L. 33, c, 36, n. 3.
(41) Antiqu. rom. L. 5, c. 7.
(42) De bello hiſpan. c. 20, n. 5.

citus (43) dieſe Todesart ſervile ſupplicium nennt. Ihr Herr ließ ſie manchmal um geringer Urſachen willen kreuzigen, wenn ſie ihm entlaufen, oder ihm untreu geworden waren, u. ſ. w. Sonſt wurden die Aufrührer (44), öffentliche Straſſenräuber (45), Meuchelmörder (46), Falſarii (47), Ueberläufer im Kriege (48), und andere Uebelthäter, die grobe Verbrechen verübt hatten, gekreuzigt, welches aus dem Beyſpiele der beyden mit Chriſto gekreuzigten Schächer (49) deutlich erhellt. Sonſt war dieſe Strafe auch für öffentliche Feinde; daher Alexander der Große auf einmal 2000 Tyrer an Kreuze ſchlagen ließ (50), Titus mehr als 500 Juden (51), andere Tyrannen aber auch die Chriſten, und unter dieſen ſogar auch Frauensperſonen, indem auf dieſe Art endlich die h. Eulalia ſoll hingerichtet worden ſeyn (52). Es war eine ſehr ſchimpfliche und ſchmähliche, eine der

(43) Hiſtor. L. 4, c. 2, n. 7. *Cic. Verr.* V. c. 64.

(44) *Livius*, L. 30, c. 43.

(45) *Juvenal.* Sat. 6, v. 219. *Tacitus*, L. 4, c. 11.

(46) *Joſeph.* Antiq. L. 13. c, 22. d. bello jud. L. 2, c. 7, 22. *Kipping* de cruce, §. 2.

(47) *Senec.* epiſt. 7. *Petron.* c. 71.

(48) *Firmit.* Mathem. L. 6. c. 26. Eigentlich hätte die Kreuzigung wohl unter den militäriſchen der Kriegesſtrafen keine Stelle finden können, da man die Knechte nicht zu pflichtmäßigen Soldaten machte. Der Deſerteur wurde hingegen ſo geringſchätzig, als ein Knecht, behandelt, und konnte mit einer Knechtshinrichtung beſtraft werden. In folgenden Zeiten wurde, anſtatt der Kreuzigung, die Aufknüpfung an einem niedern Galgen, (Suſpendium, oder Supplicium furcarum,) eingeführt; wo dergleichen Miſſethäter nicht ſowohl erdroſſelt, als mit Ruthen zu Tode gehauen wurden.

(49) Matth. 27, 38.

(50) *Curtius*, L. 4, c. 4. *Paull.* Sent. 5, tit. 23.

(51) *Joſeph.* de excid. L. 2, c. 3.

(52) Martyrol. 22, Maji. c. 15.

der niedrigſten und in der Art der Ausführung eine der grauſamſten Strafen, wenn Jemand zu derſelben verurtheilt wurde. Eben dieſes beſtätigen auch einige Kirchenväter, wenn ſie von der Strafe der Kreuzigung reden, als: Lactantius (53), Origenes (54), und Chryſoſtomus (55).

Ein Mehreres hievon findet man in Carl Heinr. Langens Abh. de infami, quo Chriſtus adfectus eſt, ſupplicio, in ſeinen Obſervationibus ſacris, n. II. p. 151—214. und in *Jo. Gottl. Muſaei* diſſ. de infamia crucis per Chriſtum depulſa, Jen. 1727.

Vermuthlich bekam dieſe Schande in den Augen der Juden, wenn ſie eine ſolche Kreuzigung mit anſahen, noch einen großen Zuwachs, da Gott ſchon in ſeinem Geſetze mit der Strafe des Hängens den Fluch verbunden hatte.

Die bey der Kreuzigung gewöhnlichen Gebräuche waren folgende. Zuerſt erfolgte vor derſelben der ſolenne Ausſpruch des Richters, welcher in der feyerlichen Formel bey den Römern beſtand, die er zu dem Maleficanten ſagte: Ibis in crucem. Hierauf übergab der Richter denſelben in die Hände derjenigen, die das Urtheil an ihm vollziehen ſollten (56), welches zu der Zeit der freyen römiſchen Republik die ſogenannten Lictores, unter den Kaiſern aber die Kriegsknechte und Soldaten, deren auch in der Geſchichte der Kreuzigung Chriſti gedacht wird, waren. Vor der Hinausführung wurde er erſt gegeiſelt (57), und zwar entweder im Richthauſe an einer Säule (58), oder im

(53) Inſtitut. divin. L. 4, c. 26.
(54) contra Celſum, L. 1, p. 24. edit. Guil. Spenieri.
(55) in Pſalm. 109. To. I. Opp. p. 436, edit. Antverp.
(56) Marc. 15, 15. Luc. 23, 25. Joh. 19, 16.
(57) *Liv.* L. 34, c. 26. *Curt.* L. 7, c. 11. Marc. 15, 15.
(58) *Prudent.* Diptych. v. 161.

im Hinausführen zur Kreuzigung (59). Bey der Herumführung des Miſſethäters durch die vornehmſten Straßen der Stadt, bis an den Richtplatz, mußte er ſein Kreuz, oder doch ein Stück davon, ſelbſt tragen (60), und viel Spott= und Läſterreden erdulden (61); es wäre denn, daß er ſub furca, oder alſo über die Straße oder den Markt gegeißelt wurde, daß ihm der Nacken in eine Gabel geſteckt war, die Arme aber an deren beyden Enden ausgebreitet waren (62); wobey er noch wohl mit Stacheln zum Fortgehen angetrieben wurde (63). Sobald man auf dem Richtplatze mit dem Delinquenten angekommen war, pflegte man demſelben ſeine Kleider auszuziehen (64), welche die Kriegsknechte, die die Exekution vollzogen, unter ſich theilten, und auch wohl darum zu looſen pflegten (65). Ob man dem Gekreuzigten die Schamtheile bedeckt habe, wie die Maler Chriſtum am Kreuze zu malen pflegen, hat Voſſius (66) ausführlich unterſucht. Hierauf gieng die Kreuzigung ſelbſt vor ſich. Zuvörderſt wurde das Kreuz dem Maleficanten abgenommen, und in die Erde geſteckt. Hierauf halfen die Kriegsknechte ihm auf das ſogenannte Geſäßholz des Kreuzes, beſonders wenn er ſchon ſehr matt und ſchwach war. Dieſes wird beſonders durch die Redensart: tolli, agi in crucem, deren die römiſchen Scribenten ſich ſo oft bedienen, angezeigt. Daß man ſich, nach der Vorſtellung einiger

(59) *Val. Max.* L. 1, c. 7. *Macrob.* Saturn. L. 1, c. 10.
(60) *Artemid.* L. 2, c. 41. Joh. 19, 17.
(61) *Lipſius*, L. 2, c. 5.
(62) *Kipping.* Antiqu. rom. L. 2, c. 9, §. 7.
(63) *Plaut.* Moſt. Act. 1, Sc. 1, v. 52.
(64) *Artemid.* L. 2, c. 57.
(65) Matth. 27, 35. Marc. 15, 24. Joh. 19, 23.
(66) De baptiſmo, Diſp. 7, theſ. 6.

ger Maler, dazu der Leitern bedient habe, findet man nirgends, welches auch nicht nöthig war, da, erwähntermaßen, das Kreuz mehrentheils nicht ſehr hoch war. Saß nun der Verbrecher feſt an dem Geſäßholze, ſo, daß die Beine zu beyden Seiten herab hiengen, ſo wurden die Füße an dem Pfahle, die Hände aber an dem obern Querholze angenagelt, wobey jedoch **Scaliger** (67) vermuthet, daß die Kriegsknechte erſt die Hände mit Stricken angebunden, und ſodann mit eiſernen Nägeln angenagelt hätten.

Wenn ſie angenagelt wurden, iſt auſſer allem Zweifel, daß jede Hand auf ihrer Seite beſonders genagelt worden iſt. Bey den Füßen aber pflegt man die Frage aufzuwerfen, ob auch beyde Füße neben einander mit zwey Nägeln angenagelt, oder die Füße etwa über einander geſchlagen, und mit einem einzigen langen und ſtarken Nagel angeheftet worden ſeyn. Man iſt hierin nicht einig, zumal wenn von der Kreuzigung Christi die Rede iſt. **Gregorius von Nazianz** braucht den Ausdruck Τρίσηλον, d. i. mit drey Nägeln. Andere behaupten, daß jeder Fuß Chriſti mit einem beſondern Nagel angeheftet geweſen ſey. Wenn **Cyprianus** von dem Leiden Chriſti redet, ſagt er: clavis ſacros pedes terebrantibus, d. i. wobey die Nägel die heiligen Füße durchbohrt hatten.

Ueber dem Haupte des Gekreuzigten war eine Tafel, worauf die Urſache ſeines Todes, oder ſein Verbrechen beſchrieben ſtand. Dieſes hieß Titulus, oder Elogium (68). Von dieſer Ueberſchrift des Kreuzes iſt Folgendes zu merken. Bey den Alten wurde die Urſache des Todes der Uebelthäter entweder vermittelſt einer Schrift, oder durch den öffentlichen Ausruf eines Heroldes (69), dem auf dem Richtplatze verſammel-

(67) Animadverſ. ad Euſebii Chronicon, p. 110.

(68) Johannes, der Evangeliſt, hat das Wort Titulus auch im Griech. behalten; Τίτλος; Matthäus aber nennt es Αιτίαν, cauſam. Andre ſetzen Ἐλέγχιον.

melten Volke angedeutet. Bey den Römern wurde die Tafel, worauf das Verbrechen mehrentheils von dem Richter ſelbſt (70) geſchrieben war, vor dem Verurtheilten hergetragen; zuweilen pflegte man ſie auch demſelben entweder vor der Bruſt, oder auf dem Rücken, anzuheften; hernach aber, beſonders wenn das Kreuz nicht gar zu hoch war, heftete man dieſes Täfelchen oben an dem über dem Querbalken hervor ragenden Theile des Kreuzes (71). Salmaſius (72) beſchreibt dieſes Täfelchen, und nennt es Tabellam ligneam dealbatam gypſu vel ceruſſa; in qua litterae ex encauſto vel atramento ſcribebantur, weil nämlich daſſelbe erſt mit Bleyweiß, Gyps oder Kreide weiß gemacht, hernach aber ſchwarze Buchſtaben mit Tinte darauf geſchrieben worden. Die Griechen nannten ſolche Tafel Λευκωμα; die Römer aber Album. Auf derſelben wurde der völlige Name des Verbrechers, ſein Vaterland und die vornehmſte Urſache

(69) Wenn der Præco nur mündlich ausrief, was der Uebelthäter begangen hatte, ſo nannte man dies Superdictum. *Ulpian.* l. ſi duo Patroni ff. de jurejurando.

Wenn man einen Flucher und Schwörer prügeln ließ, rief der Præco ihm zu: προπετῶς μὴ ὄμνυε, oder: temerarie & petulanter ne jures! Suetonius ſchreibt vom Kaiſer Domitian: Patrem familias detractum e ſpectaculis in arenam canibus objecit cum hoc titulo: *Impie locutus eſt.*

Alexander Severus ließ ſeinen Kammerdiener Turinus, welcher viele Geſchenke genommen, und den Leuten große Verheißungen, wie er für ſie bey dem Kaiſer reden wollte, gethan hatte, welches doch nur ein vergebliches Geſchwätz und lauter Lügen waren, an einen Pfahl binden, und zu Tode ſchmäuchen, auch den Præconem dabey ausrufen; *Fumo punitur, qui vendidit fumum.*

(70) Joh. 19, 19.

(71) Matth. 27, 37. Marc. 15, 26. Luc. 23, 38. Joh. 19, 10.

(72) Epiſt. de cruce, p. 266; & Lib. de modo uſurarum, p. 94 ſ.

ſache ſeines Todes bemerkt, wodurch der Richter nicht nur die Gerechtigkeit des über ihn gefällten Todesurtheiles an den Tag legen, ſondern auch dem Volke die Urſache des Todes hinlänglich bekannt machen wollte.

Wenn die Kreuzigung vollzogen war, mußte der Gekreuzigte von den Kriegsknechten bewachet werden, damit er nicht des Nachts möchte abgenommen werden (73). Der Uebelthäter mußte ſo lange am Kreuze hangen, bis er ſtarb. Nun war der Kreuzestod eine ſehr langſame Todesart, da ein Menſch am Kreuze wohl etliche Tage unter unſäglichen Schmerzen leben konnte, ehe er völlig ſtarb, und ſich entweder verblutete, oder verhungerte. Um nun bey ihnen den Tod zu beſchleunigen, pflegte man, aus beſonderer Gnade gegen die Verbrecher, oder anderer Urſachen wegen, ihnen entweder die Beine zu zerbrechen (74), oder man durchſtach ihnen das Herz mit einer Lanze oder einem Spieße. Wenn bey den Heiden, die Körper der Gekreuzigten ihren Freunden, auf Bitte zum Begräbniß verabfolget wurden, war es eine große Gnade, weil ſie ſonſt daran hangen blieben,

(73) Matth. 27, 54. Luc. 23, 46.

(74) Joh. 19, 32. Das Zerbrechen der Beine, oder das Beinbrechen der Gekreuzigten, Crurifragium, geſchah mit einem großen Hammer oder einer Keule, und war nur bey den Juden üblich.

Lactant. L. 3, c. 26. *Kipping.* exercit. 29, §. 5.

Außer dem war es eine Strafe der Miſſethäter, (*Plaut.* Aſin. Act. 2, Sc. 4, v. 8.) inſonderheit der Knechte (*Seneca* de ira, L. 3, c. 32. *Suet.* Aug. c. 67. Tiber. c. 44), aber auch freyer Leute (*Seneca* l. c. c. 18. *Polyb.* L. 1, c. 86.), wobey der dazu Verurtheilte die Beine auf einen Amboß legen mußte, die man ihm ſodann mit einem Hammer oder einer eiſernen Stange entzwey ſchlug (*Lipſ.* de cruce, L. 2, c. 14.). Sonſt war es für die Chriſten auch eine gewöhnliche Hinrichtung (*Ant. Gallonus* de cruciat. martyrum p. 424, ſ. Martyrolog. roman. 4 Mart.)

blieben, bis ſie verfaulten, zumal diejenigen, die ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät begangen hatten. Bey den Juden aber, wenn ſie vorher die Uebelthäter geſteinigt oder ſonſt getödtet hatten, und hernach deren todte Körper zum Beyſpiel und Anſchauen an das Kreuz hiengen, blieben ſie nur etliche Stunden daran, wurden vor Sonnenuntergang wieder abgenommen und begraben, nach dem Geſetze Gottes (75), damit das Land nicht verunreiniget werden möchte (76). Manche Gekreuzigte blieben auch nach dem Tode hangen, da ſie öfters von den Hunden und Raubvögeln zerfleiſcht wurden; ja man pflegte bisweilen auch Löwen und Bären an dieſelben zu hetzen, ehe ſie noch todt waren (77), Fig. 2846, weil ſie, gedachtermaßen, ſo niedrig daran hiengen, daß die Raubthiere ſie erreichen und zerreißen konnten. Einige wurden alſo gekreuzigt, daß ſie den Kopf gegen die Erde, die Füße aber in die Höhe kehrten. Unter andere wurde ſogar Feuer gelegt, über welchem die Gekreuzigten gleichſam lebendig gebraten wurden; Fig. 2847; da ſie dann hangen blieben, bis ſie verfaulten und ſelbſt abfielen (78).

Mit mehrerm ſind überhaupt von dieſer Todesart des Juſtus Lipſius de Cruce Libri tres, Amſt. 1670, 12. Tho. Bartholin's Hypomnemata de cruce Chriſti, Amſt. 1670. 12. Carpzov Apparatus antiquit. hebr. p. 591, f. und andere, welche Fabricius in ſeiner Bibliographia antiquaria, c. 15. §. 14. 16. p. 748. 755, und Köcher in den Analect. philol. & exeget. in IV Evangelia, p. 503, f. angeführt haben, nachzuleſen.

Die

(75) 5. Moſ. 21, 23.

(76) *Matth. Stephani* L. 1. de juriſd. c. 8, n. 11, 12.

(77) Dergleichen Beyſpiele Suetonius und Dio Caſſius von dem Nero erzählen.

(78) *Val. Max.* L. 6. c. 2. 9. *Cic.* Quæſt. Tuſcul. L. 1, c. 43. *Plaut.* Mil. Act. 2, Sc. 4, v. 19.

Die Kreuzigung Chriſti, welche von allen vier Evangeliſten (79) beſchrieben wird, hatte ihre beſondere Urſachen, welche Paulus, Galat. 3, 13. bemerkt, wobey die Stelle 5 Moſ. 21, 23. zu vergleichen iſt, anderer Urſachen nicht zu gedenken, welche Johann Erichſon, Jo. Fr. Noodt, und Juſt. Mart. Gläſener (80) vorgetragen haben. Das Kreuz, woran Chriſtus ſeinen Geiſt aufgegeben hat, war vermuthlich Crux immiſſa oder capitata, wie ich es oben beſchrieben habe, welches man, wegen der nach dem einſtimmigen Berichte aller vier Evangeliſten darüber geſetzten Ueberſchrift annehmen muß.

Von dieſer Ueberſchrift haben mit mehrern *Honoratus Niquetus*, tract. de titulo ſanctae crucis, ſeu hiſtoria & myſterio tituli S. crucis Chriſti, Antverp. 1670, 12; Valentin Alberti diſſ. de inſcriptione crucis Chriſti, Lpſ. 1725; Sam. Reyher diſſ. de crucifixi Jeſu titulis puniendorum ſuperdictionibus, Kil. 1711, nebſt Andern, welche Köcher in ſeinen Analectis philolog. et exeget. in IV Evangelia, S. 504, fgg. angeführt hat, gehandelt.

Man hält insgemein dafür, daß das Kreuz Chriſti von viererley Holz gemacht geweſen ſey, nämlich: der unterſte Theil von Palmen, der mittlere von Cedern, das Querholz von Cypreſſen, und der oberſte Theil oder Titel von Oehlbaum. Man zeigt auch im Kloſter St. Emeran zu Regensburg vier, in Gold eingefaßte, Stücke von dem heiligen Kreuze, mit folgenden Verſen:

De cedro truncus Chriſti crucis eſt, ſtipesque cypreſſus;
Brachia de palma, eſt oliva ſuprema.

wel-

(79) Matth. 27, 31, fgg. Marc. 15, 20. Luk. 23, 26. fgg. Joh. 19, 18, fgg.

(80) In der hamburg. vermiſchten Bibliothek, B. 1. St. 2, S. 297, fgg. St 3, S 505, fgg. St. 4. S. 552, fgg. 621, fgg. S. auch Joh. Dieter. Winklers Philologemata Lactantiana ſacra, pag. 310, 314.

welches aber Lipſius (81) widerlegt. Man bleibt daher billig dabey, daß das ganze Kreuz nebſt allem Zugehör von Eichenholz geweſen iſt, weil ſolches im gelobten Lande das häufigſte und gemeinſte Holz war. Es iſt auch nicht glaublich, daß man die Mühe daran gewandt, und noch vielerley Holz zum Kreuz ausgeſucht, ſondern vielmehr das Eichenholz, wie es bey der Hand war, ohne einigen Zierrath dazu genommen habe. Siehe auch oben, S. 24.

Der Cruciarius mußte, wie ich oben gemeldet habe, ſein Kreuz bis zur Richtſtätte ſelbſt tragen. Bey der Kreuzigung Chriſti findet man zwar, daß man den **Simon** von Cyrene gezwungen habe, Jeſu das Kreuz abzunehmen, und es zu tragen (82); allein dieſes war ein auſſerordentlicher Fall. Man hatte gewiß Chriſto die Laſt des Kreuzes allein aufgelegt, als man ihn aus dem Richthauſe führte; weil man aber befürchtete, er möchte, ſeines vielen Wachens, und ſeiner geſpürten Entkräftung wegen, das Kreuz nicht ſo weit tragen können, da es ſehr ſchwer war, zumal, da er es auf dem Pflaſter ſchleppen mußte, ſo nahmen ſie ihm daſſelbe ab, und legten es dem **Simon** auf die Schultern.

Unterſuchung der Frage: warum Simon von Cyrene dem Heiland das Kreuz nachtragen müſſen, angeſtellt von Sam. Wilh. Oetter, Augsburg, 1764, 8. 2 u. e. h. B. Herr Oetter verneint, daß der Heiland unter Weges in eine Ohnmacht gefallen ſey. Er erinnert, der Heiland ſey als König der Juden gekreuzigt worden; er habe unter Weges die Coronam radiatam auf dem Haupte gehabt, damit man dadurch ſein Verbrechen zeigen möchte. Da es ſich nun nicht ſchickte, daß der König der Juden ſein Kreuz ſelbſt zur Richtſtätte trüge, ſo hätten die Kriegsknechte es ihm abgenommen, und es auf den Simon gelegt,

(81) Quod ſuperioris aliquot aevi Scriptores tria aut quatuor genera ligni in cruce dominica agnoſcunt, curioſe magis dictum arbitramur, quam vere. Lipſ. de cruce L. 3. c. 13.

(82) Matth. 27, 32. Marc. 15, 21.

legt, welcher ihnen eben unterweges begegnete. Der Simon, welcher ein Jude geweſen ſey, habe ſeinem Könige Dienſte thun müſſen.

Wenn man Mitleiden mit dem Cruciario hatte, ſo reichte man ihm wohl einen Trank, der ihn verſtand-und ſinnlos machte, damit er die heftigen Schmerzen nicht empfinden, ſich eher verbluten, und alſo auch geſchwinder ſterben möchte. Chriſtus wollte ihn nicht nehmen, weil er mit vollem Gebrauche des Verſtandes ſterben wollte; da er ſchon einige Zeit am Kreuze gehangen hatte, nahm er den Eſſig an.

Walch (83) glaubt, daß dem Erlöſer zu zweymalen ein Gallentrank gereicht worden ſey, und daß die Stellen Matth. 27, 34. Marc. 15, 23. von dem erſtenmale; Matth. 27, 48. Marc. 15, 36. Luc. 23, 36. Joh. 19. 28. 29. von dem zweytenmale reden. Er erklärt die Darreichung dieſes Trankes, der dem Heilande gegeben wurde, aus der Gewohnheit der Juden, den zum Tode gehenden Miſſethätern, Wein mit Weihrauch oder Myrrhen vermiſcht, zu geben, damit dadurch ihr Verſtand betäubt, und die Empfindung der Strafe erleichtert würde. Eben deswegen nahm der Heiland dieſen Trank nicht an, damit es nicht ſcheinen möchte, als hätte er die am Kreuze geſprochenen Worte in der Verwirrung geredet.

Obgleich der Gekreuzigte, nach römiſchen Sitten, am Kreuze hängen mußte, bis er ſtarb, ſo gab doch der römiſche Landpfleger **Pilatus** dieſes Mal aus Politik nach. Nach den moſaiſchen Geſetzen durfte kein Gehänkter nach Sonnenuntergang am Kreuze hängen bleiben. Zudem war der Tag, an welchem die Kreuzigung geſchahe, ein heiliger Tag, es war der Vorbereitungstag auf den großen Oſterſabath, und es war ſchon ein großer Theil des Tages verſtrichen. Dieſes bewog die Juden, ehe ſie wußten, daß Chriſtus geſtorben war, beym **Pilatus** mit der Bitte ein-

(83) *Jo. Ern. Imman. Walch* diſſ. de potu Servatoris moribundi Reſp. *Jo. Ulr. Zorn.* Jen. 1762, 4. 5. B.

einzukommen, er möchte den Gekreuzigten das Leben abkürzen, und ihre Körper noch vor Ende des Tages bey Seite thun laſſen. Pilatus erlaubte, den Gekreuzigten die Beine zu zerſchlagen, und alsdann ihre Körper herab zu nehmen. Das Zerſchlagen der Beine war ſonſt bey den Römern eine beſondere Strafe, die ſo ſchmerzhaft war, als die Kreuzigung ſelbſt, nur daß ſie nicht ſo lange dauerte. Der Soldat zerſchlug erſt die Beine mit einem Keule; dann wurde der Schlag auch auf die übrigen Theile des Leibes geführt, wo er den Tod brachte; ſ. oben, S. 31. Dieſes ſollte nun auch mit Jeſu vorgehen; allein, ſein blaſſes ſinkendes Haupt, und da er ganz unbeweglich hieng, zeigte an, daß er ſchon geſtorben wäre. Der Hauptmann, der die römiſchen Soldaten bey der Exekution kommandirte, hatte ſogar den Augenblick des Todes bemerkt. Doch weil ein ſo frühes Verſcheiden (84) etwas Seltenes war, und von einigen für eine Ohnmacht gehalten werden konnte; und um dem Befehle genug zu thun, der eine gewaltſame Abkürzung des Lebens erforderte, ſo wurde für gut befunden, daß der Soldat ihm einen Seitenſtich gäbe, damit, wenn noch Leben vorhanden wäre, der Tod unfehlbar erfolgte. Demnach öffnete der Kriegsknechte einer, ſeine Seite, und alsbald gieng Blut und Waſſer heraus; Joh. 19, 33, 34; ein Zeichen, daß Christus wirklich todt war, ſo, daß, wenn er auch noch nicht wirklich geſtorben geweſen wäre, er nothwendig von dieſem Stiche in das Herz hätte ſterben müſſen.

Einige Ausleger machen hierüber die Anmerkung, daß das Ausfließen des Waſſers ein Zeichen geweſen, entweder daß das Säckchen, welches das Herz umgiebt, und in welchem ſich bey Sterbenden eine wäſſerige Feuchtigkeit ſammelt, durchſtochen worden ſey, oder, daß das Blut ſchon gröſ-

(84) *Jo. Rud. Kiesling* de cauſſis acceleratae Chriſti in cruce mortis, non mere humanis, ſed potius divinis. Erl. 1767, 4.

größten Theils geronnen geweſen ſey, und das Wäſſerige ſich davon abgeſondert habe. Man mag annehmen, welches man will, ſo iſt es ein untrügliches Zeichen des Todes.

Th. Bartholini diſſert. de latere Chriſti aperto. Lugd. Bat. 1646, 8.

Ge. Wolfg. Wedel, in ſeinen exercitationibus medico-philolog. ſacris & profanis Decad. III. Jen. 1687, 4. exercit. I. behauptet, daß der Speer zwiſchen der fünften, und ſechsten Rippe der linken Seite, bis in die Herzkammer ſelbſt gedrungen ſey.

Mich. Alberti phyſikaliſche und medizinische Paſſionsbetrachtung der wunderbaren Seitenwunde Chriſti, daraus Blut und Waſſer gegangen, ſt. in Nro. 16 und 17 der wöchentl. Hall. Anzeig. vom Jahr 1757. Er hält dafür, die mit dem Speer gemachte Wunde ſey weit und groß geweſen, ſey von unten aufwärts in die großen Bruſtmuskeln, darin ſich ſonſt das Blut aufgehalten habe, mitgedrungen, habe ſich an dem knorpeligen Theile des Bruſtbeines über die Rippen, an und durch die nächſten fleiſchigen Theile bis an das Rippenfell erhöhet, und daſelbſt eine große Oeffnung, und den wenigen zurückgebliebenen Flüſſigkeiten einen Ausfluß gemacht.

Jo. *Bernh. Quiſtorp* progr. de aqua ex latere Chriſti profluente. Roſtock, 1757, 4. 1. B.

Extrait d'un Mémoire de Mr. *Van-der-Haar*, ou l'on explique phyſiquement, comment il étoit poſſible, qu'il ſortit du ſang et de l'eau du côté de Jeſus-Chriſt, que le Soldat perça de ſa lance, ſt. in Nro. XXXVI der Gazette. ſalut. vom Jahr 1762.

Ge. Gottlob *Richter* progr. de morte Servatoris in cruce. Götting. 1756, 4. 3 B.

Wieder aufgelegt u. d. T. G. G. *Richteri* de morte Servatoris in cruce ſuccincta commentatio. Gott. 1757, 4. 10 B.

Ant. Balthaſ. v. Walther juriſtiſch hiſtoriſche Betrachtungen über die Geſchichte vom Leiden und Sterben Jeſu Chriſti, darinnen die merkwürdigſten von den vier Evangeliſten beſchriebenen Umſtände dieſer Geſchichte aus den römiſchen, wie auch jüdiſchen Rechten und Alterthümern erläutert werden; nebſt einem doppelten Anhange. I. von den mit und ohne Grund dem Pilato in dieſem peinlichen Prozeſſe vorgeworfenen Fehlern; II. von den hieher gehörigen untergeſchobenen Gerichtsakten. Breslau, 1738. Zweyte vermehrte und verbeſſ. Ausgabe, Bresl. 1777, 8.

Unter den Reichsheiligthümern, welche die Stadt Nürnberg verwahrt, befinden ſich unter andern auch: der Speer, womit Chriſti Seite durchſtochen, und einer von den Nägeln, womit ſeine Hände durchbohret

ret werden; zweitens, ein Stück vom Kreuze Chriſti, darin das Loch des Nagels zu ſehen iſt; ſ. im 32ten Th. S. 326, und die dazu gehörige Fig. 1774 (*).

Auſſer den allgemeinen Abhandlungen des Raban Maurus (1), Lipſius (2), Gretſer (3), Boſius (4), Bartholin (5), Kipping (6), u. a. m. de Cruce, haben Calixtus (7), Salmaſius (8), und Nihuſius (9), Briefe über deſſen eigentliche Form und Reliquien geſchrieben.

Das

(*) Ein noch weit größeres Stück vom Kreuze Chriſti, worin auch das Loch des Nagels zu ſehen iſt, wird in der Metropolitankirche zu Prag in einem großen goldenen Reliquiario aufbewahret, und jährlich etlichemal zur öffentlichen Verehrung ausgeſetzt. Kaiſer Karl IV. hat es dahin verehrt. Peſſina in Phosphoro ſepticorni ſ. gloria S. Metropolit. Eccleſiae Prag. Rad. IV.

(1) De laudibus S. Crucis, Pfordzheim, in aedibus Th. Anshelmi, 1503, f. und inter Opp. Colon. 1626. Tom. 6.

(2) De cruce Libri III. Antverp. 1592. 8. Brunſv. 1640. 8. Amſt. 1670, 12. c. figg. und Veſaliae. 1675, 12. c. figg.

(3) *Jac. Gretſeri* de ſancta cruce Libri IV. Ingolſt. 1598. 4. 1600. 1607, 4. 3 Voll. ibid. fol.
Eben deſſen Hortus ſanct. Crucis Partibus V. Cum ποδονιπτρῳ ſ. Pedilavio. Ingolſt. 1610, gr. 4.

(4) *Giacomo Boſio* della Croce triomfante e glorioſa. Rom. 1610, f. Lat. Antverp. 1617, f.

(5) *Th. Bartholini* de cruce Chriſti Hypomnemata IV. Hafn. 1651, 8. recuſ. Veſal. 1673, 12.

(6) *Henr. Kippingii* liber de cruce & cruciariis, Brem. 1671, 12.

(7) Iſt nebſt Ge. Caſſanders epiſtola ad *Rich. Coxium* der braunſchweiger Ausgabe des Traktates des Lipſius beygedruckt worden.

(8) Seine drey Briefe an Bartholin ſind deſſen Diſſ. de latere Chriſti aperto angedruckt, die zu Leiden, 1646, 8. heraus kam.

(9) Anticriticus, de fabrica Crucis dominicae. Col. Agr. 1644 8. de cruce ep. ad Tho. Bartholinum. Colon. 1647. 8. Mogunt. 1650, 12. Veſal 1673. 12.
Hieher gehören auch Dilherrn Crucifixio Jeſu Chriſti, Jen. 1641, 12. c. figg. recuſa auctior. Norimb. 1642. 4. c. figg.
Progr. de duplici Crucis genere. Thorun. 1787, f.

Das Stück des heiligen Kreuzes, welches unter den Reichsheiligthümern in Nürnberg aufbewahret wird, iſt ſehr dunkelbraun, 9½ Zoll hoch, und 1¾ Zoll breit, ſo auch das Querſtück, welches 7½ Zoll lang iſt. In der Mitte iſt das Loch von einem der Nagel daran zu ſehen. Dergleichen zeigt man auch zu Prag, in Rom, und an mehrern Orten (10) Dieſes Kreuz iſt in ein ſilbern vergoldetes eingefaßt. Die Einfaſſung hat unten eine Spitze, zum Einſtecken; oben iſt ein kleiner Stift an einem rothen Faden.

In der im XII Th. des Journals zur Kunſtgeſch. und Litteratur S. 37. gedruckten deutſchen Ueberſetzung der lateiniſchen Urkunde K. Konrad's IV. v. Jahr 1246, wird es unſers Hern Holcz, mit einem gulden Crucz genennet.

In den Matrickeln 1350 heißt es pars ſanctæ Crucis, und ein Stück des h. Creutzes; 1424: Ein Span des heiligen Crewczes.

Zur Zeit der Weiſung wurde es nebſt dem Speere in ein ſilbern übergoldetes Behältniß, das mit einem großen Kryſtall verſehen iſt, geleget, welches in der Uebergabeurkunde Markgraf Ludwig's 1350 una aurea vacua crucula genennet wird. Karl IV. nennt es ein gulden ledigs Creuz, und K. Siegmund 1424 ein clein crewcz dorein das Crewcz des holzes gotes gelegt wirt, als man das czeiget.

Ein groſſe beheltniſſe ſilberein vberguldе, mit einem groſſen criſtallo. dorein man leget das ſper vnd das Holcze gotes Crewczes zu der zeite der zeygung.

Hrn. v. Murr Journal zur Kunſtgeſchichte, und zur allgem. Litteratur, 16 Th. (Nürnb. 1788. 8.) S. 292. fgg.

Unter den Reichsreliquien in Nürnberg befindet ſich unter andern auch das große goldene Kreuz.

(10) Der fromme Aberglaube hilft ſich mit den Worten des Paullinus, epiſt. 2: Crux Chriſti Domini in materia inſenſata vim vivam tenens, ita ex illo tempore innumeris paene quotidie hominum notis Lignum ſuum commodat, ut detrimenta non ſentiat, et quaſi intacta permaneat, quotidie dividuam ſumentibus, & ſemper totam venerantibus.

In den Matrikeln geſchieht von demſelben alſo Meldung.

1. In der im XII Theil des Journals des Hrn. v. Murr S. 37, befindlichen Ueberſetzung der Urkunde Königs Konrad IV. vom Jahr 1246 Vnſers Hern Holcz, mit einem gulden Crucz.

2. In der lateiniſchen Uebergabeurkunde Ludwigs 1350: Unam auream crucem pretioſis lapidibus et unionibus ornatam, integram et inviolatam, et in qua cruce eſt lancea, una cum clavo Domini noſtri. In illa eſt etiam pars ſanctae Crucis, unus dens S. Johannis Baptiſtae in Criſtallo et S. Annae brachium.

3. Ein gulden Creuz gezieret mit edeln Geſtein und feine Perlein ganz und unverrucket und in demſelben Creutz iſt das Speer und ein Nagel unſers Herrn, auch iſt darinn ein Stück des h. Creutzes, ein Zahn St. Johannes des Taufers in einem Cryſtall und St. Annen Arm.

4. Das Sper Gotes. Ein Span des heiligen Crewczes mit einander in einem groſſen Crewze, mit edeln ſteinen und Viel Perlein vnd der Fuſſe desſelben Crewzes iſt ſilberein vbergoldet geczirer mit des Reichs und der Cronen zu Behem wappen vnd Kleinaten.

Der heilige Speer (1), das Stück vom Kreuze, nebſt dem Armbeine St. Annens, und dem Zahne Johannis des

(1) Zur Zeit der Weiſung wurde (wie noch jezt geſchieht) der Speer in eine große ſilberne und übergoldete Lade gelegt, welche mit einem großen Kryſtalle verwahrt iſt. In den Matrikeln K. Sigismund's heißt es davon: Item „ein groſſe beheltniſſe ſilberein vberguldе mit einem groſ„ſen criſtallo, dorein man leget das ſper. vnd das holcze „Gotes Crewzes zu der Zeite der Zeigung. In der königl. Abtey von St. Denis, zwey Stunden von Paris, iſt auch ein ſolches großes maſſiv goldenes Kreuz, dicht mit Rubinen, Sapphiren, Smaragden und orientaliſchen Perlen beſezt, in welchem ein Stück des Holzes vom Kreutze Chriſti, ein Fuß lang, eingeſchloſſen iſt. Kaiſer Balduin verehrte es dem Könige Philipp Auguſt, im Jahr 1205. Karl der Kahle hatte ſchon lange vorher zwey große goldene Kreuze dieſer Abtey verehret. Das eine iſt mit Granaten und Sapphiren beſezt, und hat ein Stück einer Stange vom Roſte des heiligen Lorenz. Das andere iſt mit orientaliſchen Perlen, Sapphiren, Smaragden, und in der

des Täufers, waren vormals in dieſem großen goldenen Kreuze verwahrt. Dieſes Kreuz iſt von Hrn. von Murr am erſten in ſeinen Merkwürdigkeiten Nürnbergs, S. 280, f. beſchrieben worden. Es iſt hohl, von Gold, 50 Mark ſchwer. Die Länge iſt von 2½ nürnb. Schuhen, die Breite von 2. Es iſt 2½ Zoll tief. Auf der Vorderſeite iſt es mit großen Edelſteinen und Perlen geziert, die ſchön gefaſſet ſind. Die Arbeit und Faßon daran iſt neuer, als an der Krone. Auf der Rückſeite ſind die Evangeliſten und Apoſtel in Feldern abgebildet (2), wie Hr. v. Murr dieſelben in der Abzeichnung ☉ genau bemerkt hat (3). Oben iſt ein Stift, dieſe Rückſeite zu verſchließen, der an einer goldenen Kette hängt. An den Kanten ſtehen folgende zwey Verſe, von unten auf, mit großen Buchſtaben herum geſtochen:

† ECCE ¦ CRVCEM ¦ DOMINI ¦ FVGIAT ¦ PARS ¦ HOSTIS ¦ INIQVI ¦

HINC ¦ CHVONRADE ¦ TIBI ¦ CEDANT ¦ OMNES ¦ INIMICI ¦

Es iſt dieſes König Konrad der dritte, von welchem auch am wahrſcheinlichſten der Bogen an der Reichskrone herrührt, und welchem Nürnberg vorzüglich ſeine Wiedererbauung zu verdanken hat; daher Herr von

der Mitte mit einem großen Ametyſte geziert, und gehörte Karl dem Großen. Le Trésor de l'Abbaye Royale de S. Denis en France. (à Paris, 1730, 8.) pag. 5, 8, 12.

(2) Eben ſo ſieht man an dem uralten Kreuze, von Eichenholz, in der Jeſuiterkirche zu Molsheim, welches 8 1/2 par. Sch. hoch, 5 Sch. 7 Z. breit, und mit ſilbervergoldeten Platten beſchlagen iſt, auf der Rückſeite bibliſche Geſchichte, inſonderheit vom Leben und Leiden Chriſti in erhobener Arbeit. Im Kreuze ſelbſt ſind die dem Hugo von Burgund vom K. Karl dem Großen geſchenkten Reliquien verwahrt. Jo. Andr. Silbermanns Beſchreibung von Hohenburg, oder dem St. Odilienberge. (Straßb. 1782, 8.) S. 53. Tab. XI.

(3) Daß unten St. Johannes der Täufer iſt, mag vielleicht daher kommen, weil der Zahn desſelben in dieſem Kreuze ehedem verwahrt war. S. *Pauli Mariae Paciaudi* de cultu S. Joannis Baptiſtae, antiquitates chriſtianae, Rom. 1755. 4.

Treskow (4) mit Recht ſchrieb: Norimberga — numquam forſan caput rurſus extuliſſet, niſi Conradum noſtrum nacta fuiſſet reſtauratorem, qui Norimbergam tamquam jure hæreditario poſſediſſe ab Ottone Friſing. Lib. I. cap. 16 dicitur. Vermuthlich iſt dieſes Kreuz zwiſchen den Jahren 1137, und 1147 verfertigt worden.

Siegmund Meiſterlein (er lebte 1480) ſchreibt in ſeiner Exercitatione rerum geſtarum inclutæ Civitatis Newronbergenſium (5) alſo hievon: S. Bernhardus Abbas regi Cunrado familiariſſimus fuit eumque ad incrementa virtutum ſalutaribus monitis induxit; unde et ſacras reliquias imperiales, quæ, ut ſæpe diximus, nunc Newronbergæ ſervantur, ſummo amore complectens, exornare ſtuduit. Nam Crucem illam magnam fieri fecit, in quam incluſit lanceam, clavum, ac magnam ſanctiſſimæ crucis partem, ſicque, uti fortiſſimum refugium, ſecum contra infideles in aciem duxit hoſtesque velut murum penetrâvit. Inſculpſit autem hoc epigramma præfatæ cruci, ut hodie cernitur: *Ecce crucem Domini* &c. Johann Müllner ſagt in ſeinen Annalen irrig, daß es ein hölzernes Kreuz ſey: „Dieweil auch der Kaiſer des Reichs Cleinot und heilthumb „mit ſich allhie zu Nürnberg gehabt, (wie dann die Teutſchen Kaiſer dieſelb ſtetigs mit ſich zu führen pflegten) „hat er aus Rath vnd anweiſung St. Bernhards, ein „groß hülzen Creutz, als einen Caſſten oder Futeral allhie „machen, vnd vf das herrlichſte zieren vnd vergulten laſſen, „damit es im führen vber Landt keinen ſchaden neme. Auf „ſolch Creutz hat er dieſe zween Verſe ſchreiben laſſen: „Ecce Crucem Domini &c.“

Der Fuß dieſes Kreuzes iſt Silber und vergoldet, mit dem Reichs- und Böhmiſchen Wapen.

Mehre-

(4) *Arn. Henr. a Treskow* diſſ. hiſtorica de rebus a Conrado III. Franciae Orientalis rege geſtis. (Hal. 1709. Fr. & Lipſ. 1730, 4.) pag. 42. Karl Chriſt. Hirſchens Fragment einer Nürnbergiſchen Kirchengeſchichte, in Hrn. Profeſſors Will's Muſeo Norico. S. 343, f.

(5) In Kanzler Ludewig's Reliquiis Manuſcriptor. Tom. 8. pag. 50.

Mehrere uralte Kreuze haben an den Kanten Umſchriften. So lieſet man an dem ſchönen goldenen Kreuze von ähnlicher Form, welches Kaiſer Heinrich II. der heil. Kunigunda zur Morgengabe, dieſe aber dem Stifte St. Michael ob Bamberg verehrte, an den Kanten folgende zwey Verſe:

+ Jeſu Chriſte bonum clemens Crucis accipe donum
Quod dabit Henricus Ceſar pius atque ſecundus.

Die Rückſeite dieſes bambergiſchen Kreuzes iſt auch mit einem Agnus Dei (6) in der Mitte geziert (7), wie das nürnbergiſche.

Der

(6) So iſt es auch auf dem älteſten bisher bekannten ſilbervergoldeten vaticaniſchen Kreuze, welches Juſtin II, (der vom J. 565 bis 576 regierte, und ſeine Gemahlin Sophia dem Pabſte Johann III. oder Benedikt I. verehrte, in der Mitte der Rückſeite. Auf der Vorderſeite ſind folgende Zeilen eingegraben:

+ LI
GNO
quo
CH
RI
ST
US
HU
MA
NU
M
JUSTINUS OPEM ET SOCIA DECOREM
S
ub
DI
DI
TH
OS
TE
M
DA
TRO
MAE

Ligno, quo Chriſtus humanum ſubdidit hoſtem.
Dat Romae Juſtinus opem et Socia decorem.

De Cruce Vaticana ex dono Juſtini Auguſti — Commentarius. Auctore *Stephano Borgia.* (Rom. 1779, gr. 4.) S. 12, und 36.

7) Acta S. Henrici, Rom. Imp. collecta, digeſta & illuſtrata a Jo. *Bapt. Sollerio.* (Antverp. 1723, f.) S. 74, f.

Der Kardinal Beſſarion verehrte 1472 der Brüderſchaft von S. Maria della Carità in Venedig, eine 16 Zoll hohe und 1¾ Zoll dicke hölzerne Tafel (8), die mit vergoldeten Silberblechen überzogen iſt, auf welchen ſchöne Vorſtellungen des Leidens Chriſti gemalt ſind. In der Mitte dieſer ausgehöhlten Tafel iſt ein überaus ſchönes ſilbern vergoldetes, 13 Z. hohes, und 7 Zoll breites Doppelkreuz von Filigranearbeit. An deſſen oberſten Querſtreifen lieſet man auf der Kante in griechiſchen Verſalbuchſtaben: *Γρηγορια Πνευματικα* (Gregorii Spiritualis, ſ. Confeſſarii, vel Poenitentiarii). Dieſer Gregorius ward 1446 Patriarch zu Konſtantinopel, gieng 1451 nach Rom, wohin er die Tafel aus dem Patriarchalſchatze (9) mitnahm, und vermachte ſie im J. 1459 dem Breſſarion. An den Kanten der untern Hälfte des Kreuzes iſt folgende griechiſche Umſchrift in Verſalbuchſtaben eingegraben:

† *Τον κοσμοπροσκυνητον ςαυρικον τυπον αργυρω* (ſic) *κοσμει Δ αδελφου βασιλεως Ειρηνη θυγατηρ Παλαιολογινα, σωτηριας εντευξιν, λυτρον πταισματων.*

Hunc mundo-adorabilem Crucis typum argento ornat D. (*Demetrii*) fratris Imperatoris Irene filia Palaeologina, ſalutis interpellationem, redemtionem paccatorum.

Dieſe Irene war die Tochter des Demetrius, Bruders des Kaiſers Michael des neunten Paläologus. Die Tafel war viel älter; ſie ließ dieſelbe nur beſſer auszieren, wie Schioppalalba, in ſeiner Abhandlung, S. 33, 51, und 116, ſehr wohl dargethan hat. Es muß dieſes vor dem Jahr 1355 geſchehen ſeyn. Denn da ſie des Matthäus Cantacuzenus Gemahlin war (10), der im beſagten

(8) Joh. Baptiſta Schioppalalba hat ſie ſehr ſchön beſchrieben. In perantiquam ſacram tabulam graecam inſigni Sodalitio Sanctæ Mariæ Caritatis Venetiarum ab Ampliſſimo Cardinali Beſſarione dono datam Diſſertatio. (Venet. 1746, f.) S. 113, f. 119. Tab. IV.

(9) *Phi. Venuti* diſſ. de Cruce Cortonenſi, 1751. 4. S. 6.

(10) *Cantacuz.* Hiſtor. Lib. 2. cap. 38.

ten Jahre Kaiſer ward, ſo iſt glaublich, daß ſie ſich Αυγουςη oder Βασιλις genannt haben würde.

Eine noch ältere griechiſche Kreuzſchrift lieſet man auf dem ſilbernen Doppelkreuze des Kaiſers Manuel Komnenus, welches der Abtey v. St. Germain des Prés verehret worden iſt (11).

(11) D. *Bern.* de *Montfaucon* Paleographia graeca, pag. 305.

ΙC ΧC

C
T
P
ω
Π
A
Γ
ε
C
υ
Ψ
ω
C
NAN̄εHλCT A Ε.ΦΗΦΟΡΟG
C
A
N
ω
N
Φ
V
C
IN
ΓP
A
Φ
ε
K
O
M
N
H
N
OC

Es ſind zwey Jamben

Ιησυς Χριςος
Σταυρῷ παγεις ὑψωσας ανθρωπων φυσιν
Γραφει Κομνηνος Μανουηλ ςεφηφορος. i. e.

Jeſus

Jeſus Chriſtus
Qui Cruci adfixus exaltavit hominum naturam.
Hæc ſcribit Manuel Comnenus coronatus.

(A. C. 1143.)

Hrn. v. Murr Journal ꝛc. 16 Th. S. 313. ſqq.

Siehe auch weiter unten, die Art. Kreuzerfindung, Kreuzerhöhung, Kreutzerſcheinung.

Conſtantin der Große verboth, aus Ehrfurcht gegen Chriſtum den Gekreuzigten, im ganzen römiſchen Reiche die Strafe des Kreuzes. Von der Zeit an, hat man, wenigſtens bey den Chriſten, von dieſer Strafe nichts mehr gehört. Das Kreuz iſt vielmehr ſeitdem ein Ehrenzeichen geworden, und **Conſtantin** hat es ſchon auf ſeinen Fahnen, Standarten, und den Waffen ſeiner Armee geführt.

Das Zeichen des Kreuzes, ſo wie es mit den Fingern in der Luft gemacht wird, war frühzeitig in der erſten Kirche gewöhnlich, und es gedenkt ſchon **Tertullian** deſſelben. Es wurde zum Bekenntniß, und zur Erinnerung des Todes Chriſti am Kreuze bey den öffentlichen und Privatgebeten, wie auch bey den meiſten gottesdienſtlichen Handlungen, als: bey der Aufnahme der Katechumenen, bey der Taufe, bey der Confirmation, bey dem Nachtmahle, und bey allen Conſekrationen und Ordinationen, gebraucht. Die Monophyſiten machen es mit einem Finger, die übrigen Chriſten aber mit drey Fingern. Die Griechen, und andere Morgenländer machen es von oben herunter, und von der rechten zur linken Hand; die Abendländer aber von der linken zur rechten.

Das materielle Kreuz iſt theils gemalt, theils geſchnitzt, oder ſonſt geformt, und zwar aus allerley Ma=

Materien, aus Holz, Elfenbein, Silber, Gold, auch wohl mit koſtbaren Steinen beſetzt. Die geformten Kreuze ſind entweder mit einem daran gehängten Körper und Bildniſſe Chriſti verſehen, oder nicht. Im erſten Falle heißen ſie vorzüglich Crucifixe; welches Wort aber doch in weitläuftiger Bedeutung auch ein jedes gemaltes und geſchnitztes Kreuz ohne ein angehängtes Bildniß anzeigt. Alle geſchnitzte, oder ſonſt geformte Kreuze waren anfänglich bloße Kreuze, ohne ein daran gehängtes Bildniß; daher auch Kaiſer Julian die Chriſten beſchuldigte, daß ſie das Holz des Kreuzes anbeten. Im fünften Jahrh.* war es üblich, daß man auf den Bildern, worauf ein Kreuz gemalt war, ein Lamm unter das Kreuz malte, aus deſſen Bruſt Blut heraus ſprützte. Allein, dieſes wurde in der 6ten allgemeinen Kirchenverſammlung zu Konſtantinopel, 680, verbothen, und befohlen, daß man an ſtatt des Lammes inskünftige Chriſtum in Geſtalt eines am Kreuze hangenden Menſchen abbilden ſollte. Dieſes gab Gelegenheit zu den Crucifixen, oder ſolchen Kreuzen, an welchen geſchnitzte Körper oder Bildniſſe angehängt waren. Allein, dieſe wurden nur in der abendländiſchen Kirche üblich; denn unter den Griechen behielt man die bloßen Kreuze bey, und bediente ſich nur der Gemählde, auf welchem Chriſtus am Kreuze hangend vorgeſtellt wurde, weil man alle geſchnitzte oder ſonſt geformte Bilder für unzuläſſig hielt. Und dieſes iſt noch heutiges Tages die Meinung der griechiſchen und ruſſiſchen Kirche.

In der Domkirche zu Lucca, befindet ſich, als das vornehmſte Heiligthum, das ſo genannte Volto ſanto, oder ein hölzernes Crucifix, welches Nikodemus verfertigt haben ſoll. Es iſt daſſelbe vor andern darin unterſchieden, daß 1. der Leib

(*) Von dem großen goldenen Kreuze, welches ſich unter den Reichsreliquien in Nürnberg befindet, auch einigen andern goldenen Kreuzen, ſ. oben, S. 39, fgg.

Leib mit einem damaſtenen oder ſammtenen, mit Golde geſtickten Rocke bekleidet; und 2. anſtatt der Dornenkrone, eine koſtbare goldene, mit Edelſteinen beſetzte Krone auf ſeinem Haupte zu ſehen iſt. Die Einwohner von Lucca verehren es, mit einer ungemeinen Andacht, in einer mit vielen Porphyr und vortreflichen Säulen von weißem Marmor gezierten Kapelle, worin ſehr viele maſſiv ſilberne Lampen Tag und Nacht brennen. Zu mehrerer Bezeugung ihrer Andacht iſt daſſelbe auch ſo gar auf den Münzen des Staates ausgedrückt.

Auf die berühmte Elbbürcke zwiſchen Alt- und Neu-Dresden, welche unter den Brücken über große Flüſſe in ganz Europa wohl die ſchönſte iſt, ließ Kurfürſt Johann Georg II. im J. 1679, ein metallenes Crucifix ſetzen, worunter man folgende Schrift lieſet: Joh. Georg II. Dux & Elector Saxoniæ, S. R. J. Princeps, hanc Chriſti Servatoris Patientis ſtatuam remoto omni ſuperſtit. adorationis cultu & æternæ memoriæ gratitudinisque prætereuntium in redemtorem generis humani provocandæ cauſa P. C. Anno Sal. MDCLXXIX. Dieſes Crucifix, welches 9 Ellen hoch iſt, hat im J. 1732 ſeinen Plaz verändert, und ſteht nun an der Stelle, welche der Statuae equeſtri des Königs Auguſt II. gewidmet war. Von der alten Inſcription iſt nichts mehr zu ſehen; hingegen lieſet man es an dem künſtlich gearbeiteten Felſen, worauf es geſezt worden iſt:

Joh. Georg II.
Elector
Ære fudit
Frider. Auguſt.
Rex
Ornavit &
Lapide
ſubſtruxit.

Es haben Einige als einen Fehler am Körper des hier vorgeſtellten Heilandes ausſetzen wollen, daß an ſeiner linken Seite keine Wunde bemerkt wird; allein, es iſt hier der am Kreuze noch lebende Heiland abgebildet, wie er für ſeine Feinde bittet, welcher deswegen auch ſein Haupt aufgerichtet hält. Dieſes Crucifix iſt mit dem Geſichte nach

Morgen gerichtet, ſteht auf dem breiteſten Pfeiler, und weiſet den Schiffenden den breiteſten Schwiebbogen an.

In einem Kloſter zu Neapolis, macht man viel Weſens aus einem kleinem Gemählde auf Holz, welches den gekreuzigten Heiland vorſtellt, und von Michael Angelo verfertigt seyn ſoll, als er einen armen Menſchen an ein Kreuz befeſtigt, und hernach mit einem Dolche erſtochen hatte, um deſto natürlicher eine in ſolchem Leiden ſterbende Perſon abbilden zu können. Das Stück iſt gar klein, und man kann nicht viel Beſonders daran erkennen; es hält auch der ſterbende Heiland das Haupt, wider alle Wahrſcheinlichkeit, ſteif in die Höhe. In dem Pallaſte der Familie Borgheſe zu Rom, wird ein dergleichen Stück ebenfalls für das Original ausgegeben; und vielleicht iſt die ganze Erzählung eine Fabel. Wenigſtens würde ein ſo geſchickter Meiſter, als Michael Angelo war, eine ſolche Begebenheit, wenn er zu dergleichen barbariſchen Unternehmen fähig geweſen wäre, ſich beſſer, als in gedachtem Gemählde geſchehen iſt, zu Nutze gemacht haben. Was man vom Parhaſius (*) erzählt, daß er nämlich einen Menſchen eines gewaltſamen Todes habe ſterben laſſen, um den Prometheus nach ſolchem Originale deſto natürlicher vorſtellen zu können, mag vielleicht zu der Beſchuldigung, womit Angelo beleget wird, Gelegenheit gegeben haben.

In der Privatkapelle der Karmeliter zu Brüſſel, zeigt man ein Crucifix in Mannsgröße von gekäueten Papier, welches ebenfalls nach dem Leben seyn ſoll, indem der Meiſter einen armen Menſchen gekreuzigt, und die Form, in welche hernach das Papier geknetet worden iſt, über ihm gemacht hat. Die daſigen Karmeliter geben vor, man habe ihnen für die Form 8000 Gulden gebothen, es ſey aber dieſelbe alsdann zerbrochen worden, nachdem man nur noch einen Abdruck, der à l'Hermitage des Carmes dechauſſés bey Namur, davon genommen hatte.

Nach

(*) S. *Junius* de pictura veterum.

Nach *Giovanni Mariti* (*) Bericht, werden in Bethlehem Kreuze aus allerley Holz, mit Perlmutter eingelegt, gemacht, welche Reiſende mitzubringen, und an gläubige Seelen zu verkaufen pflegen. Alle dortige Chriſten, auch viele Muhamedaner, beſchäftigen ſich mit der Verfertigung dieſer heiligen Waare. Die europäiſchen Kaufleute in Acre verſchreiben die größte Menge, und verſenden ſie, wie nürnberger Puppenwerk, in Tonnen gepackt, nach Venedig. Die allerwenigſten ſind geweihet, und an heiligen Oertern geweſen, obgleich die Einfalt des Europäers es glaubt.

Bey Erbtheilungen ſind Kreuze, welche man an den Hals hängt, (ſ. oben, S. 16) freylich Gerade, aber Crucifixe in den Betſtübchen und Kirchen bleiben bey dem Lehn; wären ſie aber in einer Stube bloß angenagelt, und nicht etwann durch den Schmied ſtark befeſtigt, ſo können ſie weggenommen werden. Denn wer wird ein Crucifix für einen Theil des Hauſes halten? Noch weniger iſt er unter die Gerade zu zählen, geſetzt daß es auch auf dem Nachttiſche mit geſtanden hätte.

Nach der Conſtantin dem Großen wiederfahrnen Erſcheinung des Kreuzes, wovon ich im Art. Kreuz-Erſcheinung ſprechen werden, fieng man an, die Wände in den Kirchen und Häuſern mit Kreuzen zu bemalen. Auch ſetzte Conſtantin gemalte und geformte Kreuze hin und wieder an öffentliche Oerter, zum Andenken jener Erſcheinung, in welcher Abſicht er auch ein Kreuz in ſeine Kriegsfahnen hatte ſetzen laſſen. Doch ſollen zu ſeiner Zeit noch keine gemalte und geformte Kreuze in den Kirchen üblich geweſen ſeyn, wie man aus dem Stillſchweigen des Euſebius ſchließen will, welcher doch der Aufrichtung des Kreuzes an andern öffentlichen Oertern gedenkt. Nach Einigen iſt dieſe Gewohnheit in der lezten Hälfte des 4ten Jahrh., nach Andern erſt im fünften, aufgekommen,

(*) Viaggi per l'iſoſa di Cipro, e per la Soria e Paleſtina, fatti da *Giovanni Mariti* dall anno 1760 al 1768. To. I. 1769, 8.

men, wo vornehmlich auf die Altäre geformte Kreuze geſetzt wurden. Die Mönche pflegten hölzerne Kreuze zu tragen, welches aber Caſſian, welcher zu Anfange des 5ten Jahrhunderts lebte, mißbilligt. Nachher wurde auch den Biſchöfen ein Kreuz vorgetragen, doch nur in ihrer eigenen Diözes, bis in der Folge die päbſtlichen Legaten dieſes auch in den Diöceſen anderer Biſchöfe thaten.

Das **Kreuzvortragen**, iſt eine Ceremonie, welche zum Staat der hohen Geiſtlichkeit gehört. Bey öffentlichen Proceſſionen wird dem Pabſte ein dreyfaches, den Patriarchen aber ein doppeltes Kreuz vorgetragen. Ein Erzbiſchof zu Trier hat, kraft eines Privilegii v. J. 1120, das Recht in einem roth gekleideten Wagen zu fahren, und das Kreuz vor ſich herfahren zu laſſen dürfen.

Der biſchöfliche oder erzbiſchöfliche Kapellan, oder ein anderer Geiſtlicher, der dieſen Prälaten bey feyerlichen Gelegenheiten das Kreuz vorträgt, wird der **Kreuztrager**, Fr. Porte-Croix genannt. Der Pabſt läſſet ſich allenthalben ein Kreuz vortragen, ausgenommen in Rom. Die Primaten, Metropolitanen, und alle Prälaten, die das Jus pallii haben, laſſen gleichfalls in allen Oertern ihrer Gerichtbarkeit, ein Kreuz vor ſich hertragen, doch nicht in Gegenwart der Cardinäle. Das biſchöfliche Kreuz iſt einfach; das erzbiſchöfliche hat 2, und das päbſtliche 3 Querſchenkel.

Auch pflegte man an dem Orte, wo man eine Kirche errichten wollte, ein Kreuz einzuſtecken, daher Crucem figere ſo viel bedeutet, als eine Kirche errichten. Von dieſem Gebrauche mag es gekommen ſeyn, daß man überhaupt an jeden Platz, den man in Beſitz nehmen wollte, ein Kreuz aufſteckte. Solches geſchahe unter andern, wenn das Haus und der Hof eines Einwohners gerichtlich verkauft werden ſollte; ſ. oben, S. 15. Es geſchieht auch noch, wenn europäiſche Nationen in fremden Welttheilen unbewohnte, oder wenigſtens keiner europäiſchen Nation noch zu ſtehende Länder in Beſitz nehmen.

Auf

Auf den Kleidern der vornehmern Geiſtlichen, als der Patriarchen, Erz-und Biſchöfe, waren auch viele gemalte oder geſtickte Kreuze angebracht. Desgleichen trugen dieſelben, wie auch die Aebte, mit der Zeit gegoſſene Kreuze vor der Bruſt; welches noch heutiges Tages, auch in der griechiſchen Kirche, üblich iſt.

Bey Proceſſionen wurden Kreuze vorgetragen, wie noch jezt gewöhnlich iſt. Bey Leichenbegängniſſen der Katholiken iſt noch jezt die Vortragung des Kreuzes üblich, welches in einigen Gegenden auch bey den Lutheranern beybehalten wird, bey den Reformirten hingegen abgeſchaffet worden iſt.

In der griechiſchen Kirche geſchahen die feierlichſten Eide und Zuſagen durch das Küſſen des Kreuzes. Nach dieſer Gewohnheit richteten ſich auch die Liefländer, bey Gelegenheit der ruſſiſchen Eroberungen in Liefland. Daher lieſet man in allen Urkunden und Briefen, die liefländiſchen Bothen wären gekommen, ihre Häupter zu ſchlagen, (welches ein Zeichen der tiefſten Ehrerbiethung iſt,) und hätten das Kreuz geküſſet.

Im 4ten Jahrh. pflegte man Kreuze auf die Gräber der Märtyrer zu ſetzen, woher es gekommen iſt, daß man nachher ſolche auch auf den Gräbern anderer Verſtorbenen angebracht hat, wie ſolches unter den Katholiken, auch zum Theil unter den Lutheranern noch üblich iſt.

Das Kreuz war unter andern auch ein Sinnbild der ägyptiſchen Gottheiten, welches man auf ihren Obelisken und andern Denkmählern, beſonders auf der bekannten iſiſchen Tafel (ſ. Th. XXXI, S. 10, f.) antrifft. Hier findet es ſich auf den oberſten Streifen, von der linken Hand an gerechnet, wo man den Oſiris ſieht, der in der einen Hand einen Ring, daran ein wohlgebildetes Kreuz zu ſehen iſt, und in der an-

dern einen Stab, oder vielmehr einen Scepter, hält welcher ſich oben mit einem Vogelkopfe endigt. Dieſer Kopf iſt ohne Zweifel von dem der Iſis heilig geweſenen Sperber.

Die Alterthumsforſcher ſind über die eigentliche Bedeutung dieſes Aegyptiſchen Kreuzes ſehr verſchiedener Meinung. **Martin** iſt dadurch, daß die von ihm erklärte heilige **Wanne** ziemlich eben dieſe Figur gehabt haben würde, wenn man die zuſammengedrückte Handhabe daran auf beyden Seiten wieder ausgebogen hätte, bewogen worden, zu muthmaßen, das Kreuz bilde dieſe in den Geheimniſſen ſo berühmte Wanne ab. **Clayton** behauptet: eben ſo wie Iſis und Oſiris noch andere zur Landwirthſchaft gehörige Werkzeuge in Händen hätten, ſo ſey auch dieſes Kreuz weiter nichts, als ein oben mit einer Handhabe verſehenes Pflanzholz, und das dabey oben angebrachte Querholz, wodurch dieſes Pflanzholz die Geſtalt eines Kreuzes erhalte, ſolle nur verhindern, daß es nicht zu tief in die Erde gehe, welches in dem fetten Boden Aegyptens leicht möglich war. **La Croze** iſt endlich, nach **Jablonsky** Bericht, der Meinung, daß dieſes ägyptiſche Kreuz nichts anders, als eine Vorſtellung des **Phallus**, ſey, welche Meinung **Jablonsky** ſelbſt aus dem **Diodor** beſtätigt, in welcher dieſer Schriftſteller ſagt, daß man das Bildniß des **Pans**, und alſo auch des **Phallus**, als ſeines Attributes, in allen Tempeln der Aegypter erblickt habe. Denn, ſagt Jablonsky, von dem Bildniſſe des Bockes finden wir eben nicht in den Reiſebeſchreibungen, daß er ſehr häufig auf den Ueberbleibſeln der ägyptiſchen Tempel zu ſehen ſey; aber überall haben ſie das Kreuz gefunden. Alſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die Kreuze die Bildniſſe des **Pans** ſind, von welchem **Diodor** redet; und **Pan** und der **Phallus** haben viel Verwandtſchaft mit einander.

Bey den Chriſten iſt es eine alte Gewohnheit, ein Zeichen des Kreuzes ſowohl bey den gottesdienſtlichen Handlungen, als auch bey mehrern andern Gelegenheiten zu machen. Und dieſe Gewohnheit iſt noch bey den Lutheranern hin und wieder, doch als eine Nebenſache und unſchuldige Ceremonie,

nie, im Gebrauche. Nicht ſowohl das Kreuz, welches theils ein bloßes Holz, theils das Werkzeug des harten Todes war, und nach dem moſaiſchen Geſetze einen Fluch für denjenigen, welcher daran ſtarb, anzeigte, ſondern der Tod Chriſti enthält für den Menſchen das Tröſtliche und Heilſame, und nicht ſowohl des Kreuzes = als vielmehr des Verſöhnungstodes ſoll der Menſch ſich erinnern (*). Nach und nach erhielt die Achtung und auch die Verehrung der Crucifixe, oder der gemalten und geſchnitzten Vorſtellungen des am Kreuze hangenden Chriſti und des Kreuzes, ein größeres Anſehen, nachdem es zuerſt eine bloße Erinnerung des Leidens und Sterbens Chriſti geweſen war. Nachdem die ſeltſamen Meinungen von Geiſtern und ihren Wirkungen aus den morgenländiſchen Gegenden von vielen bekehrten Chriſten beybehalten und mit der chriſtl. Religion vermenget wurden, ſo ſchrieb man alles böſe ſogleich den böſen Geiſtern zu, und bildete ſich ein, daß ſie allenthalben und bey jeder Gelegenheit den Menſchen Schaden und Unglück bereiteten. Hiezu kamen noch in der Folge die Meinungen von den Hexen und Hexenmeiſtern, oder ſolchen Menſchen, die mit den böſen Geiſtern oder dem Satan in einem Bindniſſe ſtänden, und vermittelſt derſelben viel Böſes in der Welt anrichteten. Gegen dieſe Geiſter, und nachher auch gegen die Hexen, ſuchte man ſich durch das Zeichen des Kreuzes zu verwahren, weil man glaubte, der böſe Geiſt könne das Zeichen des Kreuzes nicht ertragen, und er flöhe ſogleich, als er dieſes Zeichen vom Kreuze, woran Chriſtus durch ſei-

(*) Der Kloſtervogt in Marienſtein, in der Oberlauſitz, Hr. von Schedwitz, ein aufgeklärter Mann, erlaubte einmal zwar ſeinen Unterthanen, ein verfallenes Crucifix wieder zu erneuern, ließ aber auf einer Tafel die Worte darunter ſetzen: Nicht was du ſieheſt, ſondern den Unſichtbaren bete an.

ſeinen Tod alle Macht des Satans und der böſen Geiſter überwunden habe, ſehe. Man machte alſo Kreuze auf Kirchen, auf und an Privathäuſern, über das Brod und die Speiſen, über ſein Geräth, u. ſ. w. und glaubte nun völlig dadurch gegen die Nachſtellungen und Bosheiten des böſen Geiſtes geſichert zu ſeyn.

In ganz Niederdeutſchland iſt noch unter dem gemeinen Manne die abergläubiſche Ceremonie, ſich des Morgens beym Aufſtehen dreymal vor die Stirne und Bruſt zu kreuzen, und dabey zu ſagen, es walte Gott Vater ✠; Gott Sohn ✠; Gott h. Geiſt ✠ (*).

Die Landleute pflegen bey dem Abfeilen der Hörner des Rindviehes, auf jedes Horn ein Kreuz zu feilen. Durch das Zeichen des Kreuzes ſucht man die neugebornen Kinder vor der Taufe gegen die Bexungen zu verwahren; es wird bekreuzet, wenn es in das Baad gebracht wird, und wenn es wieder heraus kommt. Iſt etwa ein Grab zu machen, ſo würde es viel gewagt ſeyn, daſſelbe ſchon den Tag vorher, zumal wenn es ſtark in die Erde gefroren hat, zu verfertigen. Was könnten nicht böſe Menſchen des Nachts thun, daß der Verſtorbene keine Ruhe im Grabe hätte! Es muß alſo das Grab allemal am Tage der Beerdigung gemacht werden; und damit ſolchem Uebel vorgebeuget werde, legt man Schippe und Spaten kreuzweiſe über das verfertigte Grab. Wird geſäet, ſo macht man allemal den Anfang mit

(*) Dies nennen ſie ſwaltern, und glauben feſt, durch diſe Zauberformel für den ganzen Tag Schutz gefunden, ſich auch wohl für das Böſe, was ſie etwa gelüſten möchte, mit dem lieben Gott abgefunden zu haben. Wenn der Junge nicht gleich aufſtehen will, ſo weckt ihn der Vater mit der Formel: Jung ſtah up, un 'ſwaltre dich!

mit einem dreyfachen Kreuzwurfe. Soll ein friſches Brod abgeſchnitten werden, ſo ſetzt man das Meſſer nicht eher an, es ſey denn erſt mit dem Meſſer 1, oder auch wohl 3 Kreuze über das Brod gemacht. Viele thun es auch ſchon über den Teig, wenn das Mehl eingeſäuert iſt. Am heil. Abend vor Weihnachten, und in der Walpurgisnacht, macht man, um die Hexen abzuhalten, 3 Kreuze mit Kreide oder Pech an die Stuben-, Kammer-, und Stallthüren. Das iſt aber vom Uebel, und verräth eine ſchimpfliche Unwiſſenheit in göttlichen und weltlichen Dingen. Das Kreuzeszeichen hat keinesweges die verborgene Kraft, daß es das Vieh vor Krankheiten und andern Uebel bewahrt; ſonſt müßte faſt keinem Katholiken ein Stück fallen oder geſtohlen werden, weil bey den meiſten die h. drey Könige mit dazwiſchen geſetzten Kreuzen über den Ställen in weißer Kreide paradiren. Das ſind aber öfters nur Kapuziner Stückchen, die man aus allerley Urſachen nicht gern abkommen laſſen will. So wie man in der lutheriſchen Kirche dergleichen mit Recht für Aberglauben hält, ſo ſieht man es doch für eine unſchuldige Ceremonie an, wenn man das Kreuzeszeichen bloß als eine bildliche Erinnerung an den Kreuzes Tod Chriſti gebraucht, und dieſem allein alles Gute zuſchreibt. Daher geſchieht es an einigen Orten, daß z. B. bey der Conſecration im heil Nachtmahl, wenn die Worte: „das iſt mein Leib, das iſt mein Blut,“ ausgeſprochen werden, über die ſichtbaren Stücke das Zeichen des Kreuzes gemacht wird, desgleichen bey der Taufe über den Täufling, bey dem Ausſprecher des Segens; und Luther erinnert noch in ſeinem Formular zum Morgen- und Abendſegen das Zeichen des Kreuzes an ſich zu machen. An verſchiedenen Orten ſetzen die Lutheraner auch Kreuze auf die Gräber der Verſtorbenen. Das Vortragen der Kreuze bey Begräbniſſen aber, iſt in

 den

den Brandenburg - Preuſſiſchen Ländern verbothen (*).

Vom Aberglauben mit dem Gebrauch des Kreuzes, ſ. Hrn. Diacon Goeze Natur, Menſchenleben und Vorſehung, 1 B. (Lpz. 1789, 8.) S. 475 — 485.

Wenn bey den Walachen in temeſchwarer Banat, zwey oder mehrere eine unverbrüchliche Freundſchaft errichten, ſo, daß ſie einander im Leben und Tode nicht verlaſſen wollen, pflegen ſie in das Geſchirr, woraus ſie eſſen und trinken, ein Kreuz zu legen, woraus ſie ſich ewige Treue zuſchwören. Daher kommen bey ihnen die Redensarten: Frate de cruce (Kreuzbruder) mangar cruce (das Kreuz eſſen). Man muß auf dieſe Handlungen wohl Acht haben. Meiſten theils ſind es Vorbothen von Räubereyen. Eben ſo iſt es, wenn ſie jemand auf das kräftigſte zu etwas verbinden wollen, z. B. wenn die Räuber einen loslaſſen, und von ihm verrathen zu werden befürchten, ſo laſſen ſie ihn durch das Kreuz, Brod und Salz ſchwören, daß er es nicht thun wolle. Das nennen ſie: giurar pe cruce, pe pita, pe ſare.

Daß das Kreuz den Juden von jeher ein Aergerniß geweſen, und noch iſt, man mag nun entweder darunter den Kreuzestod unſers Heilandes, oder das Holz des Kreuzes, woran er geſtorben iſt, oder auch die zum Andenken deſſelben gemachten Bilder und Figuren verſtehen, iſt eine bekannte Sache. Man erzählt allerley ſchimpfliche Behandlungen, die von den Juden an aufgeſtellten Crucifixen begangen worden ſeyn ſollen, die ich aber mit Stillſchweigen übergehe.

Sie

(*) Verordnung wegen Abſchaffung der Kreuze bey den Begräbniſſen, d. d. Potsd. 9 Jun. 1683, ſt. in Mylius Corp. Conſtit; March. 1 Th. 1 Abtheil. No. LI Col. 407, f.
Verordnung an die Inſpectores, daß das Crucifix den evangeliſch-lutheriſchen Leichen nicht mehr vorgetragen werden ſolle, d. d. Berl. 26 Aug. 1729, ſt. eb. daſ. 1 Th. 2. Abtheil No. CXXVII, Col. 247, f.

Sie nennen das Kreuz mit einem allgemeinen Namen, Zelem, oder Bild; unſern Charfreytag nennen ſie in ihren Kalendern, Zelem = oder Bildertag; die Gewohnheit der Chriſten, die Hände beym Gebet kreuzweis zuſammen zu legen, nennen ſie zum Spott: Zettel und Durchſchlag, welche Benennung von den Webern hergenommen iſt; eben alſo nennen ſie auch ein Kreuz, welches von Holz oder anderer Materie gemacht iſt: Scheti vaeref, Zettel und Durchſchlag, und halten ſolches für Abgötterey.

In den Urkunden, Diplomen und andern Handſchriften, kommen, nebſt den durch einander gezogen und gekräuſelten Buchſtabenfiguren (Chrismon, Chrismus,) auch viele und verſchiedene Kreuze, ſchon von den älteſten Zeiten her, vor, und haben ganz unſtreitig aus einem wahren Andachts = und Religionseifer der erſten Chriſten ihren Urſprung, als welche, nach dem Rathe des Apoſtels, ſich allein in dem Kreuze ihres Erlöſers Jeſu Chriſti rühmten, welches auch daher in den Augen aller Gläubigen für ſo heilig gehalten wurde, daß man keine Urkunde auf eine höhere Stufe der Beglaubigung bringen konnte, als wenn man das Zeichen unſers Heils dazu ſetzte. Man weiß auch aus der Geſchichte, daß der Kreuzgalgen, welcher ehedem ein ſchmachvolles Verdammungszeichen der größten Verbrecher war, nach Conſtantin's des Großen Thronbeſteigung, bey allen chriſtl. Nationen als das vorzüglichſte Ehrenzeichen angeſehen, auf alle Reichsinſignien, Kronen, Scepter, Reichsäpfel und Kleider der Könige, auf ihre Wappen und Sigille, auf alle öffentliche Denkmähler, auf alle Briefe, Schriften und Bücher, gemacht worden iſt, und noch allenthalben in großer Achtung gehalten wird. In Deutſchland wenigſtens, war das Kreuz eines der vorzüglichſten Zeichen der königlichen

und kaiſerlichen Würde beſtändig ſeit der Regierung Kaiſers Heinrich IV.; und unter andern ihm nach ſeiner Gefangenſetzung zu Ingelheim abgeforderten Kleinodien, that ſein Sohn und Nachfolger, Heinrich V. auch des Kreuzes Meldung. Dieſe allgemeine Hochachtung unſers Erlöſungszeichens vermehrte auch den Gebrauch der Kreuze in den Urkunden; man findet ſie da oft in Menge und großer Verſchiedenheit; nicht nur an der Spitze derſelben, ſondern auch von den Grüßen, von den Zeitangaben, faſt bey jeder Unterzeichnung, und ſelbſt öfters im Contexte, ja auch in der Mitte und an den beyden Enden der eigenen Namen. Eine ſo bekreuzte Schrift hielten ſie auch für heilig und unverbrüchlich, da aus anderweitigen Gebräuchen der alten Chriſten bekannt iſt, daß ſie ein Kreuzzeichen und einen Eidſchwur gleich ſchätzen; ja, mit einem Kreuze ſich irgend unterzeichnen, bey ihnen eben ſo viel, als eigenhändig ſchwören, geweſen ſey. Und aus dem Grunde klagt Pabſt Stephan V. in einem Schreiben v. J. 886, den berichtigten Photius an, daß er das Kreuz unſers Herrn verſpotte, d. i. daß er ſeine Eide und ſeine mit Kreuzen begleitete Unterſchrift, gebrochen habe.

Daß aber dergleichen Kreuze ſtatt der wirklichen Namensunterſchrift gelten mußten, iſt aus Juſtinians Verordnung Cod. 12. Tit, 30. L. 22, zu erſehen, wo es deutlich heißt: daß, wenn einer nicht ſchreiben könnte, er doch wenigſtens das ehrwürdige Zeichen des Kreuzes eigenhändig machen ſollte. Darüber hielt man auch im Orient ſo genau, daß man in Bithynien noch mit der Hand einer unter Verfertigung des Vermächtnißbriefes verſtorbenen Frau dieſen ihren lezten Willen bekreuzte. Und ſchon unter dem Proconſulate des jüngern Fauſtus, im J. 503, beſtätigte eine Dame, die dem Johannes, Biſchofe zu Ravenna, gemachte Schenkung bloß durch das Kreuzzeichn; dergleichen Beyſpiele Mabillon (*) noch mehrere anführt. So haben wir

(*) De re diplomatica, L. 2, c. 23.

wir auch, nebſt einigen merovingiſchen, ſelbſt von Pipin dem Kleinen, und ſeinem Sohne Karlmann, Diplome, die ſie mit bloßen Kreuzzeichen unterſchrieben. Deutſchland, Spanien und Italien liefern uns dergleichen Beyſpiele aus dem 8 und frühern Jahrhunderten. Hr. Prof. Gruber, in Wien, beſitzt ein Originalſtück vom Herzog Rudolph aus Oeſterreich vom J. 1362, deſſen eigenhändige Unterſchrift: † Hoc eſt verum † an beyden Enden nur deswegen bekreuzt iſt, damit nicht etwann ein Verfälſcher noch etwas dazwiſchen ſchreiben könnte. Schöpflin irrt demnach ſehr, wenn er daraus dieſem Erzherzoge die Schreibekenntniß abſprechen will, als von dem man noch ganz andere Unterſchriften aufzuweiſen hat.

Dergleichen Kreuze galten auch nach dem kanoniſchen oder Kirchenrechte ſtatt der eigenhändigen Unterſchrift. Selbſt die römiſchen Päbſte haben ſo manchmal nur mit Kreuzen unterzeichnet; davon wurden einige vor dem gewöhnlichen Endwunſche geſezt, die andern zu Anfange des Spruches, der in zwey halben Zirkeln eingeſchloſſen war; andere ſtanden zu oberſt dieſer Zirkel. Im 11ten Jahrh. überlieſſen ſie die Unterzeichnungen ihren Kanzlern, und ſeit dem 12ten Jahrh. vermuthlich auch die Kreuze. Man bemerkt auch in den Morgenländern eben dieſelbe Hochachtung des Kreuzes, und den Werth deſſelben bey biſchöflichen Unterſchriften.

Von europäiſchen Biſchöfen mangelt es uns nicht an Zeugniſſen ſeit dem 8ten Jahrh.; und Mabillon betheuert, daß die Kirchenverſammlungen ſo manchmal alles ihr Anſehen dahin wandten, alle mit dem Kreuzzeichen verſehene Schriften und Diplome gültig und unverletzlich zu machen.

Schon unter der Römer Herrſchaft findet man, daß im Nothfall einer für den andern unterſchrieb, und daß man ſich begnügte, denjenigen, der nicht ſchreiben konnte, ein ſelbſtbeliebiges Zeichen von ſeiner Hand dahin machen zu laſſen. Nach Einführung

des Chriſtenthumes war dieſes Zeichen gemeiniglich ein Kreuz, welches ein Jeder, auch des Schreibens Unkundige, doch mit leichter Mühe machen konnte. Und wie hätte man ſich anders behelfen ſollen, nachdem die unſchriftlichen Verträge alle ihre Gültigkeit verloren haben, und die Unterſchrift zur geſetzmäßigen Nothwendigkeit geworden iſt? Wie hätten den ſo manche Könige und Kaiſer, ja ſogar Biſchöfe und andere geiſtliche Perſonen, eigenhändig mit ihrer Namensfertigung Diplome beſtätigen ſollen, die da ſelbſt eingeſtehen, oder von denen bekannt iſt, daß ſie nicht einmal ihren eigenen Namen doch ſchreiben konnten? in dieſem Falle mußte man ihnen nothwendig die Hand führen, oder nur ein Kreuz, oder gar nur einen Tüpfel, und wie Abt Beſſel (*) ſagt, gar nur etliche Striche zu machen erlauben, um doch die Charte rechtsbeſtändig dadurch zu erklären.

Denn, daß aus den Laien nur wenige, ſelbſt ſo manche Fürſten, Könige und Kaiſer nicht ausgenommen, und nicht einmal alle geiſtliche Perſonen des Mittelalters, ſchreiben konnten, lehrt die Geſchichte derſelben Zeiten. So waren Theodorik, der Oſtgothen König, und ſelbſt der Kaiſer Juſtin ein Thracier, und Baſilius der Macedonier, des Leſens und Schreibens unkundig. Zu dieſer Claſſe gehören auch aus den Merovingern: Clovis II und III, Childerik II., und die Häupter des karolingiſchen Stammes, Pipin der Kurze, ſein Sohn Karlmann, und vielleicht auch Karl der Große ſelbſt, der es wenigſtens in ſeiner Jugend nicht erlernt hatte. Aus den angelſächſiſchen Königen konnte Withred, im Anfange des 8ten Jahrh., ſeinen Namen nicht ſchreiben; und ſelbſt Wilhelm der Eroberer hatte hierin keinen Vorzug vor ihm. Daß es wohl auch dergleichen deutſche Kaiſer gegeben habe, behauptet Ludwig (**), und von der Unwiſſenheit anderer deutſchen Fürſten im Leſen und Schreiben, überzeugen

(*) In ſeinem Podromo Annalium Gottwicenſium, S. 310.
(**) Rel. MSC. To. 1, Præf. p. 92.

überzeugen uns ihre urkundliche Formeln: Quia literas neſcio; characteres pingere ignoro; propter ignorantiam literarum; und im Deutſchen: Weil ich Schreibens unerfahren ꝛc. Und wie mögen wir von andern zweifeln, da ausgemacht iſt, daß Thaſilo, Herzog von Bayern, kaum die erſten Buchſtaben ſeines Namens ſchreiben; und Herbald, Comes Palatii, folglich das Haupt der Gerechtigkeit im röm. Reiche, um das J. 874. noch weniger konnte!

So ungereimt uns dieſes von weltlichen Obrigkeiten vorkommt, deſto unverdaulicher iſt gewiſſen neuen Schriftſtellern, welche die alten Sitten nach den unſrigen beurtheilen, daß eigene Geſtändniß der Unwiſſenheit im Leſen und Schreiben ſo mancher geiſtlichen Perſonen, ſo gar vom biſchöflichen und äbtlichen Range; der Mönche und andern Geiſtlichen nicht zu gedenken, als von welchen ſelbſt der heil. Benedict nicht verlangte, daß ſie ſchreiben könnten. So konnten, nach dem Zeugniſſe der authentiſchen Acten ſelbſt auf der Zuſammenkunft in Karthago, im J. 411, ein Biſchof; auf der Verſammlung der irrgläubigen Geiſtlichkeit zu Epheſus, zwey, und auf der Kirchenverſammlung zu Chalcedon, wohl mehr als 40 Biſchöfe nicht eigenhändig ihre Namen unterzeichnen (*); ſie lieſſen dann durch ihre Mitbiſchöfe unterſchreiben, oder mußten ihre Zuflucht zu ihren Prieſtern und Diakonen nehmen, die ſie auch öffentlich bezeugen laſſen, daß ſie nicht ſchreiben konnten. Daß aber auch dieſe Leztern nicht allezeit ſchreiben konnten, beweiſet ein Unterdiakon Gratian, der die berühmte Charte zu Ravenna nicht unterzeichnen konnte, welche im Supplementbande zu Mabillons Diplomatik bekannt gemacht und geſtochen iſt.

Von dergleichen unwiſſenden und im Schreiben ganz unerfahrnen Perſonen, redet nun eigentlich die oben erwähnte Verordnung des Kaiſers Juſtinian, deren Hauptworte aber: ſi ſcribere praepediatur, wie es gemeiniglich mit Radebrechung der Geſetze geſchieht, auch andere nicht ganz des Schreibens unkundige, theils aus Gemächlichkeit, theils auch aus Gewohnheit und Hochmuth, für ſich auslegten; daher ſie ge-

(*) S. Labbé Concil. T. 4. act. 6, p. 581.

gemeiniglich durch Andere ihre Namen hinſchreiben lieſſen, wozu ſie doch anfangs ihr eigenhändiges Kreuz oder ein anderes Zeichen ſetzten; welches ſie aber auch mit der Zeit den Kanzelliſten ſammt ihrer Namensunterſchrift überlieſſen, wie man aus gar vielen Urkunden vom 9ten bis zum 14ten Jahrh. erſehen kann. Erſt im 14ten Jahrh. fingen die Päbſte die eigenhändige Unterzeichnung wieder an, und die deutſchen Kaiſer unterſchrieben ſich ſelbſt ſeit dem Ende des 15ten Jahrhundertes. Kaiſer Maximilian unterſchrieb zuerſt eigenhändig, und ſchaffete die Monogramme gänzlich ab; wiewohl Secouſſe, gegen Herrgott's Meinung, ſchon Karl'n IV. 1366, eigenhändig unterſchreiben läſſet.

Weil ſodann die vielen Kreuze in den Diplomen, entweder vom Notarius ſelbſt alle, oder auch von verſchiedenen in der Urkunde erwähnten Perſonen ſelbſt eigenhändig gemacht worden ſind, darf man ſich über ihre höchſt verſchiedene und ſeltſame Form gar nicht verwundern. Denn nicht nur der Ausſpender der Urkunde, ſondern auch jener, dem zum Beſten ſie aufgeſetzt worden iſt, und ſelbſt der Kanzler, der Abſchreiber, und alle die zugezogenen Zeugen, machten, wenigſtens bis in das 12te Jahrh., ihre Kreuze eigenhändig hin. Daher ſieht man auch oft in einer und derſelben Charte bald ein ordentliches Kreuz (✛); bald ein Andreaskreuz (X); bald das Sternkreuz (✱); desgleichen auch das punctirte, Fig. 2848, und das eingefaßte oder rhomboiſche, Fig. 2849, und dergleichen andere Kreuzfiguren mehr. Für dieſe ſo vielfältige und verſchiedene Kreuze war nicht einmal ein feſtgeſetzter Ort in den Diplomen. Man findet ſie meiſtens an der Spitze der Urkunden ſtatt des Chriſmon, oder bey demſelben; man findet ſie auch zuweilen im Contexte, wiewohl ſie daſelbſt, eben wie vor dem Datum, ſeltener angetroffen werden. Dagegen erſchei-

ſcheinen ſie deſto öfter und faſt allezeit bey den gewöhnlichen Namen- oder Zeugenunterſchriften, bald vor, bald nach, und zuweilen wohl auch ſelbſt mitten in den Namen. Wenigſtens iſt der Gebrauch, das Kreuzzeichen zu den Namen zu ſetzen, uralt und allgemein, wie aus unterſchiedenen Acten der 5ten allgemeinen Kirchenverſamlung, aus dem letzten Willen des h. Remigius, und aus tauſend andern ſowohl geiſt- als weltlichen Aufſätzen Deutſchlandes, Italiens, Frankreichs, Spaniens und Englands, zu erſehen iſt. Vor den Unterſchriftkreuzen ſetzten ſie gemeiniglich das Wort Signum, oder ſetzten wenigſtens die erſten zwey oder drey Buchſtaben dieſes Wortes hin; aber auch hierin wurden ſie bald gemächlicher, zeichneten nur den einzelnen Anfangsbuchſtaben davon; und durchſtrichen dieſe Sigla mit 1 oder auch 2 Diagonalen; Fig. 2850; welcher Schriftzug für das ganze Wort Signum, und zugleich für ein Andreaskreuz, gelten mußte. Hernach lieſſen ſie auch dieſen einzelnen Buchſtaben gar weg, und machten vor ihrem Namen ein bloßes Kreuz, wie noch heut zu Tage die Cardinäle thun; dafür in Urkunden mittlerer Zeiten wohl auch die tironiſche Note, Fig. 2851, ſtatt ſubſcripſi oder ſubſcriptio, vorkommt, welche, ihrer Geſtalt nach, ebenfalls für eine Art von Kreuz angeſehen werden kann. Ja, ſo gar am äuſſerſten Rande der Urkunden, wo ſie gerade abgeſchnitten, partita, diviſa, oder auch ausgezackt, indentata, ſind, findet man halbe oder auch ⅔ eines oder auch etlicher hingemachten Kreuze, ſowohl ohne, als auch mit dem ganzen oder halben Bildniſſe des Gekreuzigten, welche Art beſchriebener Papiere man eigentlich Chirographa, in deutſcher Sprache Zerten, nennt, und welche man, zur Verhütung alles Betruges, in die Stelle gleichlautender Ur- und Abſchriften geſetzt hat. Bey dergleichen Inſtrumenten konnte zwar alles beobachtet werden, was man ſonſt bey den Char-

tis pariclis, oder pariculis, d. i. bey gleichlautenden Abſchriften, gewohnt war; nur war dieſes noch dazu erforderlich, daß, ſo viel Exemplare man haben wollte, alle dieſelben, folglich mit kleinern Lettern, auf ein Pergamentblatt geſchrieben, und doch zwiſchen allen und jeden ein gleich großer leerer Raum mußte gelaſſen werden. Dieſer leere Raum nun, wo eben hernach der gerade Durchſchnitt, Diviſio, oder der zackichte Ein- und Abſchnitt, Indentura, geſchahe, wurde, ehe noch mit verſchiedenen Kreuzen, oder auch mit dem Bildniſſe des Gekreuzigten, mit größern Alphabetbuchſtaben, mit dem Worte Cyographum , oder auch mit andern heiligen Namen, als: Jheſus ſancta Maria, und dergleichen noch größerer Schriftart angefüllet, ſo, daß nach dem Durchſchnitte, bey einer künftigen Zuſammenhaltung, die eine abgeſonderte kleine Charte gerade mit der andern zuſammen paſſen, und die getheilte Schrift wieder ein Ganzes ausmachen mußte. Man bediente ſich ſolcher Vortheile beſonders in England, Frankreich, Spanien, und vornämlich in Aragonien. Im 15 und 16ten Jahrh. wurden ſie auch in Deutſchland üblich, um allen Betrug zu verhüten; dauerten auch bis in das 17te Jahrh. wie aus einer Stelle der ulmiſchen Gerichtsordnung v. J. 1621, erhellt. War der leere durch- oder abgeſchnittene Raum beſchrieben, ſo nannte man ſie eigentlich Cirographen, und bey den Deutſchen Zerten, Certen, Zerter oder Zarter, übrigens nur ausgeſchnittene Zettel, aus einander geſelt Zeddel, Kerbbriefe und Kerbzettel.

Uebrigens iſt von den diplomatiſchen Kreuzen noch anzumerken, daß ſie nicht allemal von derſelben Tintenfarbe ſind, als der übrige ganze Inhalt der Urkunde. Die griechiſchen Kaiſer malten ihre Kreuze mit Purpurtinte, welches jedem andern bey Leib- und Lebens-

bensſtrafe verbothen, und nur etwa den kaiſerlichen Prinzen und erſten Miniſtern oder Lieblingen zuweilen aus beſonderer Gnade vergönnt war. So bekreuzten auch die normänniſchen Könige beyder Sicilien ihre Diplome mit rother Tinte, welches auch einige der römiſchen Kaiſer, inſonderheit **Karl** der Kahle, und zuweilen auch **Ferdinand** III. desgleichen die kapuaniſche Fürſten und Erzbiſchöfe, nebſt einigen andern Königen und Landesherren, öfters nachgeahmet haben. Ja, die engliſchen Könige vor den Normännern haben ihre Urkunden ſo gar mit goldenen Kreuzen bezeichnet.

Einige dieſer diplomatiſchen Kreuze ſind gar ſchlecht, und öfters recht ungeſchickt hingezeichnet, woran gewiß die Eilfertigkeit, die Unwiſſenheit, oder auch, wie bey den Schriften ſelbſt, eine unverzeihliche Nachläſſigkeit Schuld haben mag; andere dagegen ſind recht nach der Kunſt, und, wie man zu ſagen pflegt, wie nach dem Zirkel gemacht. Und was dabey noch wunderbarer iſt, ſind oft die eigenhändigen Kreuzzeichen der Könige und anderer hohen Perſonen, von denen man billig zweifelt, ob ſie jemals ſchreiben gelernt haben, weit zierlicher ausgefallen, als die Kreuze ihrer eigenen Notarien und Kanzelliſten. Von dieſen und andern artigen oder regelmäßigen Kreuzen großer Herren, Fürſten und Könige, iſt zu wiſſen, daß ſie dazu eigene Stämpel, ihre Namen und Kreuze aufzudrücken, hatten, welches Einige, gewiß wegen der Schriftrichtigkeit und Verſchönerung gethan haben, und bey Manchen wohl auch aus Unwiſſenheit oder Mangel der Schreibekunde geſchehen ſeyn mag. An ſtatt des Stämpels bedienten ſie ſich auch durchgeſchnittener Bleche, um den richtigen Zügen deſſelben mit der Feder nachzufahren. Dergleichen hatte von Gold **Theodorik**,

der Oſtgothen König; von Holz, Kaiſer Juſtinus; und andere hatten es von Elfenbein.

Auſſer den bisher erklärten diplomatiſchen Kreuzen, findet man ſie auch auf den Sigillen, welche gemeiniglich dem Diplome aufgedruckt oder angehänget werden. Dieſe daher ſo genannte ſphragiſtiſche Kreuze haben mit den übrigen urkundlichen gleiche Figur und Abſicht. Sie erſcheinen öfters auch im Mittelfelde und zu beyden Seiten königlicher Häupter; ja, man findet nicht leicht ein Sigill mittlerer Zeiten, bis zu Anfange des 14ten Jahrh., deſſen Inſchrift nicht mit einem Kreuze anfinge. In gedachtem Jahrh. werden die Kreuze ſchon ſeltener, und gegen den Anfang des 15ten gab der Verfall der Gottſeligkeit die Veranlaſſung, ſtatt der bisherigen Kreuze, die eben nichts als offenbare Zeichen göttlicher Anrufung waren, Sterne und Röschen einzuführen.

Ungeachtet der nach und nach, inſonderheit ſeit den ſo berufenen Kreuzzügen, unter den Chriſten eingeriſſenen Laulichkeit, ſtieg doch die Hochachtung diplomatiſcher Kreuze bey ſo manchen andern zum Irrthum und Aberglauben hinan. Denn die dazu gebrauchte Tinte pflegte in vielen Gemeinden vorher mit allen feyerlichen Ceremonien geweihet zu werden; ja, einige gingen in ihrer frommen Einfalt ſo weit, daß ſie die Tinte, womit die Kreuze in den Urkunden gezeichnet werden ſollten, ſo gar mit den conſecrirten oder euchariſtiſchen Weingeſtalten miſchten. So wurde auch die allgemeine Verdammung des Ketzers Photius mit dem wahren Blute Jeſu Chriſti unterſchrieben.

Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit den meiſten Kreuzen in den geſchriebenen, oder auch gedruckten, alten Büchern. Denn obgleich ordentliche Kreuze in den Titeln der Bücher und Hauptſtücke als Anrufungsformeln gelten mögen, ſieht man doch auch allein oft bey ſehr anſtößigen und ziemlich ſchmutzigen Stellen

punc-

punctierte Andreaskreuze, Fig. 285², oder auch Sterne *, Aſteriscus, Ceraunion, und andere Zeichen, die alle nur ihre beſondere, den Leſer angehende Bedeutung haben.

Gregor Grubers Lehrſyſtem einer allgemeinen Diplomatik, 1, Th. (Wien, 1783, gr. 8.) S. 156, fgg.

Die Unterſchrift durch Kreuze, war, erwähnter Maßen, ſchon im 6ten Jahrh. ſowohl im Orient, als Occident, beſonders aber in Italien, Spanien, Frankreich, England und Deutſchland, üblich. Es bedienten ſich ihrer nicht nur des Schreibens unerfahrne Perſonen, ſondern auch andere, Alters oder Schwachheit halber, oder weil ſie mit zu vielen Geſchäften überladen, oder gar zu bequem waren, und einige ſo gar aus Stolz. Ueberhaupt iſt dieſe Art der Unterſchrift ſehr alt, und wurde zu allen Zeiten, nach den verſchiedenen Verhältniſſen der Perſonen, häufig gebraucht. Daß dieſe eigenhändige Unterſchrift durch Kreuze von eben dem Gewichte ſey, als die buchſtäbliche Ausdrückung des Namens, kann 1. aus dem Begriffe der Schrift und Unterſchrift ſelbſt dargethan werden. Eine Schrift iſt nichts anders, als die Erklärung unſerer Geſinnungen durch gewiſſe auf dem Papiere ausgedrückte Zeichen. Dieſe Zeichen heißen Buchſtaben, ſind nach der Verſchiedenheit der Nationen verſchieden, und werden faſt in jedem Jahrhunderte wieder abgeändert. Derjenige alſo, welcher ſolche Zeichen auf dem Papiere ausdrückt, und dadurch ſeine Geſinnungen Andern zu erkennen gibt, ſchreibt; jene Zeichen mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, wenn ſie nur angenommen und gebräuchlich ſind, und derjenige, der mit ſolchen Zeichen, ſie ſeyen ordentliche oder auſſerordentliche, ſeinen Namen auszudrücken die Abſicht hat, unterſchreibt. Ueberdies iſt dieſe Art der Unterſchrift zu einem ſolchen Anſehen gekommen, daß ſie bey einem jeden Geſchäfte oder Contracte, den man mit einem des Schrei-

bens Unerfahrnen errichtet, und der entweder zu ſeinem Weſen, oder auch zu größerer Sicherheit und zu beſſerm Beweiſe die Unterſchrift erheiſcht, als gültig anerkannt, und noch heut zu Tage dafür gehalten wird. Ehemals wurde ſo gar dieſe Unterſchrift durch Kreuze, unter den Chriſten als eine mit einem Eidſchwure bekräftigte Unterſchrift betrachtet, und diejenigen wurden für Meineidige angeſehen, welche den Vertrag, den ſie mit Kreuzen unterzeichnet hatten, nicht erfüllten. Auch werden auf ſolche Unterzeichnungen bey den Gerichten Proceſſe erkannt und entſchieden, zum offenbaren Beweiſe, daß ſie für eine wahre Unterſchrift angenommen werden. Selbſt der Kaiſer Leo erklärt ſie, in der Novelle 72, nicht nur für eine gültige und wahre Unterſchrift, ſondern legt ihr noch die Kraft bey, daß durch ſie ſo gar Verordnungen gemeiner Rechte aufgehoben werden können. Dieſer Art der Unterſchrift kann man auch bey Teſtamenten ihren innern Werth nicht abſprechen, da ſie bey Schriften von größerer Wichtigkeit, als: Urkunden, Synodalbriefen, u. d. gl. von aller Wirkung iſt. Die Unterſchrift des Teſtators wird nur zum Beweis ſeines Willens erfordert; die Geſetze verlangen bey einem Teſtamente nur die gewöhnliche Unterſchrift des Teſtators, deren er ſich in andern Fällen bedient. Die Unterſchrift durch Kreuze wird ferner bey denen, die nicht ſchreiben können, gewöhnlich gebraucht; daher muß ſie auch bey einem Teſtamente, wie bey andern Urkunden gültig ſeyn. Bey Teſtamenten, welche der Teſtator nicht ſelbſt, ſondern ein Anderer für ihn geſchrieben hat, iſt keine andere Unterſchrift erforderlich, als diejenige, deren ſich der Teſtator gewöhnlich und in andern Fällen bedient hat. Die Art und Form derſelben iſt nirgends vorgeſchrieben; daher liegt nichts daran, durch was für eine Art der Unterſchrift der Teſtator dasjenige, was von einem Andern geſchrieben iſt,

iſt, als ſeine wahre Willensmeinung genehmige, wenn nur die beygeſetzte Unterſchrift die gewöhnliche deſſelben iſt, und in der Abſicht, den Inhalt des von einem Andern geſchriebenen Teſtamentes zu genehmigen, beygefüget werde. Aus dieſer Urſache darf man alſo in Anſehung der Unterſchrift gar nicht ängſtlich ſeyn; und es iſt gleichgültig, ob der Teſtator entweder ſelbſt, oder durch einen Andern, ob er entweder ſeinen ganzen Namen, oder nur die Anfangsbuchſtaben deſſelben, z. B. E. D. S. †, oder, wenn er gar nicht ſchreiben kann, durch drey Kreuze †††, oder andere angenommene und gewöhnliche Zeichen, welche ſeine Unterſchrift andeuten, ſeinen ſchriftlich abgefaßten letzten Willen unterſchreibe. In einem mit Kreuzen von dem Teſtator unterſchriebenen Teſtamente, wird gemeiniglich von demjenigen, der das Teſtament niedergeſchrieben hat, oder auch bisweilen von einem Andern, der des Schreibens kundig iſt, oder gar von zwey oder drey Zeugen, die Anmerkung beygeſetzt: „Weil N. N. nicht „ſchreiben und leſen kann, (des Schreibens unerfahren iſt,) hat er ſich mit 3 Kreuzen unterſchrieben.“

Diſſ. de ſubſcriptione teſtatoris analphabeti per cruces Præſ. *Jo. Franc. Wieſen.* Reſp. Auct. *Franc. Joſeph. Müller.* Wirceb. 1778. 4. 4 B.

Was das Kreuz auf Münzen betrifft, ſo erſcheint daſſelbe faſt auf allen denjenigen, ſo unter chriſtlichen Völkern im 11ten Jahrh. geſchlagen worden ſind, eben zum Zeichen, daß ſie ſich zum Chriſtenthum bekenneten, und darin ihre größte Ehre ſuchten. Die Engländer nennen daher auch noch die andere Seite einer Münze Kroſs-Side, d. i. Kreuzſeite. Man erblickt daher faſt auf den meiſten Münzen der erſten chriſtlichen Kaiſer, und faſt aller chriſtlichen Könige und Fürſten, ein Kreuz. Es war dieſes ein gewöhnliches Zei-

Zeichen der chriſtlichen Religion, und es bemühen ſich diejenigen vergebens, welche darunter verſchiedene Geheimniſſe und Ausdeutungen ſuchten. Kaiſer **Karl** der Dicke, welcher ſich ſehr angelegen ſeyn ließ, das Münzweſen im guten Stand zu ſetzen, befiehlt: ut in denariis ex altera parte - in medico Crux habeatur (*). **Köhler** (**) hält dafür, man hätte das Kreuz deswegen auf die Münzen gepräget, daß die Geldverderber ſich ein Bedenken machen ſollten, ſich daran zu vergreifen. Auch in der ſeltſamen Geſtalt, unter welcher zuweilen dieſe Kreuze erſcheinen, iſt kein Geheimniß zu ſuchen, weil die Münzmeiſter eben ſo, als die Wappenkönige damahliger Zeiten, in den Abänderungen und Verzierungen deſſelben die Feinheit ihres Witzes und die Geſchicklichkeit in ihrer Kunſt vorzüglich an den Tag zu legen ſuchten. Man hat auch ſehr viele Beyſpiele, daß auf alten Münzen und Siegeln, Kreuze an ſtatt der Scepter, den chriſtlichen Kaiſern, Königen und Fürſten in die Hände gegeben werden (***); ja, ſo gar Kreuze in beyde Hände (****).

Auf den alten runiſchen Münzen befindet ſich zwar auch ein Kreuz, welches aber noch gar kein Beweis ihrer chriſtlichen Zeiten iſt; denn bey den alten nordiſchen Heiden war das Kreuz ſehr im Gebrauche, und ein Zeichen ihres größten Abgottes, des **Thor**. Der erſte norwegiſche chriſtliche König, **Haquin**, beſänftigte die, wegen ſeiner Glaubensveränderung, faſt aufrühri-

(*) *Baluz.* T. II. Capitul. L. I. c. 8. L. II. c. 18. S. *Jac. Gretſeri* Commentar. de Cruce, & nummis crucigeris.

(**) Im 10 Th. der Münzbeluſt. S. 10.

(***) *Ludewig* Reliq. Manuſcript. T. VII. Tab. II. n. 39. Tab. III. n. 74 und 79.

(****) Eb. daſ. Tab. III. n. 87, 88. Groſchencabinet, V Fach Tab. XXII. n. 35. 36—41.

rühriſchen Landſtände damit, daß er auf ſeinen Becher das Zeichen des Kreuzes machen ließ, indem ſie ihn hierauf noch für einen guten Diener des Thor hielten. Indeſſen haben dieſe Völker alle diejenigen Dinge, welche ſie in ihrem Heidenthume mit dem Kreuze bezeichneten, auch mit dem Namen eines Abgottes geziert, welches man noch auf ihren alten Runen oder Grabſteinen findet. Wo man dieſen Umſtand nicht mit antrifft, da iſt das Kreuz gewiß eine Anzeige chriſtlicher Zeiten.

Dieſes heidniſche Kreuz iſt eigentlich kein Kreuz, ſondern die Vorſtellung eines großen Hammers mit welchem der alte nordiſche Abgott Thor gebildet wurde, und welches vermuthlich eben das hat ausdrücken ſollen, was die Griechen und Römer mit den Donnerſtrahlen in der Hand des Jupiters haben anzeigen wollen, nämlich die oberſte Macht des höchſten Gottes. Wie denn der Streithammer, in ältern Zeiten, bey manchen Völkern, von ihren Fürſten als ein Zeichen des Commandoſtabes oder des königl. Spießes, geführt worden, und er ſonderlich eine alte Waffenart der barbariſchen Völker geweſen iſt.

In der Wapenkunſt (Heraldik), iſt das Kreuz ein Schildſtück in Geſtalt eines Kreuzes, und eines der vornehmſten Ehrenſtücke, welches in ſehr vielen Wapen vorkommt, weil es das gemeine Zeichen der Chriſten war, welche einen Kreuzzug zu thun ſich verpflichtet hatten. Eben daher kommen auch die vielen Veränderungen in ſeiner Zeichnung, weil ſich die angeſehenen Kreuzfahrer doch einer von dem andern unterſcheiden wollte. Die Mitte des Kreuzes wird im Franz. Coeur, und die Winkel werden Cantons genannt. Ueberhaupt iſt daſſelbe zweyerley: ein gemeines, und ein Andreaskreuz.

Das aufrechte, gemeine, gleiche, platte oder ſchlechte Kreuz, L. Crux ordinaria, Fr. Croix ordinaire,

dinaire, oder plaine beſteht aus einem Pfahle, auf deſſen Mitte ein Querbalken liegt; Fig. 2853.

Die Ulfft am Niederrhein, führen im goldenen Schilde ein rothes gemeines Kreuz.

Das Andreaskreuz, geſchobene Kreuz, Ueberzwerchkreuz, L. Crux St. Andreae, oder Andreana, Decuſſis, Fr. Croix de St. André, Sautoir, beſteht aus einem rechten und linken Quer- oder Schrägbalken. Jeder Schrägbalken nimmt gemeiniglich ein Drittel des Schildes ein, ſo, daß durch die Figur das ganze Feld beynahe bedeckt wird; Fig. 2854. Es wird auch burgundiſches Kreuz, L. Crux Burgundica, Fr. Croix de Burgogne, genannt, weil die Könige von Burgund zuerſt zu Ehren des h. **Andreas** daſſelbe im Wappen ſollen geführt haben.

Von dem hiervon ſo genannten burgundiſchen Kreuzorden, ſ. unten, im Art. Kreuzorden.

Von dem auf den Albertusthalern befindlichen burgundiſchen Kreuze, werden dieſelben auch burgunder Thaler genannt; ſ. unten, Kreuzthaler.

Die von Hattſtatt führen im goldenen Felde ein rothes Andreaskreuz.

Wenn ein Kreuz ſeine gewöhnliche Größe nicht hat, wird es ein Kreuzfaden genannt. Fig. 2855, iſt ein rother gemeiner Kreuzfaden; und Fig. 2856, ein rother St. Andreaskreuzfaden.

Ferner gibt es auf unterſchiedene Weiſe geformte Kreuze; als:

Ein gekerbtes, ausgekerbtes, oder ausgeſpitztes, L. Crux dentata, denticulata, Fr. Croix denchée, oder denteleée, Fig. 2857.

Die Gymnich und Mutterſpach, führen im ſilbernen Felde ein rothes gekerbtes Kreuz.

Ein ausgeſchupptes Kreuz, L. Crux ingradata, ſtriata, Fr. Croix engrelée, Fig. 2858.

Die Römersthal führen im ſilbernen Felde ein ſchwarzes ausgeſchupptes Kreuz.

Ein

Ein gezinntes Kreuz, Zinnenkreuz, welches ſowohl an dem Pfahle, als auch an dem Querbalken, her= vorragende Mauerzinnen hat, L. Crux pinnata, Fr. Croix breteſſée; Fig. 2859.

Die Saliceti führen im goldenen Felde ein grünes ge= zinntes Kreuz.

Ein mit verſchobenen Zinnen formirtes Kreuz; Fig. 2860.

Ein geſtümmeltes, geäſtetes oder Aſtkreuz, L. Crux nodoſa, ramoſa, truncata, Fr. Croix arborée, clavelée, écotée; Fig. 2861.

Die Freyherr von Sandes führen im ſilbernen Felde ein ſchwarzes geäſtetes Kreuz.

Ein ausgerundetes Kreuz, welches Einige man= tuaniſches Kreuz, oder Tatzenkreuz nennen, iſt ein gemeines, an den 4 Enden ausgebogenes Kreuz, Lat. Crux patens, patula, oder pedata, Fr. Croix pat= tée; Fig. 2862.

Die Herzoge zu Mantua führen im ſilbernen Felde ein rothes ausgerundetes Kreuz, von 4 gegen einander ge= kehrten ſchwarzen Adlern begleitet.

Die Rotthal, im rothen Felde ein ſilbernes ausgerun= detes Kreuz.

Die Partenay, im ſilbernen Felde ein ſchwarzes aus= gerundetes Kreuz.

Ein wellenweiſe formirtes Kreuz, Fig. 2863.

Ein unten zugeſpitztes Kreuz, Fig. 2864.

Ein getheiltes, geſpaltenes und durchſchnittenes Kreuz. So iſt z. B. Fig. 2865, ein mit Silber und Blau getheiltes, geſpaltenes, und in der Mitte rechts und links durchſchnittenes Kreuz.

Ein geſchachetes, geſchachtetes oder Schachkreuz, welches, wie ein Schachbret, in gleichſeitige Vierecke

getheilt

getheilt iſt, L. Crux teſſellata, Fr. Croix echiquetée; Fig. 2866.

Die Ingelheim führen im ſchwarzen Felde ein von Silber und roth geſchachtes Kreuz.

Ein gebrochenes oder ausgebrochenes Creuz, L. Crux evacuata, Fr. Croix vuidée; Fig. 2867.

Die von Marcylly, in Frankreich, führen im goldenen Felde, ein rothes ſchwebendes ausgebrochenes Kreuz.

Ein in der Mitte ausgebrochenes Kreuz, L. Crux in medio evacuata, Fr. Croix ajourée au coeur, wenn ein ſchmahles Kreuz in der Mitte ein viereckiges Loch hat; Fig. 2868. Es muß ſchmahl ſeyn, denn bey der ordentlichen Breite würde ein Schach von 9 Feldern daraus.

Die Rotſchen, in Schwaben, führen im goldenen Felde ein rothes mitten ausgebrochenes Kreuz.

Ein bordirtes oder eingefaßtes Kreuz, L. Crux fimbriata, limbo circumdata, Fr. Croix bordée; Fig. 2869.

Ein in der Mitte und in den Winkeln beſetztes Kreuz; ſo iſt z. B. Fig. 2870, ein in der Mitte oder im Herzen mit einem goldenen Kreuze und in den Winkeln mit einem goldenen Sterne begleitetes Kreuz.

Ein belegtes Kreuz; ſo iſt z. B. Fig. 2871, ein blaues, mit einem ſilbernen Kreuzfaden belegtes Kreuz.

Ein gegittertes Kreuz, L. Crux clathrata, Fr. Croix fretée; ſo iſt z. B. Fig. 2872, ein rothes mit goldenem Gitter belegtes Kreuz.

Ein rund durchbrochenes Kreuz, L. Crux perforata, Fr. Croix percée; ſo iſt z. B. Fig. 2873, ein ſchwarzes fünf Mal durchbrochenes, und mit Gold eingefaßtes Kreuz.

Ein quadrirtes Kreuz, L. Crux quadrata, quadrifida, Fr. Croix écartelée; Fig. 2874.

Die

Die von Hattenheim, am Rhein, führen im goldenen Felde ein von Roth und Silber quadrirtes Kreuz.

Ein ſchwebendes oder abgekürztes Kreuz, L. Crux marginem ſcuti non tangens, Crux à margine deiuncta; Fr. Croix alaiſée, coupée, oder raccourcie; Fig. 2875.

Die Petſchach, in Oeſtreich, führen im blauen Felde ein goldenes ſchwebendes Kreuz.

Endlich bekommen auch die Kreuze, nach Beſchaffenheit der Enden, oder nach demjenigen, was etwann daran erſcheint, verſchiedene Namen, als:

Ein Lilien oder Scepterkreuz, welches an den Enden mit Lilien geziert iſt, L. Crux liliata, Fr. Croix fleurdeliſée, oder florancée de France, Fig. 2876.

Die de Villequier, in Frankreich, führen im rothen Felde ein goldenes Lilienkreuz, von 12 goldenen ſtehenden Schindeln begleitet.

Ein Kleeblattkreuz, Dreyblattkreuz, oder St. Lazaruskreuz, welches an den Enden als ein Kleeblatt geſtaltet iſt; L. Crux trifoliata, Fr. Croix trefflée; Fig. 2877.

Die Walier von Grießbach, in der Schweiz, führen im blauen Felde ein goldenes Kleeblattkreuz.

Ein Krückenkreuz, L. Crux patibulata Fr. Croix potencée, hat an den Enden kleine Querbalken.

Das Königreich Jeruſalem führt im ſilbernen Felde ein goldenes Krückenkreuz mit 4 Krückenkreuzchen von eben dieſem Metalle begleitet; Fig. 2878 a). Es wird daher auch das Jeruſalemkreuz genannt.

Das Wappen von Kalabrien, iſt im ſilbernen Felde ein ſchwarzes Krückenkreuz; Fig. 2878 b).

Ein wiedergekrücktes Krückenkreuz, Wiederkreuz, L. Crux patibulata & repatibulata, Crux brachiata,

oder

oder cruciata, Fr. Croix potencée & repotencée, contrepotencèe, croiſèe, recroiſetèe.

Die von Byerley, in England, führen im ſilbernen Felde ein rothes Wiederkreuz; Fig. 2879.

Bisweilen iſt es unten nicht gekreuzt; alsdann heißt es mit gemeinem Fuße, pede conſueto, Fr. au pied ſimple.

Ein halbgekrücktes Kreuz, L. Crux ſemipatibulata, Fr. Croix cramponnèe, mit Stollen oder halben Krücken.

Die von Tſchotſchke, in Schleſien, führen im blauen Felde ein ſilbernes Patriarchenkreuz, deſſen unterer Querbalken zur Linken eine unterwärts gehende halbe Krücke hat.

Eine ganz ſonderbare Art von Krückenkreuz führen die Squarciafichi, in Genua, nämlich in rothem Felde ein goldenes Krückenkreuz, welches oben zur Linken und zur Rechten, und unten zu beyden Seiten ein nach des Schildes Ecke gelehntes St. Antoniuskreuz hat.

Ein Ankerkreuz, L. Crux ancorata, Fr. Croix ancrèe, iſt dasjenige, deſſen 4 Enden in der Mitte eingekerbet, und an den Ecken zu beyden Seiten, wie ein Anker zugeſpitzt ſind; Fig. 2880.

Die Markgrafen zu Brandenburg führen, wegen des Fürſtenthumes Camin, im rothen Felde ein ſilbernes Ankerkreuz.

Die von Hofwart, im ſchwarzen Felde ein goldenes Ankerkreuz.

Ein Gabelkreuz, L. Crux furcata, Fr. Croix fourchèe, oder fourchettèe, ſieht an den Enden wie eine Gabel aus; Fig. 2881.

Die Truchſeßen von Kühlenthal, in Schwaben, führen im goldenen Felde ein ſchwarzes Gabelkreuz.

Ein umgebogenes Gabelkreuz, oder Zirkelkreuz, L. Crux circinata, circulata, Fr. Croix cercelèe, recercelèe, iſt dasjenige, deſſen Spitzen weit umgebogen, und in ſich ſelbſt eingewickelt ſind.

Die

Die Weyer am Niederrhein, führen im goldenen Felde ein ſchwarzes umgebogenes Gabelkreuz, auf deſſen Mitte ein ſchwarzes Schildchen mit 3 goldenen Pfennigen ruhet; Fig. 2882.

Ein Hakenkreuz, L. Crux hamata, Fr. Croix hameçonnèe, oder garnie d'hameçons, hat an den Enden Haken; Fig. 2883 a).

Die Rückersfelder, in Frankfurth am Mayn, führen von Silber und Grün quer getheilt, oben mit einem gekrüpft ſitzenden rothen Einhorn, unten mit einem goldenen Hakenkreuze; Fig. 2883 b).

Ein Kugelſtabkreuz, oder Pilgrimsſtabkreuz, L. Crux columnaris, Fr. Croix bourdonnèe, iſt dasjenige, deſſen Enden einer Säule, worauf eine Kugel ruhet, ähnlich ſehen.

Die de l'Jsle, in Frankreich, führen im rothen Felde ein goldenes Kugelſtabkreuz; Fig. 2884.

Hiervon iſt unterſchieden: 1. das mit Kugeln gezierte Kreuz, Apfelkreuz, L. Crux globata, pomis ornata, Fr. Croix pommetèe, wenn an den Ecken der Enden eine Kugel ſteht. Dergleichen führen die Manfredi zu Lucca. 2. Das an den Enden mit Kugeln begleitete Kreuz, adiunctis globis, Fr. accompagnèe de boules, wenn die Kugeln nicht an die Enden ſtoßen.

Ein Nagelſpitzkreuz, L. Crux cuſpidem inferius habens, Fr. Croix au pied aiguiſèe ou fichèe, hat unten im Fuße eine Spitze oder einen Nagel; Fig. 2885.

Die Freſen führen im rothen Felde ein ſilbernes Nagelſpitzkreuz.

Damit iſt das zugeſpitzte Kreuz, welches am untern Ende ſpitzig iſt, L. Crux ſpiculata, ſ. oben, S. 75, Fig. 2864, nicht zu verwechſeln.

Der König in Schweden führt, wegen des Herzogthumes Verden, im ſilbernen Felde ein ſchwebendes, unten zugeſpitztes, ſchwarzes Kreuz.

Ein

Ein Pfeilkreuz, L. Crux barbata, ſ. ſagittalis, Fr. Croix barbèe.

Ein Rautenkreuz, L. Crux rhombis conſtans, Fr. Croix lozangèe, iſt aus Rauten zuſammengeſetzt, oder beſteht aus an einander ſtoßenden Rauten; Fig. 2886 a).

Auch wenn ein Kreuz gerautet iſt, in welchem Falle zwey Tincturen ſind, Fig. 2886 b), wird es ein Rautenkreuz, L. Crux cuneata, genannt.

Ein rautenförmiges Kreuz, L. Crux in rhombi figuram deſinens, Fr. Croix retranchèe, iſt nur an den Enden wie Rauten geſtaltet.

Die Manfredi zu Lucca führen im ſilbernen Felde ein blaues rautenförmiges Kreuz, welches an jeder Ecke mit einer ebenfalls blauen Kugel geziert iſt.

Ein Schlangenkreuz, L. Crux ſerpentibus dimidiis conſtans, Fr. Croix guivrèe, beſteht aus 4 halben Schlangen: Fig. 2887.

Ein doppeltes Schlangenkreuz, L. Crux ſerpentibus bicipitibus conſtans, ſerpentum capitibus anchorata, Fr. Croix gringolèe, beſteht aus 4 zweiköpfigen halben Schlangen.

Wenn nur aus jedem Ende zwey Schlangenköpfe hervor gehen, und das Kreuz nicht aus 4 zweyköpfigen Schlangen beſteht, ſo heißt es: ein Kreuz mit 2 Schlangenköpfen an jedem Ende.

Ein Stufenkreuz, Abſatzkreuz, Säulenkreuz, Staffelkreuz, L. Crux graduata, Fr. Croix enſerrèe de degrès, perronèe, hat an den Enden Stufen; Fig. 2888.

Hiervon iſt ein auf Stufen erhöhetes Kreuz, L. Crux gradibus inſiſtens, Fr. Croix à degrès, zu unterſcheiden.

Ein St. Antoniuskreuz, L. Crux S. Antonii, Fr. Croix de S. Antoine, iſt dasjenige, dem der obere Theil des Pfahles fehlt, oder wo der Querbal-

ken oben auf den Pfahl gelegt iſt, ſo daß es beynahe die Geſtalt eines lateiniſchen T bekommt, daher es auch die Franzoſen Tau nennen; Fig. 2889 a).

Zuweilen wird es gegen die rechte oder linke Seite ſchräg geſtellt, und heißt ein gelehntes Antonius-kreuz, L. Crux Antoniana inclinata, Fr. Tau en bande, en barré, und alsdann ſcheint es einen Hammer oder eine Art von Zimmeraxt vorzuſtellen; Fig. 2889 b).

Die Grafen zu Rotthal führen im rothen Felde ein ſilbernes ſchrägrechtes gelehntes Antoniuskreuz.

Ein hohes Kreuz, oder Paſſionskreuz, L. Crux alta, Crux paſſionis, Fr. Croix hauſſée, oder longue, iſt allezeit ſchwebend, und entweder ein ſchmales Kreuz oder ein Kreuzfaden, wenn der Pfahl länger iſt als der Querbalken. In Fig. 2890, ſieht man zwey, unten zugeſpitzte Kleeblattcrucifixe.

Das Wappen der Landſchaft Wlodimirien, iſt im rothen Felde ein goldener gekrönter Löwe, welcher mit den beyden vordern Branken ein ſilbernes hohes Kreuz hält.

Ein ſparrenweiſe gebogenes hohes Kreuz, oder zerbrochenes Kreuz, heißt, wenn der Pfahl in Form eines Sparrens gebogen, und an dem einen kürzern Ende dieſes Sparrens der Balken befeſtigt iſt.

Die von Mayerhofen, in Bayern, führen im ſilbernen Felde ein blaues ſparrenweiſe links gebogenes hohes Kreuz.

Ein Patriarchenkreuz, doppeltes Kreuz, lothringiſches, ſpaniſches oder ungariſches Kreuz, L. Crux patriarchalis, archiepiſcopalis, hiſpanica, hungarica, ſ. lotharingica, Fr. Croix patriarchale, à double traverſe, de Lorraine, hat zwey Querbalken, von welchen der obere der kürzeſte iſt, und iſt faſt allezeit ſchwebend; Fig. 2891.

Die Landgrafen zu Heſſen führen, wegen des Fürſtenthumes Hersfeld, im ſilbernen Felde ein rothes Patriarchenkreuz.

Im ungariſchen Wappen, iſt im rothen Felde ein ſilbernes Patriarchenkreuz.

Ein gewundenes Kreuz, oder Seilkreuz, Schiffſeilkreuz, L. Crux chordata, Fr. Croix cablée, cordée, beſteht aus zwey in einander geflochtenen Seilen; Fig. 2892.

Eine Familie in England, deren Upton (*) ohne ihren Namen gedenkt, führte, zum Andenken, daß ihr Ahnherr ein Seiler geweſen war, im rothen Felde ein ſilbernes gewundenes Kreuz.

Ein Hermlinkreuz, L. Crux velleris pontici compoſita, Fr. Croix d'Hermines, herminée, beſteht aus vier, mit dem obern Theile gegen einander gekehrten Hermelinſchwänzen; Fig. 2893.

Trier hält es für beſſer, daſſelbe vier Hermelinſchwänze zu nennen, weil die Theile deſſelben nicht, wie bey andern Kreuzen, zuſammen hängen.

De Hurleſton, in England, führen dergleichen Kreuz im ſilbernen Felde.

Ein St. Jacobskreuz, L. Crux S. Jacobi, Aviſia, Fr. Croix de St. Jaques, iſt ein hohes Kreuz, deſſen drey obere Enden lilienförmig ausgehen, der untere Theil hingegen ausgeſchweift iſt, und ſich wie ein Kugelſtabkreuz mit einer Kugel endigt. Dergleichen iſt das Ordenskreuz der Ritter St. Jacob's in Spanien; ſ. im XXVIII Th. S. 18, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1594.

Ein Malteſerkreuz, L. Crux equitum melitenſium, Crux melitenſis, Fr. Croix de Malte, beſteht aus vier, mit den Spitzen zuſammen geſetzten, an den Enden eingeſchnittenen Dreyecken; Fig. 2894.

Ein Mühleiſenkreuz, L. Crux molendinaris, Fr. Croix de moulin, Croix nilèe, anilèe, niſlée, niglée,

(*) *Nicol. Vpton* de milit. officio.

glée, iſt eine Art von Ankerkreuz, nur daß es nicht ſo dick und breit iſt; Fig. 2895.

Ein Münzkreuz, L. Crux nummis conſtans, Fr. Croix bezantée, beſteht aus an einander ſtehenden Pfennigen.

Upton führt ein Beyſpiel einer ungenannten engliſchen Familie an, welche im rothen Felde ein goldenes Münzkreuz führt.

Wenn die Pfennige nicht an einander ſtoßen, ſo ſind es kreuzweiſe gelegte Münzen.

Ein Sternkreuz, oder Stahlkreuz, L. Crux ſtellaris, Fr. Croix étoilée, iſt gegen die vier Enden zugeſpitzt, und präſentirt einen Stern von vier Strahlen; Fig. 2896.

Ein Schlüſſelringkreuz, toloſaniſches Kreuz, L. Crux claviculata, ſ. Toloſana, Fr. Croix clechée, Croix de Toulouſe, beſteht aus vier kreuzförmig zuſammen gefügten, dreyeckigen Schlüſſelringen, wie man die Schlüſſel des heil. Petrus zu malen pflegt; oder, es beſteht an den Enden aus vier kleinen Vierecken, und hält an jedem 3 Aepfel oder Kugeln.

Die Grafen von Toulouſe führen im rothen Felde ein goldenes toloſaniſches Kreuz, an jeder Ecke mit einer Kugel von eben dieſem Metalle geziert; Fig. 2897.

Ein Schächerkreuz, gegabeltes Kreuz; Winkelſtreif, L. Crux furcata, Littera Pythagorica, Fr. Pairle, heißt dasjenige, wo der Pfahl ſich in zwey Schrägbalken gegen die beyden obern Ecken des Schildes endigt; Fig. 2898.

Die Deichsler, zu Nürnberg, führten im rothen Felde ein ſilbernes Schächerkreuz.

Es iſt bisweilen gefüllt, Cuspis inverſa in planum deſinens, Fr. Gouſſet.

Die Aerzte und Apotheker bedienen ſich in ihren Recepten, unter vielen andern Zeichen, auch der Kreu-

ze. Wenn es X gemacht wird, bedeutet es Talk; wenn es hingegen + gebildet iſt, Eſſig, oder einen Tiegel; und wenn es in jedem Winkel einen Punct hat, wie Fig. 2848, deſtillirten Eſſig; durch ein doppeltes oder ſpaniſches Kreuz aber, wie Fig. 2891, wird gemeiniglich Bleyweiß verſtanden.

In der Muſik, iſt das Kreuz ✻ ein Erhöhungszeichen. Durch daſſelbe wird der ſiebente Ton f zum G eben ſo erhöhet, als h zum C ſchon natürlich gelegen war, u. ſ. w. Alle Töne, die durch ein Kreuz entſpringen, nehmen die Endigung is an; z. B. cis, dis, eis, fis, gis, ais, his, zum Unterſchiede derjenigen, die durch ein x entſpringen, und ſich in es endigen.

Die Fortſchreitung der Kreuze, ihr Anwachs geht alles fünftenweiſe. So iſt: cis das zweyte Kreuz, und die Fünfte (Quinte) vom fis. D hat 2 Kreuze, und iſt der 5te Ton vom G. gis, das dritte Kreuz und die Quinte vom cis, A hat drey Kreuze, und iſt der 5te Ton vom D.

* * *

In der Aſtronomie iſt das Kreuz ein kleines ſüdliches Geſtirn oder Sternbild, nahe bey dem Pole der Ekliptik, bey den Hinterfüßen des Centaurus, welches aus 4 Sternen, nämlich 3 von der zweyten, und einem von der ſechsten Größe beſteht. Die Schiffer nennen dieſe Sterne Croiſade, im Span. Cruzero. Dieſes Geſtirn lehrt die Seefahrenden im ſüdlichen Hemiſphärio eben ſo den Südpol unterſcheiden, wie im nördlichen der kleine Bär den Nordpol. Es iſt dem Kaiſer Conſtantin dem Großen zu Ehren eingeführt worden, um das Andenken desjenigen hellglänzenden Kreuzes zu erhalten, welches dieſer Kaiſer, nach

der

der bekannten Erzählung, in der Luft mit der Ueberſchrift: ἐν τέτω νίκα, d. i. in dieſem ſollſt du überwinden, erblickt haben ſoll, als er bey Rom dem Maxentius ein Treffen lieferte, und der Sieg ziemlich zweifelhaft ſchien.

* * *

Zu einem künſtlichen oder magiſchen Kreuze, müſſen ſechs verſchiedentlich ausgeſchnittene Säulchen aus feſtem Holze verfertiget werden. Sie müſſen ſämmtlich von gleicher Länge und Dicke nach der Zeichnung, Fig. 2899, A B C D E F, genau geſchnitten ſeyn. Ihre künſtliche Zuſammenſetzung zu einem doppelten Kreuze geſchieht auf folgende Art. Man nimmt zuerſt das Stück A zwiſchen die Finger der linken Hand, dergeſtalt, daß der darauf bemerkte Buchſtabe A recht in die Augen fällt. Alsdann nimmt man das folgende Stück B, und legt es in den Ausſchnitt des erſten Stückes quer über, ſo daß von demſelben der Buchſtabe A bedeckt wird, und auf dem zweyten Stücke der Buchſtabe B ſich in ſeiner ordentlichen Stellung zeigt. Hierauf hält man beyde Stücke mit der linken Hand zuſammen, und nimmt das folgende Stück C, in der Richtung, wie es gezeichnet iſt, ſetzt es von der rechten Seite alſo ein, daß daſſelbe halb über und halb unter der rechten Seite des Stückes B hängt, und daß der auf demſelben gezeichnete Buchſtabe C ſich oben dem Auge darbiethet. Indem man nun dieſe drey Stücke mit den Fingern zuſammen gefaßt hat, nimmt man jetzt das folgende vierte Stück D, und ſetzt es zur Linken halb über und halb unter das Stück B, neben dem dritten Stücke aufwärts hin, ſo, daß die beyden Buchſtaben D C oben neben einander, in gerader Richtung zeigen. Jetzt müſſen nun ſämmtliche vier Stücke, mit der linken Hand zuſammen gehalten werden, und man nimmt ferner das fünfte, D, legt es quer über

das erſte Stück, A, dergeſtalt, daß es mit dem Stücke B parallel liegt, auch zugleich die beyden Stücke DC mit einſchließt, und der Buchſtabe E im viereckigen Loche mit dem Buchſtaben B recht zu ſehen iſt. Wenn nun alles recht vorgegangen iſt, ſo wird nur noch ein einziges Quadratloch unter dem Buchſtaben CD erſcheinen, worein jetzt das ganze Kreuz vollkommen verriegelt und ſo befeſtigt wird, daß es ein unauflösliches Ganze zu ſeyn ſcheint.

Es ſind hier, nur um der deutlichen Beſchreibung willen, die Säulchen mit Buchſtaben bezeichnet; ſie müſſen aber, ſo bald der Mechanismus begriffen worden iſt, davon weggelaſſen werden.

Jo. Chr. Wiegleb's natürliche Magie, 2 B. Berl. und Stett. 1786, gr. 8 S. 308, f.

Kreuz, (abgekürztes) ſiehe oben, S. 77.
— — (abgeſchliffenes oder abhangendes) bey Pferden, ſ. oben, S. 4, f.
— — (Abſatz=) ſ. oben, S. 80.
— — (Andreas=) ſ. oben, S. 12, 21, und 74.
— — (Anker=) ſ. oben, S. 78.
— — (Antonius=) ſ. oben, S. 12, 22, und 80.
— — (Apfel=) ſ. oben, S. 79.
— — (As=) ſ. oben, S. 11.
— — (Aſt=) ſ. oben, S. 75.
— — (aufrechtes) ſ. oben, S. 73.
— — (ausgebrochenes) ſ. oben, S. 76.
— — (ausgekerbtes oder ausgeſpitztes) ſ. oben, S. 74.
— — (ausgerundetes) ſ. oben, S. 75.
— — (ausgeſchupptes) ſ. oben, S. 74.
— — (belegtes) }
— — (beſetztes) } ſ. oben, S. 76.
— — (bordirtes) }
— — (burgundiſches) ſ. oben, S. 74.
— — (diplomatiſches) ſ. oben, S. 66.

Kreuz,

Kreuz, (doppeltes) ſ. oben, S. 81.
— — (Dreh=) ſ. Dreh=Baum, im IX Th. S. 502.
— — (Dreyblatt=) ſ. oben, S. 77.
— — (durchbrochenes) ſ. oben, S. 76.
— — (durchſchnittenes) ſ. oben, S. 75.
— — (eingefaßtes) ſ. oben, S. 76.
— — (Fenſter=) ſ. oben, S. 13.
— — (Gabel=) ſ. oben, S. 12, und 78.
— — (geäſtetes) ſ. oben, S. 75.
— — (gebrochenes) ſ. oben, S. 76.
— — (geformtes) ſ. oben, S. 47.
— — (gegabeltes) ſ. oben, S. 83.
— — (gegittertes) ſ. oben, S. 76.
— — (gemaltes) ſ. oben, S. 47.
— — (gemeines) ſ, oben, S. 73.
— — (geſchachetes oder geſchachtetes) ſ. oben, S. 75.
— — (geſchnitztes) ſ. oben, S. 47.
— — (geſchobenes) ſ. oben, S. 74.
— — (geſpaltenes) 1. bey Pferden; ſ. oben, S. 6.
— — (— —) 2. in der Wappen=Kunſt; ſ. oben, S. 75.
— — (geſtümmeltes) } ſ. oben, S. 75.
— — (getheiltes) }
— — (gewundenes) ſ. oben, S. 82.
— — (gezinnetes) ſ. oben, S. 75.
— — (gleiches) ſ. oben, S. 73.
— — (Göpel=) ſ. im XIX Th. S. 258.
— — (Groß=) ſ. im XX Th. S. 140.
— — (Haken=) ſ. oben, S. 79.
— — (Hals=) ſ. oben, S. 16.
— — (Haus=) ſ. oben, S. 17.
— — (heidniſches) ſ. oben, S. 73.
— — (Hermelin=) ſ. oben, S. 82.
— — (hohes) ſ. oben, S. 81.
— — (St. Jacobs=) ſ. oben, S. 82.

Kreuz, (Jeruſalems-) 1. Lychnis chalcedonica; ſ. Lychnis.
— — (— —) 2. In der Wappenkunſt; ſ. oben, S. 77.
— — (Kleeblatt-) ſ. oben, S. 77.
— — (Krücken-) ſ. oben, S. 77.
— — (Kugelſtab-) ſ. oben, S. 79.
— — (künſtliches) ſ. oben, S. 85.
— — (St. Lazarus-) ſ. oben, S. 77.
— — (Lilien-) ſ. oben, S. 77.
— — (lothringiſches) ſ. oben, S. 81.
— — (magiſches) ſ. oben, S. 85.
— — (Maltheſer-) ſ. oben, S. 82.
— — (mantuaniſches) ſ. oben, S. 75.
— — (materielles) ſ. oben, S. 47.
— — (Mauleſel-) bey Pferden; ſ. oben, S. 5.
— — (Mühleiſen-) ſ. oben, S. 82.
— — (Münz-) ſ. oben, S. 83.
— — (Nagelſpitz-) ſ. oben, S. 79.
— — (Ordens-) ſ. in O.
— — (Paſſions-) ſ. oben, S. 81.
— — (Patriarchen-) ſ. oben, S. 81.
— — (Pfeil-) ſ. oben, S. 80.
— — (Pilgrimsſtab-) ſ. oben, S. 79.
— — (Planier-) ſ. oben, S. 12.
— — (plattes) ſ. oben, S. 73.
— — (quadrirtes) ſ. oben, S. 76.
— — (Rauten-) ſ. oben, S. 80.
— — (rautenförmiges) ſ. oben, S. 80.
— — (Säulen- ſ. oben, S. 80.
— — (Scepter-) ſ. oben, S. 77.
— — (Schach-) ſ. oben, S. 75.
— — (Schächer-) ſ. oben, S. 12, und 83.
— — (Schar-) ſ. oben, S. 11.
— — (Schiffſeil-) ſ. oben, S. 82.

Kreuz,

Kreuz, (Schlangen=) ſ. oben, S. 80.
— — (ſchlechtes) ſ. oben, S. 73.
— — (Schlüſſelring=) ſ. oben, S. 83.
— — (ſchwebendes) ſ. oben, S. 77.
— — (Seil=) ſ. oben, S. 82.
— — (ſpaniſches) ſ. oben, S. 81.
— — (ſphragiſtiſches) ſ. oben, S. 68.
— — (ſpitziges) bey Pferden; ſ. oben, S. 5.
— — (Staffel=) ſ. oben, S. 80.
— — (Stern=) } ſ. oben, S. 83.
— — (Strahl=) }
— — (Stufen=) ſ. oben, S. 80.
— — (Stunden=) Crux gnomonica, ſ. Sonnen=Uhr.
— — (Tatzen=) ſ. oben, S. 75.
— — (toloſaniſches) ſ. oben, S. 83.
— — (Ueberzwerch=) ſ. oben, S. 74.
— — (ungariſches) ſ. oben, S. 81.
— — (unten zugeſpitztes) } ſ. oben, S. 75.
— — (wellenweiſe formirtes) }
— — (Wieder=) ſ. oben, S. 77.
— — (Winkel=) ſ. oben, S. 11.
— — (zerbrochenes) ſ. oben, S. 81.
— — (Zinnen=) ſ. oben, S. 75.
— — (Zirkel=) ſ. oben, S. 78.
— — (zugeſpitztes) ſ. oben, S. 75, und 79.

Kreuz=Abnehmung, Fr. Deſcente de croix, iſt ein Kupferſtich mit der Vorſtellung der Abnahme Chriſti vom Kreuze.

Man nennt auch Kreuzabnehmung ein Gemälde, wo der Leichnam Chriſti über den Knieen der Jungfrau Maria liegend, oder ſonſt von ihr gehalten oder betrachtet, vorgeſtellt wird.

Die Kreuzabnehmung des Dan. v. Volterra, und eine andere des le Brün, ſind die beyden ſchönſten Stücke, welche wir in der erſten Art haben. In

der zweyten Art hat Cazes ein ſehr ſchönes am Chore der Ordensgeiſtlichen der Abtey St. Germain in Paris gemalt.

Kreuz-Armee, ſiehe Kreuz-Zug.

Kreuz-Axt, bey den Zimmerleuten, eine Axt, in Geſtalt eines latein. T, an welcher die eine Schneide mit dem Stiele (Helme) gleichlaufend, die andere aber auf deſſen Richtung ſenkrecht iſt. Der Zimmermann bedient ſich ihrer, wenn er die Zapfenlöcher aushauet, mit Vortheile, weil er ſie nur in der Hand umwenden darf, da er ſonſt immer eine weglegen, und die andere ergreifen müßte. Siehe Th. III, S. 314.

Kreuz-Band, ein jedes Band, welches in das Kreuz geht, oder ein anderes nach einem rechten Winkel durchſchneidet.

In der Bau- und Zimmermannskunſt, kreuzweiſe über einander liegende Bänder oder Zimmerhölzer, welche die Säulen oder Pfoſten und Sparren zuſammen halten; zwey, in einer Wand oder in einem Dache, wie ein Andreaskreuz aufgeſtellte Stützen, welche ihn verhindern, daß weder Wand noch Dach ſich ſchieben oder umwerfen läßt; Fr. Contre-fiche. Siehe Th. III, S. 511.

Auf Bergwerken, zwey kreuzweiſe über den Boden einer Göpeltonne von auſſen angeſchlagene eiſerne Schienen.

Bey den Webern, iſt ein Kreuzband machen, Fr. fornouer, ſortnouer, ein Fehler, welcher entſteht, wenn man einen Faden vom Vorderſprunge mit einem andern vom Hinterſprunge zuſammen knüpft.

Kreuz-Batterie, ſ. im XXXIV Th. S. 431.

Kreuz-Baum. 1. Im gemeinen Leben, ein Gränzbaum, ſo fern er, wie gemeiniglich zu geſchehen pflegt, mit einem Kreuze gezeichnet iſt. Siehe im XIX Th. S. 641.

2. Bey

Bey Einigen führt der gemeine Wunderbaum, Ricinus communis *L.* dieſen Namen; ſiehe dieſes Wort.

3. Bey Pferdegöpeln und Roßkünſten hat man Spindeln, an welche ein großes Kammrad befeſtigt iſt, welches einen Drilling, der das Schachtgeſtänge in Bewegung ſetzt, treibt. Ueber dem Kammrade werden Bäume in das Kreuz gelegt und mit dem Kammrade verbunden; an dieſe ins Kreuz gelegte Bäume, welche man Kreuzbäume nennt, werden Pferde geſpannt. S. Th. XIX, S. 259, fgg.

Kreuz-Beere. 1. Die Beeren des Kreuz-Dornes, Rhamnus catharticus *Linn.* aus welchen das Saftgrün bereitet wird; ſiehe Kreuzbeer-Strauch.

An einigen Orten werden auch die blauen Kratzbeeren, Kraſſel- Bocks- Fuchs- oder Traubenbeeren, Rubus caeſius *L.* (ſ. Th. VI, S. 785), ingleichem die Stachelbeeren, Ribes Groſſularia *Linn.* Kreuzbeeren genannt.

Kreuzbeer-Strauch, Rhamnus. Unter dem Namen Rhamnus vereinigt Linné verſchiedene Bäume und Sträuche, welche ich aber als ſo viel beſondere Gattungen beſchrieben habe, und zum Theil noch beſchreiben werde, als: die Alaternſtaude, Rhamnus Alaternus, welche unter dem Art. Phillirea vorkommen wird; der Bruſtbeerenbaum, Rhamnus aculeis geminatis, ſ. im VII Th. S. 130, fgg., der Chriſt-Dorn, Rhamnus Paliurus, ſiehe Kreuzdorn; und Faulbaum, Rhamnus Frangula, ſ. im XII Th. S. 294, fgg. Die wahren Rhamni, welche ich hier unter dem Namen Kreuzbeerſtrauch verſtehe, unterſcheiden ſich ſowohl durch die Beeren mit 4 Samenkörnern, als auch, und vorzüglich durch den vierfachen Staubweg, von den übrigen damit vereinigten Gattungen. Die Frucht hat mit dem Faul-

baume viel ähnliches; dieſer aber iſt ohne Stacheln, da jene gemeiniglich mit Dornen beſetzt ſind. In Beſchreibung der Blumendecke kommen die Schriftſteller nicht mit einander überein. Linné giebt der Blume keinen Kelch, ſondern ein undurchbohrtes, trichterförmiges, in 4 oder 5 ſpitzige Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, und verbindet mit dieſem die 5 ungemein kleinen, ſchuppenförmigen Blättchen, welche ſich einwärts biegen, und die Staubfäden bedecken. Ludwig und Scopoli hingegen nehmen dieſe letztern für die 5 Blumenblätter, und das erſtere für den Kelch, an. Nach dem der Kelch 4 oder 5 Einſchnitte hat, zählt man auch 4 oder 5 pfriemenförmige Staubfäden, welche unter den kleinen ſchuppenförmigen Blättern entſpringen, und keine Staubbeutel haben. Der einfache Griffel endigt ſich mit 4 Staubwegen, und die rundliche Beere enthält 4 Samen.

1. Großer purgierender Kreuzbeerſtrauch, gemeiner purgierender Kreuzdorn, Amſelbeerdorn, Färbedorn, Färberwegedorn, Hirſchdorn, Hirſcdorn, Hundsbaumholz, Hundsholz, Kreuzholz, Purgierdorn, Stechdorn, Tintenbeerſtrauch, Wachenbeerdorn, Wegedorn, Wehdorn, Wiedorn, Werſen oder Werſtenbeerſtrauch, Rhamnus catharticus ſ. ſolutivus *Dod. Thal. Ger.* Rhamnus ſolutivus *Offic.* Rhamnus catharticus *C. B. Dalech. Tourn. Raj.* Rhamnus ſolutivus, ſ. Spina infectoria vulgaris *Park.* Spina infectoria *Matth. Bellon. Lob. Cluſ.* Spina cervina vulgo *Geſn.* Spina cervalis, Cerviſpina, Spina tinctoria, Spina Merula *Quorund.* Rhamnus foliis ſpinoſis ovato-lanceolatis ſerratis, ſ. Rhamnus ſpinoſus, foliis ovatis acuminatis ſerratis *Hall.* Rhamnus foliis axillaribus, foliis ovato-lanceolatis ſerratis nervoſis *Mill.* Rhamnus catharticus, ſpinis terminalibus, floribus quadrifidis dioicis, foliis ovatis, caule erecto *Linn.* Burgaſpina, Ner-

Nerprunum; Fr. Bourg-Epine, Nerprun, oder Noirprun; Engl. Buckthorn, purging Thorn. Er iſt ein, in vielen Ländern Europens wild wachſender Strauch, welcher ſich zwar nicht ſo häufig als der Schwarzdorn und die wilde Roſe allenthalben einſtellt, doch in etwas tiefen Gründen, und in gutem Boden an Zäunen, Dämmen, Wegen, und in Hecken, Feldbüſchen und feuchten Vorhölzern nicht fremd iſt, auch ſo gar an trocknen ſteinigen Bergen, wiewohl etwas ſchmachtend, zum Vorſchein kömmt, ſonſt aber auch als ein Baum gefunden wird. So unbeträchtlich er aber zu ſeyn ſcheint, ſo gewährt er doch mancherley Nutzen.

Der Stamm bekommt die Höhe eines mittelmäßigen Pflaumenbaumes, ſelten aber, nach Düroi Angabe, über 5 bis 6 Zoll Dicke im Durchmeſſer. Daß er indeſſen auch bisweilen beſonders dick werden kann, bezeugt der in Schweden bemerkte Stamm von 3 Faden Höhe, und 1¼ Faden Dicke im Umkreiſe (*).

Die Rinde iſt glatt, braun, und ſehr faſerig. Das Holz iſt feſt, zähe, blaßgelb, und ſpielt bey den ältern Stöcken in das Röthliche. Ein jeder Schuß des Zweiges endigt ſich mit einem geraden ſpitzigen Dorne; und weil beſonders die untern Zweige faſt gegen einander über ſtehen, und ein Kreuz formiren, ſo hat man daher dem Strauche oder Baume den Namen Kreuzdorn gegeben.

Die Blätter brechen im April aus; ſie ſtehen bisweilen gegen einander über, zuweilen aber auch wechſelsweiſe an den Zweigen. Sie ſind oval zugeſpitzt, von hellgrüner Farbe, am Rande fein gekerbt, und die Adern der untern Fläche fließen in einander. Ihr Ge-

(*) Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. der Wiſſ. v. J. 1742, No. 6.

Geſchmack iſt herbe, und der Geruch unmerklich. Im October fallen ſie ab.

Die Blumen kommen im May büſchelweiſe hervor, und ſind öfters Zwitter; zuweilen aber findet man auch weibliche und männliche Blumen auf verſchiedenen Stämmen. Bey dem Baume, welcher Zwitterblumen trägt, ſollen auch die Blätter, nach Scopoli Wahrnehmung (*), kleiner ausfallen. Der gelbgrünliche Kelch hat 4 bräunliche Einſchnitte; der Staubweg iſt vierfach getheilt.

Die Früchte, welche Färbe- oder Färberbeeren, Farbekörner, Felbbeeren, Hundsbeeren, Kreuzbeeren, Rainbeeren, Scheiß- oder Schießbeeren, Schlagbeeren, L. Baccae Spinae cervinae, genannt werden, ſind runde, wie Erbſen oder Heidelbeeren große, und glänzende Beeren; ihre Krone beſteht aus einer erhabenen Narbe; im September werden ſie reif, ſehen alsdann ſchwärzlich aus, und enthalten ein ſaftiges, dunkelgrünes Mark, welches widerlich riecht, bitterlich und etwas ſcharf ſchmeckt, und 4 eyrunde, etwas dreyeckige Samen einſchließt.

Den Baum ſelbſt, da derſelbe faſt in jedem Boden, nur den moraſtigen ausgenommen, gut und leicht fortkommt, könnte man zu hohen lebendigen Zäunen gebrauchen. Man kann in Gärten ſchattige Bogengänge davon ausſetzen; man nimmt ihn zu zierlichen grünen Wänden; man überzieht auch wohl Hütten damit, und trifft wehrhafte, lange dauernde wilde Hecken, an Gärten, Wieſen und Feldern, davon an, die ihres angenehmen Grünes, des Schnittes, den ſie wohl vertragen, und der Dichtigkeit wegen, unter die beſten mit gerechnet werden. Er wird mit anderm Strauch- und Heckenholze, alle 6, 10, 12 bis 15 Jahr

(*) In ſeiner Flora Carniolica, S. 288.

Jahr abgehauen. Man hauet zwar dergleichen Strauchwerk auch früher, und zwar, des baldigen Wiederwachſes wegen, zu Ausgange des Winters, läßt aber vom Kreuzbeerſtrauche die ſtärkſten, geradeſten, und wohlgewachſenen Stämme, wegen des beſondern Gebrauches ihres vortrefflichen Holzes, bey der 2, 3, bis 4ten Hauung ſtehen.

Bomare, und vor ihm längſt Mizaldus, haben angerathen, auf die Kreuzdornſtämme Kirſchen und Pflaumen zu pfropfen, um hiedurch purgierende Kirſchen und Pflaumen zu erhalten. Garidel berichtet, daß Jemand dergleichen auf den Kreuzbeerſtrauch gepfropfte Pflaumen beſeſſen, den Stamm aber habe abhauen müſſen, weil die Früchte denen, die ſie gegeſſen, öfters übermäßiges Purgiren und heftiges Erbrechen verurſachet hätten. Es läßt ſich aber an dieſer Erfahrung billig zweifeln, indem, bekanntermaßen, der untere Stamm dem darauf gepfropften, ſich immer gleich bleibenden Reiſe keine beſondere und fremde Kraft mittheilen kann.

An experiment propoſed of grafting pears upon Spina cervica, ſ. im II B. Philoſ. Transact, for the year 1667. No. 23, S. 424.

Aus den Kernen vermehrt ſich dieſer Dornſtrauch ſehr häufig von ſelbſt, und am beſten in lockern guten Grunde im Schatten; auch geſchieht ſeine Vermehrung öfters durch Vögel, die ihn hin und wieder ausſtreuen. Will man ihn aber mit Fleiß ziehen, und etwa in Luſtgebüſche aufnehmen, weil er ſowohl im Sommer, als auch im Winter, ein anſehnlicher Baum iſt, und ſeine ſchwarze Beeren im Herbſte keine geringe Zierde ſind, ſo kann er aus Samen gezogen, und durch Ableger, oder auch durch abgeſchnittene Zweige, vermehret werden. Der Same muß im Herbſte, ſo bald er reif iſt, oder ſo bald man ihn zu bekommen Gelegenheit hat, in leichte Erde geſäet, und beynahe 1 Z. tief mit Erde bedeckt werden. Wenn er zeitig

im Herbſte geſäet iſt, geht er bisweilen ſchon im folgenden Frühlinge auf, ſonſt aber erſt im zweyten Frühlinge nachher; und in dieſem Falle muß das Samenbeet ſo lange ungeſtört liegen bleiben, und beſtändig vom Unkraute rein gehalten werden. Die jungen Pflanzen müſſen nachher, wenn ſie 1 oder 2 Jahr alt ſind, in geringer Entfernung von einander reihenweiſe in die Pflanzſchule geſetzt werden, wo ſie binnen 2 bis 3 Jahren die zur förmlichen Verpflanzung nöthige Größe zu erlangen pflegen. Will man ihn durch Ableger vermehren, ſo ſucht man dazu im Herbſte junge Schüſſe aus, und drehet ſie an dem Gelenke ein wenig um, oder macht in die Rinde an dem Gelenke einen kleinen Einſchnitt, und legt ſie nach der gewöhnlichen Methode ein, da ſie dann binnen einem Jahre bewurzelt zu ſeyn pflegen. Endlich läßt ſich auch die Vermehrung durch abgeſchnittene Zweige bewerkſtelligen. Man nimmt dazu im Herbſte junge Zweige, und ſteckt dieſelben reihenweiſe, da ſie dann größtentheils Wurzeln ſchlagen. Wenn ſie weit genug von einander geſteckt ſind, können ſie bis zur förmlichen Verpflanzung ſo ſtehen bleiben. Wenn man aber eine große Menge Zweige ſtecken will, und doch nur wenig Raum hat, ſo kann man ſie zwar dichter beyſammen ſtecken, man muß ſie dann aber im folgenden Winter nach ihrer Bewurzelung aufnehmen, und ſie, gleich den Samenpflanzen, in die Pflanzſchule ſetzen, aus welcher ſie erſt nach 2 oder 3 Jahren förmlich verpflanzet werden können.

Das Holz iſt dicht, zähe, ſchwer, und läßt ſich recht ſauber und glatt bearbeiten. Ganz jung, iſt es von Farbe weiß, hernach angenehm gelblich; im Alter vorzüglich nach der Mitte ſchön röthlich, glänzend, und gleichſam wie mit ſeidenhaften Fäden der Länge nach durchzogen; unter den einheimiſchen Hölzern, nach dem Taxus, eines der ſchönſten; beſonders ſind die

die röthlichen Wurzeln und Maſern ſchön. Dieſer Eigenſchaften wegen empfiehlt ſich vornämlich das maſerige, und das von der Wurzel, zur ſaubern Furnirung. Die Drechsler können Stockknöpfe, Meſſerſtiele, und mehrere feine Stücke ihrer Arbeit, davon darſtellen. Es giebt allerley Handgriffe zu verſchiedenen ſchneidenden Inſtrumenten, und maſerigen Tobacksspfeiffenköpfen, die ſich vorzüglich gut ausnehmen. Man bildet Handſtöcke davon, und dieſe bekommen ihre Farbe, wenn man ſie in ungelöſchten Kalk, in dem Augenblicke, da er ſich löſcht, wirft. Die jungen, noch biegſamen, gerade aufgewachſenen Reiſer, werden zu Angelruthen genommen. Die Landleute ſuchen die geraden Stangen zu Butterſtampfen auf. Das Reiſig ſowohl, als auch das Stammholz, hitzt gut, giebt eine harte ziemlich lange in Feuer anhaltende Kohle, und ſehr gute brauchbare Aſche.

Die mittlere oder innere grüne Rinde erregt, ſo wie die von dem Fliederbaume, heftiges Purgiren, mit Erbrechen begleitet. Mortimer und Ellis wollen die bittere gelbe Brühe dieſer mit Milch ſtark gekochten Rinde als ein gutes Mittel wider die Wuth der Hunde anpreiſen; vermuthlich hat ſich aber die Wirkung dem Vorgeben nicht gemäß gezeigt. Dieſes iſt richtig, daß ſie, in Waſſer eingeweicht und gekocht, abführende Kräfte beſitzt, und Erbrechen verurſachet, auch nebſt einigen Zuſätzen wider die Verſtopfung des Rindviehes ſich brauchbar beweiſet. Am gewöhnlichſten bedient man ſich dieſer Rinde nur zum Färben. Sie giebt auf dem Zeuge eine matte gelbe Farbe, die aber bey dem Waſchen nicht viel verliert. Von andern wird dieſe Rinde der hohen und ſchönen Curcuma in der Farbe faſt ähnlich beſchrieben, ſcheint aber nicht, wie jene, durch Alaun, Weinſtein und Kochſalz beſtändiger zu werden. Wenn die Rinde mit verdünntem Salpeter

petergeiſte extrahiret worden iſt, verſchafft ſie dem Aeſchenholze einen guten gelben Anſtrich; ja es ſollen auch die Kattun- und Zeugdrucker dieſelbe zu eben der Farbe in Manufacturen gebrauchen können. Kauſtiſche Lauge färbt mit der Rinde den Zeug röthlichbraun. Man hat auch noch eine in das Purpur fallende braune Farbe dadurch zu Wege gebracht, wenn die Rinde getrocknet, in einer ſchwachen Lauge gebeizt, und der zum Färben beſtimmte Zeug damit gekocht worden iſt. Die Brühe dieſer Rinde mit Lauge von reinem Eiſenvitriol und Kochſalz, giebt endlich dem leinen und wollenen Zeuge eine grüne Farbe, die aber mit der Zeit dunkler und ſchwarzgrün wird.

Pferde, Ochſen, Ziegen, überhaupt alles Vieh, frißt die, obgleich herbe ſchmeckenden Blätter, ſie befördern, beſonders wenn ſie jung ſind, den Urin, und reinigen die Säfte.

Vorzüglich ſucht man die Beeren zu nutzen. Da die Krammetsvögel, Droſſeln, Amſeln, und andere Vögel ihnen ſehr nachgehen, bedient man ſich ihrer, beſonders im Winter, als einer Lockſpeiſe, auf Vogelheerden. Nach Ehrhart's Vorgeben, ſoll das Fleiſch der Vögel von dieſer Nahrung eine purgirende Kraft erhalten. Ob dieſes wirklich geſchehe, will ich nicht behaupten; daß aber die Beeren eine ſtarke purgirende Eigenſchaft beſitzen, iſt zur Genüge bekannt; und der Name dieſes Strauches zeigt ſchon an, daß man ſie ſchon lange wegen dieſer Eigenſchaft gekannt hat. Einige Menſchen können ſie, ohne heftiges Bauchgrimmen zu erleiden, nicht vertragen, wenn ſie nicht ein ſchickliches verdünnendes Getränk nachtrinken; und doch iſt eine Trockenheit des Mundes und Halſes ihr gewöhnlicher Begleiter. Einige erwählen, zu dieſem Endzwecke des Purgirens, die reifen, getrockneten und zu Pulver geriebenen Beeren, nehmen davon 1

oder 1½ Quent, vermiſchen ſolches mit einem Syruppe, und machen einen Biſſen daraus. Andere laſſen 15 bis 20 getrocknete Beeren in einer Brühe kochen, und dieſe den Kranken trinken. Noch andere bedienen ſich zu dieſer Abſicht, einer Unze des aus den friſchen Beeren gepreßten Saftes. Der gewöhnlichſte Gebrauch iſt, aus den friſchen Beeren einen Syrupp zu verfertigen, und denſelben von 1 bis zu 2 Unzen zu verordnen. Einige Aerzte laſſen ihn auch neugebornen Kindern, zur Abführung des Erbkothes, geben. Der Kreuzbeerſaft, Syrupus de rhamno cathartico, ſ. de Spina cervina, oder Syrupus domeſticus, enthält, nach Vorſchrift des würtembergiſchen Apothekerbuches (*), auſſer dem Safte dieſer Beeren, noch viele andere Gewürze. Weniger zuſammengeſetzt iſt das londoner (**). Ohne Zweifel ſoll dieſer Zuſatz den Geſchmack dieſes Syruppes verbeſſern, und das Bauchgrimmen verhüten; doch ſchmeckt er unangenehm. Der weniger zuſammen geſetzte (***), welcher nämlich bloß aus dem gereinigten Safte und Zucker gekocht wird, verdient den Vorzug. Er iſt ein ſtarkes Purgiermittel, welches aber, erwähntermaßen, zugleich Bauchgrimmen verurſachet. Ich möchte ihn daher nicht bey neugebornen Kindern gebrauchen, ungeachtet er von einigen zu dieſer Abſicht empfohlen wird. Wider die Waſſerſucht vornämlich, ja ſelbſt wider die Bauchwaſſerſucht, rühmen ihn viele als ein wirkſames Mittel, entweder ſo bloß vor ſich, zu 1 bis 2 Unzen, oder mit andern Purgirmitteln verbunden. Allein, er hat dieſe Wirkung nicht, auch iſt er nicht zuträglich, wenn

G 2 der

(*) Pharmacop. Würtemb. S. 210.

(**) Pharmacop. Lond. S. 82.

(***) Pharm. Edinb. S. 62. Cod. med. Pariſ. S. 32.

der Körper nicht vorher zubereitet iſt, ja er macht ſogar die Waſſerſucht hartnäckiger; ſelbſt Sydenham bekennt aufrichtig, daß er, durch ſein zu frühzeitiges Zutrauen auf ſeine Wirkſamkeit verführt, indem er, in einem beſondern Falle, dem Erwarteten entſprochen hatte, kurz nachher auf eine unangenehme Art das Gegentheil erfahren habe. Auch hier trifft die Warnung zu, daß man, im Ganzen genommen, bey der Waſſerſucht, zur Ausführung des angeſammelten Waſſers, urintreibende und Purgirmittel mit einander verbinden müſſe.

Da der Syrupp allezeit etwas unangenehm bleibt, ſo hat man in England (*) den aus den Beeren gepreßten Saft zur Honigdicke einzukochen, und ſolcher Geſtalt ein Kreuzbeermus, Rob baccarum rhamni cathartici, zu verfertigen, gelernt. Es iſt eine wirkſame Arzeney, die ſich auſſerdem noch durch ihren wohlfeilen Preis für Arme empfiehlt. Mit einem Pulver zu Pillen gemacht, läßt es ſich bequem nehmen; ſelbſt die Kreide iſt zu dieſer Abſicht ſchon hinreichend. Nur ſind dieſe Pillen in Fiebern, wobey ſie zu hitzig ſind, und Durſt erwecken, eben ſo wenig, als der Syrupp, zu verordnen; auch denen nicht zu reichen, die von einer ausgeſtandenen Krankheit noch allzu entkräftet ſind.

Kreuzdorn mit Jalape vermiſcht, ſollen die Beſtandtheile des Ailhaudiſchen Pulvers ſeyn; ſ. Th. XXVIII, S. 709.

Einen andern, und faſt wichtigern, Nutzen haben die Beeren in der Färbekunſt. Die grünen Beeren, ehe ſie reif, d. i. ſchwarz zu werden anfangen, im Auguſt, mit Waſſer und Alaun zerſtoßen, färben, ſowohl

(*) Gentlem. Magazine, Sept. 1759, S. 401, f. Hamburg Magaz. 24 B. 6 St. S. 585, fgg. Berlin. Sammlungen, 5 B. 6 St, S. 601, fgg.

ſowohl friſch als getrocknet, ſchön ſaffrangelb, und werden in den Kattun= und Leinenzeugdruckereyen zu derjenigen gelben Farbe genommen, die man auch von den Beeren des kleinen purgirenden Kreuzbeerſtrauches (Grains d'Avignon) erhält. Man nimmt zum Kattundrucken 1 Pfund trockne Kreuzbeeren und 4½ Loth Pomeranzenſchalen, kocht ſie 2 Stunden in reinem Waſſer, thut hernach 4 Loth in ¼ Quart Eſſig aufgelöſeten Alaun hinzu, und verdickt es mit Gummi.

Schon vor Zeiten haben die Färber mit dieſen Beeren, der mit Alaun zugerichteten Waare eine gelbe, obgleich vergängliche, Farbe gegeben. Durch Kulenkamp's Bemühung aber iſt man mit den ſonſt nicht feſt färbenden Beeren des kleinen purgirenden Kreuzbeerſtrauches, oder ſo genannten Grains d'Avignon, und mit dieſen Beeren, ſo weit gekommen, daß die daraus gezogene Farbe auf dazu angeſottenes Wollen ſehr dauerhaft und beſtändig geworden iſt, wenn man nämlich gedachte Beeren mit Waſſer ausgekocht, und die Farbenlauge mit Weinſtein und in Königswaſſer aufgelöſetem Zinn vermiſcht hat. Es werden unſere Kreuzbeeren zwar nachgeſetzt, ſollen aber doch durchdringender in der Farbe, als jene von Avignon für die Färber und Maler kommenden Beeren, ſeyn. Sie liefern auch, mit Alaunwaſſer vermiſcht, eine ſchöne gelbe Farbe auf Seide, wenn man ihnen die gehörige Feſtigkeit giebt. Aus den Werkſtätten der Buchbinder haben ſie, als ein gelbes Färbematerial, ihren Abſchied gröſtentheils damals erhalten, als die mineraliſchen gelben Farben bekannter wurden. Es iſt aber das Papier gelb damit zu färben, wenn man auf die zerſtoßenen Beeren und Alaun ſiedendes Waſſer gießt, und entweder dieſes allein nimmt, oder die mit Alaun gekochte Beerenbrühe, mit weißer Stärke geſotten, nachher erkaltet, auf das Papier ver-

mittelſt eines Schwammes trägt. Die grüne Farbe giebt man dadurch, daß man Lackmus und Pottaſche, oder in Branntwein abgeriebenen Indig, auf gewiſſe Art noch hinzu fügt. Unter andern dienen dieſe unreife Beeren, den Saffian damit gelb zu färben. Sie werden dazu in ganzen Pfunden, mit einer gleichen Quantität Alaun, verwendet; je dunkler man die Farbe haben will, deſto mehr Beeren nimmt man dazu, wodurch es bis zur Orangefarbe zu bringen iſt. Mit $1\frac{1}{2}$ Pfund Beeren, und eben ſo viel Alaun, können 4 Dutzend Häute gefärbet werden. Die Karten ſind auch damit zu malen. Preſſet man aber aus den Beeren, wenn ſie ſchwarz zu werden anfangen wollen, unter Beymiſchung von gepülvertem Alaun, den Saft aus, und läßt ihn eintrocknen, ſo bekömmt man zum Illuminiren eine ſchöne gelbe Saftfarbe. Eine Art gelber Tinte erhält man dadurch, wenn man die unreifen getrockneten Beeren in Eſſig mit Weinſtein und Alaun kocht, allenfalls Gummi hinzu ſetzt, und ſolches aufklären läßt. Man bekömmt ein helles Schüttgelb, wenn man, wie bey Verfertigung der ſo genannten Stils de grain de Troyes, verfährt, und fein pulveriſirte Kreide, allenfalls präparirten Märgel, nebſt Alaun, mit dieſen Beeren in Waſſer kochen läßt; dieſer hernach im Schatten getrocknete Bodenſatz, oder Schütte, iſt bey Malern in Miniatur und anderer Farbe einigermaßen brauchbar; die Farbe aber verſchwindet, wie bey mehrern Schütten, und iſt eben ſo wenig, als jene, an der Luft und Sonne beſtändig. Endlich verſchaffen auch die unreifen Beeren, mit Vitriol und Waſſer, auf Papier eine braune, aber eben nicht feine Farbe. Es ſoll auch von dieſen, oder den reifen Beeren der Wollenzeug, unter gewiſſen Zuſätzen, eine braune Farbe erhalten.

Mit

Mit den reifen ſchwarzen Beeren hingegen, kann man, in Ermangelung anderer ächter Farbe, Linnen grün färben, wenn man dieſelben um Michaelis ſammelt, in Eſſig abreibt, über dem Feuer ſieden läßt, und, nachdem Alaun hinzu gekommen iſt, den Saft durch ein Tuch preſſet. Auch färbt die Beerenbrühe, mit etwas Grünſpan und Kochſalz, das Garn grün. Auch giebt man demſelben mit dem Safte der Beeren die grüne Farbe, nachdem es mit Birkenblättern abgeſotten oder gefärbt worden iſt.

Die gehörig reifen Beeren geben eine grüne Saftfarbe, welche ſich dem Oliven- oder Lauchgrün nähert, oder das ſo genannte Saftgrün. Die mehreſten Apotheker kaufen ihr Saftgrün von den Materialiſten, da ſie es doch ohne Schwierigkeit ſelbſt bereiten könnten. Zur Bereitung dieſer Farbe ſammelt man eine gute Quantität, als: 3 bis 4 Körbe voll, ſolcher Beeren, wenn ſie im Sept. reif geworden ſind, zerſtößt ſie in einem großen ſteinernen, oder allenfalls auch meſſingenen, Mörſer, und läßt ſie, ſo zerſtoßen, 6 bis 8 Tage lang, in irdenen Gefäßen im Keller ſtehen, damit die ſchleimigen Theile ſich abſondern, und der Saft ſich bequem auspreſſen laſſe. Nach Verlauf dieſer Zeit, preſſet man den Saft dieſer Beeren durch einen groben leinen Sack, vermittelſt einer gewöhnlichen Schraubenpreſſe, aus, gießt hernach auf das zurück gebliebene Mark etwas Waſſer, rührt alles durch einander, und ſucht alle Farbetheile durch nochmaliges Auspreſſen gänzlich davon abzuſondern. Dieſen ſämmtlichen Saft läßt man, um ihn von aller Unreinigkeit zu befreyen, nochmals durch ein wollenes Tuch laufen, und ihn ſodann in einem kupfernen Keſſel, bey beſtändigem Umrühren mit einem unten breiten hölzernen Werkzeuge, bis zur Honigdicke abrauchen. Gegen das Ende des Abrauchens muß das Feuer ſehr gelinde ſeyn, weil man ſonſt be-

fürchten muß, daß alles im Keſſel ſchnell hart werden und verderben möchte. Um daher den Zeitpunct des gehörigen Abdampfens recht zu treffen, iſt nöthig, wenn man bemerkt, daß der Saft dicklicher, als er im Anfange war, zu werden anfängt, daß man von Zeit zu Zeit, etwann alle halbe Viertelſtunden, einen Löffel voll zur Probe auf einen zinnernen Teller ſchöpfe, und ihn darauf ganz kalt werden laſſe, da man dann aus ſeiner angenommenen Conſiſtenz am ſicherſten urtheilen kann. Vom Anfange des Auspreſſens an, bis zu dieſem lezten Zeitpuncte, hat der Saft immer eine unangenehme bräunliche Farbe, woran man ſich doch nicht ſtoßen darf. So bald aber das Abrauchen ſo weit erfolgt iſt, daß die erkaltete Probe auf dem Teller die Conſiſtenz des bekannten Hohlunderſaftes hat, muß man augenblicklich auf beſagte Quantität ½ Pfund fein pulveriſirten Alaun, den man ſchon dazu zum voraus bereit haben muß, oder eben ſo viel gereinigte Pottaſche, in den Keſſel ſchütten, alles ſchnell durch einander miſchen, und darauf unverzüglich den ganzen Saft ausſchöpfen. So bald eines von dieſen Salzen in den Saft geſchüttet wird, verändert ſich auch augenblicklich die vorige ſchmuzige Farbe in ein ſchönes Grün. Der Saft kann entweder in irdene Geſchirre, die nicht allzu hoch ſind, gefüllet werden, die man im folgenden Winter, mit einfachem Papiere für den Staub verbunden, auf den Stubenofen ſezt, und daſelbſt bis zur völligen Austrocknung ſtehen läßt. Oder man füllet ihn in große Schweins- oder Rindsblaſen, ſteckt in die obere Oeffnung einer jeden derſelben ein Stück ausgehöhltes Hohlunderholz, damit die noch übrige Feuchtigkeit ausdünſten könne, ſchnürt um ſelbiges die Blaſen feſt zu, und hängt ſie den Winter durch um den Stubenofen herum, bis auch darin der Saft ganz trocken und conſiſtent geworden iſt. Er pflegt gemeiniglich im

Gan-

Ganzen ſammt den Blaſen verſchickt und verkauft zu werden, und deswegen hat dieſe Farbe auch den Namen Blaſengrün, Fr. Verd de veſſie, erhalten, wie denn auch der Kreuzbeerſtrauch ſelbſt zuweilen Blaſengrün genannt wird. Dieſes Saftgrünes nun bedienen ſich die Färber und Maler. Man wählt das harte, dichte, ſchwere, dunkelgrüne oder ſchwarze, welches auswendig glänzend iſt, wenn man es aber zerbricht oder reibt, ſogleich grün wird, und einen ſüßlichen Geſchmack hat.

Wenn man Weineſſig und Halbbier, in gleicher Quantität, zu den Beeren, nebſt etwas fein pulveriſirtem Alaun, nimmt, ſolches 14 Tage lang ſtehen läßt, unterdeſſen aber es einigemal umrühret, hernach auspreßt, und auf obige Art eintrocknet, ſo bekömmt man ein ſchönes Grün, welches in Weineſſig wieder aufgelöſet, zum Lederfärben dienlich iſt. Mit andern Zuſätzen und Salzen können noch andere Schattirungen von grünen Farben aus dieſen Beeren hervor gebracht werden.

Dieſe in nördlichen Ländern ziemlich theure Saftfarben, erſcheinen bey dem Malen durchſichtig, werden aber, wie alle dergleichen Farben, vom Oehl zerſtöret; indeſſen dienen ſie doch zum Färben des mit Bimſtein zuvor aufgekratzten weißen und gelben Leders, des Papieres, der Tapeten, zum Miniaturmalen und Illuminiren, zu einer grünen Tinte, zu Vertiefung des Grünſpanes bey dem Lackiren, den Buchbindern zum Beſprengen des Schnittes der Bücher; auch bedienen ſich die Tiſchler deſſelben zum Grünfärben. Bey der Frescomalerey, wird das Saftgrün vom Kalke gelbgrün, pflegt aber ziemlich zu verſchießen. Bey der Marmormalerey hingegen geräth es ſehr wohl, wenn es in Urin mit ungelöſchtem Kalk, und ziemlich, wenn es in Weingeiſt aufgelöſet, und ſo auf den am Feuer erhitzten Mar-

mor getragen wird. Wenn man klare reine glühende Kryſtalle in dem Kreuzbeerſafte ablöſcht, ſo werden ſie, nach Wallerius Zeugniß, violet wie Amethyſtflüſſe.

2. Kleiner purgirender Kreuzbeerſtrauch, Zwergkreuzdorn, färbender Wagedorn, Rhamnus catharticus minor *C. B.* Rhamnus ſolutivus pannonicus alter *J. B.* Rhamnus ſolutivus minor *J. Camer.* Rhamnus ſpinis terminalibus, floribus quadrifidis dioicis, corollarum laciniis longitudine tubae *Gerard.* Rhamnus minor, floribus axillaribus, foliis ovatis acuminatis nervoſis integerrimis *Mill.* Engl. Dwarf-Buchthorn, welchen einige auch Lycium, und im Deutſchen Buchsdorn nennen (*), iſt mit dem vorher beſchriebenen ganz nahe verwandt; doch iſt noch nicht entſchieden, ob er eine ganz verſchiedene Art, oder nur eine, von dem Geburtsorte verurſachte, Varietät ſey. Gerard, in der Flora Gallo-Provinciali, hat einigen Unterſchied angegeben. Bey dem erſtern oder größern, ſind die Einſchnitte des Blumenkelches länger, als deſſen Röhre, hingegen bey dieſem kleinern haben die Einſchnitte mit der Röhre des Kelches gleiche Länge. Nach andern Nachrichten ſoll bey dieſem der Stamm geſtreckt ſeyn, da er bey dem gemeinen aufrecht ſteht. Auch die Blätter ſind bey der kleinen Art unterwärts etwas wollicht; und daher hat auch endlich Linné denſelben als eine wirkliche Art, unter folgendem Namen und Beſchreibung: Rhamnus infectorius, ſpinis terminalibus, floribus quadrifidis dioicis, caulibus procumbentibus, angenommen. Er wächſt in Spanien, Frankreich, Krain, Italien ꝛc. wild; und da nicht zu zweifeln iſt, daß er

(*) Lycium und Buchsdorn, ſind eigentlich die Benennungen des im XXIX Th. S. 191, fgg. beſchriebenen Jasmindornes.

er auch bey uns ausdauern werde, ſo verdient er wegen der Früchte gepflanzt zu werden. Dieſe Früchte werden in Avignon und andern Gegenden Frankreichs geſammelt, getrocknet und verſchickt, und zuweilen Graines jaunes, Gelbbeeren, genannt; bekannter aber ſind ſie unter dem Namen Graines d'Avignon, Körner von Avignon, oder Avignonſche Beeren. Sie werden zum Gelbfärben, inſonderheit zum gelben Saffian, gebraucht. Es ſoll auch hieraus das bekannte Schüttgelb verfertiget werden; ſ. oben, S. 102. In Nicoſien, der Hauptſtadt der Inſel Cypern, gebrauchen die Handwerksleute dieſe Beeren gleichfalls, und werden daſelbſt Halanger genannt. Sie werden dahin von Caramine gebracht, und von dannen nach Aegypten und in die Inſeln auf dem Archipelagus verführt, indem auch daſelbſt der Saffian damit gelb gefärbet wird. Die Holländer machen eine gelbe Maſſe von Kreide und Märgel, färben ſolche mit dieſen Beeren, die ſie mit Alaun in Waſſer kochen, verfertigen hieraus kleine gewundene Stängel, trocknen ſie an der Sonne, und verſenden ſie unter dem Namen Stil ou Stile de graine ou de Gran. Sie werden zur Malerey in Oehl gebraucht.

Ob der ſo genannte Buchsdornſaft, Succus Lycii, von einem ähnlichen, oder ganz verſchiedenen, Baume verfertigt werde, läßt ſich nicht beſtimmen. Es ſoll derſelbe von einem kleinen ſtacheligen Baume, welcher in Lycien, einer aſiatiſchen Provinz, häufig wächſt, durch das Kochen, vermuthlich der Frucht, zubereitet werden. Dieſer ſchwarze eingetrocknete Saft hat einen bittern, herben, zuſammenziehenden Geſchmack, und wird bey den Geſchwüren des Mundes und des Zahnfleiſches gebraucht.

3. Kleiner langblätteriger und purgierender Kreuzbeerſtrauch, Rhamnus foliis oblongis ſerratis *C. B.*

B. Rhamnus batavicus *J. B.* Rhamnus bavaricus *Dalech.* Rhamnus catharticus minor, folio longiore *Tourn.* Rhamnus longifolia, foliis lanceolatis, floribus axillaribus *Mill.* Rhamnus ſpinoſus, foliis ovato-lanceolatis ſerratis glabris, floribus androgynis, baccis tetrapyrenis *Hall.* Engl. longleaved Dwarf-Buckthorn, unterſcheidet ſich von dem vorhergehenden nur dadurch, daß er ein größerer Strauch iſt, und längere Blätter hat. Er wächſt 5 bis 6 F. hoch. In den neuern Ausgaben der Linneiſchen Schriften kömmt er gleichfalls, als eine beſondere Art, unter folgenden Namen und Beſchreibung vor: Rhamnus ſaxatilis, ſpinis terminalibus, floribus quadrifidis hermaphroditis; Steinwegedorn. Er wächſt auf Bergen in Baden, Italien und in der Schweiz. Seine Beeren kann man, wie die Beeren der vorhergehenden Art, zum Malen gebrauchen.

Der Meerkreuzbeerſtrauch, Seekreuzbeerſtrauch, Seekreuzdorn, Hafdorn, Haffdorn, Haftdorn, Hippophaë, Hippophaës, Engl. Sea-Buckthorn, Sallow-Thorn, iſt bey Linne, Miller'n, Ludwig, Böhmer'n, Haller'n, und Düroi, eine Gattung Pflanzen mit ganz getrennten Geſchlechtern und ohne Blumenkrone, deren männliche Blumen einen entzwey getheilten Kelch und einen Griffel haben, und eine einſamige Beere hinterlaſſen. Linne hat zwey Arten, welche ſehr dauerhafte, im Winter unbelaubte Sträuche für Luſtgebüſche ſind, die im Somer mit ihren ungetheilten, auf der Oberfläche dunkelgrünen, auf der Unterfläche aber weißgrau=weißen Blättern, und im Winter mit den aufgeblaſenen, irregulären, ſchuppigen Knoſpen ihrer jungen Schüſſe eine ſonderbare Mannigfaltigkeit machen, und vom Oct. bis zum März gepflanzt werden können.

1. Wege=

1. Wegedornartiger Meerkreuzbeerſtrauch, Beſingſtrauch, Dünenbeſingſtrauch, finniſche Beeren, Sanddorn, rothe Schlehen, deutſcher oder ſchmaler Stechdorn, weidenblätteriger Stechdorn, Streitbeſienſtrauch, Weidendorn, Oleaſter germanicus *Cord.* Rhamni alterum genus *Caeſalp.* Rhamnus primus Dioſcoridis; primus Dioſcoridis creditus *Pen.* & *Lob.* Rhamnus ſalicis folio, fructu flaveſcente *C. B.* Rhamnoides ſalicis folio *Tourn.* Hippophaë foliis linearibus, ſubtus rubiginoſis *Hall.* Hippophaë rhamnoides, foliis lanceolatis *Linn.*; Fr. Rhamnoides à feuilles de Saule; Engl. Sea-Buckthorn with a Willow-Leaf. Ob er gleich ſeinen erſten Stand an den Seeküſten von England, Holland, deſſen Nachbarn, und in den niedrigen Ländereyen hat, wo ſich ein feuchter Sand, oder doch ein ſehr lockerer ſandiger Schlick häuft, ſo wächſt er doch auch in ſehr großer Menge an den Ufern ſtarker Ströme und kleiner Flüſſe oder Bäche, als: am Rhein, der Donau der Rhone, der Aar, wo es ſandig, ſteinig, zugleich aber feucht iſt, bis unter die Klippen und Felſen. Die Wurzel iſt ſtark, äſtig, läuft ſtark aus, und treibt, wie der Stamm ſelbſt, Loden. Die Blätter ſind ſchmal, länglich, gehen am Ende in eine runde Spitze aus, ſind auf der obern Fläche meer- oder dunkelgrün, auf der untern weißgrau oder ſilberfärbig, und der Länge nach mit einer erhabenen Ader verſehen, auf beyden aber glatt und glänzend. Sie ſtehen an den Enden der Zweige dicht bey einander und rund umher, an den übrigen Stellen aber wechſelsweiſe. Ihre Länge beträgt 2, und ihre Breite beynahe $\frac{1}{4}$ Zoll. Sie bleiben ſpät, und bisweilen bis zum Anfange des Decembers, und ſterben endlich mit einer hellbraunen Farbe ab. Die Blumen kommen im April und May hervor, und zwar findet man männ-

lich=

liche und weibliche auf beſondern Stämmen. Die männlichen ſtehen in kleinen Büſcheln, und haben einen einblätterigen, runden, in zwey unten zuſammen gewachſene und oben mit den Spitzen zuſammen hängende Einſchnitte getheilten, Kelch von einer grünlichen Farbe. Nach gerade löſen ſich die Spitzen von einander, und breiten ſich mehr aus. Eine Blume iſt nicht vorhanden, ſondern man findet nur 4 kurze Staubfäden mit länglichen eingebogenen gelben Staubbeuteln. Die weiblichen ſind einzeln zwiſchen den untern Blättern anzutreffen. Der kleine Kelch iſt ebenfalls einblätterig, oval länglich, röhrenförmig geſtaltet, und oben in zwey Theile getheilt. Er iſt grün ſilberfarbig, nur an den Spitzen etwas bräunlich, und fällt ab. Der Knopf iſt rund und ſehr klein, der Griffel überaus kurz, der Staubweg hingegen iſt deſto länger, indem er noch einmal ſo lang als der Kelch, und dabey ſo dick iſt, daß er als ein hellgelber, fleiſchichter Körper aus dem Kelche hervorraget. Die Beeren haben die Größe der Erbſen oder Spargelbeeren, erhalten im Herbſte ihre Reife, ſind goldgelb, mit einer dünnen glatten Haut umzogen, und mit einem gelben, im Geſchmack herben, ſauern und färbenden Safte angefüllt. In der Mitte liegt ein einzelner rundlicher, brauner, und inwendig weißer Kern. Die Rinde iſt hellbraun, das Holz weiß, und die Zweige ſind hin und wieder mit ſteifen Stacheln beſetzt, deren jeder ſich mit einer gerade ausgehenden Spitze endigt. Die Zweige wachſen unordentlich ſperrhaft durch einander, und der Stamm erhält 8 bis 10 Fuß Höhe.

Dieſer Strauch wird vorzüglich wegen ſeines ſonderbaren Anſehens im Winter geſchätzt, indem ſeine vierjährige Schöſſe alsdann an allen Seiten ſehr dicht mit großen, aufgeblaſenen, unebnen, ſchuppigen

Knoſpen beſetzt ſind, welche eine dunkelbraunere, oder vielmehr eine chocolatebraunere Farbe haben, als die Zweige, und ihm ein ſo ſonderbares Anſehen geben, daß er die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, und ſo ſtark, wie irgend ein anderer Plantageſtrauch geſucht wird. Um das Ende des Febr. pflegen dieſe Knoſpen noch an Größe ſtark zugenommen zu haben; und wenn man kurz vorher, ehe ſie ſich öffnen, mit einem Stabe an den Strauch ſchlägt, einen gelben Staub, wie Schwefel herunter fallen zu laſſen. Einige halten zwar dafür, ſeine Schönheit ſey nachher wenn ſeine Blätter ausgebrochen ſind, geringer; indeſſen machen dieſelben mit ihren zwey Farben doch einen guten Effect.

Der Meerkreuzbeerſtrauch kömmt in jedem Boden, doch am liebſten in ſolchem, der ein wenig feucht iſt, fort, und läßt ſich im Herbſte, Winter und Frühlinge fortpflanzen: 1. durch den Samen 2. durch Stecklinge von jungen Schüſſen, die im Oct. auf ein ſchattiges Beet geſtecket werden müſſen, doch nicht ſo zuverläſſig Wurzel ſchlagen, als Ableger. 3. Durch Ableger. Man gräbt die Erde umher gehörig um, macht dieſelbe fein, reinigt ſie von Unkrautwurzeln, ſpaltet die Hauptzweige auf der obern Seite, biegt dieſelben zur Erde, und legt dann alle ihre junge Zweige, nachdem ihnen zuvor die Spitze mit einem Meſſer genommen worden iſt, ſo ein, daß ſie nur eben ſo aus der Erde hervor ragen. Wenn dieſes im Herbſte geſchieht, ſo pflegen die Ableger ſchon im folgenden Herbſte ſo gut bewurzelt zu ſeyn, daß ſie alsdann abgenommen, und entweder erſt in die Pflanzſchule, oder auch ſogleich auf die ihnen beſtimmten Stellen gepflanzet werden können. 4. Durch Nebenſchüſſe, deren pflegt dieſer Strauch ziemlich viele, und oft in ziemlicher Entfernung, zu treiben;

man

man bedient ſich ihrer aber nicht gern, weil ſolche Pflanzen hernach wieder gar zu bald Nebenſchüſſe treiben, und ſich zu weit umher ausbreiten. Wenn der Strauch verpflanzt wird, blüht er ſelten.

Wegen der vielen Stacheln könnte man dieſen ſtrauchartigen Baum mit Vortheil zu Umzäunungen und Hecken, beſonders am Ufer, anwenden, welche ein friſches und dabey ganz ſonderbares Anſehen haben würden. Eben dieſen Nutzen kann man, nach Duhamel, von trocknen Zweigen in geringerm Maße erwarten, weil ſie nur einige Jahre dauern.

Nach Dürοi und Walter'n, iſt er für die härteſten Winter in Deutſchland hinreichend dauerhaft, allein, er ſtirbt in harten Wintern gar öfters ab (*); daher man, aus Vorſorge, dergleichen in Töpfen aufbehalten, und zur Winterszeit in ein Glashaus ſetzen muß.

Die Beeren färben gelb, und ſcheinen durch die Gährung Wein und Eſſig zu geben. Die Lappländer gebrauchen ſie als ein ſaures Gewürz. Die Fiſcher des bothniſchen Meerbuſens bereiten aus denſelben einen dicken Saft, welcher den friſchen Fiſchen einen angenehmen Geſchmack verſchaffet, und mit unſern Weinbrühen einige Aehnlichkeit hat (**). In Norwegen gebraucht man einen Aufguß oder Trank von dem Holze, den Blättern und den Blumen, ſtatt des Holztrankes. Daſelbſt freſſen auch Ziegen und Schafe die Blätter begierig.

2. Canadiſcher Meerkreuzbeerſtrauch, Hippophaë Canadenſis, foliis ovatis *Linn.* gleicht, dem

(*) Hr. Hofr. Beckmann ſagt, im 3 St. des 14 B. ſeiner Biblioth. S. 404: „Noch im Frühjahr (1786) hat mir „die letzte Kälte ein Paar große Bäume von Hippophaë „rhamnoides getödtet."

(**) *Linn.* Fl. Lappon. S. 206.

dem Anſehen nach, dem vorigen gänzlich; nur ſind die Blätter etwas breiter, kürzer, und mehr eyrund. Die Aeſte ſtehen einander gerade gegen über. Die einfachen Blumentrauben ſtehen zwiſchen den erſten Blättern aufrecht, und ſind nur halb ſo lang als die Blätter; dieſe ſind auf der obern Fläche grün, und mit büſchelförmigen, aus einander laufenden Haaren beſetzt, auf der untern aber ſind ſie ſilberfarbig, und haben eiſenroſtfarbige Schuppen, Haare und Tüpfelchen. Er kann eben ſo, wie die erſte Art, gezogen werden.

Kreuz=Bein, ſ. oben, S. 2.

Kreuzberg, ſ. **Kreuzburg**.

Kreuz=Bignonie, Bignonia crucigera *Linn.* Kreuz=Wein, Engl. Croſs-vine; ſ. in den Supplem. Bignonie.

Kreuz=Blatt, Crucianella *Linn.*; ſ. Kreuz=Kraut.

Kreuz=Blech, ſ. oben, S. 13.

Kreuz=Blume, Polygala, Polygalon, iſt nicht nur die Benennung, unter welcher **Matthiolus**, **Theodor** und **Dalechamp** die linſenartige Kron=Wicke, Coronilla (ſ. Wicke), **Gesner** eine größere Spielart des kleinen Vogelfußes, Ornithopus (ſ. Vogelfuß), **J. Camerer** den dunkeln Süßklee, Hediſarum obſcurum (ſ. im XXXIX Th. S. 712, f.) anderwärts aber nebſt **Anguillara** eine gelbe Art der Kreuzblume, **C. Durante** das quirlförmige Nagelkraut, Illecebrum verticillatum (ſiehe Nagel=Kraut), **Dodonäus** aber, **Turner**, **Lonicer**, **Thalius**, **Theodor** und **Gerard**, die gemeine Kreuzblume verſtehen, ſondern auch bey den neuern Schriftſtellern eine Gattung Pflanzen, deren botaniſcher Character folgender iſt. Der Kelch beſteht aus 3 kleinen, eyförmig zugeſpitzten, ſtehenbleibenden Blättern, deren zwey unter und eines über den Blummenblättern ſitzt. Die Blummenblätter vergleicht Linné mit den ſchmet=

ſchmetterlingsförmigen, obgleich die Anzahl derſelben verſchieden iſt. Der kleine röhrenförmige Helm iſt mit dem kurzen, getheilten Rande rückwärts gebogen; die zwey, viel größern, eyförmigen, platten Flügel ſtehen gleichſam auſſerhalb der Blume, und fallen nicht ab, daher dieſelben, ob ſie gleich gefärbt ſind, von einigen zu dem Kelche gerechnet, und dieſem 5 Blättchen zugeeignet werden. Der zuſammengedrückte Kiel iſt gegen das Ende bauchicht; an dieſem ſitzen bey den mehreſten Arten 2, dreyfach getheilte, blätterige Anſätze, welche gleichſam einen Bart oder Pinſel vorſtellen. Die 8 Staubfäden ſind unter ſich in zwey Bündelchen oder Haufen verwachſen, und tragen 8 einzelne Staubbeutel. Der einfache, aufrecht ſtehende Griffel hat einen etwas dickern, getheilten Staubweg. Das herzförmige Samenbehältniß iſt platt gedrückt, und mit einem ſcharfen Rande verſehen, öffnet ſich mit 2 Klappen, und hat 2 Fächer, in deren jedem ein Same liegt. Linné hat 26 Arten. Die 8 erſten und die 2 letzten haben an ihrer Blumen-Krone einen pinſelförmigen Anhang, die übrigen aber nicht; dieſe theilen ſich wieder in ſolche, welche einen holzigen Stängel haben, wie die 9te bis zur 15ten; in ſolche, welche einem weichen und ganz einfachen Stängel haben, wie die 5 folgenden; und endlich in ſolche, welche zwar einen weichen, aber äſtigen Stängel haben, wie die 4 übrigen.

1. Fleiſchfarbige oder fleiſchrothe Kreuzblume, mit Blumenähren, und einem krautartigen äſtigen und aufrechten Stängel, an welchem die pfriemförmigen Blätter wechſelweiſe ſtehen; Polygala mariana, anguſtiori folio, flore purpureo *Pluken.* Polygala marilandica, foliis tenuiſſimis, ſpica parva compacta in ſummo caule, floſculis carneis *Raj.* Polygala incarnata, floribus criſtatis ſpicatis, caule herbaceo ramoſo erecto, foliis alternis ſubu-

ſubulatis *Linn.* Engl. Carnation-Milkwort. Sie kommt aus Virginien und Canada. Ihre Wurzel iſt jährig. Ihr Stängel wächſt 8 bis 10 Zoll hoch, iſt fadenförmig und eckig, und treibt in den Winkeln der oberſten Blätter gemeiniglich 3 lange und ſchmahle Aeſte. Die Blätter ſind pfriemförmig, ſehr ſcharfgeſpitzt, und ſtehen in einiger Entfernung von einander, oft kaum zu 8 an dem Stängel. Die Blumenähren ſtehen einzeln an dem Gipfel des Stängels und der Aeſte, und ſind länglich und ſehr lebhaft fleiſchroth. Die Blumenkronen ſind 3mal ſo lang, als die Seitenblättchen des Blumenkelches, und haben einen in viele Stücke zerſpaltenen, erweiterten und fleiſchrothen Pinſel, welcher, wie die Blumenkrone ſelbſt, aufrecht ſteht. Sie iſt ſehr dauerhaft, und kommt an einem warmen Orte und in leichtem Boden gar wohl in freyer Luft fort. Man kann ſie ſehr leicht aus dem Samen ziehen, und muß die Pflanzen, welche davon aufgehen, von Unkraut rein halten, und bey ſehr trocknem Wetter fleißig begießen.

2. **Gemeine Kreuzblume, mit Blumentrauben, krautartigen, einfachen und daniederliegenden Stängeln, und gleichbreit-lanzenförmigen Blättern; Kreuzblümchen, Himmelfahrtsblümchen, Negelkraut, Milchblume, Milchwurzel, Natterblume, Natterzünglein, Ramſel, Ramſelblume, Vogelkraut,** Flos crucis *Geſn.* Flos ambarvalis *Dod.* Polygala maior *Theod.* & *C. B.* Polygala vulgaris maior *J. B.* & *Raj.* Polygala rubeis floribus *Lobel.* Polygala Tragi *Thal.* Polygala tetrapetala ſiliculoſa bicapſularis, longo anguſto folio, maior *Moriſ.* Polygala foliis lineari lanceolatis, caulibus diffuſis herbaceis *Royen.* Polygala caule erecto, foliis linearibus acutis, ſ. Polyg. foliis omnibus acutis *Hall.* Polygala vulgaris, floribus criſtatis racemoſis, caulibus herbaceis

ceis ſimplicibus procumbentibus, foliis lineari-lanceolatis *Linn.* Engl. common Milkwort. Man findet ſie in ganz Europa auf Wieſen, trocknen Weiden, und in den Heiden häufig. Sie iſt eine niedrige, öfters nur einen Finger hohe, Pflanze. Die lange, dünne, weiße, holzige und dauerhafte Wurzel treibt viele dünne, 6 bis 8 Z. lange, krautartige, einfache Stängel, welche theils aufgerichtet ſtehen, theils, zumal mit dem untern Theile, auf der Erde liegen, und etwas in das Röthliche fallen. Die kleinen, länglichen, glatten, glänzend grünen Blätter ſtehen am untern Theile des Stängels faſt wiertelförmig, weiter hinauf aber werden ſie ſchmäler, ſpitziger, und ſtehen wechſelweiſe. Jeder Stängel endigt ſich mit einer blauen (*) Blumenähre; welche im May, Jun. und Jul. erſcheinen. Zuweilen ſind alle Blätter einander ähnlich und ſpitzig. Die Blumen ſind beſtändig mit dem pinſelförmigen Anhange geziert. Der Same wird im Aug. reif, und es läſſet ſich aus demſelben dieſe und die folgende Art leicht ziehen, indem man nur den Samen, ſobald er reif iſt, ſäen, und die Pflanzen nachher verdünnen darf.

Dieſes Pflänzchen iſt zwar bis jetzt in den Apotheken nicht zu finden, verdient aber vor vielen andern einen Platz unter den Arzeneymitteln. Nach Detharding's Anzeige, iſt ein Trank, von einer Hand-voll

(*) Man findet auch Pflanzen:
mit weißer kleiner Blume; Polygala alba, ſ. Polygala albis floribus *Theod. Gerard.*
mit fleiſchrother Blume; Polygala carnea *C. B.*
mit kleiner röthlichter Blume; Polyg. latifolia humilior, ſpicis brevioribus, floribus dilute purpuraſcentibus *Zanichell.*
mit purpurrother Blume; Polygala major purpurea *Theod.*
mit kleiner mattgefärbter Blume; Polyg. obſoleto flore *Gerard.*
mit violetter Blume; Polyg. violacea *Boerh*

voll Kraut in einer Kanne Waſſer abgekocht, und alle Stunden etliche Löffel davon eingegeben, in dem Seitenſtechfieber von großen Nutzen; es wird dadurch der Auswurf ungemein erleichtert, und Schweiß und Urin befördert. Sehr merkwürdig ſind auch die Verſuche, die man in Frankreich mit der einheimiſchen Kreuzblume wider inflammatoriſche Bruſtkrankheiten gemacht hat, ungeachtet v. **Haller** (*) ſie der bittern Kreuzblume, Polygala amara *Linn.* (ſiehe unten, No. 3.) anrechnet. **Dühamel** (**), der dieſe Pflanze zuerſt verſucht hat, ſchreibt ihr einen etwas ſcharfen und kaum zu bemerkenden bitterlichen Geſchmack zu, da die andere hingegen eine merkliche Bitterkeit beſitzt; jene purgirt auch nicht, wie letztere thut. Er gebrauchte die Wurzel mit dem Kraute von erwähnter Art bey zwey Kranken, nachdem vorher einige Aderläſſe und andere Mittel vergeblich waren angewandt worden, in einer Ptiſane, mit dem gewünſchten Erfolge. Allein, die heilſame Wirkung dieſer zwey Kranken iſt Hrn. Ritter **Murray** (***) mit Recht zweifelhaft, weil die Ptiſane zugleich auch die Quecken- und Süßholzwurzel und die Huflattichblume enthielt. Mehrere Fälle aber hat **Dühamel** uns nicht zergliedert aufgezeichnet. In der Vergleichung, die er nachher zwiſchen der Senega (ſ. unten, No. 16.) und dieſer Kreuzblume anſtellte, geſteht er, daß jene den Auswurf weit kräftiger befördere, als dieſe. Man muß ſie auch unſtreitig, wenn man

(*) Hiſt. ſtirp. helvet. n. 343.

(**) Eſſais ſur l'uſage de la plante, nommée par G. Bauhin Poligala vulgaris, pour la guériſon des maladies inflammatoires de la poitrine, par Mr. *Duhamel*, ſt. in den Memoir. de l'Acad. de Paris, A. 1739. S. 135 — 139.

(***) Im Arzneyvorrath, nach Hrn. D. Eeger Uiberſetz. 2 B. (Brſchw. 1782, 8) S. 551.

Wirkung von ihr ſehen will, in reichlicherer Doſe geben, als jene; denn die 12 Gran, worauf Geofſroy (*) ſie einſchränkt, ſind wohl zu ſchwach. Linné hält auch dafür, daß die Wurzel dieſer gemeinen Kreuzblume mit der Senega gleiche, nur aber ſchwächere Kräfte beſitze.

Wenn man die Blätter dieſer Pflanze im Frühlinge auf hohen trocknen Wieſen, oder auf Gehängen der Hügel und Berge, wo ſie gern wächſt, und im beſten Zuſtande gefunden wird, ſammelt und im Schatten trocknet, vertreten ſie die Stelle des chineſiſchen Thees dergeſtalt, daß auch eine an den Thee gewöhnte Zunge nicht leicht einen Unterſchied unter dem aus dieſem Kraute bereiteten Thee, und dem gewöhnlichen Theetranke, finden wird. Es wird derſelbe ſowohl wegen ſeines angenehmen Geſchmackes, als auch wegen ſeiner Heilkräfte, gerühmt (**).

Uibrigens iſt dieſe ſowohl, als auch die folgende Pflanze ein milchreiches Futter für das Vieh, welches zu ihren Benennungen im Griechiſchen: Eugalacton und Polygala, im Deutſchen: *Milchblume*, *Milchwurzel*, *Milchwurzpflanze*, und im Franzöſiſchen: Herbe à lait, Anlaß gegeben hat.

3. **Bittere Kreuzblume, mit Blumentrauben, ziemlich aufrechten Stängeln, und größern umgekehrt eyrunden Wurzelblättern**; Polygalae ſpecies, foliis circa radicem rotundioribus, ſapore perquam amaro *Thal.* Polygala vulgaris, foliis circa radicem rotundioribus flore caeruleo, ſapore admodum amaro *C. B.* Polyg. minor, foliis ad radicem rotundiusculis *Helwing.* Polyg. buxi minoris folio, flore caeruleo; & Polyg. minor, foliis circa radicem rotundioribus *Vaill.* Polygula procumbens, fo-

(*) Mat. med. To. 2, p. 244.
(**) Lübeckiſche Anzeigen, 4tes St. v. J. 1768.

foliis imis ſubrotundis, ſupremis linearibus *Hall*. Polygala amara, floribus criſtatis racemoſis, caulibus erectiusculis, foliis radicalibus obovatis maioribus *Linn.* Engl. bitter Milkwort. Sie wächſt in Schwaben, Oeſtreich, in der Schweiz und in Frankreich an etwas bergigen Oertern. Sie kommt der gemeinen (No. 2.) ſehr nahe, unterſcheidet ſich aber von derſelben durch ihren bittern Geſchmack, und durch ihre größere Blätter, beſonders die Wurzelblätter, welche wohl 10mal größer ſind, als bey der gemeinen. Der Stängel iſt krautartig, aufrecht, 6 bis 8 Z. hoch. Die Blumen ſind meiſtens blau, zuweilen auch roth, oder weiß.

Das Kraut hat einen ſtarken, lange auf der Zunge anhaltenden, bittern Geſchmack; wodurch ſie leicht von einem, der auch nicht Botaniker iſt, von der gemeinen Kreuzblume unterſchieden werden kann. Conr. Gesner (*) nennt ſie daher auch amarella. Eine Handvoll Kraut des Nachts in Wein eingeweicht, iſt ein ſicheres Purgiermittel, wie Gesner an ſich ſelbſt erfahren hat. Die aus 4 Unzen Kraut, und 1 Pfund Canarienwein, bereitete Tinctur ſchmeckt höchſt bitter, und ſieht bräunlich aus (**).

Die Wurzel iſt dünn, in viele zaſerige Aeſte getheilt, holzig, auswendig gelbgrau, inwendig weißlich. Jacquin ſagt, ſie ſey nicht bitter; Collin (***) hingegen ſagt, ſie habe einen balſamiſchen, gelinde

(*) Epiſt. L. 3. p. 121. a.

(**) *Jacquin* Fl. Vind. p. 262, n. 60.

(***) Obſſ. circa morbos. P. 2. p. 293.

Heinrich Joſ. Collin Wahrnehmungen von den heilſamen Kräften der bittern Kreuzblumenwurzel in der Eiterung der Lungen, und von den Wirkungen des Kampfers. Aus dem Lat. überſetzt, und mit neuen Erfahrungen vermehrt, von D. Paſcal Joſ. Ferro. Wien, 1780, gr. 8.

bittern, ſüßlichen Geſchmack. Sie iſt derjenige Theil dieſer Pflanze, mit welchem einige wiener Aerzte Verſuche in der eiternden Lungenſucht gemacht haben. Vorzüglich iſt die Rinde dieſer Wurzel wirkſam (*). Der erſte, der ſie in den wiener Krankenhäuſern gebraucht, und zu verſuchen angerathen hat, war der Bar. van Swieten. Schon im J. 1762 wurde uns der glückliche Erfolg von 4 Kranken erzählt (**), die nach einer inflammatoriſchen Bruſtkrankheit oder Blutſpeyen, lungenſüchtig geworden waren; und 10 Jahr nachher noch 15 andere Fälle, die aus vielen andern waren ausgeſucht worden. Bey dieſen war die Krankheit gleichfalls nach einer heftigen Entzündung, oder langſam nach einem kleinen Huſten entſtanden. Wie tief ſie ſchon bey vielen eingewurzelt war, haben die Abzehrung, der häufige Auswurf des Eiters durch den Mund, die nächtlichen Schweiſſe, und die Gegenwart des Fiebers, zu erkennen gegeben; dem ungeachtet ſind ſie der Gefahr, hauptſächlich durch die Kreuzblume entriſſen worden. Zuweilen ſchickte man den Gebrauch erweichender ſchleimiger Mittel, vornämlich der Salapwurzel, und beruhigender Mittel, voran, oder gab ſie auch in den Zwiſchenzeiten. Collin ſchreibt dieſer Wurzel daher balſamiſche, heilende, ſtärkende und demulcirende Eigenſchaften zu, und hält ſie für das vornehmſte unter allen gegen dieſe Krankheit verſuchten Mitteln. Auch Coſte und Willemet (***) haben bey 10 Kranken dieſelbe mit dem glücklichſten Erfolge angewandt; die Krankheit war zwar bey dieſen noch nicht aufs höchſte ge-

(*) *Coſte* und *Willemet* Eſſais ſur quelques plantes indigenes p. 75.

(**) *Candon* diſſ. de Polygala in Phthiſi, Vienn.

(***) Am ang. O.

geſtiegen; nach vorher gegangenem Blutſpeyen aber waren doch ſchon Schmerzen in den Seiten oder im Rücken, Huſten, Beklemmung der Bruſt, ſchleichendes Fieber, Abzehrung ꝛc. da; im hartnäckigen und trocknen Huſten war ſie in einem Decocte mit Milch zuträglich. Die zwey oder drey, von Wilhelmi (*) erzählten Fälle einer glücklich getheilten Lungenſucht, kann ich hier nicht aufführen, weil man auſſer dieſem Mittel noch andere, als: Milch, Chinarinde, isländiſchen Moos, u. a. zugleich gebraucht hat. Die Unpartheilichkeit aber erfordert auch das Bekenntniß, daß viele lungenſüchtige nicht durch dieſes Mittel geheilt worden ſind. Selbſt Collin geſteht dies; man fand aber bey den Leichenöffnungen die Urſache dieſer Unwirkſamkeit, nämlich verhärtete, ſkirrhöſe oder verzehrte Lungen, oder Verſtopfungen in verſchiedenen Eingeweiden des Unterleibes. Viele aber, wenn ſie auch nicht geheilt wurden, wurden doch erleichtert. Man könnte ſie, wegen der Verwandſchaft mit der Senega, auch für wirkſam im Seitenſtechen und in der Waſſerſucht halten: allein, in jenem hat ſie die Zufälle verſchlimmert, und in dieſer nichts ausgerichtet. Einige aber eignen ihr ſolche Heilkräfte zu.

Es iſt mehr als eine Art, dieſe Kreuzblume zu geben, üblich. Man kann ſie entweder des Morgens und Abends, zu ½ Quent in Pulver geben, oder in einer Latwerge mit Honig alle 4 Stunden, indem man allmählich bis zum Quent mit der Doſe ſteigt. Man hat auch den Aufguß des Krautes, mit Honig verſüßt. gereicht. Am meiſten aber hat man das Decoct der Wurzel gebraucht, welches aus 3 Unzen von ihr mit 3 Pfund Waſſer, bis zur Hälfte eingekocht, beſtand, und welches man mit 1 Unze Iſopp-

(*) Diſſ. de phthiſi, Wirceb. 1777. p. 29. caſ. 2. 3.

und eben ſo viel Mohnkopf-Syrupp verſüßte; auf dieſe Art wurden täglich 2 Unzen von der Wurzel, zuweilen aber auch weniger, verbraucht.

Die Lobeserhebungen des Sarcone von der Kreuzblume, werde ich unten bey der Senega (No. 16.) anführen. Es wäre aber zu wünſchen, daß er den Fehler mancher anderer Praktiker nicht begangen hätte, die, wegen mangelhafter Kenntniß in der Kräuterkunde, ſich zweifelhafter Namen bedienen, wodurch ſie verurſachen, daß andere ſie nicht deutlich genug verſtehen, und ihre ſonſt herrliche Erfindungen nicht nutzen können.

4. **Kreuzblume von Montpellier, mit Blumentrauben, einem aufrechten Stängel, und lanzenförmig gleichbreiten und ſpitzigen Blättern;** Onobrychis tertia *Dalech.* Polygala acutioribus foliis, monſpeliaca *C. B.* Polygala vulgaris, coloris obſoleti, foliis anguſtiſſimis *J. B.* & *Raj.* Polygala annua erecta anguſtifolia, floribus coloris obſoleti carneis Lineis virgatis *Magnol.* Polyg. monſpeliaca, floribus criſtatis racemoſis, caule erecto foliis lanceolato-linearibus acutis *Linn.* Eng. Montpellier-Milkwort. Sie wächſt bey Montpellier auf unfruchtbaren Hügeln. Gerard hält ſie für eine bloße Spielart der gemeinen; ſie ſcheint ſich aber doch von derſelben durch ihre jährige Wurzel, durch ihren aufrechten Stängel, welcher viele wechſelsweiſe ſtehende Zweige treibt, durch ihre ſehr ſchmale Blätter, und durch ihre fleiſchrothe Blumen (*), zu unterſcheiden. Sie blüht, wie die beyden vorhergehenden Arten, im May.

5. **Riſenförmige Kreuzblume, mit krautartigen, aufrechten und nach oben zu äſtigen Stängeln, gleichbreiten Blättern, und nackten Blumentrauben;** Polyg. herbacea minor erecta, foliis line-

(*) Es giebt auch eine Sorte mit blauer Blume; Polygala acutioribus foliis, monſpeliaca, floribus caeruleis *Tourn.*

linearibus, ſpica multiplici terminali folioſa *Brown.* Polyg. paniculata racemis nudis, caulibus herbaceis erectis, ſuperne ramoſis, foliis linearibus *Linn.* Ihr Vaterland iſt Jamaika. Sie iſt klein. Ihre Aehren ſtehen an dem Gipfel des Stängels und der Aeſte, und zertheilen ſich in mehrere kleinere.

6. **Sibiriſche Kreuzblume, deren Stängel krautartig, deren Blätter lanzenförmig, und deren Blumentrauben nacket ſind und zur Seite ſtehen;** Polyg. multicaulis *Amman.* Polygala ſibirica, racemo laterali nudo, caulibus herbaceis, foliis lanceolatis *Linn.* Sie kommt aus Sibirien, und hat ihre Stellung mit der vorhergehenden gemein. Ihre untere Blätter ſind eyrund, und die obern lanzenförmig. Die Blumentraube ſteht einzeln, oder höchſtens zu zwey; iſt locker, und hat keine Blattdecke zwiſchen den Blumen.

7. **Aethiopiſche Kreuzblume, deren Stängel ſtaudig iſt, deren Blätter gleichbreit-lanzenförmig ſind, und deren Blumen gleichſam an Traubenkämmen ſtehen, und aus drey Blättchen beſtehende Blattdecken zwiſchen den Blumen haben;** Polygala fruteſcens anguſtifolia, ramoſis floribus in ſummitate velut umbellatis *Raj.* Polygala africana glabra, florum galea binis criſtis fimbriatis ornata, ex involucro magno dipetalo erumpente *Pluken.* Polygala bractiolata, floribus racemoſis, bracteis triphyllis, foliis lineari-lanceolatis, caule fruticoſo *Linn.* Sie hat ſehr viele Spielarten unter ſich. Ihr Stängel iſt zuweilen ganz einfach, zuweilen treibt er einige wenige Zweige. Die Blätter ſind ſpitzig, zuweilen auch ſtumpf, bald glatt, bald zottig, bald ſchmähler, bald breiter, bald pfriemenförmig, bald gleichbreit, bald gleichbreit-lanzenförmig, bald lanzenförmig. Die Blumen ſind ſchön purpurroth,

oder

oder mattroth, oder weißlich, bald größer, bald kleiner.

8. Kreuzblume mit Myrtenblättern, mit ſtaudigem Stängel, glatten, länglichen und ſtumpfen Blättern, und Blumenkrontn, deren Schiffchen die Geſtalt eines halben Mondes hat; Polyg. arborea myrtifolia, floribus albis intus purpureis *Commel* & *Raj.* Polyg. arborea, myrtilli ſubrotundis foliis, fructu magno tordylii *Pluken.* Pol. frutescens, foliis oblongis glabris, flore purpureo *Burm.* Polyg. myrtifolia, floribus carina lunulata, caule fruticoſo, foliis laevibus oblongis obtuſis *Linn.* Sie hat mit der äthiopiſchen ihr Vaterland gemein. Die Blätter ſind lanzenförmig; die Blumen weiß und inwendig purpurroth.

9. Baumartige Kreuzblume, deren Stamm baumartig iſt, deren Blätter ſtumpf ſind, und auf eigenen Stielen, und deren Blumen einzeln zur Seite ſtehen: Polyg. Penaea, floribus lateralibus ſolitariis, caule arboreo, foliis obtuſis petiolatis *Linn.* Sie kommt aus dem ſüdlichen Amerika, und hat rauhe, den Buchsblättern nahe kommende Blätter.

10. Kreuzblume mit verſchiedenen Blättern, deren Stamm baumartig, deren ältere Blätter länglich-eyrund, die friſchen aber ziemlich eyrund ſind, und deren Blumen an Traubenkämmen beyſammen ſtehen; Polyg. fruticoſa, foliis glabris ovatis, capſulis ſubrotundis emarginatis, racemis minoribus laxis alaribus *Brown.* Polyg. diverſifolia floribus racemoſis, caule arboreo, foliis ſenioribus oblongo-ovatis, recentibus ſubovatis *Linn.* Ihr Vaterland iſt das heißere Amerika. Ihre Blätter ſind glatt; die Blumentrauben ſind klein und locker, und ſtehen in den Winkeln der Blätter; die Samenkapſeln ſind rundlich und ausgeſchnitten.

11. Si=

11. Sineſiſche Kreuzblume, mit ſtrauchigen Stängeln und ovalen Blättern, in deren Winkeln die Blumenähren ſtehen; Polygala arborea, foliis lanceolato-ovatis, capſulis compreſſis bilobis ultra medietatem diviſis *Brow.* Polig. chinenſis, floribus ſpicatis axillaribus, caulibus ſuffruticoſis, foliis ovalibus *Linn.* Sie iſt in Oſtindien zu Hauſe. Ihre Stängel werden ungefähr 1 F. lang, liegen auf der Erde, treiben ſehr wenige Aeſte zur Seite, und ſind nicht glatt. Die Blätter haben einen ganz glatten Rand und eine ſteife Spitze, ſind nacket, ſtumpf, und ſo groß als das äuſſerſte Glied des Daumens, und ſtehen auf ganz kurzen Stielen. Die Blumenähren ſind grün, und oft länger als die Blätter.

12. Portugieſiſche Kreuzblume, mit ſtaudigen Stängeln ovalen und ſehr kleinen Blättern, und Blumentrauben, kleinblätterige Kreuzblume; Polyg. luſitanica frutescens, magno flore, foliis minimis *Tourn.* Polyg. microphylla, floribus imberbibus racemoſis, caulibus fruticoſis, foliis minutiſſimis ellipticis *Linn.* Ihr Vaterland iſt Portugal und Spanien. Ihre Stängel werden beynahe 1 F. lang, und ſind ruthenartig, fadenförmig, grün, und von den Trümmern der abgefallenen Blätter gleichſam gezahnt. Die Blätter ſind ſehr klein, elliptiſch, pfriemförmig, ungeſtielt, ſtehen wechſelweiſe in einiger Entfernung von einander, und fallen bald ab. Die Blumen ſind ziemlich groß, ohne einen Anhang, oft von 2 bis 3 Farben, bilden an dem Gipfel des Stängels und der Aeſte kurze Trauben, und dauern lange.

13. Kreuzblume mit Buxblättern, Zwergbux-Kreuzblume; Chamaebuxus flore Coluteae *C. B.* Pſeudo-Chamaebuxus *Besler.* Rhus myrtifolius Plinii & Geſneri *J. Camer.* Polygaloides *Dillen.*

Dillen. Hal'. Polyg. aſtragaloides vulgaris, buxi folio *Brovn.* Polygala fruteſcens maior, folio buxi *Menzel.* Polyg. fruticoſa, buxi folio, flore flaveſcente *Tourn.* Polyg. Chamaebuxus floribus imberbibus ſparſis, carina apice ſubrotundo, caule fruticoſo, foliis lanceolatis *Linn.* Engl. dwarf Box-Milkwort. Man findet ſie in Oeſtreich, im Elſas, in der Schweiz, auch in Deutſchland, auf Gebirgen. Die Stängel ſind holzig, dünn, äſtig, 1 F. hoch, und liegen halb auf der Erde. Die Blätter ſind zahlreich, lanzenförmig, ſteif, glatt, glänzendgrün. Die Blumen ſitzen an den Seiten der obern Theile der Stängel, auf kurzen Stielen, zerſtreut; die Spitze der Schiffchen iſt rundlich, ohne Anhang, die Auſſenſeite weiß, inwendig eine Miſchung von Purpurroth und Saffrangelb, ſehr vortrefflich von Geruch, und kommen im May zum Vorſchein. Die Samen werden bisweilen in England reif.

Wenn der Same dieſer und der vorhergehenden Pflanze erſt im Frühlige geſäet wird, geht er ſelten eher, als im folgenden Frühlinge, auf. Man ſäe ihn alſo, ſo bald er reif iſt, auf einen ſchattigen und gut geſchützten Platz, in leichte, ungedüngte, ſandige Erde, begieße die Pflanzen im Sommer bey trockner Witterung fleißig, und ſchütze ſie im folgenden Winter gegen gar zu ſtrengen Froſt, vermittelſt einer, in einer Entfernung von etwann 3 F. rings um das Beet her geſteckten doppelten Reihe Scorpionkraut-Büſche. Wenn der Same nicht reif wird, und man ihn aus ihrem Vaterlande bringen läſſet, ſo laſſe man ihn daſelbſt, ſo bald er reif iſt, in Kaſten ſäen, die mit ſolcher Erde gefüllt ſind, in welcher ſie einheimiſch ſind, ſtelle dieſe Kaſten bey ihrer Ankunft auf einen ſchattigen, doch warmen Platz; begieße die Pflanzen, wenn ſie aufgegangen ſind, fleißig; pflanze ſie, wenn ſie 3 bis 4 Z. groß ſind, in Töpfe in leichte ſandige Erde;

ſenke die Töpfe auf einem ſchattigen Platze in die Erde; ſtelle ſie am Ende des Novemb. unter einen Miſtbeetkaſten, gebe ihnen aber allezeit volle Luft, und ſtelle ſie bey gelinder Witterung immer wieder heraus; und endlich im Frühlinge pflanze man ſie aus den Töpfen mit voller Erde auf die ihnen beſtimmten Stellen.

14. Stachelige Kreuzblume, deren Stamm baumartig und ſtachelig, deren Blätter oval ſind, und ſich in ſteife Spitzen endigen, und deren Blumen zur Seite ſtehen: Polygala ſpinoſa, floribus lateralibus, caule arboreo ſpinoſo, foliis ovalibus mucronatis *Linn.* Ihr Vaterland iſt Aethiopien.

15. Heiſteriſche Kreuzblume, deren Stamm baumartig iſt, deren Blätter dreyſeitig ſind, und ſich in ſteife Spitzen oder Stacheln endigen, und deren Blumen zur Seite ſtehen; Polygala Heiſteria, floribus lateralibus, caule arboreſcente foliis triquetris mucronato ſpinoſis *Linn.* Spartium africanum fruteſcens, Ericae folio *Commel* & *Sebae.* Thymbra capenſis, Nepethae Theophraſti foliis aculeatis, flore parvo purpureo *Pluken.* Sie kommt aus Aethiopien. Die Geſtalt ihrer Blätter iſt nach ihrem Alter ſehr unterſchieden; bald ſind ſie eyrund, und am Rande und an der Rückenſchärfe mit Haaren beſetzt; bald gleichbreit und rauh; bald pfriemförmig und haarig. Ihre Blumen ſind klein und purpurroth.

16. Senega Kreuzblume, mit Blumen die eine Aehre bilden, aufrechtem, krautartigen, ganz einfachen Stängel, und breit-lanzenförmigen Blättern; Polyg. Senega, floribus imberbibus ſpicatis, caule erecto herbaceo ſimpliciſſimo, foliis lato-lanceolatis *Linn.* Polyg. caule ſimplici erecto, foliis ovato-lanceolatis alternis integerrimis, racemo terminali erecto *Gronov.* Polyg. virginiana, foliis oblon-

longis, floribus in thyrſo candidis, radice alexipharmaca *Mill.* Engl. Senega-Milkwort. Sie iſt in Virginien, Penſylvanien und Maryland zu Hauſe, uud iſt unter dem indianiſchen Namen Senega, Senegau, oder Seneka, in neuern Zeiten den Aerzten bekannt geworden. Die dauerhafte, faſerige, holzige, verſchiedentlich gebogene und in viele Aeſte getheilte Wurzel verbreitet ſich oberwärts gleichſam in einige Knollen, woraus viele einfache, rundliche, ſchwache, etwann 1 F. hohe Stängel treiben. Die obern Blätter ſind größer und länglich, mitten am Stängel aber lanzettförmig und ſchmäler, die unterſten am kleinſten; alle ſind merklich geſtielt, völlig ganz, am Rande etwas rauh, auf beyden Seiten glatt und grün. Jeder Stängel endigt ſich mit einer weißen Blumenähre. Bey den Blumen fehlt der pinſelförmige Anhang; ſie kommen im Jul. zum Vorſchein, und hinterlaſſen bey uns ſelten Samen.

Dieſe Pflanze wird aus Samen gezogen, welcher, ſo bald er aus Amerika ankommt, auf eine gut geſchützte Stelle, in einem warmen, trocknen, leichten, ſandigen, und damit die Wurzeln der Pflanzen deſto tiefer eindringen und deſto ſtärker werden können, zwey Spatenſtiche tief, und möglichſt fein gegrabenen Boden, geſäet werden muß. Wenn der Winter ſtrenge zu werden ſcheinen ſollte, muß das Beet mit einer doppelten Reihe von Scorpionkrautbuſchen umſteckt, oder es muß ein wenig leichtes Stroh überher geleget, dieſes aber bey wieder eintretender milder Witterung allezeit wieder weggenommen, und die Pflanzen nachher im Sommer nur von Unkraute rein gehalten werden, welches ihre ganze Wartung iſt.

Die Wurzel verdient, in Anſehung ihrer kräftigen Wirkung, alle Aufmerkſamkeit. Sie iſt holzig, in viele Aeſte getheilt, ungefähr einen Finger dick, knotig, auswendig braungelb, inwendig weiß oder

blaß-

blaßgelb, und mit einer dicken gelblichen, gleichſam mit Harz getränkten Rinde, die ein ſehr feines aſchgraues Oberhäutchen hat, überzogen (1). Der Geſchmack ſcheint anfangs nur mehlicht zu ſeyn, und hat vieles von bittern Mandeln, wird aber auf der Zunge und im Halſe nach und nach ſäuerlich, endlich durchdringend, reizend, und recht brennend ſcharf, ſo, daß er einen kleinen Huſten verurſachet, und die Kehle zuſammen zieht. Während dieſer Empfindungen erregt ſie auch einen häufigen Zufluß des Speichels. An einem andern Orte wird der Geſchmack bitterlich und etwas gewürzhaft beſchrieben (2); ja, Dühamel nennt ihn ſtark gewürzhaft (fort aromatique). Andere hingegen haben nicht das geringſte Gewürzhafte empfunden. Einen Geruch hat ſie nicht, als etwa einen ekelhaften, wenn eine ganze Menge Wurzeln in einem verſchloſſenen Behältniſſe aufbewahret werden. Einzeln kommt der Geruch auch dem von bittern Mandeln nahe. Der Geſchmack ſitzt faſt einzig und allein in der Rinde der Wurzel, die in dicken Wurzeln ungefähr $\frac{1}{3}$, in zärtern aber $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ des ganzen Gewichtes ausmacht.

Chemiſch iſt ſie ſehr ſorgfältig von **Keilhorn** (3) und **Burkhard** (4) zergliedert worden. Der wäſſerige Aufguß der Rinde ſchmeckt bitterlich, alsdann ſcharf, wel=

(1) Ein Hauptkennzeichen, dieſe Wurzel von ähnlichen zu unterſcheiden, iſt ein membranöſer Rand, welcher nach der Länge der Wurzel herunter läuft, ſich aber in der inwendigen Seite der Biegungen, welche die Wurzel macht, befindet. Die virginiſche-Schlangenwurzel wird oft ſtatt dieſer verkauft, die man aber leicht nach den angegebenen Kennzeichen von dieſer unterſcheiden wird.

(2) CEOFFROY *Mat. met.* T. 2, p. 239.

(3) GE. SIM. KEILHORN *diſſ. de radicibus Senega & Salab.* Frf. a. V. 1765. 4. u. e. v. B.

(4) *Diſſ. de radice Seneka*, Argent. 1750.

welche Empfindung, mit einer Zuſammenziehung des Halſes, vornämlich der Gegend des Zäpfchens mitgetheilt wird. Eben ſolchen Geſchmack hat auch das wäſſerige Extrakt, wovon man $\frac{1}{5}$ erhält. Vom ſpirituöſen Extracte bekommt man weniger, nämlich nur $\frac{1}{4}$, welches ſo bitter wie Myrrhe, aber weit gelinder, als das erſte, ſchmeckt. Auch der holzige Theil der Wurzel gibt ein wäſſeriges und geiſtiges Extract, von welchen jenes bitterlich und ſcharf ſchmeckt, dieſes aber in beyden Empfindungen gelinder iſt. Wenn ſolche Zergliederungen mit der ganzen Wurzel vorgenommen werden, iſt das Reſultat etwas verſchieden.

Bis jezt iſt dieſe Wurzel nur noch in wenigen Apotheken zu haben, obgleich dieſes wirkſame zertheilende, und die fremdartigen Dinge durch verſchiedene Ausführungswege ausleerende Mittel, mit mehrerm Rechte, als ſo viele andere, in ihnen befindlich ſeyn müßte. Die Kenntniß dieſer Arzeney haben wir dem ſchottiſchen Arzte **Tennent** (5) zu danken, der, nachdem er lange die glücklichen Curen der Wilden in Penſylvanien bey dem Biſſe der giftigſten Schlange, nämlich der Klapperſchlange, (daher ſie auch den Namen Klapperſchlangenkraut, oder Klapperſchlangenwurzel, Engl. Senega Rattle-Snake-Wort, oder Seneca Snakeroot, bekommen hat,) beobachtet hatte, endlich von Einigen durch reichliche Belohnungen erfuhr, daß dieſes Heilmittel die Senegawurzel ſey. Auch alsdann iſt ſie noch wirkſam, wenn nach dem Biſſe dieſer Schlange ſchon Blutſpeyen gefolgt iſt, die Lippen der Wunde brandig geworden ſind, und der ganze Körper aufgeſchwollen geweſen iſt. Selbſt die Hitze in den Hundstagen verhindern die Geneſung nicht. Die

(5) JOHN TENNENT *epiſtle to* Rich. Mead, *concerning the efficacy of Seneka-nackeroot.* Edimb. 1742, 8. S. auch Deſſen *phyſical disquiſitions*, P. 2, Lond 1735.

Die Amerikaner aber, wenn ſie von dieſer Schlange gebiſſen worden ſind, käuen dieſe Wurzel, und ſchlucken den Saft nieder, auch legen ſie dieſelbe gekäuet auf die Wunde; oder ſie trinken auch Decoct, welches mit Milch von ihr bereitet worden iſt, täglich 3 mal, und legen einen aus ihr mit Milch bereiteten Breyumſchlag auf die Wunde. Auch die mit Wein aus ihr gemachte Tinctur wird ſehr gerühmt. Auf ſolche Art angewandt, ſollen ſie das gerinnende Blut auflöſen, die Geſchwulſt zertheilen, das Gift austreiben, den ſchwachen Puls ſtärken, und den langſamen ſchneller machen. Man gebraucht ſie aber vergeblich, wenn ein beträchtliches Blutgefäß verlezt worden iſt. Aber die Senega ſoll nicht nur das Gift der Klapperſchlange, ſondern auch anderer Schlangen, ſchwächen, welches das Beyſpiel einer ſchwediſchen Magd beſtätigt, die, als ſie, um ihre Nothdurft zu verrichten, hinter ein Gebüſch niedergehockt war, von einer Schlange (wahrſcheinlich Colnber Bero) ſelbſt in den Geburtstheilen, mit den gefährlichſten Zufällen begleitet, verwundet, aber bloß durch zwey Doſes dieſer Wurzel von Linné wieder hergeſtellt wurde (6).

Die Aehnlichkeit der Zufälle von dem Biſſe der Schlangen, mit denen Zufällen, die inflammatoriſche Bruſtkrankheiten zu begleiten pflegen, hat Gelegenheit gegeben, die Senega wider leztere zu gebrauchen. Denn die von der Klapperſchlange Gebiſſenen empfinden einen heftigen Schmerz, ſie haben ein beſchwerliches Athemholen, Huſten, Blutſpeyen, ihr Puls iſt hart und geſchwinde (zuweilen auch ſchwach).

(6) CAR. LINNAEI *diſſ. Radix Senega.* Reſp. *Jonas Kiernander.* Vpſ. 1749. 4. ſt. auch in Deſſen Amoenit. academ. Vol. II. (Holm 1751, gr. 8.) S. 126—153, wieder abgedruckt, u. e. Abbild.

Tennent, (7) gab ſie daher wider den Seitenſtich und Lungenentzündung mit ſo glücklichem Erfolge, daß ihm der Magiſtrat zu Philadelphia wegen dieſer Entdeckung, wodurch er ſo Vielen das Leben rettete, eine Belohnung von 75 Pfund Sterling gab. In dem wahren inflammatoriſchen Seitenſtiche aber verſäumte er bey dem Anfange der Krankheit, oder ihrem Fortgange, den Aderlaß nicht, welchen er auch, wenn es nöthig war, wiederholen ließ; zugleich ließ er auch einen erweichenden und auflöſenden Aufguß als Getränk trinken, und der Krankheit angemeſſene Speiſen genieſſen. Den falſchen Seitenſtich hielte er ohne Aderlaß bloß durch dieſe Wurzel. Seinem Urtheile nach, beſteht die Hauptkraft dieſer Wurzel darin, daß ſie das zum Gerinnen und Stocken geneigte Serum, oder, wenn es ſchon wirklich in den Gefäßen ſtockt, auflöſet. Nachdem er ſeine glückliche Verſuche mit dieſer Wurzel in dem Seitenſtiche, der pariſer Acad. der Wiſſenſch. bekannt gemacht hatte, ſtellten auch die berühmten Männer Lemery, von Jüſſieu, und Dühamel (8), mit derſelben, und zwar eben ſo glückliche Verſuche an. Genauer und wiſſenſchaftlicher, als Andere, hat ihre Wirkungen in inflammatoriſchen Bruſtkrankheiten, durch genau aufgezeichnete Kranken-Geſchichten, Bouvart (9) aus einander geſetzt. Er hat nicht bloß auf ihre zertheilende, ſondern auch ausleerende Wirkung Rückſicht genommen. Die Ausleerungen geſchehen entweder durch Erbrechen, oder Stuhlgang, oder häufigen Urinabgang, oder durch eine Art von Speichelfluß. Das Erbrechen kann man leicht

(7) *Eſſays on the Pleuriſy*, Philad. 1736.

(8) S. oben, S. 117, Anm. 2.

(9) *Obſervations ſur les proprietez du Sénéka, ou Polygala de Virginie* par M. BOUVART, ſt. in den Memoir de l'Acad. de Paris v. J. 1744, S. 37.—57.

leicht durch eine kleinere Doſe verhüten; es iſt auch nicht zu erregen, weil dadurch leicht Schade in den Lungen angerichtet werden kann. Die übrigen Ausleerungen ſcheinen die Stelle des Aderlaſſes erſetzen zu können. Da dieſe ſparſamer erfolgen, wenn das Pulver gegeben wird, ſo iſt in dieſem das Decoct vorzuziehen. **Boudart** glaubt daher, daß dieſe Wurzel die Krankheit auch ohne Aderlaß curiren könne, (den drey Kranken aber, deren Geſchichte er anführt, war eine Ader geöffnet worden). Er hat die Wurzel auch noch nach dem dritten oder vierten Tage gegeben, ſo, daß die Beklemmung und der Schmerz in der Bruſt, das beſchwerliche Athemholen, das Blut-auswerfen, das Fieber ꝛc. in Zeit von 2 oder 3 Tagen, unter einem gewünſchten Auswurfe ſich verloren haben. Drey heftige Seitenſtiche hat **Detharding** (10) durch das Decoct curirt, bey deſſen Gebrauche viele Unreinigkeiten ohne Leibſchmerzen durch den Stuhl fortgingen, und der Urin reichlich floß. Auch Linné, der durch Erkältung ſich eine Lungenenzündung 1753, zugezogen hatte, wurde durch den Gebrauch des Pulvers dieſer Wurzel, wovon er täglich 1 Quent in 3 malen nahm, binnen 2 Tagen glücklich wieder hergeſtellt. Von dieſer Wurzel redet vielleicht auch **Sarcone**, unter dem Namen Polygala, von der er erſt ein dünnes, nachher ſaturirtes Decoct in rheumatiſchen Fiebern und inflammatoriſchen Bruſtkrankheiten, als ein die zähen Säfte auflöſendes Mittel ſehr rühmt; denn das Blut, welches hernach abgezapfet wurde, war flüſſiger, nicht ſo häutig und mit mehr Blutwaſſer vermiſcht (11).

(10) GE. CPH. DETHARDING *diſſ. de Seneca.* Reſp. *Chr. Siemerling.* Roſtoch. 1749, 4. 4 B.

(11) S. Deſſen Geſchichte der Krankh. in Neapel. Th. 1 S. 168. 169. 173. 199.

Ganz anders verhielt es ſich mit einigen andern Kranken, denen ihre inflammatoriſche Krankheit in eine Vereiterung überging, bey der ſie zuweilen neue Zufälle einer Entzündung erfuhren; nämlich ihr Blut blieb zäh und mit einer dicken Rinde überzogen, ob man gleich die Senega 2, 4 bis 5 Monate hindurch gebraucht hatte (12).

Jo. Lud. Goyrand. in queſt med. VI. (Monſpel. 1753. 4.) handelt, qu. III, S. 9. — 12, de vſu radicis Seneka in morbis inflammatoriis.

Lebr. Frid. Beni. Lentin. obſ. de Senega radice eiusque viribus in inflammatione pleurae & pulmonum, ſt. in Deſſen Obſervation. medicar. Faſc. II. (Cellis, 1770, 8.) Obſ. 2, p. 12 — 16

Die Wirkungen der Senegawurzel bey der Entzündung der Lunge und Bruſthaut, beſtätigt Hr. D. Crumbrecht, in Goslar, in folgender Nachricht (13).

„Dem Hrn. Hofr. Beireis, und Hrn. Lentin's Beobachtungen, habe ich die Kenntniß der Senega zu verdanken. Die gefahrvollen Fälle, in welchen ſie dieſer würdige Arzt gebraucht, nebſt dem glücklichen Erfolge der Cur, munterten mich auf, ſie bey Entzündungen der Lunge und Bruſthaut anzuwenden.

Ich wurde d. 11 Apr. (1771) zu einer Frau von 49 Jahren gerufen, die beſtändig harte Arbeit verrichtet hatte, und an einer Entzündung der Lunge gefährlich krank war. Ich ordnete ein reichliches Blutlaſſen, darauf Pulver aus Salpeter, Muſchelſchalen mit Weineſſig geſättigt, und Campher, und ließ bis auf den 16ten fortfahren. Da ich aber keine Beſſerung ſpürte, und die Kranke über die heftigſten Schmerzen beym Athemholen zu klagen fortfuhr, gab ich ihr dieſen Tag die Senega zu 15 Gran mit gleichen Theilen Zucker, 3 mal des Tages. Die Kranke befand ſich beſſer, der Auswurf folgte. Ich gab ihr den folgenden Tag eben dieſe Arzeney auf gleiche Weiſe, und die Entzündung war gehoben. Ich beſchloß die

(12) de HAEN *rat. med.* P. 4. P. 252.

(13) Im 104 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1771, Col. 1657, ſgg.

die Cur mit gelinden ſtärkenden Mitteln, und die Kranke erlangte ihre völlige Geſundheit wieder.

Wenige Tage nachher wurde meiner Cur eine Frau anvertrauet, die ſchon über 50 Jahr alt, und einer harten arbeitſamen Lebensart gewohnt war. Ich machte mit dem Blutlaſſen wieder den Anfang; und da die Entzündung nur gelinde zu ſeyn ſchien, ſo ſetzte ich ihr auch gelinde Mittel entgegen. Es erfolgte den dritten Tag ſchon ein Auswurf mit Erleichterung, welchen ich durch den Gebrauch des Meerzwiebelhonigs zu unterhalten trachtete. Den vierten Tag nahm die Entzündung wieder zu, weil die Kranke einen Fehler in der Lebensordnung mochte begangen haben. Ich gab ihr an dieſem Tage obige Doſe von der Senega 3 Mal des Tages, die Entzündung war den fünften Tag gehoben. Ich beſchloß die Cur mit Milch, Zucker und dem wäſſerigen Caſcarillen-Extracte, und die Kranke erlangte ihre Geſundheit wieder.

Einem Manne von 61 Jahren, der ſich bey ſtarker Arbeit heftig angegriffen, und nachher mochte erkältet haben, gab ich beim Seitenſtechen den vierten Tag, nach gehörigem Blutlaſſen, mit dem beſten Erfolge, die Senega in geringerer Doſe. Der Puls ward weicher, die Ausdunſtung folgte, und der Urin bekam einen Bodenſatz; die Schmerzen verloren ſich, und der Kranke ward geſund.

Der brennende Geſchmack bewirkt oft bey Perſonen, die ſehr reizbar ſind, ein Erbrechen. Oft erfolgen 2 bis 3 mal Öffnungen des Leibes, mit Erleichterung der Zufälle. — Die Heilkräfte dieſer Wurzel würden ſich noch bey mehrern Krankheiten Vorzüge erwerben, wenn nicht oft der delicate Gaum der Kranken ihren Gebrauch unterſagte."

Auch bey einigen andern Krankheiten iſt ſie, wegen ihrer die zähen Säfte, zertheilenden und ausführenden Eigenſchaft, nützlich. **Tennent** vermuthete ſie wirkſam wider die Waſſerſucht, welches andere nachher bey Kranken beſtätigt gefunden haben. Vielen, welche die Waſſerſucht zwiſchen Fell und Fleiſche, und die Bauchwaſſerſucht hatten, **Bouvart** durch das Senegadecoct Erleichterung verſchaffet, und durch den häufigen, Abgang des Waſſers durch den Stuhl

und Urin, ein Fallen der Geſchwulſt bewirkt. Merkwürdig iſt die Geſchichte eines Menſchen, der eine mit einem Fieber verbundene Bruſtwaſſerſucht hatte, den er in ſo weit curirte, daß nur eine Geſchwulſt und Härte der Milz zurück blieb; von fünf Waſſerſüchtigen aber konnte er keinen vollkommen curiren. Es iſt aber zu beklagen, daß in der Waſſerſucht oft ein ſo gänzliches Verderbniß der Eingeweide zugegen iſt, welches kein Mittel zu heben vermag. Aus langer Erfahrung rühmt auch Mackenzie (14) die Senega als ein Mittel wieder die Waſſerſucht. Einen Fall einer durch ſie curirten Waſſerſucht zwiſchen Fell und Fleiſche, führt Detharding an. In der Bruſtwaſſerſucht iſt ſie zuweilen deswegen wirkſamer, als andere Mittel, geweſen, weil ſie auſſer den übrigen bewirkten Ausleerungen, auch in die Drüſen der Luftröhre (Glandulae bronchiales), wirkt (15). Iſt ſie etwann wegen dieſer Wirkung in der virginiſchen Schwindſucht (Naramus), die in Virginien einheimiſch iſt, und woran meiſten Theils der Europäer ſterben, und wider die anfangend Lungenſucht, gegen die ſie Tennent preiſet, wirkſam?

Auf die in No. 36 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1786, S. 379, geſchehene Anfrage: Iſt die Wurzel Senega, welche aus Amerika gebracht wird, bey waſſerſüchtigen Patienten bereits in hieſigen Gegenden gebraucht worden? wird in No. 39 deſſ. v. e. d. J., S. 403, geantwortet, daß ein Medicus in der Oberlauſitz ſich befindet, welcher ſeit 5 Jahren ſowohl bey der Hydrope, als auch bey Pedibus oedematoſis dieſe radicem Senegae, ſowohl

(14) *Medical obſ. and inq.* Vol. 2, p. 288.

Geſchichte einer Waſſerſucht, von D. Alex. Mackenzie mitgetheilt, d. 14 Jul. 1760. vorgeleſen, ſt. im 2 B. der medicin. Bemerk. und Unterſuch. einer Geſellſch. von Aerzten in London, (Altenb. 1764, gr. 8.) S. 250—261.

(15) PERCIVAL *Eſſays*, To. 2, P, 178.

wohl bey alten als jungen Perſonen mit gutem Nutzen gebraucht hat.

Auch in einer verwickelten Krankheit, die ſich als eine Bauchwaſſerſucht anfing, nachher aber noch durch ein anhaltendes Fieber und Verluſt der Sprache vermehrt wurde, hat ſie Wunder gethan. Als man in dieſer ſehr lange, viele und andre Mittel vergeblich gebraucht hatte, vertrieb das Senegadecoct das Fieber, und ſtellte die Sprache wieder her; der Waſſerſucht aber mußte man andere Mittel entgegen ſetzen; als dieſe aber curirt war, ſtarb der Kranke nachher an einer andern Krankheit (16).

Die Verwandtſchaft des Rheumatismus mit den inflammatoriſchen Krankheiten, läſſet ſie auch als wirkſam wider jenen vermuthen, welcher Vermuthung auch Verſuche völlig entſprochen haben. Von einigen wird ſie auch als ein Wurmmittel gerühmt.

J. F. GRONOVII relatio de radice Senegau ex Virginia, ſt. im. *Commerc. litt. Nor.* 1741 hebd. 46. p. 362, ſ.
CPH. JAC. TREW relatio de radice Senegau, ſt. eb. daſ. hebd. 47, p. 369 — 372.

Auf welche Weiſe ſie bey denen, die von Schlangen gebiſſen ſind, gebraucht wird, habe ich ſchon angezeigt. Tennent bedienete ſich häufig der weinigen Tinctur, die aus 4 Unzen Senegawurzel und 1 Pfund Canarienwein bereitet wurde, welche Miſchung er 3 Tage lang in einer gelinden Wärme ſtehen ließ, alsdann ſie durchſeihete, und 3 Löffel voll von ihr jedesmal reichte. Beſſer iſt es allerdings, um keine Hitze zu verurſachen, das Pulver zu geben, welches Einige zu 35, Andere aber zu 20 bis 30 Gran gereicht haben; oder man gebe auch das mit Waſſer bereitete Decoct. Das Decoct, welches Tennent gebrauchte, war ziemlich ſatu-

(16) MACKENZIE, a. ang. O. S. 287. ſ.

rirt, denn er ließ 3 Unzen Wurzeln in 2 Pfund Waſſer ſo lange kochen, bis $\frac{1}{3}$ eingekocht war; von dieſem Decocte ließ er gleichfalls 3 Löffel voll, alle 3 Stunden, ſo lange nehmen, bis die Zufälle nachlieſſen; fingen ſie an, ſich gänzlich zu verlieren, ſo wurde dieſe Doſe nur alle 4 oder 6 Stunden wiederholt. Weil aber Boubart bemerkte, daß ein ſolches ſaturirtes Decoct ein ſtarkes Brennen im Magen und in den Därmen nebſt andern Uibeln verurſachte, ließ er nur 1 Unze dieſer Wurzel in gedachter Quantität Waſſer kochen, von dieſem Decocte aber alle Stunden 3 Löffel voll nehmen. Der ſcharfe Geſchmack, den ein ſolches dünnes Decoct im Halſe macht, vergeht bald wieder. Noch geſchwinder vergeht er, wenn man, (wofern die Umſtände dies nicht verbiethen,) einen Schluck Maderawein nachtrinkt (17).

17. Gelbe Kreuzblume, mit aufrechtem Stängel, lanzettförmigen und ſpitzigen Blättern, und länglichen Blumenköpfchen; Polyg. lutea, floribus imberbibus oblongo capitatis, caule erecto herbaceo ſimpliciſſimo, foliis lanceolatis acutis *Linn.* Polyg. floridana lutea, floribus in capitulum congeſtis; Polyg. ſ. Flos ambarvalis, floribus luteis in capitulum longum congeſtis *Pluken.* Polig. virginiana, flore luteo capitato *Petiv.* Sie wächſt, wie die folgende, in Virginien wild. Die Wurzel iſt jährig; der Stängel aufrecht, krautartig, ſehr einfach, 1 F. hoch; die Blätter lanzettförmig, ſpitzig; die Blumen in länglichen Köpfchen, ohne einen Anhang, gelb.

18. Grünliche Kreuzblume, mit aufrechtem Stängel, lanzettförmigen und ziemlich ſtumpfen Blättern, und kugelrunden Blumenköpfchen; Polyg. viridescens, floribus imberbibus globoſo-capitatis, caule erecto herbaceo ſimpliciſſimo, foliis lan-

(17) LEWIS *mat. med.* p. 465.

lanceolatis obtuſiuſculis *Linn.* Polyg. foliis lanceolatis alternis, caule ſimpliciſſimo, corymbo terminali capitato *Gronov.* Polyg. rubra virginiana, ſpica parva compacta *Pluken.* Die Wurzel iſt jährig; der Stängel aufrecht, krautartig, ſehr einfach, eckig, 10 bis 12 Z. hoch; die Blätter lanzettförmig, ziemlich ſtumpf, abwechſelnd; die Blumen ſpielen aus dem Weißen in das Grüne, haben eine mattrothe Schattirung auf den Seitenblättchen, und vereinigen ſich an dem Gipfel des Stängels in ziemlich kugelrunde Köpfchen.

19. Dreyblumige Kreuzblume, deren Stängel aufrecht, deren Blätter gleichbreit ſind und wechſelweiſe ſtehen, und deren Blumenſtiele meiſtens drey Blumen tragen; Polyg. triflora, pedunculis ſubtrifloris, caule erecto, foliis linearibus alternis *Linn.* Man findet ſie, wie die folgende, in Zeylon. Ihre Wurzel iſt jährig.

20. Zeyloniſche Kreuzblume, deren Stängel weitſchweifig, deren Blätter ſpitzig ſind, und deren Blumenſtiele viele Blumen tragen, und zur Seite ſtehen; Polyg. glaucoides, pedunculis multifloris lateralibus, caulibus diffuſis, foliis acutis *Linn.* Ihre Wurzel iſt perennirend.

21. Behaarte Kreuzblume, deren Stängel aufrecht iſt, und deren Samenkapſeln mit Zähnen eingefaßt ſind; Poly. ciliata, capſulis ciliatodentatis, caule erecto *Linn.* Ihr Vaterland iſt Oſtindien. Die Wurzel iſt jährig; der Stängel zuweilen ½ F. lang. die Blätter manchmal herzförmig.

22. Blutrothe Kreuzblume, mit aufrechtem Stängel und ſperrigen Blumenſtielen; Polyg. ſanguinea, floribus imberbibus, pedunculis ſquarroſis, caule herbaceo ramoſo erecto *Linn.* Polyg. maria-

riana anguſtiori folio, flore purpureo *Pluken* (*). Sie iſt in Virginien zu Hauſe. Die Wurzel iſt jährig. Der Stängel iſt krautartig, äſtig, aufrecht, eckig, 1 F. hoch, und treibt Zweige, welche aufrecht, und höher, als der Stängel ſelbſt, ſind. Die Blätter ſind ſchmahllanzettförmig, und ſtehen wechſelsweiſe. Die lockern, blutrothen und eyrunden Blumenähren ſtehen an den Gipfeln der Zweige; die untern Blumen derſelben fallen, wenn ſie reif werden, ab, und es wachſen unterdeſſen andere nach, daher die Blumenſtiele ſperrig werden.

23. **Querlförmige Kreuzblume, deren Blätter gleichbreit ſind, und in Wirteln um den Stängel herum, und deren Blumen in einer beſtimmten Entfernung von einander ſtehen;** Polyg. verticillata, floribus imberbibus ſpatio remotis, foliis linearibus verticillatis, caule herbaceo ramoſo *Linn.* Polyg. caulibus filiformibus, foliis linearibus alternis, pedunculis ſpicatis *Gronov.* Polyg. mariana quadrifolia minor, ſpica parva albicante *Pluken.* Polyg. quadrifolia minima marilandica, ſpicis florum parvis albentibus *Raj.* Sie kommt wie die folgende Art, aus Virginien. Die Wurzel iſt jährig. Der Stängel iſt krautartig, dünn, aufrecht, äſtig, 8 bis 10 Z. hoch. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, oder auch querlförmig zu 4 oder 5, rings um die Knoten des Stängels und der Zweige herum. Die Blumenähren ſind weißlich, ſehr ſchmahl und klein.

24. Vir-

(*) Dieſes Plukenetiſche Synonymum findet ſich auch bey der Polygala incarnata L. und bey der P. mariana *Mill.* n. 6, welche Milleriſche Pflanze jedoch keine jeder beyden Linnéiſchen Pflanzen iſt, indem ſie perennirend iſt, ſtrichförmige Blätter, und kleine, unbärtige, purpurröthlich-blaue Blumen in länglichen Köpfchen hat.

24. Virginiſche Kreuzblume, deren Blätter zu vier ſtehen; Polyg. cruciata, foliis quaternis *Linn.* Polyg. quadrifolia ſ. cruciata, floribus ex viridi rubentibus in globum compactis *Pluken*, & *Raj.* Ihre Blumen ſpielen aus der grünen in die röthliche Farbe, und vereinigen ſich in kugelrunde Köpfchen.

25 Witſchenartige Kreuzblume, deren Stängel ſehr einfach iſt, und deren Blätter borſtenartig ſind, und ohne beſtimmte Ordnung ſtehen; Polyg. aſpalatha, foliis ſetaceis ſparſis, caulibus ſimpliciſſimis *Linn.* Sie iſt, wie die folgende, in Braſilien zu Hauſe. Die Stängel werden gegen 1 F. lang. Die Blätter ſtehen von dem Stängel ab, und ſind fadenförmig, ſcharf zugeſpitzt, und ungefähr 1 Z. lang, die obern aber kürzer. Die Blumen ſtehen auf Stielchen, welche ſo lang, als ſie ſelbſt, ſind, bilden an dem Gipfel der Stängel eine Art von Blumenköpfen, und haben eine weiße Krone mit lanzettförmigen Flügelblättchen und einem deutlichen Pinſel; unter jeder Blume ſteht eine gefärbte lanzett- oder pfriemförmige Blattdecke. Die ganze Pflanze hat das Anſehen einer Witſche.

26. Braſiliſche Kreuzblume, deren Stängel ganz einfach iſt, deren Blätter lanzettförmig ſind, und ohne beſtimmte Ordnung, und deren Blumen in einer Art von Aehre beyſammen ſtehen; Polyg. braſilienſis, floribus ſubſpicatis, foliis lanceolatis ſparſis, caulibus ſimpliciſſimis *Linn.* Ihre Stängel ſind ungefähr eine Handbreite hoch, und fadenförmig, liegen auf der Erde, und treiben ſelten zur Seite einen Zweig. Die Blumen bilden an dem Gipfel des Stängels eine gerade Aehre, ſtehen auf ganz kurzen Stielen, ſind ohne Blattdecke, und haben eine weiße Krone, mit eyrunden und ſtumpfen Seitenblättchen und einem deutlichen Pinſel; die Spindel, woran ſie ſtehen, verlängert ſich, wann die untern Blu-

men abfallen, und dadurch bekommt ſie Zähne. Ihre Samenkapſeln enthalten nur einzelne Samen.

Die kriechende Kreuzblume, mit äſtigen und danieder liegenden Stängeln, ovalen Blättern und Blumen, welche einen pinſelförmigen Anſatz haben, und ſich in Trauben vereinigen; Polygala ſupina, floribus criſtatis racemoſis, caulibus procumbentibus ramoſis, foliis ovalibus. Dieſe Art, welche in Pontus und Armenien zu Hauſe iſt, beſchreibt uns **Schreber**. Ihre Wurzel iſt beſtändig. Die Stängel ſind rundlich und ziemlich glatt, und treiben wechſelsweiſe kurze Zweige, wovon diejenigen, welche Blumen tragen, über ſich ſteigen. Die Blätter ſtehen an dem Stängel wechſelsweiſe auf ganz kurzen Stielen, oder ohne Stiele, und von dem Stängel ab, ſind ſtumpf, glatt und ohne Adern, und haben einen uneingeſchnittenen, mit ſehr feinen Haaren beſetzten Rand. Die unterſten Blätter an den Zweigen ſind ſehr klein, die obern immer größer, und die oberſten wie die Blätter an dem Stängel. Die blauen Blumen ſtehen aufrecht, zu 5 bis 7 auf borſtenartigen und kurzen Stielen an dem Gipfel der Zweige in einer Traube beyſammen, und haben viele Aehnlichkeit mit den Blumen der gemeinen Kreuzblume.

* * *

Die Benennung Kreuzblume führen, auſſer der jezt beſchriebenen Polygala, noch folgende Gewächſe.

1. Cleonia, eine Gattung Pflanzen aus der erſten Ordnung der 14ten Claſſe, mit zwey ungleich langen Paaren von Staubfäden und nacketen Samen (Didynamia gymnoſpermia). Der Kelch iſt ein Stück, röhrförmig, eckig, mit 2 Lippen verſehen, deren oberſte etwas platt, breit, dreyzähnig, die unterſte aber ge-

geſpalten und kurz iſt. Die Krone beſteht aus einem Stücke, und iſt larvenförmig, ihre Oberlippe gerade, geſpalten und nachenförmig, die Unterlippe dreyſpaltig, die Seitentheile haben 2 Lappen, und ſind ſeitwärts ausgebreitet. Die Träger der 4 Staubfäden ſind am Gipfel gabelförmig, und 2 unten ſtehende länger; die Staubbeutel liegen auf dem äuſſern Zinken der Träger, und ſind paarweiſe kreuzförmig. Der Stämpel hat einen viertheiligen Fruchtknoten, einen fadenförmigen Griffel von der Länge der Staubfäden, und 4 borſtenartige gleiche Narben. Auf die Blüthe folgt keine Samenkapſel, ſondern der mit Zotten bedeckte Kelch enthält 4 glatte walzenrundliche Samenkörner.

Man kennt bisher nur Eine Art, nähmlich: die portugieſiſche Cleonia, portugieſiſche Brunelle, Gottheil; Cleonia luſitanica *Linn.* Prunella bracteis pinnato-dentatis ciliatis *Loeſl. Mill.* Clinopodium luſitanicum *Tourn.* Bugula odorata luſitanica *Moriſ.* Engl. Portugal Self-heal. Sie iſt jährig, und wächſt in Portugal und Spanien wild. Der Stängel iſt krautartig, aufrecht, armförmig, unterwärts haarig, etwann 1½ F. hoch. Die Blätter ſind ausgehöhlt, ſägeförmig gezahnt, gegenüber ſtehend, kurzgeſtielt, dem Läuſekraute ähnlich; die Blattdecken ſind in Querſtücke zerſpalten, deren Spitzen ſich in weiche Stacheln endigen, und zwiſchen jeder iſt eine Blume. Die Blumen ſpielen aus dem Weißen in das Violette, haben ſtachelige Träger und Staubbeutel, die rückwärts mit einem Kamme verſehen ſind; ſie kommen im Jul. und Aug. zum Vorſchein.

Man kann ſie aus dem Samen ziehen, den man im Herbſte ausſäet. Wenn die Pflanzen in dem folgenden Herbſte aufgegangen und ſtark genug ſind, ſetzt man einige derſelben in eine warme Rabatte, wo ſie wenige Wartung nöthig haben.

2 Das im XLI Th. S. 151, f. beſchriebene breitblätterige Knabenkraut, Orchis latifolia *Linn.*

3. Das gemeine Kreuzkraut, Senecio vulgaris *Linn.*; ſ. Kreuzkraut.

Kreuzblumen=Wurzel eine Benennung des im XLI Th. S. 154, f. beſchriebenen ſtechfliegenartigen Knabenkrautes. Orchis conopſea *L.*

Kreuz=Bogenſtellung, in der Baukunſt, eine Art von Säulenſtellungen, worin allemal vier Bogenſtellungen, ins Gevierte, gegen einander zwiſchen vier Viertel Wandſäulen zu ſtehen kommen. Zu äuſſerſt gibt der Zwiſchenraum eine Stellung zu gekuppelten Wandſäulen. Dieſe Kreuzbogenſtellung dient, die vollkommenſte und anſehnlichſte Art der Spaziergänge zu machen; und es wird dieſelbe beſonders in vornehmen und koſtbaren Gärten mit Treillagearbeit gemacht.

Kreuz=Brand, Kreuzbrand=Häringe; ſ. Th. XX, S. 755, f.

Kreuz=brav, iſt nur im gem. Leben für ſehr brav üblich. Ein kreuzbraver Mann.

Kreuz ſcheint hier aus Groß verderbt, oder doch mit demſelben eines Stammes zu ſeyn. Siehe Groß im XX Th. S. 127, f. Anm.

Kreuz=Brüder, L. Crucigeri, Fr. Cruciféres, Porte-croix, ein Name, welchen in den mittlern Zeiten verſchiedene Arten von Perſonen führten, welche aus Andacht ein Kreuz auf ihre Kleider näheten, oder mit einem Kreuze in der Hand herum zogen.

Bey den ältern Geſchichtſchreibern kommen unter dieſer Benennung bisweilen die Ritter des deutſchen Ordens vor; ſ. Kreuzherr.

Ferner hießen Kreuzbrüder diejenigen, welche ſich zu einem Kreuzzuge anwerben lieſſen, und daran Theil namen; ſ. Kreuzzug.

Im

Im figürlichen Verſtande heißen diejenigen alſo, welche viel Leiden und Trübſale auszuſtehen haben, S. oben, S. 16, f.

Auch wurden die Geiſſeler, oder Flagellanten, (eine ehemalige Secte im 13 und 14ten Jahrh., welche ſich aus verdienſtlicher Abſicht öffentlich geißelten, und dabey allerley Unfug und Gräuel verübten,) weil ſie theils Kreuze vortrugen, theils dergleichen auf ihren Kleidern hatten, ſo benannt.

Endlich giebt es unter dem Namen von Kreuzbrüdern, oder Kreuzträgern, L. Cruciferi, Fr. Croiſiers, noch zweyerley Orden dieſes Namens, die doch in Anſehung der Länder ſowohl, wo ſie wohnen, als auch ihrer innern Verfaſſung nach, von einander ſehr unterſchieden ſind. Beyde führen aber ohne Grund den heil. Cletus, den dritten Pabſt in dem erſten Jahrh. als ihren Stifter, und den heil. Quiriaz oder Ciriack, Biſchof zu Jeruſalem und Märtyrer aus dem dritten Jahrh., als Verbeſſerer und Wiederherſteller, an; da man erſt im 12ten Jahrh. Meldung dieſes Ordens, und zwar in Italien findet. Der Pabſt Alexander III. erneuerte und verbeſſerte denſelben 1166, und nach ihm ſuchten noch mehrere Päbſte, Innocenz IV., und Clemens IV., Eugen IV., Pius II., und Pius IV, die verfallene Zunft mehrmals wieder herzuſtellen. Allein zu Alexanders VII Zeiten, muß die Unordnung unter dieſen Geiſtlichen dermaßen überhand genommen haben, daß dieſer Pabſt alle Hoffnung zur Verbeſſerung verlor, und ſich genöthigt ſahe, ſie 1656 völlig aufzuheben. Dieſe Religioſen, denen man auch den Namen der regulirten Chorherren der Kreuzbruder in Wälſchland (Chanoines Réguliers de Sainte-Croix) gab, waren der Regel des heil. Auguſtin's unterworfen, erſtreckten ſich aber nicht auſſerhalb Italien, wo ſie

damals in fünf Provinzen, 208 Klöſter, und bey ihrer Aufhebung etwann noch 50 hatten. Dieſe Geiſtlichen enthielten ſich, das ganze Jahr hindurch, alle Mittwochen vom Fleiſcheſſen, faſteten alle Freytage, und aßen an dieſem Tage, nach Gebrauch der Italiäner, keine Butter, Käſe, noch Eyer. Zum Wappen hatten ſie drey grüne Berge, mit drey goldenen Kreuzen darauf im blauen Felde, mit den Worten: super omnia.

Die Kreuzträger oder Kreuzherren mit dem Sterne im Königreiche Böheim, haben eigentlich ihre Stiftung der Agneſe, einer Tochter Ottokar's I., Königs in Böheim, um das J. 1236 zu danken. Dieſe gottſelige Prinzeſſinn errichtete in Prag am Ende der Brücke, unter Anrufung des heil. Geiſtes ein Hoſpital, und Anna, ihre Schweſter ein anderes zu Breslau, unter Anrufung des h. Matthias, um das J. 1242, die mit Religioſen dieſes Ordens beſetzt und bald mit mehrern Häuſern vermehrt wurden. Sie tragen einen ſchwarzen Leibrock mit einem rothen Kreuze von 8 Spitzen, unter welchen ein Stern von eben dieſer Farbe iſt, auf deſſen linken Seite. Im Chore haben ſie keinen Ueberrock, ſondern einen kleinen Mantel, der bis auf die Kniee geht.

Noch von einer andern Art Kreuzträger im Böheim, redet der Pabſt Athanaſius von St. Agneſe und Pontanus, welche um das Jahr 1400 in dieſes Königreich eingeführt, und durch ein Schiff, welches ſie auf der linken Seite tragen, von den andern ſollen unterſchieden worden ſeyn.

In Ire- und England hat es auch vormals Kreuzträger gegeben. Allemann, in ſeiner Kloſtergeſchichte von Ireland, meinet: dieſe Kreuzträger wären von jenen in Wälſchland geweſen, obgleich dieſe ſowohl, als die andern, welche nach Matthäus Paris, eines engliſchen Geſchichtſchreibers, Zeugniß, 1144 nach

nach England kamen, zur franzöſiſchen Congregation mögen gehört haben. In beyden Königreichen ſind dieſe Religioſen bey der Religionsveränderung völlig unterdrückt worden.

Die Kreuzträgermönche, ſind von dem Pabſte Theodor von Celles, aus dem Lüttichiſchen gebürtig, 1211 geſtiftet, und von dem Pabſte Honorius III. beſtätigt worden. In Beobachtung der Regel des h. Auguſtin's, zu der ſie ſich bekennen, und im übrigen Kirchendienſte, halten ſie es mit den Dominikanern. Sie breiteten ſich ſehr, und beſonders in den Niederlanden, aus. Clairlieu, bei Hui, iſt das Haupt dieſes Ordens und der gewöhnliche Aufenthalt ihres Generales, der ſich bey öffentlichem Gottesdienſte des Patriarchalſchmuckes bedient, und, wie der Trinitarier General, ein goldenes Kreuz trägt. Die jetzige Tracht dieſer Religioſen iſt ein weißer Leibrock und ſchwarzes Scapulier, welches auf der Bruſt ein zweyfärbiges, nämlich weiß und rothes, Kreuz hat; Fig. 2900. Im Chore haben ſie noch einen ſchwarzen Ueberwurf mit einer ſchwarzen Kotze; und auſſer dem Kloſter tragen ſie über ihrem weißen Rocke einen langen ſchwarzen Mantel. Ihr Wappen iſt ein rothes und ſilbernes Tatzenkreuz im blauen Felde. Der Schild iſt mit einer Dornenkrone gekrönt, worüber eine Inſel und ein Biſchofsſtab ſind.

Auch für Frauenzimmer von hoher Geburt, wurde ein Kreuzorden, unter dem Namen der Kreuzträgerinnen, Sociata crucis veneratio, von der verwittweten Kaiſerinn Eleonora, aus dem Hauſe Gonzaga, Ferdinand's II. Gemahlinn, geſtiftet (*). Bey

 dem

(*) Die Zeit ſeiner Stiftung fällt alſo zwiſchen die Jahre 1637 und 1655, nach Bonanni Nachrichten, und nicht erſt in das Jahr 1668.

dem Brande der neuen Burg zu Wien, bedauerte Eleonora am meiſten ein goldenes Kreuz, in welches ein Stückchen von dem wahren Kreuze Chriſti eingefaſſet war. Es fand aber dieſes ein Cavalier unter dem Schutte ganz unverſehrt, ob gleich das Gold zerſchmolzen war, und zeigte es der Kaiſerinn an, die es nebſt der geſammten Hofſtatt ſo ehrerbietigſt als freudig annahm, eine ordentliche Proceſſion deswegen anſtellte, und es zu den P. P. Jeſuiten in die Kirche bringen ließ. Zum Andenken dieſer Begebenheit ſtiftete die Kaiſerinn den Orden der Kreuzträgerinnen, Fig. 2901 a), welcher auch der Stern-Kreuz-Orden genannt wird. Die Patronen deſſelben ſind die Mutter Gottes und des h. Joſeph. Pabſt Clemens IX. hat ihn beſtätigt, und dem Biſchofe von Wien die Aufſicht in geiſtlichen Dingen darüber anvertrauet. Die regierende römiſche Kaiſerinn iſt, vermöge der Stiftung, allezeit Groß-Meiſterinn oder Präſidentinn dieſes Ordens, wie denn auch derſelbe alle Jahr, den 3 May und 14 Sept., (an welchen beyden Tagen das Kreuz-Ordens-Feſt in dem Profeß-Hauſe der Jeſuiten auf dem Hofe in Wien gefeyert wird,) von der Kaiſerinn-Königinn, Maria Thereſia, an viele fürſtliche, gräfliche und freyherrliche Damen ausgetheilt wurde. Es hat dieſer Orden auch ſeine Rathsfrauen und Aſſiſtentinnen; die erſteren führen den Titel Exzellenz, und beſtehen größten Theils aus den Ober-Hof-Meiſterinnen und geheimer Räthe Gemahlinnen; die Aſſiſtentinnen aber werden von der Präſidentinn zu Annehmung der Kreuz-Ordens-Damen bey den Solennitäten gebraucht. Das Ordens-Zeichen iſt ein achtſpitziges goldenes Kreuz, worauf ein kleineres mit Blau emallirtes Kreuz liegt; unter dem Kreuze präſentirt ſich ein goldener, ſchwarz emaillirter zweyköpfiger gekrönter Adler, mit ausgebreiteten Flügeln. An den vier Ecken des

Kreu-

Kreuzes funkeln 4 rothe achtſpitzige Sterne, welche auf das von den Sternkundigen entdeckte Kreuzgeſtirn des Poli antarctici ein Abſehen haben. Um das ganze Ordenszeichen geht ein goldener Zirkel, worauf mit ſchwarzen Buchſtaben die Ordensdeviſe: SALVS ET GLORIA emallirt zu ſehen iſt; Fig. 2901 b). Dieſes Ordenszeichen wird an einem 5 Fingern breiten ſchwarzen gewäſſerten Bande, auf der linken Bruſt getragen. Nur katholiſche Damen werden in dieſen Orden aufgenommen; dieſe müſſen täglich die Gezeiten vom heil. Kreuze und einen Roſenkranz beten, und jährlich beſondere Andacht am Charfreytage in Mariahitzingen, unweit Wien, perſönlich verrichten.

Kreuz-Bug, in der Baukunſt, ein Bug, welcher in eine ſenkrechte Säule oder Ständer nach einer Richtung verbunden wird, die mit ſolcher einen Winkel von 45 Gr. macht, oder einen Balken unter einem Winkel von 45 Gr. unterſtützt. Es iſt alſo bey einem Kreuz-Buge der Winkel, den derſelbe mit der Säule macht, dem Winkel, den ſie mit dem Balken macht, den er unterſtützen ſoll, gleich. Er wird alſo gleich ſtark tragen und ſchieben. Wenn man mit Nutzen ſich des Kreuzbuges bedienen will, ſo hat man ihn da anzubringen, wo er eben ſo ſtark zu tragen hat, als er wider das Verſchieben dienen ſoll, und wo die Säule, in welche er geſetzt wird, nicht nachgeben kann.

Kreuzbulle, Bulla cruciata; ſ. in den Suppl. Bulle.

1. **Kreuzburg**, **Kreuzberg**, ein Amt im Fürſtenthume Eiſenach, welches einen Amtmann, einen Actuarius, und einen Amtsvogt hat. In demſelben befindet ſich das Seſtädtchen **Kreuzburg**, oder **Kreuzberg**, mit einem Schloſſe, Amte, und einer Inſpection von 9 Pfarreyen in 13 Dörfern, über welche ein Adjunctus die Unteraufſicht hat. Das Städtchen liegt an der Werra, über welche hier eine ſteinerne

Brücke, und über dieſe die ſchöne Landſtraße aus Thüringen nach Caſſel, Frankfurth, Frankreich und den Niederlanden geht, die dem Orte durch den beſtändig hin und her gehenden Tranſito, vorzüglich während der Meſſen, viele Vorteile verſchaffet. In der Stadt werden 5 Jahrmärkte gehalten, und in der hieſigen Gegend erbauet man viel Obſt, Gartenfrüchte und Getreide. Etwa ¼ Stunde von der Stadt, liegt das Salzwerk Wilhelm-Glücksbrunn, in einen ausgebreiteten Wieſengrunde nahe an der Werra, welches von der fürſtl. Kammer zu Eiſenbach betrieben wird, und wovon ich an ſeinem Orte ein Mehreres anführen werde.

2. **Kreuzburg**, der Name eines Kreiſes im Fürſtenthume Brieg in Schleſien, und die Hauptſtadt deſſelben.

Der kreuzburgiſche Kreis iſt aus dem pitſchenſchen und kreuzburgiſchen Weichbilde entſtanden, wozu noch der Diſtrict um Konſtadt, welcher gewöhnlich das konſtädtiſche Ländel heißt, geſchlagen worden iſt. Seine Gränzen ſind gegen Morgen und Mittag Oberſchleſien, und zwar der roſenbergiſche Kreis; gegen Abend das breslauiſche Fürſtenthum; und gegen Mitternacht, das Königreich Polen. Seine Größe iſt 3 Meilen lang, und 3 Meilen breit. Er beſtand im J. 1785 aus 3 Städten; Kreuzburg, Konſtadt und Pitſchen, 52 alten Dörfern, 16 neuen vollendeten, und 2 unvollendeten Colonien. In den Dörfern und Colonien befanden ſich:

In den Jahren:

1740	1756	1782	
	28	92	Vorwerke.
	24	24	Pfarrhäuſer.
	20	37	Schulhäuſer.
	459	565	Bauern.
	890	1034	Gärtner.

	216	258	Häusler.
	46	49	Müller.
	31	95	Gemeinhäuſer.
	31	33	Schmiede.
	1	3	Bleichhäuſer.
		2	Pottaſchſiedereyen.
1462	1766	2183	Feuerſtellen oder Beſitzungen.
8371	9063	10842	Einwohner.

Die Religion der Einwohner iſt größten Theils evangeliſch, ihre Sprache aber polniſch, und auf 2 Colonien wird böhmiſch geredet; durch die guten Anſtalten der Landesregierung aber fängt die deutſche Sprache an, hin und wieder etwas gewöhnlicher zu werden. Das gemeine Volk iſt träge, und hält viel auf alte Gewohnheiten. Die mehreſten Wohnungen der Landleute ſind von Schrottholz (*); ja ſelbſt in den Städten findet man noch viele dergleichen Gebäude.

Der Acker iſt nicht fruchtbar. Man kann ihn füglich in 3 Hauptarten abtheilen. 1) Der Boden im eigentlichen kreuzburgiſchen Kreiſe iſt der ſchlechteſte, ſchmiernaß, kalt und ſchwarzſandig, trägt etwann 3 Korn. 2) Im Pitſchenſchen iſt der Boden beſſer, etwas leichter und trockner, auch zum Theil lehmig, und kann etwann auf 4 Korn gerechnet werden. 3) Die Aecker im konſtädtiſchen Diſtricte ſind mit gutartigem Sande und Lehme gemengt, und tragen 4 Korn, auch wohl etwas darüber (**).

Die Brache iſt durchgängig üblich, und es geht damit ſo weit, daß bey manchen großen Gütern, auſſer der Brache, beträchtliche Ländereyen, welche Leh-

(*) Solche Gebäude ſind von lauter Holze, ein Balken über den andern gelegt, und die Ritzen mit Mos ausgeſtopft; man nennt es auch Bollwerk.

(**) Es iſt hier nur vom größten Theile die Rede; denn freylich giebt es hin und wieder einzelne Pläze, wo guter Boden iſt.

den genannt werden, theils aus Mangel der Düngung, theils aus andern Urſachen, unbenutzt liegen bleiben. Die Beete werden im Winterfelde ſchmahl zu 6 bis 7, zur Sommerung aber breit zu 18 bis 20 Fuhren geackert.

Weizen wird wenig und kaum zur Nothdurft, dagegen viel Rocken, Kartoffeln, Heidekorn ꝛc. erbauet. Heu gewinnt man etwas über 5000 Fuder. An Obſtbäumen waren, nach der leztern Zählung im J. 1782, 22617 Stück vorhanden. Dies iſt wenig, und giebt einen Beweis von der geringen Betriebſamkeit der gemeinen Landleute. Maulbeerbäume ſind nur, ohne die Städte, 500, bey den Städten aber über 6000 Stück.

Im Schooße der Erde finden ſich folgende Naturproducte. 1. Steinbrüche, in Goslau und Wilmsdorf; im erſten Orte wird nicht mehr gebrochen; lezterer iſt ergiebig, und liefert gute Mauerſteine. 2. Eiſenerzgruben, in Bankau, Mazdorf und Goslau. In Wilmsdorf und Niederellgut findet ſich auch Eiſenerz; man hat aber bey den leztern zwey Dörfern erſt ſeit Kurzem dieſe Entdeckung gemacht, und die Zeit wird es lehren, ob dieſe Gruben ergiebig ſind. Hoheöfen, Luppen- oder Friſchfeuer gab es bisher nicht. Das Eiſenerz wurde roh an die nahe gelegenen oberſchleſiſchen Hütten verkauft. Jezt iſt in Bankau ein Hoherofen erbauet, und bereits im Gange; man arbeitet auch über zwey Friſchfeuern. 3. Füllerde, in Ludwigsdorf. Die Tuchmacher in Kreuzburg haben ſich derſelben bisher bedient; nun aber iſt bey Bodland roſenbergiſchen Kreiſes, eine beſſere Füllerde entdeckt worden.

Im J. 1773 wurde ein Damm bey Oberellgut geſchüttet, und der Sand dazu von einem nicht weit vom Bauplatze gelegenem Sandhügel genommen; man

fand

fand in der Tiefe kleine und große Urnen von Thon, worin Aſche, und in verſchiedenen vergoldete kupferne Kettchen befindlich waren.

Teiche giebt es viele, und ſind die Fiſche zum Bedarf der Einwohner mehr als hinlänglich; der Ueberfluß wird theils nach Polen in die Klöſter, theils nach Breslau verkauft.

Flüſſe ſind: die Stoberau, Briesnitz, Brava, und Bartſch, aber keiner iſt ſchiffbar; ſie liefern gute Krebſe und Gründeln.

Die Wälder ſind anſehnlich, beſtehen meiſt aus Kiefern, Fichten und Tannen. Die Klafter Holz wird in den Städten auf den Märkten mit 20 bis 25 Silbergr. bezahlt. Bey der Menge von Wald, iſt an Wildbret allerley Art kein Mangel; vornehmlich giebt es Rehe, Hirſche und Schweine. In den Wäldern ſind hin und wieder Waldbienen. Man zählt 53 Waldbienenſchwärme; Hausbienen werden 2241 volle Stöcke gefunden.

An Hausvieh, ſind vorhanden: 2318 Pferde; 2051 Ochſen; 30630 Schafe, und 3579 Schweine. Die Pferde und das Rindvieh ſind meiſt von kleinem Schlage. Die Schafe liefern gute Mittelwolle.

In Anſehung der Steuer, gehört der Kreis zur dritten Claſſe; und wegen der Vieh-Aſſecuranz, zur zweyten Societät.

Der Adel des kreuzburg- und pitſchenſchen Kreiſes iſt, die Einrichtung bey der Landſchaft betreffend, zum breslau-briegſchen; der Adel des konſtädtſchen Diſtrictes aber zum oelsniſchen Syſtem geſchlagen; wie denn überhaupt die Einwohner des leztern in Kirchen- und Juſtizſachen zu Oels, die erſten aber zum Oberamt und Oberconſiſtorium in Breslau gehören.

Den Städten iſt ein Steuerrath vorgeſezt, welcher in Namslau wohnt; dem Kreiſe aber, wie al-

len andern, ein Landrath, ein Marſchcommiſſarius, zwey Kreisdeputirte, und ein Steuereinnehmer. Die erſten vier wählen die Stände des Kreiſes, der Leztere aber wird von der breslauiſchen Kriegs- und Domänenkammer angeſezt.

Die Stadt Kreuzburg, iſt eine Kreis- oder Weichbildſtadt, liegt 12 Meilen von Breslau, 1 Meile von Polen, an dem Fluſſe Stoberau, und hat folgende öffentliche Gebäude. In der Stadt: eine evangeliſche Kirche, worin abwechſelnd deutſcher und polniſcher Gottesdienſt gehalten wird; eine evangeliſche Schule; ein Rathhaus; das königl. Amthaus, worin der jedesmalige Oberamtmann wohnt; das Armen- und Arbeitshaus, und 167 Bürgerhäuſer. In der Vorſtadt: eine katholiſche Kirche; ein Hoſpital, und 80 Bürgerhäuſer, wozu die ſo genannten Hakenbeſitzer, d. i. die mit Acker angeſeſſenen Bürger, gehören. Die Stadt hat zwey Thore, das deutſche und das polniſche, iſt nur auf einer Seite mit einer Mauer, auf der andern aber mit Palliſaden eingeſchloſſen. Die Zahl der Einwohner der Stadt und Vorſtadt war im J. 1782, 1418 Chriſten, (die Armen im Armenhauſe nicht mit gerechnet,) und 16 Juden. Nach einem zehnjährigen Durchſchnitt, kommt auf eine Ehe, durch die Bank, über 4 Kinder; und, die eingepfarrten 5 Dörfer mit gerechnet, auf 30 Lebende ein Todter.

Die Sprache der Einwohner iſt polniſch und deutſch. Ihr Gewerbe, einige Ackerbeſitzer ausgenommen, beſteht aus folgendem: 1 Apotheke; 11 Bäckern, welche jährlich an 760 Scheffel Weizen, 4580 Sch. Rocken, und 990 Sch. Gerſte verbacken; 136 Brauſtellen, die jährlich durch einen Brauer 924 Sch. Malz verbrauen; 14 Branntweinbrennern, welche 670 Sch. Schrot verſchwelen; 1 Bader, 2 Büchſenmachern, 7 Büttnern, 2 Chirurgen, 2 Corduaner, 1 Drechsler

ler, 2 Färbern, 13 Fleiſchern, welche jährlich 90 Ochſen, 670 Schweine, 680 Kälber und 1300 Schöpſe ſchlachten; 2 Glaſern, 1 Handſchuhmacher, 9 Hutmachern, 1 Kammmacher, 1 Klempner, 1 Kunſtpfeiffer, 1 Korbmacher, 1 Kupferſchmied, 9 Kürſchnern, 2 Mauermeiſtern, 2 Müllern, 1 Nadler, 1 Papiermüller, welcher aber nur Löſchpapier verfertigt; 1 Perrückenmacher, 2 Pfefferküchlern, 3 Poſamentirern, 5 Rade- und Stellmachern, 3 Riemern, 1 Rothgärber, 3 Sattlern, 5 Schlöſſern, 12 Schmieden, 12 Schneidern, 1 Schorſteinfeger, 30 Schuſtern, 1 Seifenſieder, 2 Seilern, 3 Strickern, ein Strumpfwirker, der viel feine Strümpfe zum Abſatz nach Polen verfertigt; 4 Tiſchlern, 2 Töpfern, 34 Tuchmachern, welche jährlich über 2000 Stein Wolle verarbeiten; 26 Webern, 3 Tuchſcherern, 1 Walker, und 1 Weißgärber.

Ferner wird einiger Verkehr in den 4 Jahrmärkten, welche jährlich gehalten werden, getrieben.

Im Jahre 1785 wurden fabricirt:

			Werth.	debitirt	
			Thlr.	im Lande. Thlr.	auſſer Land. Thlr.
Tücher	Stück	1480	29600	18000	11600
Leinwand	Schock	2500	19500	16000	3500
Hüte	Stück	6500	4400	2300	2100
Strümpfe	Paar	3100	1900	1530	450
Bereitete Häute	Stück	10000	20000	15000	5000

Der Gemeinen Stadt oder der Kämmerey gehören: 2 Dörfer, 1 Vorwerk, 2 Wälder, 1 Ziegeley, die Mauth, und eine Mühle, welche $\frac{1}{8}$ Meile von der Stadt liegt, aber noch unter dem Servis ſteht, und Naukala heißt. Die Einnahme der Kämmerey be-

ſetzt

ſteht jährlich aus 1800 Rthlr., welche zu Beſoldung des Magiſtrates, Kirchen- und Schulbedienten, den nöthigen Bäumen, u. d. gl. verwendet wird.

Das Stadtwappen, iſt ein offenes Thor mit 3 Thürmen; über den mittlern iſt ein Engel.

Der Magiſtrat hat nicht das Patronatsrecht, ſondern das Stift Matthiä in Breslau. Wöchentlich werden 2 Seſſionen zu Rathhauſe gehalten.

Ein Mehreres von dieſer Stadt, inſonderheit der Geſchichte derſelben, findet man im 2 St. der Beyträge zur Beſchreib. von Schleſien, (Brieg. 1783, 8.) S. 7, fgg.

Kreuz-Damen, Kreuz-Trägerinnen, oder **Stern-Kreuz-Ordens-Damen**, werden diejenigen fürſtlichen, gräflichen und freyherrlichen Damen genannt, welche den **Sternkreuz-Orden** erhalten haben. Siehe oben, S. 148.

Kreuz-Diſtel, ein Beynahme der im X Th. S. 34, fgg. beſchriebenen **Eberwurz**, Carlina *Linn.*

Kreuz-Dorn. 1. Bey den Schlöſſern, der cylindriſche Zapfen in einem Schloſſe, auf welchen der Schlüſſel geſteckt wird, und welcher hinten kreuzweiſe angenietet iſt; ſ. im IX Th. S, 438.

2. In der **Kräuterkunde**, führen folgende Gewächſe dieſen Namen.

a) Die im IV Th. S. 194, beſchriebene Berberis-Staude.

b) Der im XXIX Th. S. 191, fgg. beſchriebene dornige Jasmin oder Jasmin-Dorn, Lycium *Linn.*

c) Der oben, S. 92, fgg. beſchriebene Kreuz-Beer-Strauch, Rhamnus cathariticus *Linn.*

d) Der **Juden-Dorn**, oder **Stech-Dorn**, mit drey Griffeln, und doppelten Dornen, deren der untere zurück gebogen iſt; Rhamnus Paliurus, aculeis geminatis, inferiore reflexo, floribus tryginis *Linn.* Rhamnus tertius *Dioſc. Matthiol. Anguill. Lacun. Geſn. Lonic. C. Durante. J. Camer. & Col.*

Rham-

Rhamnus folio ſubrotundo, fructu compreſſo *C. B.* Rhamnus niger *Cordi.* Rhamnus ſ. Paliurus, folio iuiubino *J. B.* Er wird auch Chriſt-Dorn, Spina Chriſti, genannt, iſt aber nicht derjenige Strauch, deſſen Zweige zu der Dornenkrone unſers Erlöſers gekommen ſind, und von welchen ich hernach ſprechen werde. Er wächſt in Portugal, Spanien, dem ſüdlichen Frankreich und Italien, auch im Herzogthume Krain. Er dauert lange, blüht zeitig, und treibt viele Zweige. Der Stamm wird 8 bis 15 F. hoch. Die kurzgeſtielten, dunkelgrünen, glänzenden Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Zweigen, ſind länglich rund, und zugeſpitzt, ungefähr 1 Z. lang, und am Rande völlig ganz. Unter dem Blattſtiele ſtehen zwey Stacheln, davon der eine kleiner und etwas zurück gebogen, der andere aber länger, ſtärker, und vorwärts gerichtet iſt. Die Blumen erſcheinen im Jun. und Jul. zwiſchen den Blätterſtielen und Stacheln, und auf einen gemeinſchaftlichen Stiele ſitzen 2 bis 8 Blumen. Der kleine, auswärts grünliche, inwendig gelbe Kelch, hat 5 ausgebreitete Einſchnitte, deren jeder in der Mitte durch eine kleine Erhebung ſich in zwey Theile theilt. Die fünf ſchuppenförmige, kleine, zwiſchen den Kelcheinſchnitten befindliche Blumenblättchen ſind ebenfalls gelb; in der Mitte ſieht man 5 Staubfäden, und 3 Griffel. Die Frucht ſtellt gleichſam einen runden, platten Hut vor, und hat daher in Frankreich den Namen Porte chapeau erhalten; man kann dieſelbe füglich eine trockne Beere nennen, welche mit einem häutigen, gelblich=grünen Rande eingefaſſet iſt; ſie hat 3 Fächer, und in jedem einen rundlichen Samen.

Er liebt mehr ein trockenes, als ein feuchtes Erdreich, und iſt in etwas wärmern Gegenden ſehr dauerhaft; auch in den kältern Gegenden Deutſchlandes hält er den Winter in freyer Luft aus, wenn entweder

der

der Winter gelinde iſt, oder wenn man die jungen Bäume in einem warmen und bedeckten Stande mit der gehörigen Vorſicht nach und nach an die Kälte gewöhnt.

Auch nach Hrn. Reg. R. **Medicus** Bemerkungen, dauert dieſer Strauch oder Baum im Freyen aus.

Er meldet, in ſeiner Abh. von einigen ausländiſchen Bäumen, die in dem kurf. botaniſchen Garten zu Mannheim im Freyen ausgedauert haben, in den **Bemerkungen der kurpfälz. phyſik. ökonom. Geſellſchaft. v. J. 1774**, (Lautern 1776, 8.) S. 261, f. „ Dieſe in den Orangerihäuſern wohl bekannte Staude hat ſich bey mir auch im lezten abgewichenen harten Winter $\frac{1772}{1773}$ vortrefflich und ohne alle Kunſt erhalten, und ſie ſind im Wuchſe nicht mit jenen, in den Häuſern erhaltenen, zu vergleichen, die weit ſchwächlicher geblieben ſind; ja, ſie haben im Freyen 3 Z. lange und 2 Z. breite Blätter getrieben, da jener ihre Blätter kaum 1 Z. lang und $\frac{1}{2}$ Z. breit waren.“

Ferner in den **Beyträgen zur ſchönen Gartenkunſt** (Mannh. 1782, 8.) S. 30, f. „ Die fortgeſetzten Verſuche bezeugen, daß dieſe von Andern für viel zu zärtlich gehaltene Staude unſerm Himmelsſtriche gänzlich angemeſſen ſey. In den vorigen kalten, auch in dem lezten Winter hat ſie nicht den mindeſten Schaden gelitten, und ungeachtet an ſehr verſchiedenen Orten mehrere Stauden im Garten ſtehen, ſo wurde doch keine von der Kälte beſchädigt, und eine davon iſt über 7 Schuh hoch. Dies Jahr waren an vielen Aeſten derſelben den 7 Oſtermon. ſchon die Blätter $\frac{1}{2}$ Z. lang. Freylich hat die, d. 16 und 17 Oſtermon. darauf eingefallene Kälte dieſe Blätter alle abgedorret, aber keiner der Aeſte litt Noth; ſie haben ſich ſämmtlich belaubet, alle geblühet, und zeitigen Samen genug gebracht.“

Und im 1 B. der **Vorleſung der kurpfälz. phyſ. ökon. Geſellſch. von dem Winter** 1784 bis 1785, (Mannh. 1785, gr. 8.) S. 148, f. „ Zwey im Freyen ſtehende Stauden waren zeither nach und nach bis über 10 Sch. hoch gewachſen; Büſche von ſolchen Anſehen, deren man vielleicht noch keine in Deutſchland geſehen, und die jährlich reichlichen Samen lie-

lieferten. Aber den Winter $\frac{1783}{1784}$ ſind ſie bis auf etliche Zoll abgeſtorben. Im J. 1784 haben beyde abermal wieder Büſche von $6\frac{1}{2}$ Sch. getrieben, und da es unmöglich war, dies ſchnell gewachſene Holz zu zeitigen, ſo iſt dieſes den Winter $\frac{1784}{1785}$ wieder auf das neue größtentheils zu Grunde gegangen. Doch haben ſich viele Aeſte zu 1 bis 2 Sch. Länge erhalten, und das geſund gebliebene iſt im ſchönſten Wuchſe.“

Und S. 166: „Ungeachtet des großen Nachtheiles, den dieſe Hecken in den Wintern 1783—1785 erlitten, nehme ich doch keinen Anſtand, ſie hieher (in die Claſſe der nun angewöhnten hochen Sträucher) zu ſetzen. Sie waren ſo viele Jahre in großer Vollkommenheit, lieferten ſo herrlichen und häufigen Samen, als es irgend ein einheimiſcher Strauch thun kann. Vielleicht war ihnen die Ueberſchwemmung und der frühe Octoberfroſt 1784 bey ſo heftigem Wuchſe nachtheilig. Dem ſey wie ihm wolle, niemand wird zweifeln, daß der Oelbaum dem ſüdlichen Frankreich eigenthümlich ſey, und dennoch ſind ſie in dieſen heftigen Wintern beynahe bis auf die Wurzeln zu Grunde gegangen. Lueder ſagt, daß ihn die Engländer zu einem Baume anzuziehen rathen. Dies iſt eine Künſteley, die dem Paliurus ganz zuwider iſt, und die ihn bey ſeiner Angewöhnung immer zärtlich erhalten wird. Seine ganze Natur beſtimmt ihn zu einer ſehr hohen Hecke.

Seine glänzende ſchöne Blätter machen alſo eine recht zierliche, ſeine ſtarke Stacheln aber eine recht undurchdringliche Hecke, wie man ihn denn auch in Tripoli, Italien und Frankreich, zu Gehägen um Weinberge und Aecker gebraucht. Er verdient alſo ſchon, daß man ihn anpflanze. Man pflanzt ihn am beſten durch den Samen fort; man kann es aber auch durch die jungen Zweige thun, die man im Frühlinge einlegt, ſorgfältig begießt, in Zeit von einem Jahre von dem alten Stamme abnimmt, im April dahin ſetzt, wo ſie bleiben ſollen, und ſie, bis ſie neue Würzeln geſchlagen haben, zuweilen etwas begießt.

Nach Bomare Berichte, ſollen die Wurzeln, Zweige und Blätter, mit Waſſer abgekocht, den Durch-

Durchlauf ſtillen, die Früchte aber den Urin treiben, und den Auswurf bey dem trocknen Huſten befördern. **Sabarot de la Verniere** hat die Frucht, wenn ſie geſtoßen, in Waſſer gekocht, und alle Stunden ein Glas voll genommen wird, in nephtriſchen Zufällen ſehr heilſam befunden.

e) Der Chriſtdorn, mit eyrunden Blättern, unter welchen zwey gerade Dornen ſtehen; Rhamnus Spina Chriſti, aculeis geminatis rectis, foliis ovatis *L.* Er iſt in Aethiopien und dem gelobten Lande zu Hauſe, und, nach **Haſſelquiſt's** Beobachtung, eben derjenige, aus deſſen Zweigen die Dornenkrone unſers Erlöſers geflochten worden iſt.

f) Der Alpenwegedorn, mit ganz getrennten Geſchlechtern; Purgierkirſche; Rhamnus alpinus inermis, floribus dioicis, foliis duplicato-crenatis *Linn.* Frangula latifolia, foliis lanceolatis rugoſis *Mill.* Frangula rugoſiore & ampliore folio *Duham.* Rhamnus inermis, foliis ovatis erenulatis *Hall.* Er wächſt auf den ſchweizeriſchen und andern Alpen, in Oeſterreich, um Regensburg und in Elſaß. Sein Stamm wächſt 10 bis 14 F. hoch und buſchig, ohne Dornen, und hat ein hartes gelbliches Holz, und einen pomeranzengelben Splint. Die Blätter ſind ganz glatt, eyrund-lanzettförmig, und an ihrem Rande fein gekerbt. Die Blumen ſtehen auf ſehr kurzen Stielen, deren jeder nur eine Blume trägt, ganz gedrängt beyſammen; die weiblichen Blumen ſind grünlich, und hinterlaſſen eine ſchwarze Beere mit 2 bis 4 dreyſeitigen Samen; die männlichen ſind größer, röthlich, und haben 4 Staubfäden.

Man kann ihn leicht aus Schnittlingen oder Ablegern, am beſten aber aus dem Samen ziehen, den man, ſobald er reif geworden iſt, ausſäet. Wenn die Pflanzen im folgenden Frühlinge aufgegangen ſind, muß man ſie, bis in den Herbſt, fleißig von Unkraut reinigen,

gen, ſodann in die Baumſchule in Reihen, welche 2 F. weit von einander ſtehen, 1 F. weit von einander, und nach 2 Jahren dahin ſetzen, wo ſie beſtändig bleiben ſollen.

Kreuz=Dreyhäller, ſ. im XX. Th. S. 643.

Kreuz=Ducaten, wurden ehemals an einigen Orten die Ducaten, wegen des auf einer Seite darauf geprägten Kreuzes, genannt. Sie wurden in der Schweiz, im J. 1593 auf 27 Batzen geſetzt, da die ungariſchen auf 28 kamen. Auf dem Reichstage zu Regensburg werden ſie zu 3 Fl. 20 Kr. gerechnet.

Kreuz=Duplett, ſ. Kreuz=Muſchel.

Kreuz=Eiſen, ein in das Kreuz gehendes Eiſen.

Bey den Stückgießern, iſt es ein rundes, plattes, mit 3 Zapfen verſehenes Eiſen, welches unten am Boden der Seele des Stückes in die Form eingeſetzt wird, um, wenn die Kanone hohl gegoſſen wird, die Kernſtange zu halten, damit ſie ſich nicht bey dem Einfluſſe des Metalles verrücke; Fr. Chapelet. Es iſt deſſelben im XXXIV. Th. S. 277, unter der Benennung Gränz= oder Kränzeiſen Erwähnung geſchehen.

Kreuz=Enzian, eine Art des Enzianes mit viermal eingeſchnittenen bartloſen Kronen, welche in der Schweiz auf den Bergen wächſt; Gentiana cruciata *Linn.* Siehe im XI. Th. S. 101, f.

Kreuz=Erfindung (*), L. Inventio crucis, Fr. Invention de la croix, Invention ſainte croix, iſt der Name eines Feſtes der römiſchkatholiſchen Kirche, welches den 3. May, zum Gedächtniß, daß die heil. Helena, des Kaiſers Conſtantii Chlori Gemahlin, und des Kaiſers Conſtantin's des Großen, Mutter, im J. C. 327, da ſie, ſchon über 80 Jahr alt, eine Wall=

(*) Sollte eigentlich Kreuz=Findung heißen.

Wallfahrt nach Jeruſalem that, daſelbſt das Kreuz des Erlöſers auf der Schedelſtätte in der Erde vergraben fand, gefeyert wird, und ſchon im 4ten Jahrhundert vom Pabſt Euſebius geſtiftet wurde. Theodoret (*) erzählt, daß man, als die Kaiſerin auf dem Berge Golgatha hatte nachgraben laſſen, drey Kreuze, und zwar bey denſelben die Inſchrift des Pilatus in griechiſcher, lateiniſcher und hebräiſcher Sprache, aber dieſe beſonders liegend, gefunden, folglich gezweifelt habe, welches unter dieſen dreyen das eigentliche Kreuz des Heilandes ſeyn möchte. Allein, durch das Wunder, daß eine gefährlich kranke Frauensperſon durch die Berührung des einen auf der Stelle geneſen wäre, hätte ſich das heil. Kreuz von denen Kreuzen, an welchen die beyden Schächer gehangen hatten, unterſchieden. Nach Paulin beſtand das Kennzeichen in der Auferweckung eines Todten, welchen man vorher auf die beyden andern Kreuze gelegt hatte. Die Kaiſerin ließ auf der Schädelſtätte eine Kirche erbauen, welcher ſie einen Theil dieſes Heiligthums aufzubewahren gab; ein beträchtliches Stück davon, nebſt den drey Nägeln, ſchickte ſie ihrem Sohne nach Conſtantinopel, das übrige aber brachte ſie nach Rom, wo es in der Kirche, die den Namen zum heil. Kreuze von Jeruſalem führt, aufbewahrt wird. Die griechiſche Kirche feyert dieſes Feſt den 6. März, hält aber das Feſt der Kreuzerhöhung für größer.

Man findet die Kaiſerin Helena, mit einem langen Kreuze und drey Nägeln, auf einer Münze des Erzbiſchofes und Churfürſten von Trier, Lotharius, vorgeſtellt; *Fig.* 2902.

Avers. Die heil. Helena, mit der Krone auf dem Haupte, in der rechten Hand ein großes Kreuz, und in der lin-

(*) Lib. 1, c. 18.

linken drey Nägel haltend. Die Umſchrift heißt: LOTHARI9. ARCH.iepiſcopus TREuirenſis. Revers. Ein quadrirter Schild, mit dem trieriſchen und Metternichſchen (*) wiederholten Wappen. Umher ſteht: MONETA. NOVA. ARGEN.tea TRE.uirenſis.

Kreuz-Erhöhung, (im Kalender und im gem. Leben gemeiniglich Crucis) L. Exaltatio crucis, Fr. Exaltation de la croix, Exaltation ſainte croix, heißt ein anderes Feſt der römiſchkatholiſchen Kirche, welches auf den 14ten Sept. fällt, zum Angedenken, daß Kaiſer **Heraclius**, nach einem Siege über die Perſer, in deren Hände der von der heil. **Helena** in Conſtantinopel zurückgelaſſene Theil des Kreuzes Chriſti, im J. 614 bey Jeruſalems Eroberung gerathen war, durch die Friedensbedingungen dieſen Theil wieder ausgeliefert bekam, den er hierauf ſelbſt nach Jeruſalem brachte, und auf der Schädelſtätte das Kreuz an ſeine vorige Stelle mit vieler Feyerlichkeit aufrichten ließ. Eigentlich hatte der perſiſche König **Coßroes**, als er unter dem Kaiſer **Phocas** Jeruſalem eroberte, das heil. Kreuz mit ſich hinweg genommen, mußte aber von ſeinem Sohne **Siroes**, über welchen der Kaiſer **Heraclius** ſiegte, wieder zurück gegeben werden. Es ſagt die Tradition, daß **Heraclius** das wiedererhaltene Kreuz ſelbſt auf ſeinen Schultern von Jeruſalem in die Kirche auf Golgatha habe tragen wollen, unter dem Thore aber, welches zu dieſem Berge führt, unter dieſer Bürde nicht mehr habe weiter kommen können, bis er ſeinen kaiſerlichen Schmuck und Kleidung, auf Anrathen des Patriarchen Zacharias, daß dieſe Pracht ſich mit der Ehre, das Kreuz des Erlöſers zu tragen, nicht zuſammen ſchicke, von ſich

(*) Lotharius ſtammte aus dem Geſchlechte der Freyherren von Metternich ab.

ſich geſetzt hatte, worauf ihm die Laſt ganz leicht geworden ſey.

Uebrigens feyerte die griechiſche und lateiniſche Kirche ſchon lange, und wie einige behaupten, 240 Jahr vor dem Heraclius, ein Feſt unter dieſem Namen, zur Erinnerung der Stellen im Evang. Joh. 8. Cap. 28 V. Wann ihr des Menſchen Sohn erhöhen werdet, dann werdet ihr erkennen, daß ich's ſey; und 12. Cap. 32. V. Und ich, wann ich erhöhet werde von der Erden, ſo will ich ſie alle zu mir ziehen.

Das Kirchweihfeſt der von der heil. Helena geſtifteten, in dem vorhergehenden Art. gedachten Kirche, welche d. 14. Sept. im J. 335 eingeweihet wurde, hieß, nach dem Nicephorus ebenfalls das Kreuzerhöhungsfeſt, weil an demſelben der Biſchof von Jeruſalem eine beſonders hiezu erbaute erhabene Bühne, welche das Heiligthum genannt wurde, beſtieg, und von ſolcher das in die Höhe gehaltene Kreuz dem Volke zur Verehrung zu zeigen pflegte.

Die griechiſche Kirche feyert auf denſelben Tag, nämlich den 14. Sept. gleichfalls die Kreuzerhöhung, aber zum Angedenken der dem Kaiſer Conſtantin widerfahrnen wundervollen Erſcheinung des heil. Kreuzes. Siehe Kreuz-Erſcheinung.

Auch die coptiſchen Chriſten ſegnen an dieſem Tage ein beſonderes Kreuz, und werfen es hernach in den Nil, um die fruchtbaren Folgen ſeiner Ueberſchwemmung dadurch noch kräftiger zu machen.

Kreuz-Erſcheinung. Die berühmteſte Kreuzerſcheinung geſchah Conſtantin dem Großen. Da er im Begriff war, dem Maxentius, ſeinem Mitwerber, eine Schlacht zu liefern, ſo ſah er, wie Euſebius, im 1. B. des Lebens Conſtantin's, 22. Cap. weitläuftig erzählt, am hellen Tage in der Luft das Kreuzzeichen, welches die Inſchrift führte: In Hoc Signo Vin-

Vinces (In dieſem Zeichen wirſt du überwinden.) Er hatte auch in der folgenden Nacht die Erſcheinung des Weltheilandes, der ihm dieſe Kreuzerſcheinung erklärte, und zugleich Befehl gab, daß er dieſes Zeichen auf die Kriegsfahnen machen laſſen ſollte. Euſebius ſetzt noch hinzu, daß ſogar andere Soldaten, die um den Kaiſer Conſtantin waren, dieſes Kreuzzeichen ebenfalls geſehen hätten. Eben dieſer Geſchichtſchreiber ſagt, er habe dieſe Begebenheit ſelbſt aus dem Munde des Kaiſers, der es mit einem Eide bekräftigt hätte, vernommen. Von dieſer Erſcheinung thut auch Lactantius, ein berühmter chriſtlicher Schriftſteller, im 4ten Jahrhundert, Meldung. Er hielt ſich, als Hofmeiſter von dem Criſpus, dem Sohne Conſtantin's, an dem kaiſerlichen Hofe auf. Man muß aber hier bemerken, daß Lactantius ſeine Erzählung mit andern Umſtänden begleitet hat, als Euſebius that, da er nur von einer nächtlichen Erſcheinung redet. Schon vor Alters läugneten verſchiedene heidniſche Schriftſteller dieſe Erſcheinung, und ſuchten allerley Einwürfe auf, um ſie zu beſtreiten. Gegen dieſe ſetzte ſich aber Gelaſius Cylicenus, ein Schriftſteller des 5ten Jahrhunderts, nach welchem faſt alle chriſtliche Schriftſteller dieſe Erſcheinung als ein göttliches Wunder annahmen, und faſt Niemand zweifelte daran, zumal da Conſtantin, nachdem er, nach Ueberwindung des Maxentius, in die Stadt Rom als Kaiſer einzog, eine große Bildſäule mit dem Kreuzzeichen in dieſer Stadt errichten ließ, mit folgender Inſchrift: Hoc ſalutari ſigno, vero fortitudinis indicio, civitatem veſtram tyrannidis jugo liberavi, & S. P. Q. R. in libertatem vindicans priſtinae amplitudini & ſplendore reſtitui; auch ſolches Kreuz im Felde bey Schlachten, auch ſonſt auf dem Labaro (der Reichsfahne) führte, wozu er

50 auserleſene Soldaten verordnete, welche daſſelbe führen und beſchützen ſollten.

Ob nun gleich dieſe wundervolle Kreuzerſcheinung ſehr viele hiſtoriſche Gründe für ſich hat, ſo giebt es doch auch noch zu unſern Zeiten manche, die dieſelbe für ein Mährchen halten. Andere beſchuldigen den Kaiſer einer Lüge, und ſogar eines falſchen Eidſchwures, und ſagen: er habe dieſe Erſcheinung nur erdichtet, um ſeinen Soldaten gegen das Kriegsheer des Maxentius durch dieſe Erſcheinung mehr Muth einzuflößen. Allein, da Euſebius erzählt, daß dieſe Kreuzerſcheinung auch andere Soldaten geſehen hätten, ſo hätte dieſe Erdichtung leicht entdecket, und der Kaiſer dieſer Lüge, wenn es eine geweſen wäre, überwieſen werden können. Dieſer Kaiſer, der bey den meiſten andern Geſchichtſchreibern in ſo großem Ruhme ſteht, müßte ſehr unvernünftig geweſen ſeyn, wenn er hätte erdichten wollen, daß er etwas mit vielen andern geſehen habe, da doch dieſe nichts davon hätten wiſſen wollen. Man müßte ihn für einen Böſewicht halten, wenn er eine ſolche erdichtete Erſcheinung mit einem Eide bekräftigt hätte; und wie hätte er auch endlich ſeine Soldaten, die mehrentheils noch Heiden und Feinde des Kreuzes Chriſti waren, durch eine erdichtete Kreuzerſcheinung zur Tapferkeit im Kriegen aufmuntern können? — Was die Verſchiedenheit der Umſtände betrifft, die von andern anders erzählt werden, ſo können dieſelben leicht mit einander vereiniget werden, welches auch von katholiſchen Schriftſtellern mit glücklichem Erfolge verſucht worden iſt.

Andere, welche dieſe Erſcheinung nicht ſchlechterdings läugnen wollen, geben zwar zu, daß der Kaiſer etwas in der Luft bey hellem Tage geſehen habe, ſie behaupten aber, daß dieſes nur ein natürliches Luftphänomen geweſen ſey, und daß die Sonne etwa zwi-

zwiſchen einer Wolke, die von ungefähr die Form eines Kreuzes gehabt hat, durchgeſchienen habe, welches ſodann der leichtgläubige Kaiſer für eine himmliſche Kreuzerſcheinung gehalten habe. Die nächtliche Erſcheinung halten ſie nur für einen Traum, der um ſo leichter in der Phantaſie des zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebenden Kaiſers hätte entſtehen können, da er ohnehin ſchon zum Chriſtenthum geneigt geweſen wäre. So raiſonnirt der ber. **Jo. Alb. Fabricius**, nebſt andern proteſtantiſchen Kritikern. Allein, auch dieſes kann nicht wohl mit der Wahrheit beſtehen; denn ein ſolches Kreuzzeichen, wie es **Conſtantin** in ſeine Fahnen hatte wirken laſſen, und welches die in Fig. 2903 a) abgebildete Form gehabt hat, die man auch auf den 4 Münzen, Fig. 2903 b), antrifft, iſt, nach der Bemerkung des großen **Mosheim's**, noch von keinem Aſtronomen in der Luft beobachtet worden, noch weniger wird Jemand eine lesbare Schrift: Hoc vince, entdeckt haben. Man kann es auch nicht glauben, daß eine ganz natürliche Erſcheinung einen ſo ſtarken Eindruck auf das Herz des Kaiſers gemacht haben würde, daß er ſich ſogleich vor allen ſeinen Soldaten, worunter ſo viele Heiden waren, zum Chriſtenthum bekannt, den über den **Maxentius** erhaltenen Sieg Chriſto zugeſchrieben, und deswegen eine Säule errichtet hätte. Gewiß, viele Erſcheinungen, die uns das göttliche Buch, die heil. Schrift erzählt, und für deren Wirklichkeit ſie uns Bürge iſt, würden verworfen werden können, wenn man ſie einer ſo ſcharfen und bittern Kritik unterwerfen wollte.

Von dem hievon ſogenannten **Conſtantinerorden**, ſ. unten, im Art. **Kreuz-Orden**.

Nic. Baringii diſſ. epiſtolica de crucis ſigno a Conſtantino conſpecto. Hanover, 1645. 8. 3. B.

Io. Cph. Wolfii diſp. de viſione crucis Conſtantino M. in cœlo oblatæ, Reſp. *Io. Car. Krull.* Witteb. 1706, 4. 2. B.

Von dieſer Kreuzerſcheinung verdient auch Hr. Profeſſ. Schröckh, in ſeinem Leben Conſtantin des Großen, im 4. Th. ſeiner allgemeinen Biographie, (Berl. 1772, gr. 8.) S. 19, fgg. geleſen zu werden.

In den Legenden der Heiligen findet man noch andere Kreuzerſcheinungen, die aber auch von den Katholiken ſehr bezweifelt werden. Einigen Heiligen, z. B. dem heil. Euſtachius, ſoll das Kreuz zwiſchen dem Geweihe eines Hirſches erſchienen ſeyn. Viele aufgeklärte Katholiken finden aber gegründete Urſachen genug, ſolche Geſchichtchen hinweg zu läugnen.

Kreuz-Fäden. 1. In der Optik, nennt man Kreuzfäden zwey unter einem rechten Winkel einander durchkreuzende ſehr feine Haare, oder Stückchen lyoner Silberdraht, die man dergeſtalt in die Fernröhren, inſonderheit in die aſtronomiſchen, zu ſetzen pflegt, daß die Ebene, worin die Haare ſich befinden, auf der Axe der Fernröhre ſenkrecht ſteht, und der Durchſchneidungspunct in der Axe und dem Brennpuncte beyder Gläſer, alſo jene Ebene in der Fläche des Bildes, welches durch das Augenglas betrachtet wird, liegt. Man bedient ſich dieſer Kreuzfäden zu allerley Abſichten, z. B. um die Fernröhre genau auf einen gewiſſen Punct zu richten. Denn dieſes hat Statt, wenn der Durchkreuzungspunct demjenigen, der durch die Fernröhre ſieht, den vorgegebenen Punct genau deckt. Ob die Fläche der Kreuzfäden genau in der Fläche des Bildes liege, kann man wahrnehmen, wenn man durch die Fernröhre zugleich die Sache und die Fäden deutlich erblickt. Sieht man letztere nur undeutlich, und bewegt man das Auge vor der Fernröhre ſeitwärts vorbey, ſo ſcheinen die Fäden ſich gleichſam vor der Sache vorbey zu bewegen, und zwar nach eben der Richtung, wonach das Auge fortgeht, wenn die Fäden hinter dem Bilde der Sache liegen, nach der entgegen geſetzten Richtung, wenn ſie ſich vor demſelben, d. i. nä-

her bey dem Augenglaſe, befinden. Man muß alſo in ſolchen Fällen die Stelle der Fäden ſo lange ändern, bis, wenn das Auge vor dem Fernrohre vorbey rücket, die Haare auf derſelben Stelle des Bildes bleiben. Wie man die durch den Kreuzungspunkt und den Mittelpunct der Brechung des Vorderglaſes laufende Geſichtslinie mit einer gegebenen Linie auf der Fläche eines Inſtrumentes gleichlaufend ſtellen könne, findet man in Hrn. Hofr. **Käſtner's** vollſtänd. Lehrbegriff der Optik, B. 3, S. 75.

2. In der Wappenkunſt, ſ. oben, S. 74.

Kreuz-Fahne, in der römiſchen Kirche, eine Fahne, welche bey Proceſſionen an einer langen Stange, welche die Geſtalt eines Kreuzes hat, getragen wird; Fr. Baniére d'Egliſe.

Es iſt bey den Katholiken eine alte Gewohnheit, bey den Proceſſionen und Wallfahrten nebſt dem Kreuze auch Fahnen vorzutragen. **Tourlot** (*) und noch andere Schriftſteller meinen, daß der Gebrauch der Fahnen von den Zeiten **Conſtantin's** des Großen herkäme, welcher das in der Luft erſchienene Zeichen des Kreuzes auf ſeine Kriegsfahne machen ließ, und in dieſem den Sieg über ſeinen Mitwerber, den **Maxentius**, davon trug; ſ. oben, S. 164, f. Das römiſche Ritual, da es von Proceſſionen handelt, verordnet: „Es ſolle ein Kreuz vorgetragen werden, und „wo es der Gebrauch wäre, auch eine Fahne, die „mit heiligen Bildern geziert wäre". Daraus ſcheint zu folgen, daß nicht allezeit und allenthalben gebräuchlich geweſen ſey, bey den Proceſſionen Fahnen mitzutragen. Die Kirchenverſammlung zu Avignon befahl, im J. 1594: „daß die Fahnen der Geiſtlichkeit in der Proceſſion nicht von einem Laien vorgetragen

(*) Theſ. doctr. chriſt. P. 2, Lect. 14.

gen werden, wenn ein Geiſtlicher vorhanden wäre, der dieſes Amt verrichten könnte“.

Die Fahnen bedeuten, wie **Tourlot** ſagt, 1. den Sieg der Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti, welcher mit großer Beute in den Himmel eingegangen iſt. 2. Die in der Luft ſchwebende Fahne ſoll den in den Himmel auffahrenden Heiland ſelbſt vorſtellen. 3. Durch die Menge der Gläubigen, welche den Fahnen folgen, ſoll die große Schaar der Heiligen, welche Chriſtum bey ſeiner Himmelfahrt begleitet haben, angezeigt werden. 4. Endlich ſollen durch die Kreuzfahnen, das Gebet und die Litaneyen der Heiligen, die böſen Geiſter vertrieben werden.

In den ältern Zeiten der chriſtl. Religion wurden die Kirchen Tituli genannt, wie **Baronius** (*) berichtet, weil vor deren Errichtung an demſelben Orte eine Kreuzfahne als ein Zeichen und Titel aufgeſteckt wurde. Daher, als der Kaiſer **Theodoſius** befohlen hatte, die Götzentempel dem Dienſte der chriſtl. Religion zu widmen, ſagte er, daß in denſelben das Zeichen der ehrwürdigen chriſtl. Religion ſollte aufgerichtet werden. Heut zu Tage wird, wie der Ordo romanus vorſchreibt, den Tag vorher, ehe der erſte Stein zu einer neuen Kirche gelegt und geſegnet wird, an dem Orte, wo der hohe Altar zu ſtehen kömmt, ein hölzernes Kreuz aufgerichtet.

Sonſt nahm man auch die mit einem Kreuze bezeichneten Kirchenfahnen mit in den Krieg, beſonders zu den Zeiten der Kreuzzüge. Im J. 1234 überreichte der h. **Petrus** von Verona in dem Namen des Pabſtes **Gregorius** IX., der Familie de Rubeis eine Kreuzfahne, welcher die Gläubigen gegen die damaligen Ketzer in dem Kriege gefolgt, und dieſelben überwunden haben. Zum Andenken dieſes Sieges wird

(*) Ad Ann. 111 und 112.

wird dieſe Fahne noch zu Florenz aufbewahrt, und an dem Feſttage des h. Petrus gezeigt.

Die Päbſte und Biſchöfe pflegten öfters Fahnen zu weihen, und dieſe den katholiſchen Regenten zuzuſchicken, wenn dieſelben einen Feldzug wider die Ungläubigen vornahmen. Dieſe Fahne war mit einem Kreuze geziert, und wurde Vexillum Petri, oder auch Vexillum Sanctæ Crucis & Eccleſiæ Romanæ, genannt.

Kreuz-Fahrer, ſ. im folg. Art.

Kreuz-Fahrt. 1. Eine ehemalige Benennung eines Feldzuges wider Ungläubige und Ketzer, ſo fern diejenigen, welche ſich dazu anwerben ließen (die Kreuzfahrer), mit dem Kreuze gezeichnet wurden. Siehe Kreuz-Zug.

2. Im Oberdeutſchen, eine gottesdienſtliche Wallfahrt mit Kreuz und Fahnen.

3. Das Hin- und Herſegeln (Kreuzen) der Schiffe auf der See; ſiehe Kreuzen.

4. Bey den Jägern wird auch der Kreuztritt des Hirſches, d. i. der Tritt eines Hirſches, indem er mit dem Hinterfuße ſo tritt, daß er den Tritt des Vorderfußes damit der Länge nach gleichſam ſpaltet, zuweilen die Kreuzfahrt, oder Kreuzfährte genannt. Siehe im XXIII. Th. S. 636.

Kreuz-Flügel, bey den Jägern, Stellwege, welche über das Kreuz gehauen werden, einander durchkreuzen, oder nach gewiſſen Winkeln durchſchneiden. Siehe im XIV. Th. S. 364, f.

Kreuz-förmig, Pflanzen mit kreuzförmigen Blumen, L. Plantæ cruciformes. Mit dieſem Namen werden diejenigen Pflanzen belegt, deren Blumenkrone vier ein Kreuz formirende Blätter enthält. Beyſpiele ſind: der Kohl, der gelbe Lack, und viele andere aus der Claſſe Tetradynamia.

Kreuz-Fuchs, eine Art weißer Füchſe mit ſchwarzer Kehle, und einem ſchwarzen Kreuze auf dem Rücken. In den nördlichſten Gegenden giebt es rothe Füchſe, mit einem gelben Kreuze auf dem Rücken, welche gleichfalls Kreuzfüchſe genannt werden. Siehe im XV. Th. S. 407.

Kreuz-Fürſt, ſiehe Kreuz-Zug.

Kreuz-Fuß, ein Fuß, ſofern er aus zwey Hölzern beſteht, welche ſich nach rechten Winkeln durchſchneiden, und worauf ein Geräth, z. B. ein Kronhaſpel u. d. gl. geſtellt werden kann.

Kreuz-Gang. 1. Gänge, beſonders in den Gärten, welche einander nach rechten Winkeln durchſchneiden.

In den Bergwerken werden Kreuzgänge ſolche Gänge genannt, die einander kreuzweiſe durchſchneiden, quer über einander gehen, oder, wie man ſpricht, einander querüber durchſetzen. S. im XVI. Th. S. 16.

2. In der Baukunſt, ein bedeckter Gang um einen Hof herum, welcher durch vier an einander ſtoßende Flügel eines großen Gebäudes eingeſchloſſen wird. Man findet dieſe Gänge beſonders noch an den Kirchen der Alten angebracht, worin die Katholiken bey Regenwetter ihre Umgänge zu halten pflegen, auch ihre Geiſtliche dahin begraben. Es iſt, der Bauart nach, eben das, was bey den Alten ihr Porticus und ihr Cavaedium corinthium war. Dergleichen Kreuzgänge können dem Gebäude ein ſchönes Anſehen und auch eine große Bequemlichkeit geben, da man trocken um daſſelbe herum gehen kann. In Rathhäuſern, Börſen, und dergleichen Gebäuden, ſollten ſie allezeit angebracht ſeyn, damit ſie bey ſchlechtem Wetter zum Spazierengehen gebraucht werden könnten. Sie werden entweder als Säulenlauben, oder als Bogenſtellung, oder auf die ſchlech-

teſte Art, da man die Pfeiler gar nicht verziert, gemacht. An einigen Orten ſind die Bogen mit Fenſtern beſchloſſen, damit man, ohne den Wind zu fühlen, darin ſpazieren könne. Es iſt nicht wohl abzuſehen, warum ſie in neuern Gebäuden ſeltener, als ehedem geſchah, angebracht werden, da ſie ſowohl die Pracht, als auch die Bequemlichkeit, vermehren.

Bey Klöſtern iſt der Kreuzgang, Kloſtergang, Fr. Cloitre d'un monaſtere, eine Säulenlaube, die um einen ſchachtförmigen Hof, oder Luſt- und Küchengarten, ins Gevierte herum geht, wodurch die feyerlichen Proceſſionen aus den Kirchen und in die Kirchen geführt werden; im Niederſ. Umgang, im Schleswigiſchen der Schwal. Insgemein ſind in dem darüber liegenden Geſchoſſe die Zellen der Mönche oder Nonnen dergeſtalt angelegt, daß ſie ihre Erleuchtung aus dem Hofe oder Garten haben können.

3. In der römiſchen Kirche Oberdeutſchlandes, nennt man Kreuzgänge die öffentlichen Bittgänge oder Proceſſionen mit Kreuz und Fahnen, wo das dabey verſammelte Volk mit der Geiſtlichkeit von einer Kirche zu der andern geht, und während dieſer Zeit Gott mit Singen und Beten anruft.

Es ſind deren, das Jahr hindurch, vier von der Kirche vorgeſchrieben, welche auf das Feſt des h. Marcus, und auf die 3 Tage vor dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti gehalten werden müſſen. Dieſe Bittgänge haben, nach der Erzählung des Sidonius, ihren Urſprung von dem h. Mamertus, einem Biſchofe zu Vienne in Frankreich, welcher in der Mitte des 5ten Jahrhunderts lebte, wo auch, ungefähr gegen das Jahr 468, die öffentlichen Kreuzgänge wirklich ihren Anfang nahmen. Die Franken, welche damals Meiſter von Gallien waren, und ſich dort feſtgeſetzt hatten, wurden mit vielen Unglücksfällen, als: Erdbeben, Feuersbrunſt u. d. gl. heimgeſucht. Einſt verrichtete der h. Mamertus in der Oſternacht den öffentlichen Gottesdienſt, und da erhob ſich auf einmal ein

Lärm

Lärm in der Kirche, weil ein Haus, welches an dem erhabenſten Orte der Stadt Vienne lag, in Flammen ſtand. Das Volk lief aus der Kirche. Nur der Biſchof allein blieb vor dem Altare knieen, und rief weinend Gott an: Bald darauf legte ſich dieſer Brand. Das Volk kam wieder in die Kirche. Nach dem Oſterfeſte erklärte der Biſchof dem Volke, daß er in der Nacht, da das Feuer entſtanden war, auf den Gedanken gekommen wäre, öffentliche Bittgänge, die von einer Kirche zur andern geführt werden ſollten, zu halten. Das Volk und der Rath in Vienne gaben ihre Einwilligung dazu. Darauf beſtimmte der Biſchof die 3 Tage vor dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti, an welchen dieſe Kreuzgänge gehalten werden ſollten, und er wohnte denſelben ſelbſt bey. Dieſem Beyſpiele folgten mehrere Kirchen in Frankreich, und nach und nach die ganze römiſche Kirche, die ſie jetzt unter einem Geſetze vorgeſchrieben hat.

Die Kreuzgänge auf das Feſt des h. Marcus ſoll der Pabſt **Gregor** verordnet haben. Die Geiſtlichkeit mußte dieſe Bittgänge begleiten, und die Litaney von allen Heiligen, ſo wie es auch auf den 3 Tagen vor dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti geſchah, ſingen, um die Fürbitte der Heiligen in den gemeinen Nöthen bey Gott zu bewirken. Noch dermalen müſſen diejenigen, die zum Brevierbeten verbunden ſind, wenn ſie dieſen Bittgängen nicht beywohnen, dieſe Litaney kniend beten. Siehe **Wallfahrten**.

Kreuz-Gaſſe, **Kreuz-Straße**, in den Städten, Gaſſen oder Straßen, welche einander nach rechten Winkeln durchſchneiden.

Kreuz-Gehäuſe, heißen bey dem Schwertfeger alle die Theile, welche außer dem Griffe und Knopfe an einem Degengefäße befindlich ſind.

Kreuz-Gemeinde, **Kreuz-Gemeine**. Dieſes Wort zeigt eine Gemeine an, die über der Lehre von der Verſöhnung der Menſchen mit Gott durch das Opfer Chriſti am Kreuze, eifrig hält (*). Weil nun die evan-

(*) Es bezieht ſich auf den Ausſpruch Pauli: das Wort vom Kreuz iſt eine Thorheit denen, die verloren werden; uns aber,

evangeliſche Brüdergemeine, bekanntermaßen, ihre Hauptſache daraus macht, daß ſie von dem Kreuzestode Jeſu, als dem größten Beweiſe der Liebe Gottes gegen die Menſchen, zeugen, und überdem alles Gute, das den Menſchen durch den Glauben an Jeſum in Zeit und Ewigkeit von Gott zufließt, aus dem Kreuzestode Jeſu für uns herleiten: ſo hat ſie die Kreuzgemeine genannt, und ſie ſchämt ſich dieſes Namens nicht.

Kreuz-Gericht, KreuzProbe, Judicium ſ. Experimentum crucis, war eine in alten Zeiten übliche Gattung von Ordalien oder Gottesgerichten oder Gottesurtheilen, welches gebraucht wurde, die Unſchuld einer Perſon, oder die Gerechtigkeit einer Foderung darzuthun. Der Beſchuldigte, oder auch bey bürgerlichen Foderungen, beyde Parteyen, mußten, in Ermanglung eines andern Beweismittels, ſich eine Zeitlang mit erhabenen und ausgeſtreckten Armen vor ein Kreuz ſtellen, und wenn der Beſchuldigte die beſtimmte Zeit nicht unbeweglich aushalten konnte, ſo wurde er für ſchuldig gehalten; oder welcher von beyden Parteyen die Arme am erſten ſinken ließ, oder gar ermüdet niederfiel, der verlor ſeine Streitſache (*). Man hatte, bey nicht vorhandenen Zeugen, gemeiniglich die Wahl zwiſchen dieſem Kreuzgerichte und dem

aber, die wir ſelig werden, iſt es eine Gotteskraft. 1 Cor. 1, 18. Da nennt Paulus das Evangelium von Chriſto dem Gekreuzigten, in deſſen Opfer allein zu finden iſt, Gnade und Freyheit von allen Sünden, für alle Welt, das Wort vom Kreuz.

(*) Man pflegte ihnen eine gewiſſe Zeit zu ſetzen, wie lange ſie die Probe machen ſollten, wer am beſten ſtehen könnte, und dies waren manchmal 40 Tage und Nächte. Weil man wohl einſah, daß es unmöglich ſey, daß Jemand, natürlicher Weiſe ſo lange ſtehen könnte, ſo glaubte man, daß Gott, der Wahrheit zum Behuf, den Unſchuldigen außerordentlich ſtärken würde, und alſo rechnete man dieſe Probe auch zu den Gottesurtheilen oder Gottesgerichten.

dem ſogenannten Kampfrechte (ſ. Th. XXXIV. S. 3). Man glaubte aber in der Folge, daß dergleichen Ceremonie zur Geringſchätzung der Kreuzigung Chriſti gereiche, und deshalb wurde der Gebrauch deſſelben bereits vom Kaiſer Lotharius I. in den Legg. Longobard. L. 2, Tit. 55, Leg. 32, wieder verboten. Seitdem iſt das Stehen unter dem Kreuze nur noch bisweilen als eine Art der Pönitenz gebraucht worden.

Kreuz=Gewirk, ſ. Kreuzen.

Kreuz=Gewölbe, ein nach vier Bogen aufgeführtes Gewölbe, welche einander in der Mitte durchkreuzen. Siehe Th. XVIII. S. 334, f.

Kreuz=Groſchen, ſ. im XX. Th. S. 122.

Kreuz=Gurt, ein Bauchgurt der Reitpferde, welcher in das Kreuz über einander gelegt iſt. Siehe im Art. Sattel.

Kreuz=Gut, ſ. im XX. Th. S. 756.

Kreuz=Halfter, ſ. im XXI. Th. S. 270.

Kreuz=Hammer, der Kupferſchmiede; ſ. im XXI. Th. S. 336, und die dazu gehörige Fig. 1209.

Kreuz=Haſpel, heißt ſowohl eine ſtehende als liegende Winde, deren Welle vermittelſt zwey oder vier, wie ein Andreaskreuz geſtellter Arme, umgedreht wird, und wodurch Laſten herbey oder herauf gewunden werden. Siehe im XXII. Th. S. 239, f. und die dazu gehörige Fig. 1252 und 1253.

Kreuz=Heer, ſiehe Kreuz=Zug.

Kreuz=Herr, Kreuz=Ritter, L. Eques cruciatus, Fr. Chevalier de la croix, eine ehedem übliche Benennung derjenigen Ordensritter, welche ein Kreuz auf ihren Mänteln oder Kleidern trugen, und beſonders zum Kriege wider die Ungläubigen verbunden waren.

Die meiſten Orden der Kreuzritter, haben von den acht berühmten Kreuzzügen der vorzüglichſten eu-

ro-

ropäiſchen Völkerſchaften ihren erſten Urſprung. Wollte man ſelbſt mit Conring (*) behaupten, die Kreuzzüge gegen die Muhamedaner wären bloß aus politiſchen Gründen des römiſchen Hofes unternommen worden, ſo hatten doch die Ritterorden anfänglich eben denſelben Zweck.

Beſonders führten dieſen Namen: die Tempelherren, die deutſchen Herren, und die Malteſerritter. Von letztern habe ich bereits im XXX. Th. S. 647, fgg. im Art. Johanniter=Orden gehandelt. Von den Tempelherren, ſiehe dieſes Wort. Jetzt werde ich die Nachrichten, welche die deutſchen Herren, oder den deutſchen Orden betreffen, nachholen.

Der Urſprung des deutſchen Ordens, des Marianerordens, oder der Brüder des deutſchen Hauſes Unſerer lieben Frauen zu Jeruſalem, L. Equites crucigeri teutonici ordinis, Fr. Chevaliers de l'Ordre Teutonique, welcher ſich noch bis auf unſere Zeiten erhalten hat, fällt in jenen, für einen großen Theil von Europa höchſt traurigen Zeitpunct, in welchem der Kern, beſonders der Franzoſen, Niederländer und Deutſchen, nach dem gelobten Lande zog, um dort die chriſtliche Religion wieder anzupflanzen, und gegen die Feinde derſelben zu vertheidigen. Die ſogenannten Kreuzfahrer erlitten auf dieſer mühſeligen Wanderung alle Arten von Jammer und Noth; viele ſtarben unterweges, und ein großer Theil der übrigen kam krank, ermattet und elend in Paläſtina an. Durch die Fürſorge des damaligen Königs von Jeruſalem, Herzogs von Bouillon, und durch den Beytritt verſchiedener anderer Fürſten, die als Anführer der Kreuzfahrer mit nach Jeruſalem gezogen waren, wurde endlich

(*) Epiſt. de var. doctrina, (Helmſt. 1666. 4.) Ep. 53, S. 329, f.

lich die Veranſtaltung gemacht, daß an verſchiedenen Orten des Weges, den die Pilger nehmen mußten, Herbergen angelegt wurden, die man mit Vorſtehern und Aufwärtern beſetzte, um alle ankommende Müde, Hungerige und Kranke, nach Nothdurft unentgeltlich zu verpflegen. Eben dieſes geſchah auch in Jeruſalem, und in den übrigen Städten der Chriſten. Die Ungläubigen fiengen aber bald an, auch dieſe Herbergen, inſonderheit diejenigen, welche auf dem platten Lande angelegt waren, zu beunruhigen und zu plündern. Man mußte alſo darauf bedacht ſeyn, ſie gegen die Anfälle dieſer Barbaren in Sicherheit zu ſetzen. Dieſes Amt übernahmen die Johanniterritter und Tempelherren, die damals ſchon beträchtliche Güter beſaßen, und in ziemlichem Anſehen ſtanden.

So gut und wohlgemeint die Anſtalt im Ganzen war, ſo wenig Nutzen hatten doch eigentlich die Deutſchen davon; denn da die Vorſteher dieſer Herbergen mehrentheils Franzoſen, Spanier oder Italiäner waren, ſo fanden die deutſchen Pilger ſelten Platz darin, ſondern wurden unter dem Vorwande, daß bereits alles beſetzt ſey, meiſtens abgewieſen. Und da ſie dann noch überdies der fremden Sprachen unkundig waren, ſo geriethen ſie in das äußerſte Elend, und verſchmachteten unter freyem Himmel.

Die Geſchichte erzählt, daß ein frommer deutſcher Mann in Jeruſalem, deſſen Namen ſie aber verſchwiegen hat, voll Mitleiden über das traurige Schickſal ſeiner Landsleute, zuerſt eine Herberge in der Stadt errichtet habe, worin er alle kranke und arme Deutſche liebreich aufgenommen, und mit Lebensmitteln und Arzneyen verſehen habe. Der Patriarch in Jeruſalem billigte nicht nur dieſe edelmüthige Stiftung, ſondern bot auch ſelbſt die Hand dazu, daß zu Haltung des Gottesdienſtes bey der Herberge, eine kleine Kapelle, zu Ehren der h. Jungfrau Maria, ange-

legt werden konnte. Mit dieſem edeln Deutſchen vereinigten ſich bald darauf einige bremer und lübecker Kaufleute, welche eben während der Belagerung von Ptolemais oder Akre (Acra, Acc, Accon, Acca) ankamen, indem ſie aus ihren Segeln Zelte machten, worein ſie die auf dem Felde ohne Hilfe umher liegenden Kranken und Verwundeten brachten, und ihrer pflegten, wie ſie denn auch außerdem noch eine Herberge in Jeruſalem anlegten. Dies geſchah im J. 1190.

Durch dieſer Beyſpiel gereizt, traten verſchiedene deutſche Fürſten, die ſich bey dem chriſtlichen Heere befanden, zuſammen, und unterſtützten dieſe wohlthätige Geſellſchaft nicht nur mit anſehnlichen Beyträgen, ſondern ſie thaten auch den Vorſchlag, einen eigenen Ritterorden für Deutſche zu ſtiften, welcher, nach dem Beyſpiele der Johanniter und Tempelherren, gegen die Widerſacher der chriſtlichen Religion kämpfen, zugleich aber auch gegen Arme und Nothleidende ihrer Nation, die Werke der Liebe ausüben ſollte. Dieſer Vorſchlag fand allgemeinen Beyfall. Herzog **Friedrich** von Schwaben nahm ſich der Sache beſonders an, und bewirkte, durch die Vermittlung ſeines Bruders, Kaiſers **Heinrich VI.** der den neuen Orden in ſeinen beſondern Schutz nahm, die päbſtliche Einwilligung und Beſtätigung deſſelben. Dieſe erfolgte auch bereits im J. 1191, vom Pabſte **Cöleſtin III.** der ihnen von ihrer erſten Kapelle den Namen Hoſpitaler, oder Ritter der Jungfrau Maria (*) beylegte, und ſie der Regel des h. Auguſtin's unterwarf, wobey er ihnen eben den Ablaß und eben die Privilegien und Freyheiten ertheilte, welche die Johannitter und Tempelherren genoſſen. Vierzig deutſche Edelleute legten zuerſt die drey gewöhn-

(*) Man muß die Ritter der h. Jungfrau Maria in Italien, deren an ſeinem Orte Erwähnung geſchehen wird, mit den Rittern des deutſchen Ordens nicht verwechſeln.

wöhnlichen Gelübde ab, nämlich: keuſch und ohne Eigenthum zu leben, und ihren Obern willigen Gehorſam zu leiſten, wobey ſie ſich auch beſonders anheiſchig machten, die Pilger zu verpflegen, und den chriſtlichen Glauben zu vertheidigen. Der Pabſt verordnete, daß die Ritter einen weißen Mantel, auf deſſen linken Seite ein ſchwarzes Kreuz geheftet war, tragen ſollten. Auch wurden einige Prieſter und Kapelläne für den Orden beſtellt, die den Gottesdienſt beſorgen, und die Ritter beſtändig an ihre Pflicht erinnern mußten. Außerdem erhielten ſie noch eine dritte Art von Angehörigen, die weder Ritter noch Prieſter, ſondern dienende Brüder waren. Anfangs nahm man auch verheurathete Männer, die keine Kinder hatten, auf, denen man die Erlaubniß gab, das halbe Kreuz zu tragen.

Die Aufnahme der erſten 40 Ritter geſchah mit großer Feyerlichkeit. Der König von Jeruſalem gab das Kreuz dem erſten, der Herzog von Schwaben dem andern; und die übrigen 38 bekamen es aus den Händen eben ſo vieler Fürſten und Herren, die ſich bey der Belagerung von Akra befanden. Nach dieſem wurde **Heinrich Waldpott** zu Baſſenheim, zum erſten Meiſter des Ordens erwählt (*). In den Satzungen, die bey dieſer Gelegenheit aufgeſetzt wurden, war verordnet: Es ſollte derjenige, der ſich angeben würde, um aufgenommen zu werden, gehalten ſeyn, einen Eid zu thun, daß er ein Deutſcher von Geburt, aus einem adelichen und unbeſcholtenen Geſchlechte wäre; daß er nie-

(*) Zum Andenken deſſelben iſt dem Stammhalter der gräflich-Waldpott-Baſſenheimiſchen ältern Linie durch einen Generalcapitelſchluß verſtattet worden, ſich Deutſch-Ordens-Erbritter zu nennen, und das commenthurliche Kreuz, jedoch nicht auf dem Mantel, zu tragen. Er iſt aber in keinem Stücke an die Ordensregeln gebunden; kann alſo heurathen, und andere Orden dabey annehmen.

niemals verheurathet geweſen; daß er entſchloſſen ſey, lebenslang die ſtrengſte Keuſchheit zu beobachten; daß er ſich allen Geſetzen und Regeln des Ordens unterwerfe; daß er dem Meiſter des Hoſpitales völligen Gehorſam verſpreche; daß er ſich vornämlich dem Dienſte Gottes, den Kranken und Armen zur Vertheidigung des gelobten Landes widmen, und nichts zu eigen beſitzen wolle. Der Orden verband ſich dagegen, ihm Kleidung, Waſſer und Brod zu geben. Dieſes war im Anfange des Ordens faſt ihr ganzer Unterhalt, und ſie ſchliefen meiſtens nur auf Strohſäcken. Das Recht, Ritter in den deutſchen Orden aufzunehmen, wurde von dem Kaiſer zuerſt ſeinem Bruder, dem Herzoge **Friedrich**, und von dieſem dem jedesmaligen Vorſteher des Ordens überlaſſen. Dieſe nannten ſich mündlich und ſchriftlich, gleich den andern Rittern, Brüder. Alle Urkunden und Verordnungen aber wurden in lateiniſcher Sprache abgefaßt.

Nachdem die Stadt Akre im J. 1191 von dem chriſtlichen Heere war eingenommen worden, kaufte **Heinrich Waldpott** ein Stück Landes außerhalb der Stadt, wo er eine Kirche, ein Hoſpital und verſchiedene Wohnungen bauen ließ, in welchen die Kranken aufgenommen und verpflegt wurden. Dieſes Hoſpital war anfangs der vornehmſte Sitz der Ritter, die ſich nicht nur durch ihre Sorgfalt, womit ſie ſich der Nothleidenden annahmen, ſondern auch durch ihre Tapferkeit bey verſchiedenen Gelegenheiten in kurzer Zeit ſehr berühmt machten. Außer der allgemeinen Achtung, die man ſowohl im gelobten Lande, als in ganz Europa, dieſem Orden bezeigte, wurde derſelbe, ſowohl von Fürſten und Herren, als auch von Privatperſonen, reichlich beſchenkt. Es kamen beſonders aus Deutſchland von Zeit zu Zeit anſehnliche Vermächtniſſe zur Unterſtützung deſſelben an; denn die

nach Hauſe reiſenden Pilger rühmten aller Orten unterweges und in ihrem Vaterlande die Verdienſte der Ritter, welches viel zur Beſſerung ihrer Einkünfte beytrug. Auch die Bremer und Lübecker hatten nicht nur vor ihrer Rückreiſe nach Deutſchland dem Orden ihr Recht an dem Hoſpitale, welches ſie zu Jeruſalem erbaut hatten, übertragen, ſondern ſie ſuchten demſelben auch von ihrem Vaterlande aus, kräftige Unterſtützung zu bewirken, ſo, daß er durch alle dieſe Hiſsmittel in kurzer Zeit zu großem Anſehen gelangte.

Sobald die Sachen einmal auf feſtem Fuße ſtanden, fand Heinr. Waldvott für gut, ſeinen untergebenen Brüdern, außer den ihnen bereits als Rittern obliegenden Pflichten, noch beſondere Vorſchriften zu geben, die ſie als Brüder des deutſchen Hauſes zu Jeruſalem auszeichnen ſollten. Er geſtattete den Rittern außer der Ordenskleidung die unentbehrlichſten Dinge, und unterſagte ihnen bey ihren Waffen den Gebrauch des Goldes und Silbers. Die Aufnahme der Brüder in den Orden ſollte öffentlich geſchehen, um bey Niemanden Verdacht zu erregen. In jedem Convente ſollten, nach der Zahl der Jünger Chriſti, unter der Aufſicht eines Aelteſten oder Commenthures, 12 Brüder unterhalten werden. So oft in demſelben Brod gebacken wurde, mußte der zehnte Theil davon unter die Armen ausgetheilt werden. Kein Bruder ſollte ohne Vorwiſſen und Erlaubniß der Obern einen Brief wegſchicken oder erhalten können, keiner zur Verwahrung ſeiner Nothwendigkeiten ein Schloß oder einen Riegel an ſeinem Kaſten haben, um allen Schein des Eigenthumes zu vermeiden. Die Ritter durften ſich weder bey Hochzeiten, noch Gevatterſchaften, noch ſonſt bey andern Schmauſereyen weltlicher Ritter finden laſſen. Der Umgang mit Frauenzimmern, es ſeyen Weiber oder Jungfrauen, war ihnen gänzlich unterſagt, ſo, daß ſie nicht einmal ihre Mütter oder Schweſtern küſ-

küſſen durften. Vor dem 14ten Jahre ſollte keiner in den Orden aufgenommen werden; und vor der Aufnahme mußte der Canditat beweiſen, daß er nicht leibeigen, von gutem alten deutſchen Adel (*) und ohne Leibesgebrechen ſey: daß er keine Schulden habe (**), und noch in keinem andern Orden ſtehe. Weiber durfte man zwar in Dienſt nehmen; es mußte ihnen aber eine Wohnung außer dem Convente angewieſen werden. Wenn Halbkreuze, oder Ordensangehörige, die weder Ritter noch Prieſter waren, ſtarben, ſo fielen ihre Güter dem Orden zu. Das Gelübde der Armuth gieng indeſſen, wie bey allen Orden, nur jedes einzelne Glied für ſich, nicht aber die ganze Geſellſchaft, an. Der deutſche Orden

(*) Daher iſt in dem zu Augsburg im J. 1500 errichteten Reichsabſchied §. 42 und 43, ausdrücklich geſagt: daß der deutſche Orden von und auf die Deutſchen geſtiftet und dem deutſchen Reiche zugehörig ſey. Dieſen Adel iſt jeder Adſpirant durch eine Probe von 16 Ahnen zu erweiſen ſchuldig. Die 8 erſten Ahnen ſollen aus deutſchem Geblüte ſeyn; bey den übrigen wird es ſo genau nicht genommen. Dieſe Familien müſſen aus denjenigen Provinzen ſeyn, die noch zu dem deutſchen Reiche und den Reichskreiſen gehören, oder zu Karl's V. Zeiten dazu gehört haben, als Elſaß, die Grafſchaft Burgund, und zum Theil der burgundiſche Kreis. Auch werden die böhmiſchen, mähriſchen und ſchleſiſchen Familien nicht ausgeſchloſſen, wenn ſie da zu Hauſe ſind, wo man die deutſche Sprache redet. Wer ein Beyſpiel von ſolcher Ahnenprobe zu ſehen verlangt, um zu wiſſen, was der deutſche Orden in dieſem Falle von einem Adſpiranten fodert, der findet ſolche in Eſtor's Ahnenprobe, S. 145, f.

(**) Was den Punct der vor dem Eintritt in den Orden gemachten Schulden betrifft, ſo wurde im J. 1222, zu Folge einer Urkunde Kaiſers Friedrich verordnet: daß jeder, der ſich in den deutſchen Orden begeben würde, und ſchon die Kleidung trüge, wegen keiner vorher gemachten Schuld angeklagt werden könne, ſondern der Gläubiger ſollte ſeine Foderung bey den Anverwandten und Erben des Schuldners ſuchen, geſetzt auch, es hätte derſelbe bey ſeinem Eintritte in den Orden, dieſem ſchon einen Theil ſeines Vermögens vermacht.

konnte alſo jede Belohnung, jedes Geſchenk annehmen, und ſo viel Güter beſitzen, als er entweder ſelbſt durch Kauf an ſich brachte, oder ihm durch Vermächtniſſe und Schenkungen zufielen, u. ſ. w.

Heinrich Waldpott ſorgte überhaupt dafür, dem Orden durch gute Einrichtung von innen, und ſtarke Unterſtützung von außen, einen dauerhaften Fortgang zu verſichern. Er genoß aber das Vergnügen, den Wachsthum des Ordens zu ſehen, nicht lange; denn er ſtarb bereits im J. 1200, nachdem kurz vorher auch ſein und des Ordens Gönner und Beſchützer, **Friedrich** von Schwaben, mit Tode abgegangen, und in die Kirche des Hoſpitales zu Akre begraben worden war, wo auch **Heinrich Waldpott** ſeine Ruheſtätte fand.

Unter ſeinen Nachfolgern im Meiſteramte, **Otto von Karpen**, und **Herrmann von Bart**, gieng nicht viel Merkwürdiges vor, da beyde dieſes Amt nicht lange verwalteten. Nach ihrem Tode fiel die Wahl auf **Herrmann von Salza**, aus einem berühmten Geſchlechte, welches einſt Langenſalza in Thüringen beſeſſen hatte. Dieſem rüſtigen und klugen Manne hatte der Orden ſeinen fernern ſchleunigen Wachsthum und die vorzüglichſten Privilegien, nebſt den beträchtlichen Beſitzungen, die demſelben damals zufielen, vornämlich zu verdanken. Bey dem Antritte ſeiner Regierung war der Orden durch den öftern Verluſt, den er in den Gefechten mit Ungläubigen erlitten hatte, ſo ſchwach, daß er nur 10 bewaffnete Brüder aufſtellen konnte. Während ſeiner dreißigjährigen Verwaltung des Hochmeiſteramtes aber vermehrte ſich die Zahl der ſtreitenden Ritter bis auf 2000, worunter man beſonders den Landgraf **Conrad** von Thüringen zählte, der ſich mit 24 Edeln zugleich in den Orden einkleiden ließ. Die deut-

deutſchen Ritter thaten ſich bey ſo manchen Gelegenheiten durch ihre Tapferkeit hervor, und erwarben ſich dadurch die Gunſt und Achtung aller chriſtlichen Fürſten, welches ihnen dann mancherley wichtige Vortheile verſchaffte. So gab ihnen Kaiſer Otto, im J. 1213, einen Brief, kraft deſſen alle Brüder des Ordens in des Kaiſers und des Reiches beſonderm Schutze ſtehen, und Jedermann erlaubt ſeyn ſollte, von ſeinen Gütern nach Belieben an die Ritter zu verkaufen, zu vertauſchen oder zu verſchenken. Der Kaiſer Friedrich befahl, im J. 1214, daß man den Ordensmeiſter in Deutſchland als ein Mitglied des kaiſerlichen Hofes anſehen, und wenn er an dieſem Hofe etwas zu thun habe, mit allem Nöthigen auf der Reiſe, auf kaiſerliche Koſten verſorgen ſolle. Ferner verſtattete er, daß ſich jederzeit zwey Brüder bey dem Hoflager aufhalten durften, um Hilfsgelder für ihre im Orient ſtreitende Brüder zu ſammeln; daß alle Güter des Ordens in Deutſchland als Reichslehen geachtet werden ſollten, und daß Jedermann demſelben von denen Gütern, die man als Lehen des Reiches beſäße, ungehindert abtreten möge. Unter andern erhielt der Orden auch von den Brüdern Heinrich und Andreas, Grafen von Hohenlohe, die Stadt Mergentheim, als ſie im J. 1200 nach Paläſtina zogen, um ſich dort zu deutſchen Rittern einkleiden zu laſſen.

Alle dieſe Vortheile, nebſt andern, die dem Orden von den Verwandten und Vorfahren des Kaiſers ſchon ertheilt waren, wurden in einem zu Tarent 1221 ausgefertigten, und mit den Unterſchriften vieler fürſtlichen Zeugen verſehenen Briefe beſtätigt, und noch dabey verordnet: daß die Ritter und ihre Angehörige von allen Abgaben, Zöllen, Wage- Ufer- Brücken- und Wegegeldern befreyt ſeyn; daß ſie überall Gras, Holz und Waſſer frey zu genießen hätten; daß Niemand ſie in ihrem Rechte zu ſtören ſich unterfangen

dürfe, bey Strafe von 100 Mark Goldes, wovon die Hälfte dem Kaiſer, die andere aber dem Mißhandelten, zu Theil werden ſollte. Alle dieſe Vorrechte und Freyheiten wurden nicht nur von dem Pabſte gebilliget und beſtätiget, ſondern noch durch andere geiſtliche Freyheiten und Vorzüge vermehrt. Der Orden wurde von allen Zehenden befreyet; erhielt aber dabey das Recht, Zehenden an ſich zu bringen und zu beſitzen, und alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe erhielten Befehl, ihre untergebene Gemeinden auf das dringendſte zu überreden, daß ſie durch milde Schenkungen, Vermächtniſſe und Stiftungen dem Orden und der bedrängten Chriſtenheit im Orient zu Hilfe kommen ſollten. Es konnte alſo nicht fehlen, der Orden mußte in kurzer Zeit zu den anſehnlichſten Beſitzungen in verſchiedenen Ländern gelangen. Er beſaß außer Deutſchland auch in Italien, Sicilien, Spanien, ja ſogar in Griechenland und Armenien, anſehnliche Güter, ſo, daß in denſelben 7 verſchiedene Provinzen und Meiſterthümer gezählt wurden.

Bey dem allen aber befanden ſich die Angelegenheiten der Chriſten im Orient in einer höchſt mißlichen Lage. Der Kaiſer **Friedrich** II. unternahm zwar ſelbſt im J. 1228, einen Zug nach den Morgenländern; die Zwiſtigkeiten aber, welche zwiſchen ihm und dem Pabſte **Honorius** III. herrſchten, und die Verfolgungen des Letztern, der den Kaiſer ſogar in den Bann that, hemmten den glücklichen Erfolg ſeiner Waffen, obgleich die deutſchen Ritter ihm unter allen Umſtänden getreu blieben. Er zog ſich deshalb im J. 1229 wieder nach Europa zurück, wohin ihm noch in demſelben Jahre **Herrmann von Salza** folgte, der ſeinen Sitz zu Venedig nahm. Man wünſchte ſehr, die noch immer fortdauernden Mißhelligkeiten zwiſchen dem Kaiſer und dem Pabſte beygelegt zu ſehen; und da man von Seiten verſchiedener Höfe ver-

geblich daran gearbeitet hatte, ſo wurde endlich der Hochmeiſter des deutſchen Ordens zum Vermittler vorgeſchlagen und angenommen, der denn auch in kurzer Zeit beyde Partheyen auf eine ſo geſchickte und kluge Art mit einander ausſöhnte, daß er ſie völlig zufrieden ſtellte. Der Pabſt **Honorius** beehrte ihn, zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit, mit einem Ringe von großem Werthe, den er beſtändig tragen, und den man künftig, zum ewigen Denkmal dieſer merkwürdigen That, jedem Hochmeiſter bey ſeiner Wahl geben ſollte. Der Kaiſer ertheilte ihm und ſeinen Nachfolgern die Würde eines Reichsfürſten, und erlaubte ihm, den Reichsadler in der Mitte des Kreuzes und in dem Wappen zu führen; wozu nach der Zeit, im J. 1250, noch die franzöſiſchen Lilien kamen, die der König **Ludwig** an den äußerſten Enden des goldenen Kreuzes zu führen geſtattete, weil ihm die deutſchen Ritter bey ſeinem Kreuzzuge, und inſonderheit bey Eroberung der Stadt Damiette, wichtige Dienſte geleiſtet hatten.

So ſtanden die Sachen, als ſich auf einmal ein neuer Schauplatz für den Orden eröffnete. Der Pabſt **Innocentius** hatte bereits im J. 1209. einige Mönche nach Preußen geſchickt, um die dortigen heidniſchen Einwohner zum chriſtlichen Glauben zu bekehren. Die Folgen davon waren Krieg und Blutvergießen. Die abgöttiſchen Preußen, welche bisher mit ihren chriſtlichen Nachbarn in gutem Vernehmen geſtanden hatten, fiengen nun an, nicht nur ihre eigene zum chriſtlichen Glauben bekehrte Mitbrüder zu verfolgen, ſondern ſie thaten auch einen Einfall in das culmer Gebiet, wo ſie alles mit Feuer und Schwert verheerten, und die abſcheulichſten Grauſamkeiten ausübten. Zwar hatte der Herzog **Conrad** von der Maſau, die von dem Biſchofe **Albrecht** I. in Liefland geſtifteten Schwertritter, die nachher mit dem deutſchen Orden

vereiniget wurden, zu Hilfe gerufen; ſie konnten aber gegen die einmal aufgebrachten Preußen nichts ausrichten, ſondern zogen allenthalben den Kürzern. In dieſer Bedrängniß entſchloß ſich der Herzog **Conrad** die deutſchen Ritter um Beyſtand anzuſprechen, und ſchickte dieſerwegen eine Geſandtſchaft an ihren Hochmeiſter, **Herrmann von Salza**. Um ihn deſto eher zu bewegen, ſich der Sache der bedrängten Chriſten in dortiger Gegend anzunehmen, verſicherte er, in den 1226 und 1228 errichteten Vergleichen, dem deutſchen Orden nicht nur den eigenthümlichen Beſitz alles desjenigen Landes, welches er den Preußen abgewinnen würde, ſondern er verſprach auch, ihnen das culmiſche und dobriniſche Land abzutreten. Der Hochmeiſter nahm dieſe Anerbietungen um ſo williger an, da ihm ſowohl Pabſt **Gregor** IX. als auch Kaiſer Friedrich II. nebſt vielen deutſchen Fürſten dazu riethen, und ihm Hilfe und Beyſtand verſprachen. Der Pabſt ſchrieb zugleich eine große Kreuzfahrt wider die Preußen aus. Unzählige deutſche Haufen giengen dahin, und verbanden ſich mit den Ordensrittern, um unter der Aufführung des Ritters **Hermann von Balk**, den der Hochmeiſter als Verweſer des zu erobernden, und des von dem Herzoge **Conrad** dem Orden freywillig abgetretenen Landes, unter dem Titel eines Landmeiſters dahin geſchickt hatte, gegen die Feinde des Chriſtenthums zu ſtreiten. Ihre Waffen waren mehrentheils ſiegreich, und der Orden brachte nach und nach ganz Preußen, Curland, Semgallen und Liefland unter ſeine Herrſchaft. Letzteres gewann derſelbe vorzüglich durch die im J. 1238 erfolgte Vereinigung mit dem Orden der Schwertbrüder, welcher Liefland inne hatte.

Unterdeſſen war der Hochmeiſter **Herrmann von Salza**, als er von einer Viſitation des Ordens in Sy-

Syrien zurückkam, unterweges geſtorben, und ihm folgte **Conrad**, Landgraf von Thüringen (*), und dann **Heinrich** Graf von Hohenlohe. In den Morgenländern war der Orden durch öftere Unglücksfälle, und vollends durch eine Schlacht der Chriſten mit den Ungläubigen im J. 1244 dermaßen geſchwächt, daß das einzige noch übrige Ordenshaus nur mit 3 Brüdern beſetzt war. Deſto mehr aber breitete ſich der Orden in Deutſchland und Preußen aus. Unter dem 11ten Hochmeiſter, **Conrad** von Feuchtwangen, wurde die Wohnung deſſelben von Venedig nach Marburg in Heſſen, und unter ſeinem Nachfolger, **Gottfried** Grafen von Hohenlohe, im J. 1309, nach Marienburg in Preußen verlegt, welcher Ort von den Rittern, im J. 1281 erbaut worden war.

Wie ſehr der Orden auch während den beſtändigen Kriegen, die er bald mit Polen (**), bald mit den be-

(*) Dieſes Conrad's, Herzogs von Thüringen, deſſen bereits oben unter dem Deutſchmeiſter Otto von Karpen gedacht worden iſt, geſchieht in der Geſchichte des deutſchen Ordens bey dieſer Gelegenheit nirgends Erwähnung. Weder die alten noch neuen Geſchichtſchreiber haben ihn mit in die Reihe der Hoch- und Deutſchmeiſter geſetzt. Daß er aber wirklich dahin gehöre, und ein unmittelbarer Nachfolger Herrmann's von Salza geweſen iſt, hat Hr. Hofr. Lamey, in den Actis Academiae Theodoro-Palatinae, Th. II. S. 22, f. aus Urkunden erwieſen.

(**) Eben die große Macht ſcheint den Orden übermüthig, und die benachbarten Fürſten eiferſüchtig gemacht zu haben. Hätte ſich zu ſeinem Untergange die geiſt- und weltliche Macht vereinigt, ſo würde es ihm wahrſcheinlich nicht beſſer ergangen ſeyn, als dem Orden der Tempelherren. Jezt war es aber die Krone Polen allein, welche ſeine Demüthigung unternahm. In einem Treffen, welches die Ritter im J. 1410. d. 15. Julius bey Tanneberg und Grünewald dem Könige Vladislaus II. Jagello lieferten, blieben auf Seiten des Ordens 40000 Mann; unter welchen ſich der Hochmeiſter Ulrich von Jungingen, der Groscommenthur, der Marſchall, nebſt 600 Rittern, befanden. Von der Zeit an, nahm ihre Gewalt ſehr ab, und die innerlichen Unordnungen und Zwiſtigkeiten der Ordensglieder beförderten ihren Untergang in Preußen.

benachbarten heidniſchen Völkern, und öfters auch mit den chriſtlichen Biſchöfen ſelbſt, zu führen hatte, in Aufnahme gekommen war, erhellt daraus, daß man in einem zu Marienburg 1405 gehaltenen Ordenscapitel, genöthigt war eine Verordnung zu machen, worin einem Ritter verboten wurde, mehr als 10 Pferde zu halten, und einem Commenthur wurden nur 100 Pferde für ſich und ſein Gefolge erlaubt. Auch nahmen die Ritter, die, ſo wie der Hochmeiſter und die Commenthuren ſich bisher nur Brüder genannt hatten, nunmehr den Titel Herr an. Dieſes ſowohl, als verſchiedene andere Abweichungen von den alten Sitten und Herkommen des Ordens, veranlaßte manche Unruhen und Unordnungen in demſelben, welche ihre Feinde ſich öfters mit gutem Erfolge zu Nutze machten.

Im J. 1453 empörten ſich die vornehmſten Städte in Preußen wider den Orden, die, in Verbindung mit dem dortigen Adel, der den Deutſchherren auch nicht gewogen war, ſich ihrer feſteſten Schlöſſer und beſten Feſtungen bemächtigten. Der König Caſimir von Polen nutzte dieſe gute Gelegenheit, und rückte mit einem ſtarken Kriegsheere in Preußen ein. Dieſer Krieg dauerte 13 Jahr, und endigte ſich mit einem zu Thorn geſchloſſenen ſchimpflichen Frieden für den Orden, welcher ſich genöthigt ſah, im J. 1466 die Provinz Pomerellen, nebſt allen dazu gehörigen Städten und Feſtungen, als: Marienburg, Elbing, und das ganze culmiſche Land, an die Krone Polen abzutreten. Der Orden bemühte ſich vergeblich, das Verlorne wieder zu erlangen. Als im J 1498 Friedrich, Herzog zu Sachſen, Markgraf zu Meiſſen und Landgraf zu Thüringen, zum Hochmeiſter erwählt war, ſchlugen ſich zwar der Kaiſer, die Fürſten des Reiches und ſelbſt der Pabſt, ins Mittel, um den König von Polen zu bewegen, die dem Orden entriſſenen

nen Städte und Länder wieder zurück zu geben. Sie richteten aber nichts aus, und die Sachen blieben, wie ſie waren.

Als der Hochmeiſter **Friedrich** von Sachſen im J. 1510 geſtorben war, erwählten die Ritter **Albrechten**, Markgrafen zu Brandenburg, einen Sohn der Schweſter des Königs **Sigismund** in Polen, an ſeine Stelle, in der Hoffnung, es werde ſich der König wegen der nahen Anverwandtſchaft bewegen laſſen, dem Orden dasjenige wieder zu geben, was ihm genommen war; allein, ſie irrten ſich, und verloren durch dieſe Wahl ganz Preußen. Markgraf **Albrecht** trat ungefähr 10 Jahr nach ſeiner Erwählung zum Hochmeiſter, zur proteſtantiſchen Kirche über, entſagte der Würde eines Hochmeiſters, ließ ſich von der Krone Polen wegen allem, was dem Orden in Preußen noch übrig war, belehnen, jagte alle die Commenthure, Ritter und Beamte des Ordens, die ſtandhaft bey der katholiſchen Religion blieben, aus Preußen, und vermählte ſich endlich mit einer Tochter des Königs von Dänemark. Und ſo kam Preußen an das Haus Brandenburg.

In Liefland war der Orden bisher durch Heermeiſter, die dem Hochmeiſter den Eid der Treue leiſten mußten, regiert worden. **Walther von Pletteuberg**, der damals Heermeiſter in Liefland war, kaufte ſich und den Orden durch eine Summe Geldes, die er dem Markgrafen von Brandenburg zahlte, von aller fernern Verbindlichkeit los. Er wurde ſeines Eides entlaſſen, und der Kaiſer **Karl** V. machte ihn zum Reichsfürſten, mit dem Rechte, Sitz und Stimme auf dem Reichstage zu haben. Auf dieſe Art wurden die liefländiſchen Ritter, welche faſt 300 Jahr lang mit dem deutſchen Orden vereinigt geweſen waren, gänzlich davon abgeſondert und getrennt.

Unter-

Unterdeſſen fieng Luther's Lehre an, ſich auch in Liefland auszubreiten, und ſelbſt die Biſchöfe thaten derſelben nicht nur heimlich viel Vorſchub, ſondern es bekannte ſich auch ein großer Theil derſelben öffentlich dazu, nachdem beſonders der Erzbiſchof von Riga, Wilhelm von Brandenburg, auf die Seite der Proteſtanten getreten war. Hiedurch entſtanden große Unruhen und Spaltungen. Die Stadt Reval und ein Stück von Eſthland gab ſich unter den Schutz des Königs von Schweden, Erich's XIV., und leiſtete ihm den Eid der Treue. Der damalige Heermeiſter Wilhelm von Fürſtenberg, hatte, Alters wegen, ſeine Würde ſeinem Coadjutor, Gotthard Kettler, übergeben, und dieſer ſchloß einen Vertrag mit Polen, vermöge deſſen künftig Liefland mit der Krone Polen und dem Großherzogthume Litauen verknüpft werden ſollte, wogegen dem Heermeiſter der Titel eines Herzogs von Curland und Semgallen für ſich und ſeine männliche Erben beygelegt wurde, unter der Bedingung, daß er dieſe Herzogthümer von der Krone Polen zu Lehen nehme (*). Außerdem wurde er zum beſtändigen Statthalter über den ganzen übrigen Theil von Liefland erklärt, welcher Vertrag im J. 1561 in Wilna unterzeichnet wurde. Der Hochmeiſter entſagte nunmehr auch völlig dem Orden, legte die Kleidung und andere Kennzeichen deſſelben ab, und vermählte ſich mit der Prinzeſſin Anna von Meklenburg. So endigte ſich auch der Orden in Liefland, welcher, ſeitdem er von dem deutſchen Orden in Preußen war getrennt worden, noch 6 Heermeiſter gehabt hatte.

Die Ritter, welche ihrer Religion und dem Orden treu geblieben waren, hatten ſich unterdeſſen ſowohl aus Preußen, als auch aus Liefland, nach Deutſchland

(*) Wegen dieſer Treuloſigkeit wird kein Kettler, welcher von dieſer Linie abſtammet, in den Orden aufgenommen.

land begeben, und Walther von Kronberg, der als Meiſter in deutſchen und wälſchen Landen, ſeinen Sitz zu Mergentheim in Franken, welches ein Graf von Hohenlohe dem Orden geſchenkt, hatte, nahm nun zum erſten Mahl den Titel: Adminiſtrator des Hochmeiſterthumes in Preuſſen (*) an. Der Orden ſtellte nun eine förmliche Klage wider Albrecht von Brandenburg bey dem kaiſerlich. Reichshofrathe an, und drang auf die Vernichtung des mit Polen geſchloſſenen Vertrages, und auf die Zurückgabe deſſen, was der Orden in Preuſſen beſeſſen hatte. Der Kaiſer entſchied zu Gunſten des Ordens, und erklärte den Markgraf von Brandenburg in die Reichsacht. Da aber der kaiſerliche Befehl durch keine Armee unterſtützet werden konnte, ſo hatte er auch keine Wirkung. Die folgenden Hoch- und Deutſchmeiſter, die man, zu beſſerer Unterſtützung der Sache, mehrentheils aus den mächtigſten deutſchen Häuſern erwählte, gaben ſich zwar alle Mühe, wieder zum Beſitz von Preuſſen und Liefland zu gelangen; aber vergebens. Die Sache blieb, wie ſie war; und als ſich in der Folge das Haus Brandenburg immer vergrößerte, und ſowohl inn- als auſſerhalb Deutſchland furchtbar ward, war an Wiedereinſetzung des deutſchen Ordens in ſeine vormahlige Rechte

(*) Es iſt bey dieſer Gelegenheit noch anzumerken, daß neben dem Hochmeiſter, beſtändig ein Praeceptor oder Magiſter Allemanniæ & Livoniæ, dem Orden vorgeſetzt waren. Erſtern nannte man Deutſchmeiſter, oder Meiſter in deutſchen und wälſchen Landen, und Letztern, wie ſchon oben geſagt worden iſt, Heermeiſter. In ältern Zeiten waren die Titel: Magiſter, Praeceptor und Commendator, eigentlich gleichbedeutend. Sie waren bloß dem Range nach von einander unterſchieden, je nach dem einer Magiſter, Praeceptor oder Commendator eines ganzen Landes, einer ganzen Provinz, oder nur eines einzelnen Hauſes des Ordens, war. Nach der Zeit aber wurde der Titel Commendator (Commenthur, Comthur) nur den geringern Präceptoren des Ordens gelaſſen, die den Magiſtris, d. i. dem Deutſch- und Heermeiſter, untergeordnet waren. Acta Acad. Theod. Palat. Th. 2, S. 23.

Rechte nicht mehr zu denken. Ein anderer beſonderer Deutſchmeiſter iſt ſeitdem nicht mehr ernannt worden, und die Adminiſtration des Hochmeiſterthumes in Preuſſen iſt nach der Zeit zu einer leeren Titelſache geworden, wenn gleich der Orden ſeine Anſprüche auf Preuſſen noch durch Proteſtationen zu erhalten ſucht; gleichwie auch der König von Preuſſen und Kurfürſt von Brandenburg hinwiederum gegen den Titel eines Adminiſtrators von Preuſſen proteſtiren läſſet.

Unterdeſſen beſitzt der Orden noch jetzt ſehr anſehnliche Herrſchaften und Güter in Deutſchland, welche, wenn ſie beyſammen lägen, ein beträchtliches Fürſtenthum ausmachen würden. Sie beſtehen überhaupt aus dem eigentlichen Meiſterthume zu Mergentheim, und aus 12, oder wenn man die Balley Utrecht aus Gründen, welche ich weiter unten anführen werde, nicht mitzählt, aus 11 Balleyen. Die Regierung zu Mergentheim beſteht aus einem Statt= oder Viceſtatthalter, Präſidenten, Hauscommenthur, Trappirer, einigen geheimen Räthen, einigen Regierungsräthen, einigen geiſtlichen Räthen und Kammerräthen. Die Balleyen (Balliviae) oder Provinzen werden noch heutiges Tages in die Balleyen des preußiſchen und deutſchen Gebiethes abgetheilet, und behaupten folgenden Rang:

Preuſſiſches Gebieth. 1. Elſas und Burgund. 2. Oeſtreich. 3. Coblenz. 4. Etſch oder Tyrol.

Deutſches Gebieth. 5. Franken. 6. Heſſen. 7. Alten Biſen. 8. Thüringen. 9. Weſtphalen. 10. Lothringen. 11. Sachſen. Beyde letztere alterniren mit dem Range bey Großcapiteln. (12. Utrecht.)

Sie werden durch Landcommenthure (Commendatores provinciales, Archicommendatores,) regiert. Bey

Bey der Wahl derſelben concurriren ſämmtliche Ordensritter, welche Sitz und Stimme im Capitel haben. Zwey Subjecte, wozu auch der jüngſte Ritter qualificirt iſt, werden dem Hochmeiſter präſentirt, und dieſer beſtätigt einen davon nach Wohlgefallen. Die Landcommenthure nebſt den Rathsgebiethigern machen, unter dem Vorſitze ihres Hoch- und Deutſchmeiſters, das Capitel aus, welches entweder zu Mergentheim, oder an einem andern dem Orden zugehörigen Orte zuſammen berufen wird. Jede Balley hat ihre beſtimmte Anzahl Rathsgebiethiger. Das Meiſterthum und Franken haben 6; die Balley Altenbiſen 5, und die übrigen jede 2. Die Rathsgebiethiger oder Großcapitularen haben dieſen Vorzug vor den bloßen Commandeurs, daß ſie bey Generalcapiteln mit ihren Landcommenthuren erſcheinen dürfen. Sie haben aber von jeder Balley nur ein Votum curiatum, und ſitzen auch nicht an der Tafel mit dem Hoch- und Deutſchmeiſter und den Landcommenthuren, ſondern abgeſondert an der Wand nach dem Range ihrer Balleyen, und votiren gemeiniglich, wie ihre vorgeſetzte Landcommenthure.

Der Hoch- und Deutſchmeiſter gelangt gleichfalls durch eine Wahl zu dieſer Würde, womit es ſich folgender Maßen verhält. Es ſind 13 Wahlſtimmen; 5 vom preußiſchen, und 8 vom deutſchen Gebiethe. Vom Preußiſchen: 1. Elſas und Burgund; 2. Oeſtreich; 3. Coblenz; 4 Etſch, und 5 der Commandeur zu Brüggen. Vom deutſchen: 6. Franken. 7. Altenbiſen; 8. Heſſen; 9. Weſtphalen; 10. Lothringen: 11. Sachſen; 12. der Commandeur zu Biersberg, und 13. zu Oettingen. Die zwey Commandeurs zu Blumenthal und Friſach, ſind die Collectores der Stimmen. Die Balley Thüringen hat keine Wahlſtimme; ſie hat auch nicht jederzeit Stimme bey dem Großcapitel

pitel, ſondern ein oder anderer Landcommenthur erlangt ſie ex gratia des Hoch- und Deutſchmeiſters, doch gegen Ausſtellung eines Reverſes, daß es zu keiner Conſequenz gezogen werden ſolle; indeſſen wird dieſe Stimme doch bey allen Großcapiteln geführt, und der Hoch- und Deutſchmeiſter disponirt darüber, und gibt ſie von den übrigen Landcommenthuren, wem er will. Daß dieſe Balley, wobey auch keine Ordensritter, ſondern die Statthalter der Balley Thüringen aus den Balleyen Heſſen oder Sachſen poſtulirt werden, die Rechte der übrigen Balleyen nicht hat, mag daher kommen, daß ſie ehemals quaſi ſeculariſirt war, und ihr viele beträchtliche Commenden abgeriſſen worden ſind. Der Herzog Moritz zu Sachſen war Landcommenthur, und heurathete. Die Sache wurde aber doch ſo vermittelt, daß ſie ihm und ſeinen Söhnen, gegen Entrichtung ſo genannter Reſponsgelder, auf lebenslang gelaſſen wurde. Uebrigens muß die Wahl des Hoch- und Deutſchmeiſters innerhalb 6 Wochen nach dem Abſterben des vorhergehenden geſchehen, und binnen dieſer Zeit haben die Landcommenthure der Balley Elſas und Franken das Vicariat auszuüben, und die Großcapitularen zur Wahl zu beſchreiben.

Die Balleyen werden wieder in Commenthureyen (Commendae) eingetheilt, welche durch Commenthure (Commendeurs) verwaltet werden. Zu den 4 Balleyen: Heſſen, Sachſen, Thüringen und Utrecht, und den darunter begriffenen Commenden, gelangen mehrentheils nur augsburgiſche Confeſſionsritter.

In dem eigentlichen Meiſterthume übt der Hoch- und Deutſchmeiſter, gleich andern Reichsfürſten, die Landeshoheit aus. Der Landcommenthur der Balley Elſas und Burgund hat Sitz und Stimme auf der ſchwäbiſchen Grafenbank als Commenthur zu Althauſen, keineswegs aber auf der rheiniſchen Prälatenbank; we-

wenigſtens iſt dieſe Stimme ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr geführt worden; und unſere beſte Publiciſten, welche ſolches noch behaupten, irren hierin ſehr. Endlich iſt auch das Gebieth der Balley Franken größten Theils und unbeſtritten unmittelbar, und hält mit dem Hochmeiſterthume, womit ſie verbunden iſt, ihr eigenes Contingent. Die übrige Land- und andere Commenthure aber werden, in Anſehung ihrer Commenden, von den Fürſten, in deren Gebiethe ſie liegen, als Landſaſſen angeſehen und behandelt.

Folgendes Verzeichniß der Ordenscommenden, wird, im 7 B. des allgem. Realwörterbuches aller Künſte und Wiſſenſch. (Frf. M. 1783, gr. 4.) S. 156, f. für richtiger, als das Büſchingiſche und Moſeriſche angegeben.

I. Das Meiſterthum Mergentheim. Die darunter ſtehenden Commenthureyen Horneck, Weißenburg, Frankfurth am Mayn, Maynz, Speyer, und Namslau in Schleſien, werden, ſo wie die dazu gehörigen Aemter, Vogteyen und Pflegen, als Kammergüter des Hochmeiſters angeſehen. Eben dieſes gilt von den Herrſchaften Freudenthal in Schleſien und Baſſau in Mähren. Dieſe deutſchmeiſteriſche Kammercommenden werden mit Rittern aus der Balley Franken beſetzt.

II. Die Balley Elſaß und Burgund, wozu folgende Commenden gehören:

1. Alſchhauſen.	)
2. Rohr und Waldſtetten.	)
3. Meniau.	) liegen im ſchwäb. Kreiſe.
4. Beuggen im Breisgau.	)
5. Freyburg im Breisgau.	)
6. Hitzkirch oder Hirzkilch.	)
7. Zu Baſel.	) liegen in Helvetien.
8. Zu Mühlhauſen.	)

9. Rixheim im Sundgau.
10. Zu Rufach und Gebweiler. } liegen im Oberelſas.
11. Zu Kaiſersberg.
12. Zu Andlau. } liegen im Unterelſas.
13. Zu Straßburg.

III. Die Balley Oeſtreich. Hierzu gehören die Commenthureyen:

1. Zu Wien, im deutſchen Hauſe daſelbſt iſt der Sitz des Landcommenthurs dieſer Balley.
2. Neuſtadt im Lande unter der Ens.
3. Bey Grätz in Steyermark.
4. Zu Meretinza und Großſontag in Unterſteyermark.
5. Zu Laybach in Krain.
6. Zu Möttling und Tſchernembt in Krain.
7. Zu St. Georgen im Sandhof und zu Freiſach in Kärnthen.
8. Zu Linz im Lande ob der Ens.
9. Zu Speyer (*).

IV. Die Balley Coblenz; die Landcommende iſt in Cöln; Der Landcommenthur wohnt aber nicht daſelbſt, ſondern hat ſeinen beſtändigen Wohnſitz auf dem nahe bey Cöln liegenden Luſtſchloſſe. Unter ihm ſtehen die Commenden:

1. Zu Coblenz im Erzſtifte Trier.
2. Zu Linz im Erzſtifte Cöln.
3. Zu Cöln.
4. Zu Waldbreitbach und Rheinberg im Erzſtifte Cöln.
5. Zu Trarr.
6. Zu Muffendorf.
7. Zu Mecheln in den Niederlanden, welche Pitzenburg genannt wird.

Die Commenden Linz und Trarr werden durch keine Commendeurs adminiſtrirt, ſondern ſollen der Landcommende incorporirt ſeyn.

V. Die

(*) Nicht Steyer, wie Moſer und Andere vermuthet haben.

V. Die Balley an der Etſch und am Gebirge in Tyrol, wozu gehören die Commenthureyen:

1. Zu Wegenſtein.
2. Zu Trient.
3. Zu Lengmoß auf den Ritten.
4. Zu Sterzing.
5. Im Gerichte Schlanders.

VI. Die Balley Franken; dazu gehören folgende Commenthureyen:

1. Zu Oellingen oder Ellingen.)
2. Zu Viensberg.)
3. Zu Nürnberg.) liegen im fränk. Kreiſe.
4. Zu Würzburg.)
5. Zu Münnerſtadt.)
6. Zu Heilbronn.)
7. Zu Oettingen.)
8. Zu Kapfenburg.) liegen im ſchwäbiſchen Kreiſe.
9. Zu Ulm.)
10. Zu Donauwerth.)
11. Zu Blumenthal.)
12. Zu Gänkofen.) liegen im bayeriſchen Kreiſe.
13. Zu Regensburg.)
14. zu Fritzlar, im churrheiniſchen Kreiſe.
15. Zu Kloppenheim, im oberrheiniſchen Kreiſe.

VII. Die Balley Heſſen; dahin gehören die Commenthureyen:

1. Zu Marburg, wo der Landcommenthur dieſer Balley ſeinen Sitz hat.
2. Zu Griffſtädt in Thüringen
3. Zu Schiffenberg bey Gießen.
4. Zu Oberflörsheim, im churpfälziſchen Oberamte Alzey.

In die Balley Heſſen, die nur aus Lutheranern und Reformirten in gleicher Anzahl eigentlich beſtehen ſollte, wird, vermöge eines zwiſchen dem hohen Orden und dem hochfürſtl. Hauſe Heſſen im J. 1680. zu Marburg getroffenen Vergleiches, nur ein einziger Catholicus zugelaſſen, und kraft des im

im folgenden 1681ſten Jahre errichteten Vertrages alternirt die landcommenthurliche Würde unter den drey Religionen.

VIII. Die Balley Altenbiſen; dazu gehören die Commenthureyen:

1. Zu Altenbiſen (domus juncetara) im Biſthume Lüttich.
2. Jungenbiſen, oder Biſen ſchlechthin, in der Reichsſtadt Cöln.
3. Maſtricht, wo der Sitz des Landcommenthurs dieſer Balley iſt.
4. Siersdorf, im Herzogthume Jülich.
5. Bernsheim.
6. Gemmert, im Herzogthume Brabant.
7. Berkevort, eben daſelbſt.
8. Zu Grüterode und Frucht.
9. Odingen und Holt.
10. Romersdorf.
11. St. Peters Voeren, im Herzogthume Limburg.
12. St. Aegidii zu Aachen.

IX. Die Balley Thüringen; darunter ſtehen die Commenthureyen:

1. Lehſten in Thüringen.
2. Liebſtädt, im Herzogthume Weimar.
3. Zwetzen bey Jena, iſt der Hauptort dieſer Balley.
4. Negelſtett oder Neilſtett bey Langenſalza.

Zu den Balleyen Thüringen und Sachſen wird kein anderer als evangeliſch-lutheriſcher Ritter gelaſſen.

X. Die Balley Weſtphalen. Im weſtphäliſchen und churrheiniſchen Kreiſe liegen folgende zu ihr gehörige Commenthureyen.

1. Zu Münſter.
2. Zu Osnabrück.
3. Zu Duisburg.
4. Zu Brackel, im Biſthume Paderborn.

5. Zu

5. Zu Welheim.
6. Zu Mahlenburg, in der Grafſchaft Recklinghauſen.
7. Zu Mölheim oder Mülheim, im Herzogthume Weſtphalen, wo der Sitz des Landcommenthurs dieſer Balley iſt.

XI. Die Balley Lothringen, wozu unter andern folgende Commenthureyen gehören:

1. Zu Trier
2. Zu Beckingen.
3. Zu Meinſiedel.
4. Zu Saarbrück, nahe bey der naſſauiſchen Stadt dieſes Namens.
5. Zu Luxemburg.

XII. Die Balley Sachſen, wozu folgende Commenthureyen gehören:

1. Lucklum, im Fürſtenthume Wolfenbüttel, wo der Landcommenthur ſeinen Sitz hat.
2. Langeln, in der Grafſchaft Wernigerode.
3. Zu Dannitzſch, einem Städtchen im Churkreiſe.
4. Bürow, im Fürſtenthume Anhaltzerbſtiſchen Antheiles.
5. Weddingen, im Hochſtifte Hildesheim.
6. Göttingen, im Fürſtenthume Calenberg.
7. Dansdorf, im Churkreiſe.

XIII. Die Balley Utrecht. Der Landcommenthur hat ſeinen Sitz im deutſchen Hauſe zu Utrecht. Er wird von den Commenthuren erwählt, und von den Staaten der Provinz Utrecht beſtätigt. Die Güter dieſer Balley ſind nicht völlig mehr dieſelben, welche es vor Alters waren, und nun auch allen ordentlichen und auſſerordentlichen Laſten unterworfen. Sie ſteht heut zu Tage mit dem Hochmeiſterthume in gar keiner Verbindung mehr. Die dazu gehörigen Ritter leben auch gar nicht nach den Ordensregeln. Wegen ihrer Wiedervereinigung ſind zwar langjährige Unterhandlungen gepflogen worden; es ſtehen aber deren Bewirkung ſo große

Hinderniſſe entgegen, daß dermahlen gar keine Frage mehr davon iſt. Dieſe Balley beſteht aus dem Landcommenthur und 10 Commenthuren, unter welchen auch der Coadjutor des Landcommenthurs iſt. Die hierher gehörigen Commenthureyen ſind folgende:

1. Zu Dieren in der Veluwe, welche gemeiniglich der Coadjutor hat. Die dahin gehörigen Güter ſind 1647. an den Prinz Wilhelm II. von Oranien für 147000 holl. Gulden verkauft, und dieſe Summe iſt an die Provinz Utrecht für 7000 Fl. Zinſen ausgethan, welche der Commenthur genießt.

2. Zu Tiel
3. Zu Maasland.
4. Zu Rhenen.
5. Zu Leyden und Natwyk op den Rhyn.
6. Zu Schoten in Friesland.
7. Zu Desburg.
8. Zu Schelluinen.
9. Zu Middelburg in Seeland.
10. Zu Schoonhoven.

Das Oberhaupt dieſes geiſtlichen Ritterordens führt jetzt den Titel: Adminiſtrator des Hochmeiſterthumes in Preuſſen, Meiſter des deutſchen Ordens in deutſchen und wälſchen Landen, Herr zu Freudenthal und Eulenberg. Er iſt ein geiſtlicher Reichsfürſt, und hat deshalb auf der geiſtlichen Bank im Reichsfürſtenrathe Sitz und Stimme. In den alten Reichsabſchieden ſteht er nur unter den gefürſteten Aebten nach Fulda; nachdem aber der Titel eines Adminiſtrators des Hochmeiſterthumes in Preuſſen, mit der Würde eines Deutſchmeiſters vereinigt war, ſo erhielt derſelbe ſeit dem J. 1529. einen ſehr hohen Rang; denn er wurde allen Biſchöfen vorgezogen, und folgt jetzt unmittelbar nach den Erzbiſchöfen, wogegen doch der Biſchof von Bamberg proteſtirt. Bey der fränkiſchen Kreisverſammlung aber iſt der Hoch = und Deutſchmeiſter noch der letzte auf der geiſtlichen Fürſtenbank, und

legt

legt ſeine Stimme zwiſchen Onolzbach und Henneberg ab. Sein Reichs- und Kreismatricularanſchlag von den Ländern, welche ihn zum fränkiſchen Kreisſtande machen, iſt 124 Fl., und zu einem Kammerziel gibt er 213 Rthlr. 6½ Kr. Seine Einkünfte gibt man zu 100,000 Rthlr. an.

Das erſte Wappen des Ordens, welches ihm, wie ſchon oben erzählt worden iſt, Papſt **Cöleſtin**, III. verliehe, war ein ſtehendes einfaches Kreuz im ſilbernen Felde. Dieſem fügte **Johann** von Brienne, König von Jeruſalem, ein goldenes Kreuz bey, welches in das ſchwarze geſetzt wurde. Kaiſer **Friedrich** II. vermehrte daſſelbe mit dem Reichsadler, welcher in die Mitte des goldenen Kreuzes kam. Endlich ſetzte König **Ludwig** der Heilige an jedem der vier Enden des Kreuzes eine goldene Lilie hinzu. Fig. 2904. Die drey erſten Hochmeiſter pflegten in dem Schilde 4 Felder zu machen, deren 2 durch das Ordens-, die beyden andern aber durch das Familienwappen des Hochmeiſters ausgefüllet wurden.

Die Ordenskleidung war ehedem ein ſchwarzer Rock, und ein weißer Mantel mit dem ſchwarzen Kreuze. Auſſerdem durfte jeder Ritter nur 2 Hemden, ein Paar Beinkleider, auch wohl 2 Mäntel haben. Die Schuhe mußten ganz ſimpel und ohne alle damals übliche Verzierungen ſeyn. An ihren Waffen durften ſie weder Gold noch Silber haben. Sie ſchliefen auf Stroh, und nicht mehr als ein einziges Kiſſen war ihnen erlaubt. Heut zu Tage tragen die Ritter bey feyerlichen Gelegenheiten noch einen weißen Mantel mit dem ſchwarzen Kreuze, welches nun einen ſilbernen Rand hat. Eben ein ſolches Kreuz iſt auf der linken Bruſt auf dem Rocke befeſtigt; und ein anderes goldenes, ſchwarz emaillirtes Kreuz mit einem weißen Rande, hängt an einem um den Hals gehenden ſchwar-

zen Bande frey mitten vor der Bruſt. Uebrigens klei- den ſich die Ritter wie andere weltliche Leute, doch nicht in den lebhafteſten Farben.

Wenn ein Candidat zum Ritter des deutſchen Ordens aufgenommen werden ſoll, erſcheint er am Tage der Einkleidung und des Ritterſchlages, in einem ſchwarzen Kleide und kurzen Mantel von eben der Farbe, im Capitel, und hält ſo ſeinen Einzug in die Kirche. In der Sacriſtey kleidet er ſich um, und verwechſelt ſeinen ſchwarzen Rock mit einem Harniſche; in dieſem Aufzuge wird er zum Ritter geſchlagen, da ihm dann die Sporen und der Degen angelegt werden; Fig. 2905. Nachdem dieſes geſchehen iſt, geht er wieder in die Sacriſtey, verwechſelt den Harniſch mit einem ſchwarzen Kleide, und erſcheint wieder am Altare, wo er das Kreuz und den weißen Mantel empfängt. Die gewöhnliche Ordensuniform iſt, wie ſie in Fig. 2906 vorgeſtellt wird. Der Hochmeiſter und die Herren Landcommenthure unterſcheiden ſich von den übrigen Rittern dadurch, daß ſie auf dem Aufſchlage 2 Reihen Stickerey haben, und der Hoch = und Deutſchmeiſter trägt allein ſowohl auf ſeinem Kleide, als auch auf dem Mantel, das vorhin beſchriebene goldene Kreuz; Fig. 2907. An dem Kreuze, welches die Ritter um den Hals tragen, iſt oben noch ein ſo genannter Anhänger (Coulant) befeſtigt. Die zwey Balleyen Elſas und Franken haben auf dieſem Anhänger den heil. Martin, in Email, weil ſie mit dem Erzſtifte Maynz in Confraternität ſtehen. Die andern Balleyen ſollten eigentlich gar keinen Anhänger tragen; um der Gleichheit willen aber, hat man es ihnen erlaubt, und ſie können, ſtatt des h. Martin's, irgend eine andere Phantaſie des Malers darauf ſetzen. Die Kreuze der Herren Landcommenthure ſind etwas größer als der Ritter ihre.

Der

Der Orden wurde von Anfange an in Ritter und Prieſter eingetheilt. Jene ſtritten wider die Feinde, dieſe warteten den Gottesdienſt ab. Letztere bekennen ſich noch heut zu Tage zur Regel des h. Auguſtinus, und tragen ſich ſo, wie ſie Fig. 2908 vorgeſtellt ſind.

Der bey den Rittern erforderlichen Eigenſchaft in Anſehung des guten alten deutſchen Adels und der Ahnenprobe, iſt bereits oben Erwähnung geſchehen. Nach richtig befundener und vom Hoch ≈ und Deutſchmeiſter approbirter Ahnenprobe, wird der Adſpirant, in das Novitiat berufen, welches er ein halbes Jahr bey dem Landcommenthur, und das andere halbe Jahr bey dem Hoch ≈ und Deutſchmeiſter, oder auch das ganze Jahr in Mergentheim, halten muß. Nach geendigtem Probejahre erhält er erſt den Ritterſchlag, und zwar vom Hoch ≈ und Deutſchmeiſter, wenn er gegenwärtig iſt, oder von deſſen Statthalter zu Mergentheim. Wenn aber die letzte Hälfte des Probejahres bey dem Landcommenthur gehalten wird, ſo ertheilt dieſer auch den Ritterſchlag. Ueberhaupt aber kann kein Adſpirant das Novitiat vor zurück gelegtem 24ſten Jahre antreten. Nach erfolgter feyerlichen Aufnahme erhält der Ritter den Befehl, drey Jahr im Kriege gegen die Ungläubigen zu fechten. Wenn der Adſpirant etwann ſchon drey Campagnen gemacht hat, und ſolches durch ſein Zeugniß vom commandirenden General darthun kann, ſo iſt er dieſer Verbindlichkeit entledigt. Auſſerdem aber muß er ſich vermittelſt eines auszuſtellenden Reverſes dazu anheiſchig machen. Es ſteht ihm auch frey, in eine ungariſche Gränzfeſtung zu gehen, oder ſeine Karavanen zu Malta zu machen, wohin ihm Empfehlungsſchreiben an den Großmeiſter gegeben werden. Wenn die Chriſtenheit mit den Ungläubigen eben in Frieden lebt, ſo wird ihm auch erlaubt, ſeine Tapferkeit da zu erproben, wo Chriſten gegen Chriſten zu

Felde

Felde liegen; nur muß er ſich zu keiner Partey begeben, die gegen Kaiſer und Reich Krieg führt; doch ſoll den in kön. franzöſiſchen Kriegsdienſten ſtehenden Ordensrittern desfalls durch die Finger geſehen werden. Wenn nun dieſe drey Jahr überſtanden ſind, alsdann erſt iſt der Ritter fähig, mit völligem Recht zum Beſitz einer Commende zu gelangen. Vorher kann er zwar auch die Adminiſtration einer Commende erhalten; er muß ſich aber gefallen laſſen, daß ihm bey dem erſten ausbrechenden Kriege befohlen wird, ſeine rückſtändige Campagnen zu machen.

In Anſehung der Religion, muß, nach dem weſtphäliſchen Frieden (Art. V. §. 14. 25.) bey dem deutſchen Orden das Entſcheidungsjahr befolget werden; nämlich diejenigen Commenthureyen, in deren Genuß ſich augsburgiſche confeſſionsverwandte Ritter d. 1 Jan. 1624, befunden haben, ſollen allezeit wieder deren Glaubensgenoſſen ertheilet werden. Doch müſſen dergleichen proteſtantiſche Ordensritter dem Hochmeiſter, welcher allezeit zur römiſchkatholiſchen Kirche gehört, Gehorſam beweiſen, im eheloſen Stande bleiben, und die Ordensgelübde und Statuten beobachten, in ſo fern dieſelben nichts enthalten, was der augsburgiſchen Confeſſion zuwider iſt, und einen Gewiſſenszwang mit ſich führt (*).

Die Statuten des Ordens, welche jedem Ritter bey ſeiner Aufnahme in Handſchrift übergeben und geheim zu halten anbefohlen werden, ſind, wie viele Dinge in der politiſchen Welt, die man für Geheimniſſe ausgibt, kein Geheimniß; denn ſie ſtehen gedruckt in Lüning's Reichsarchiv (**).

Meh-

(*) Weſtphäliſcher Frieden, Art. V. §. 16.
(**) Spicileg. eccleſiaſt. P. 1, Cont. 1. Fortſ. 1. in append. Vol. XVI. p. 49.

Mehrere Nachrichten von dieſem Orden, liefert Joh. Caſp. Venator, Doctor Theologiae, des deutſchen Ordens Prieſter und geiſtlicher Rath, wie auch Pfarrer zu Mergentheim. Er gab 1677 unter den Buchſtaben: D. J. C. V., relationem de ordine b. Mariæ Teutonicorum, zu Mergentheim in Quarto, in deutſcher Sprache, u. d. T. Bericht von dem Urſprunge des marianiſchen deutſchen Ritterordens, heraus; (welches Buch um deſto eher hier angeführt zu werden verdient, da ſolches ſelbſt von Ordens wegen den Adſpiranten, in ihrem Probejahre fleißig zu leſen, empfohlen zu werden pflegt,) und ſchrieb in lat. Sprache Annales ordinis teutonici bis auf das J. 1414.

Kreuz-Hieb, ein in das Kreuz gehender Hieb.

Bey den Feilenhauern, ſind es diejenigen Hiebe, welche auf die Grundhiebe folgen, und dieſe durchkreuzen. Siehe im XII. Th. S. 486, fgg.

Kreuz-Holz. 1. Ein jedes in das Kreuz gehendes Stück Holz; ein Stück Holz, welches ein anderes nach einem Winkel, beſonders nach einem rechten Winkel durchſchneidet.

2. Im Bauweſen, werden diejenigen Hölzer, welche entſtehen, wenn ein Baum, oder ein Stück Bauholz, welches ins Gevierte 10 Zoll ſtark iſt, von dem Holzſchneider der Länge nach in vier gleiche Theile zerſchnitten wird, Kreuzholz genannt. Dieſes wird zu Riegeln und Bändern gebraucht, und jedes Viertel iſt alſo 5 Z. ins Gevierte ſtark.

3. Zuweilen wird auch das Adler- oder Aloe-Holz, Cordia Sebeſtena *L.* ſ. Paradiesholz; ingleichem der oben beſchriebene große purgierende Kreuzbeerſtrauch, Rhamnus catharticus *L.*, wie auch der Miſtel, Kreuzholz genannt.

Kreuz-Jaſpiß, ſiehe Kreuzſtein.

Kreuz-Käfer, eine Art Erdkäfer, Carabus crux *L.* ſ. im XXXII. Th. S. 79.

Kreuz-Kanker, ſiehe Kreuzſpinne.

Kreuz-Käſe, ſ. im XXXV. Th. S. 514.

Kreuz-Kelch, in der römiſchen Kirche, ein Kelch mit Wein, welcher, an einigen Orten, bey Ausführung eines Deliquenten, neben ihm her getragen wird, ihn damit zu ſtärken.

Kreuz-Kirche, ſ. im XXXVIII. Th. S. 134, f und 151.

Kreuz-Kluft, wird, in Bergwerken, eine Kluft, d. i. eine Abſonderung und Trennung des Geſteins von einander genannt, welche quer durch oder über einen Gang ſtreicht, und denſelben gleichfalls zertheilt. Sie wird auch Querkluft genannt. Siehe Th. XLI. S. 21.

Kreuz-Knochen, ein Beyname des heiligen Beines; ſ. oben, S. 2.

1. Kreuz-Kraut, Kreuzblatt, kleine Färberröthe, kleine Färberwurzel, Rubeola *Tourn. Boerh. Adanſ. Ludwig. & Boehmer.* Engl. Petty-Madder, eine Gattung Pflanzen, welche Linné, unter der Benennung Crucianella, in die erſte Abtheilung ſeiner vierten Claſſe geſetzt hat, die er Tetrandria Monogynia nennt, indem die Blumen 4 Staubfäden und einen einzigen Griffel haben. Der Kelch beſteht aus 2 ſteifen, lanzettförmigen, vertieften Blättchen. Das trichterförmige Blumenblatt hat eine lange, dünne Röhre, und einen, in 4 ſpitzige einwärts gebogene Einſchnitte getheilten, Rand. Die 4 Staubfäden ſitzen in der Blumenröhre, und der Fruchtkeim zwiſchen dem Kelche und dem Blumenblatte. Der Griffel theilt ſich in 2 Staubwege. Die Frucht iſt gleichſam doppelt, oder beſteht aus zwey, mit einander verwachſenen und in einem beſondern Behältniſſe eingeſchloſſenen Samen. Linné hat 6 Arten, davon die 3 erſten und die ſechste einjährig ſind.

1. Schmahlblätteriges Kreuzkraut, mit ſechs gleichbreiten Blättern und ährenförmigen Blumen; Crucianella anguſtifolia, erecta, foliis ſenis

nis linearibus, floribus ſpicatis *Linn.* Rubeola anguſtiore folio *Tourn.* Rubia anguſtifolia ſpicata *C. B.* Pſeudorubia ſpicata anguſtifolia ſpicata *Moriſ.* Engl. narrow-leaved Petty-Madder. Es wächſt in den mittägigen Gegenden von Frankreich und Italien wild. Seine Stängel ſtehen aufrecht, ſind viereckig, rauh, gegliedert, an den Gelenken mit gegen einander über ſtehenden Zweigen, und werden ungefähr 1 Fuß hoch. Die Blätter ſind gleich breit, rauh, den Stängel an jedem Gelenke gemeiniglich zu 6 und 6 umgebend. Die kleinen, weißen Blumen kommen an dem Gipfel, und den Seiten der Zweige, in dichten Aehren zum Vorſchein.

2. **Breitblätteriges Kreuzkraut, deſſen Blumen Aehren bilden, und deſſen Blätter lanzettförmig ſind, und zu vier ſtehen;** Crucianella latifolia, procumbens, foliis quaternis lanceolatis, floribus ſpicatis *Linn.* Rubeola latiore folio *Tourn.* Rubia ſpicata *Imperati*, Rubia ſpicata cretica *Cluſ.* Pſeudorubia latifolia ſpicata *Moriſ.* Engl. broadleaved Petty-Madder. Dieſe Art wächſt in Creta, und bey Montpellier wild. Aus der faſerigen Wurzel treiben viele dünne, viereckige, einiger Maßen rauhe, knotige, gemeiniglich auf der Erde liegende Stängel. Aus den Knoten von unten bis oben kommen viele Zweige, und um dieſelben ſitzen vier kurze, lanzettförmige, aſchfarbige und rauh anzufühlende Blätter. Die Aeſte endigen ſich mit einer langen Blumenähre, welche wegen des Standes der Blumen ſelbſt viereckig iſt. Das Blumenblatt iſt ganz klein und weißlich.

3. **Ausgebreitetes weitſchweifiges Kreuzkraut, deſſen Blätter zu ſechs, und deſſen Blumen ohne eine beſtimmte Ordnung ſtehen;** Crucianella patula, diffuſa, foliis ſenis, floribus ſparſis *Linn.* Engliſch, ſpaniſh Petty Madder. Es iſt in Spanien zu

Hauſe. Die Stängel ſind mit zahlreichen, dünnen Zweigen verſehen, welche ſich weitſchweifig umher ausbreiten. Die Blätter ſtehen querförmig um die Stängel, gemeiniglich zu ſechs und ſechs. Die Blumen, zerſtreut, an den Seiten der Zweige klein, von geringem Anſehen.

Der Same dieſer jetzt beſchriebenen drey Sommergewächſe muß im Herbſte, ſo bald er reif iſt, oder im Frühlinge, in das freye Land, in gemeine, doch gehörig fein gemachte Gartenerde geſäet; und die jungen Pflanzen ſo, daß nur die ſtärkſten auf 1 Fuß weit von einander ſtehen bleiben, verdünnet, und den ganzen Sommer über von Unkraut rein gehalten werden. Auch iſt es ihnen ſehr vortheilhaft, wenn ſie bey trockner Witterung fleißig begoſſen werden. Im Juni oder Juli pflegen ſie zu blühen, und der Same pflegt im Anfange des Herbſtes reif zu werden. Wenn man denſelben von ſelbſt ausfallen läſſet, ſo erzeugen ſich aus ihm, ohne weitere Bemühung jedes Mal Pflanzen genug für das folgende Jahr.

4. Geſtrecktes und halbſtaudiges Seekreuzkraut, deſſen Blätter ſich in ſteife Spitzen endigen, und zu vier, und deſſen Blumen einander gerade gegen über ſtehen, und in fünf Abſchnitre zerſpalten ſind; Crucianella maritima, procumbens ſuffruticoſa, foliis quaternis mucronatis, floribus oppoſitis quinquefidis *Linn.* Rubeola maritima *Tourn.* Rubia marina Narbonenſium *Pen. Lobel. Dodon, Cluſ. Theod.* & *C. B.* Erythrodanum marinum *Dalch.* Crucianella erecta, foliis quaternis, corolla ad ſolem connivente *Sauvag.* Engl. maritime Petty-Madder. Man findet es in Creta, und Montpellier. Die viereckigen, eine Spanne, oder auch 1 F. langen, feſten, holzigen Stängel entſpringen aus einer ſtarken, holzigen, röthlichen Wurzel. Stängel und Zweige ſind knotig; und um die

Kno-

Knoten ſitzen vier ſteifgeſpitzte, ſpröde, weißliche, lanzettförmige Blätter. Die Blumenähre beſteht aus vielen, einander gegenüber geſtellten, und mit eyförmigen Deckblättern beſetzten, ſchmutziggelben, mit ſchwarzen Narben erſcheinenden Blumen, welche ſich den Tag über ſchließen, gegen die Nacht aber öffnen, und einen angenehmen Geruch von ſich geben. Das Blumenblatt hat fünf Einſchnitte, auch zählt man fünf ſchwarze Staubbeutel.

5. Geſtrecktes languedockiſches Kreuzkraut, deſſen Blumen Aehren bilden, und deſſen Blätter ſpitzig, diejenigen an den Zweigen gleichbreit, die Stammblätter aber eyrund ſind, und zu vier ſtehen, Crucianella monſpeliaca, procumbens, foliis acutis, caulinis, quaternis ovatis, rameis, linearibus, floribus ſpicatis *Linn.* Rubeola ſupina, ſpica longiſſima *Tourn.* Rubia ſpicata repens *Magnol.* Crucianella repens, foliis ſenis, ſpicis longis *Sauvag.* Engl. Petty-Madder of Montpelier. Es wächſt um Montpellier und in Paläſtina. Die Stängel ſind weitſchweifig, mäßig dick, geſtreckt, mit wechſelsweiſe ſtehenden Seitenzweigen. Die Stängelblätter ſind eyrund, ſpröde, ſpitzig, und umgeben die Stängel an den Gelenken je 4 und 4 ſternförmig. Die Zweigeblätter ſind ſtrichförmig, und umgeben die Zweige an den Gelenken, zu fünf, oder ſechs, ſternförmig. Die Blumenähren ſind wie bey der ſchmahlblätterigen Art, und ſtehen am Gipfel des Stammes und der Zweige.

Der Same dieſer zwey perennirenden Arten muß im Frühlinge in fein gemachte, und von Wurzeln und Unkraute gereinigte Erde, und zwar ſogleich auf die für die Pflanzen beſtimmte Stelle geſäet, und etwa $\frac{1}{4}$ Z. tief mit Erde überſichtet, und die jungen Pflanzen gehörig verdünnet, von Unkraute rein gehalten, bey trockner Witterung fleißig begoſſen, und ihre Stängel, wenn ſie in die Höhe zu gehen anfangen,

an bey geſetzte Stäbe aufgebunden werden, weil ſie ſonſt an der Erde liegen, wodurch ihre Schönheit ſehr vermindert wird. Sie können auch durch Zertheilung vermehrt werden, wozu der Herbſt die beßte Zeit iſt, ob es gleich auch ganz gut noch im Winter und im Anfange des Frühlinges geſchehen kann. Wenn ſie eingepflanzt ſind, müſſen ſie begoſſen, und beſchattet, und, ſo oft es hernach nöthig iſt, abermal begoſſen, und vom Unkraute rein gehalten werden. Wenn man ihnen einen leichten, trocknen, warmen Boden, und eine gut gedeckte Lage giebt, ſo kann man ſich ihres guten Wachsthumes und ihrer Schönheit um ſo gewiſſer verſichert halten.

6. **Aegyptiſches Kreuzkraut**, deſſen Blätter ziemlich gleichbreit, und zu vier, und deſſen Blumen beynahe in Aehren beyſammen ſtehen, und fünf Mal geſpalten ſind; Crucianella aegyptiaca, foliis quaternis ſublinearibus, floribus ſubſpicatis quinquefidis *Linn.* Aegypten iſt ſein Vaterland. Seine Wurzel iſt jährig. Die Stängel ſind gar nicht holzig, ungefähr 1 Zoll hoch, bis auf die Wurzel weitſchweifig, und haben abſtehende Aeſte. Die Blätter ſind an den Seiten umgerollt, und auf der obern Fläche, und am Rande rauh; die unterſten eyrund, die untern lanzettförmig, die übrigen gleichbreit. Die lockern Blumenähren ſtehen einzeln an dem Gipfel des Stammes. Die Deckblätter ſind lanzettförmig, und haben keine Rückenſchärfe. Die Blumen ſind klein, länger als die Deckblätter, gelbweißlich, und, wie bey der vierten Art, mit Grannen verſehen.

Das **borſtige Kreuzkraut**, Crucianella hiſpida, foliis lanceolatis hirſutis oppoſitis, floribus umbellatis terminalibus, iſt Millers 4te Art. Sie hat viereckige rauhe, ſtachelige Stängel, die unterwärts hängen, und mit lanzettförmigen, haarigen, und gegen einander über ſtehenden Blättern beſetzt ſind. Die

Blu-

Blumen kommen an dem Gipfel des Stammes und der Zweige in Dolden zum Vorſchein; ſie ſind blau, und oben in vier Theile zerſchnitten. Wenn ſie abfallen, folgen gedrehete, mit einander verbundene Kapſeln darauf, in deren jeder ein länglicher Same ſteckt.

Das amerikaniſche Kreuzkraut, Crucianella americana, foliis lineari-lanceolatis hirſutis oppoſitis, caule erecto villoſo, floribus ſolitariis alaribus, iſt **Miller's** fünfte Art; ſie macht einen ſtaudenartigen, äſtigen, beynahe drey Fuß hohen Stängel, der mit ſchmahlen, lanzettförmigen Blättern beſetzt iſt, die mit ſtechenden Haaren bedeckt ſind. Die Blumen kommen einzeln auf jeder Seite des Stängels aus den Flügeln der Blätter hervor; ſie ſind blasblau, und hinterlaſſen eine gedrehete Frucht, wie der vorhergehenden ihre.

Dieſe beyden Arten wachſen zu Vera Krux in Neuſpanien wild, und von daher hatte Dr. Houſton an **Miller'n** Samen davon geſchickt. Die Pflanzen kamen in dem Garten zu Chelſea im Sommer ſehr gut fort; im Herbſte aber verdarben ſie, ehe noch ihr Samen reif geworden war.

2. **Kreuzkraut, Kreuzpflanzen, Kreuzwurzel,** Senecio *Linn. Tourn. Dillen.* Carderina *Caeſalp.* Fr. Seneſſon, Engl. Groundſel, iſt eine Gattung Pflanzen, welche die Schriftſteller nicht auf einerley Art beſtimmen. Linné hat das St. Jakobskraut damit vereinigt, und verſchiedene Pflanzen verbunden, bey welchen die zuſammengeſetzten Blümchen entweder einander ähnlich, oder am Rande anders geſtaltet ſind. Nach dem Linneiſchen Syſtem, gehört ſie in die 2te Ordnung der 19ten Klaſſe (Syngeneſia polygamia ſuperflua) nämlich: unter die zuſammen geſetzten Pflanzen mit verwachſenen Staubbeuteln, fruchtbaren Zwittern und fruchtbaren Weibchen. Der kegelförmige

ge, oben gleichſam abgeſtutzte Kelch umgiebt viele ein-blätterige Blümchen, und beſteht aus vielen, gleich-langen, dicht neben einander geſtellten, an der Spitze gleichſam abgeſtorbenen oder angebrannten (brandigen) Schuppen, weshalb Planer dieſe Gattung auch Brandſpitze genannt hat. Dieſe Kelchſchuppen ſind äuſſerlich und unterwärts mit einigen andern, aber kürzern umgeben. Die Blümchen ſind bei einigen Arten röhrenförmig, fünffach ausgezackt und Zwitter; ſie haben nämlich fünf kurze Staubfäden, einen ver-wachſenen walzenförmigen Staubbeutel, und einen Fruchtkeim, deſſen Griffel ſich mit zwey auswärts gebogenen Staubwegen endigt. Bey einigen, oder vielmehr den meiſten Arten, ſitzen am Rande bald kleine, bald größere, zungenförmige, weibliche Blüm-chen, welche in Anſehung des Fruchtkeimes, des Grif-fels, und des Staubweges mit den übrigen überein kommen. Nach allen folgt ein kleiner, eyförmiger Same, welcher mit einer Haarkrone beſetzt iſt. Alle dieſe ſitzen auf dem nackenden Blumenbette, und ſind von dem Kelche umſchloſſen. Linné hat 41 Arten; die letzte, und die 7 erſten haben keinen Strahl an der Krone, die 9 folgenden einen umgerollten Strahl die 11 darauf folgenden einen offen ſtehenden Strahl, und Blätter, welche in Querſtücke zertheilt ſind, und die übrigen einen offen ſtehenden Strahl und unzer-theilte Blätter. In Luſtgärten finden nur Nro. 1. 19, 20, 22, 23, 26, 28, 29, 30, 32 und 33, als ſehr artige, einjährige und perennirende Arten, ihre Stelle; die wichtigſten derſelben ſind ſo zärtlich, daß ſie theils in Gewächs- theils in Glashäuſern un-terhalten werden müſſen.

1. Habichtskrautblätteriges Kreuzkraut, mit zerſchliſſenen Blättern, welche den aufrechten und krautartigen Stängel umfaſſen; Senecio hieracifolius, corollis nudis, foliis amplexicaulibus laceris,

caule

caule herbaceo erecto *Linn.* Senecio africanus altiſſimus, blattariae vel hieracii folio, ſ. Senecio africanus maximus, folio dipſaci laciniato *Herm.* Senecio americanus altiſſimus, blattariae ſ. hieracii foliis *Pluken.* Senecio americanus altiſſimus, maximo folio *Tourn.* Engl. American annual Grounſel. Dieſes Sommergewächs iſt in Nordamerika und in Afrika zu Hauſe. Der Stängel iſt 1½ Fuß lang, dick, ſteif, und weniger riſpenförmig, als bey den andern Arten. Die am Stamme ſitzenden Blätter ſind lanzettförmig, etwas ſägezähnig, und herab gebeugt; die an den Zweigen ſitzen, ſind ganz unverletzt. Die Scheibe der Krone iſt eyrund, und beſteht aus blaſſen Blümchen mit gelben Griffeln; der Strahl iſt gar kurz und weiß.

Da die Blumen dieſes Sommergewächſes nur einen kurzen, oder vielmehr gar keinen Strahl haben, der eine ſo große Zierde der Arten dieſer Gattung iſt, ſo iſt es der Unterhaltung in Luſtgärten kaum einmal werth.

2. **Sineſiſches, oder ſparriges Kreuzkraut, deſſen Blätter lanzettförmg, gezahnt und rauh, und deren blumentragende Zweige auseinander geſperrt ſind;** Senecio divaricatus, foliis lanceolatis dentatis ſerratis ſcabris, ramulis floriferis divaricatis *Linn.* Senecio amboinicus *Rumph.* Sina iſt ſein Vaterland. Der Stängel iſt aufrecht, eckig, dünn, 1½ F. hoch, mit lanzettförmigen, geſtielten, ſägezähnigen, kratzend filzigen Blättern wechſelweiſe beſetzt, die weit von einander abſtehen. Aus ihren Winkeln entſpringen nur Keime zu Zweigen, ganz oben aber kommen einige Zweiglein mit Blumen hervor, die an der Baſis ſehr auseinander geſperrt ſind. Die wenigen geſtielten Blumen haben an ihren Kelchen unten einige lockere pfriemförmige Schuppen.

3. Pfirſichigblätteriges Kreuzkraut, deſſen Blätter lanzettförmig ſind, und auſſer einigen Zähnen an der Grundfläche einen ganz glatten Rand haben; Senecio perſicifolius, foliis lanceolatis integerrimis baſi dentatis *Linn.* Es kommt, wie das folgende, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel iſt einfach, etwas zottig. Die Blätter ſind lanzettförmig, zugeſpitzt, unterwärts filzig, ungeſtielt, an der Baſis an jeder Seite mit einem oder zwey, kaum ſichtbaren Zähnchen bezeichnet. Die Blumen ſtehen in einer Krone beyſammen am Gipfel.

4. Ruthenförmiges Kreuzkraut, deſſen Blätter leyerförmig und auf ihrer untern Fläche filzig, und deren Blumenſtiele mit pfriemförmigen Schuppen beſetzt ſind, und nur eine Blume tragen; Senecio virgatus, foliis lyratis, ſubtus tomentoſis, pedunculis, unifloris, ſquamis ſubulatis *Linn.* Carduo-Cirſium maximum profunde laciniatum in foliorum ambitu ſpicis mollibus hirtum *Pluken.* Es iſt ziemlich ſtaudenartig. Die Aeſte ſind filzig; die Blätter geſtielt, leyerförmig, unterwärts mit weißer Wolle überzogen. Die Blumen haben nackende Kronen, und ſitzen einzeln am Gipfel der Aeſte, auf langen, glatten, geraden Stielen, die mit pfriemförmigen Blättchen wechſelsweiſe beſetzt ſind.

5. Purpurrothes Kreuzkraut, deſſen Blätter leyerförmig, und mit weit auseinander ſtehenden Borſten beſetzt, die obern aber lanzettförmig und gezahnt ſind; Senecio purpureus, foliis lyratis, hirtis, ſuperioribus lanceolatis dentatis *Linn.* Senecio viſcoſus aethiopicus, flore purpureo *Breyn.* Aethiopien iſt ſein Vaterland. Der geſtreifte und mit wenigen Haaren beſetzte Stängel wird ungefähr ein Fuß hoch, und verbreitet ſich oben in einige Zweige. Die wechſelsweiſe geſtellten, platt aufſitzenden Blätter ſind läng-

länglich, ſtumpf, leyerförmig, eingekerbt, rauch und kleberig, die oberſten aber faſt lanzettförmig, und nur ausgezackt. Die Blumenbüſchel ſitzen an dem Ende der Zweige. Die Blümchen ſind röhrenförmig, und purpurfarbig. Die Randblümchen fehlen ganz.

6. After-China-Kreuzkraut, unächte Chinawurzel, mit nackenden Blumenkronen, und ſehr langem nackendem Sch fe; Senecio Pſeudochina, ſcapo ſubnudo longiſſimo *Linn.* Senecio aſiaticus, Jacobaeae folio, radice lignoſa, China officinarum dicta nobis *Comell.* Senecio maderaſpadanus, rapi folio, floribus maximis, cuius radix a nonnullis China dicitur *Dillen.* Senecio ſinenſis, folio dentis leonis, flore aureo, radice craſſa nodoſa, quae China officinarum *Swalve.* Es wächſt in Oſtindien und Sina wild. Die Wurzel iſt holzig, dicht und knotig, und dauert meh ere Jahre. Die Blumen ſind ſehr groß und goldgelb Die Wurzel hat verdünnende und auflöſende Kräfte, kommt aber doch der ächten Chinawurzel, mit welcher ſie vormals verwechſelt wurde, nicht gleich.

7. Gemeines Kreuzkraut, deſſen Blätter gefiedert-ausgehöhlt ſind, und den Stängel umfaſſen, und deſſen Blumen ohne beſtimmte Ordnung ſtehen; Baldgreiß, Berufkraut, Goldkraut, Grimmkraut, Grindkraut, Grindwurzel, gemeine Kreuzwurzel, Ohmkraut, Sauwurzel, Speykraut, Vogelkraut, Würgekraut; Senecio vulgaris, foliis pinnato ſinuatis amplexicaulibus, floribus ſparſis *Linn.* Carduncellus; Erigeron, Erigerum *Dioſc. & Plin.* Erigeron minus ſ. ſecundum *Dod.* Senecio minor *C. Durante.* Senecio minor vulgaris *C. B.* Senecio primus *Theod.* Senecio vulgaris & primus *Trag.* Senecio vulgaris ſ. Erigeron *J. B.* Senecio maior vulgaris *Ponted.* Dieſe in ganz Europa auf den Fel-

dern, in Weinbergen, und Gärten, in ſandigen, und an der Sonne liegenden Oertern wild wachſende Pflanze, iſt zwar nur jährig, aber ſie pflanzt ſich durch den Samen beſtändig von ſelbſt fort, und blüht zu allen Jahrszeiten ſelbſt im Winter. Die kleine, faſerige Wurzel treibt einen oder mehrere Stängel, ungefähr 1 F. hoch; ſie ſind rundlich, geſtreift, zuweilen röthlich, hin und wieder rauch, und in Zweige abgetheilt. Die wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſitzen platt auf, ſind länglich, in verſchiedene Einſchnitte, nach Art der federartigen, zerſchnitten, ausgezackt, und dunkelgrün. Die Aeſte endigen ſich mit Blumenbüſcheln. Die Blümchen ſind alle gelb, röhrenförmig, und Zwitter. Die zungenförmigen fehlen gänzlich. Jedes Blümchen hinterläßt einen eyrunden Samen mit einer einfachen langen Haarkrone.

Ungeachtet die Pflanze keinen merklichen Geruch, und nur einen etwas ſalzigen und kohlartigen oder grasähnlichen Geſchmack hat, ſo iſt ſie doch von je her unter die Arzeneygewächſe aufgenommen worden. Man hält ſie für kühlend und erweichend, zertheilend und lindernd, und gebraucht ſie innerlich und äuſſerlich. Tournefort (*) verſichert, daß der ausgepreßte Saft davon, zu 2 Unzen genommen, die Würmer im menſchlichen Gedärme tödte, auch in der Krampfkolik diene; und Ray (**) meldet, daß man in England den Pferden, wenn ſie Würmer (Botts) bey ſich haben, dieſen Saft gebe, und ihnen damit helfe. Es ſoll der Saft, mit Bier vermiſcht, oder der Trank aus Kreuzkraut, Honig und Roſen bereitet, ein gelindes Erbrechen erregen; ja, in den Schriften der edinburgiſchen Aerzte lieſet man, daß das zerquetſchte Kraut, äuſſerlich auf den Magen gelegt, Brechen errege, und die

(*) Plant. de Paris, Tom. 2) pag. 105.

(**) *Raji* hiſt. plant. Tom. 1. pag. 290.

die Fieber vertreibe. Es dient zum Gurgelwaſſer bey Entzündung des Halſes, und kann als ein Breyumſchlag in Milch gekocht, oder in Butter gebraten, bey Stockung der Milch, in den Brüſten, bey der blinden goldenen Ader, auch zur Beförderung des Eiters in Beulen und Wunden gebraucht werden. Dem ungeachtet wird die Pflanze jezt nicht mehr, oder doch nur ſelten gebraucht, und ſo lange man kräftigere Mittel hat, werden nicht leicht Verſuche mit ſchwächern vorgenommen.

Man pflegt das blühende Kraut den Canarienvögeln in die Bauer zu ſtecken, und es iſt dieſes eine gute Arzeney für dieſelben, indem ſie davon laxiren, nur muß es nicht oft geſchehen. Es iſt nicht nur dieſen Vögeln, ſondern auch Finken und Sperlingen, ein Leckerbiſſen. Die Schafe rühren es nicht an; die Bienen aber gehen demſelben ſehr nach.

8. **Dreyblumiges Kreuzkraut**, deſſen Blätter feſt aufſitzen, und ausgehöhlt, und deſſen Blumenkelche kegelförmig ſind, und an den kleinſten Schuppen keine verbrannte Spitze haben; Senecio trilobus, foliis ſeſſilibus ſinuatis, calycibus conicis, ſquamis minimis intactis *Linn.* Senecio foliis ſinuatis petiolatis, pedunculis folio longioribus, florum radiis diſco brevioribus *Royen.* Iacobaea aegyptiaca, ſenecionis folio, ſemifloſculis vix conſpicuis. *Vaill.* Es kommt, wie die folgende Art, aus Aegypten, und beyde ſind ein Sommergewächs. Die Blätter, welche auf eigenen Stielen ſitzen, ſind kürzer, als die Blumenſtiele, und in ungleiche und aufrechte Querſtücke zertheilt.

9. **Aegyptiſches Kreuzkraut**, mit ausgehöh'ten Blättern, welche den Stängel umfaſſen, und Blumenkelchen, an welchen die kürzern Schuppen unzertheilt, und gleichſam angebrannt ſind; Senecio aegyptius, foliis amplexicaulibus ſinuatis, ſquamis caly-

calycinis brevioribus integris ſphacelatis *Linn.* Jacobaea aegyptiaca, ſenecionis folio, flore minore *Vaill.* Es hat mit dem vorhergehenden dreyblumigen Vaterland und Dauer gemein, aber eine kleinere Blume.

10. Schwarzblaues Kreuzkraut, mit lanzettförmigen und gezahnten Blättern, welche den Stängel umfaſſen, und ſehr kurzen unangebrannten Schuppen an dem Blumenkelche; Senecio lividus, foliis amplexicaulibus lanceolatis dentatis, ſquamis calycinis breviſſimis intactis *Linn.* Senecio foliis ſinuatis, baſi latioribus amplexicaulibus, floribus corymboſis radiis diſco brevioribus *Royen.* Es iſt, wie das folgende in Spanien zu Hauſe, und beyde ſind jährig.

11. Dreylappiges Kreuzkraut, mit Blättern, welche den Stängel umfaſſen, und mit Blumenkelchen, an welchen die Schuppen angebrannt, und zerſchliſſen ſind; Senecio trilobus, foliis amplexicaulibus, ſquamis calycinis ſphacelatis laceris *Linn.* Senecio folio non laciniato *C. & J. B.* Jacobaea hiſpanica minus laciniata petalis breviſſimis *Vaill.* Seine Blätter ſind weniger zerſchnitten, als bey dem vorhergehenden, und die Blümchen an dem Rande der Blume haben eine ſehr kurze Krone.

12. Kleberiges Kreuzkraut, deſſen Blätter kleberig, und in Querſtücke zertheilt, und deſſen Schuppen an dem Blumenkelche ſo lang, als der Blumenkelch, ſind, und locker aufliegen; Senecio viſcoſus, foliis pinnatifidis viſcidis, ſquamis calycinis laxis longitudine perianthii *Linn.* Cotula forte Conyza foetida, pinguis tactu *Geſn.* Jacobaea pannonica prima, ſ. mollior *Cluſ.* Erigeron foetidum ſ. maius *Thal.* Erigeron maius ſ. primum *Dodon.* Erigeron tomeotoſum alterum *Lobel.* Senecio foeditus *Dalechamp.* Senecio incanus pinguis *C. B.* Senecio foliis pin-

pinnatifidis ſeſſilibus, laciniis anguloſis, ſuperioribus latioribus, florum radiis diſco brevioribus *Royen.* Senecio foliis pinnatis viſcidis, pinnis ſemipinnatis anguloſis, calycibus hirſutis *Hall.* Senecio hirſutus viſcidus graveolens *Dillen.* Jacobaea incana viſcoſa annua, ſenecionis folio *Vaill.* Es wächſt allenthalben in Europa, in Dörfern, Städten, in ausgerotteten Wäldern, vornämlich wo Kohlen gebrannt werden, und heißt im Niederſächſiſchen Fetkutje. Es iſt ein Sommergewächs, und auf ſeiner ganzen Oberfläche mit fetten Haaren bekleidet. Der Stängel iſt blatt- und blumenreich, zertheilt ſich in Zweige, und wird an 4 Fuß hoch. Die Blätter ſitzen auf eigenen Stielen, und die Blumen in Dolden beyſammen. Die Blumen ſind groß, und haben eine gelbe Krone und einen ſehr zottigen Kelch.

13. **Waldkreuzkraut, mit fein gezackten in Querſtücke zertheilten Blättern, und einem aufrechten Stängel, der ſich in flache Sträuße endigt;** Senecio ſylvaticus, foliis pinnatifidis denticulatis, caule corymboſo erecto *Linn.* Senecio altera vel montana *Theod.* Senecium montanum *Tabern.* Senecio minor latiore folio, ſ. montanus *C. B.* & *Dillen.* Jacobaea ſenecionis folio incano perennis *Raj.* Senecio foliis pinnatifidis denticulatis, florum radiis revolutis linearibus *Dalibard.* Senecio foliis pinnatis, pinnis alterne majoribus ſemipinnatis anguloſis, calycibus laevibus, radiis breviſſimis revolutis *Hall.* Senecio montanus mollior, pallido paruo flore *Barrel.* Jacobaea pumila gallica *Bocc.* Es wächſt in dem nördlichen Europa, auch in Schwaben, und in der Schweiz, in abgetriebenen Wäldern. Es iſt der vorhergehenden Art ziemlich ähnlich, und beyde ſind, wenn ſie auf trocknen Anhöhen oder auch auf Dächern wachſen, gleichſam mit einem gelblichen Mehle beſtreuet. Das kleberige aber iſt kleiner, und das Waldkreuzkraut höher;

her; jenes iſt überall mit kleberigen Haaren beſetzt, dieſes aber nicht; jenes hat an der Seite des Stängels Blumenſtiele mit zwey oder drey Blumen, dieſes aber einen Blumenſtrauß; bey dieſem ſind die untern Kelchſchuppen klein, und ſtehen dicht bey einander. Die Blätter ſind der Länge nach gleichfalls eingeſchnitten, und die Randblümchen, welche niemals fehlen, rückwärts gebogen.

14. Pyrenäiſches Kreuzkraut, mit zottigem Stängel, und zottigen ausgehöhlten und ſtumpfen Blättern, welche auf eigenen Stielen ſtehen; Senecio nebrodenſis, foliis lyratis ſinuatis obtuſis petiolatis, caule hirſuto *Linn.* Jacobaea nebrodenſis altera oblongo folio latiori minus incuruo lacerato *Raj.* Jacobaea montana, ſenecionis pallido paruo flore *Barrel.* Es wächſt in Sicilien, Spanien, und auf den pyrenäiſchen Gebirgen wild, und hat mit dem unter Nro. 7. beſchriebenen gemeinen, Dauer und Stellung gemein, ſeine Blätter aber ſind größer, mehr ſtumpf, und ausgeſchweift, und ihre Querſtücke am Rande ohne Einſchnitte. Der Stängel iſt nicht ſo zertheilt, aber ſehr zottig. Die Blumenſtiele ſtehen einzeln und ſind kleberig; die Blumen ſind ſo groß, als bey der Jakobspflanze, (ſ. unten, Nro. 25,) aber der Strahl der Krone iſt nicht ſo ſtark umgerollt, und die Spitze an den Schuppen des Kelches nicht angebrannt.

15. Meergrünes Kreuzkraut, deſſen Blätter den Stängel umfaſſen, lanzettförmig, ſtumpf und gezahnt ſind, und einen ganz glatten Rand haben; Senecio glaucus, foliis amplexicaulibus lanceolatis obtuſis dentatis integerrimis *Linn.* Jacobaea aegyptia, annua, coronopi folio glauco *Vaill. Boerh.* Die Pflanze kommt aus Aegypten, und iſt mit aſchgrauen, faſt unmerklichen Haaren bekleidet.

16. Blut-

16. Blutrothes oder warziges Kreuzkraut, deſſen Blätter auf eigenen Stielen ſitzen, und eyrund, gezahnt, und mit kleinen Blattern und Krampfadergeſchwulſten beſetzt ſind; Senecio varicoſus foliis ovatis petiolatis dentatis puſtulato-varicoſus *Linn.* Es hat mit dem vorhergehenden Dauer und Vaterland gemein, und Blätter, welche mit verhärteten Fleiſchpunkten verſehen, und auf ihrer untern Fläche bluthroth ſind.

17. Hirſchzungenblätteriges oder ſpießförmiges Kreuzkraut, mit gefiedert ausgehöhlten Blättern, die mit ihren Stielen den Stängel umfaſſen und dreymal kürzer, als der Blumenſtiel, ſind; Senecio haſtatus, petiolis amplexicaulibus, pedunculis folio triplo longioribus, foliis pinnato-ſinuatis *Linn.* Jacobaea afra perennis viſcoſa lutea, aſplenii foliis *Vaill.* & *Dillen.* Afrika iſt ſein Vaterland. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Seine Oberfläche iſt kleberig. Die Blumen ſind gelb.

18. Haariges Kreuzkraut, mit ganz einfachen Stängeln, zu deren Seiten die Blumen feſt aufſitzen, und mit Blättern, welche in Querſtücke zertheilt ſind, und wovon die unterſten wollichte Stiele haben; Senecio pubigerus, petiolis radicalibus lanatis, foliis pinnatifidis, caulibus ſimpliciſſimis, floribus lateralibus ſeſſilibus *Linn.* Jacobaea ſpicata monomotapenſis *Breyn* & *Moriſ.* Es iſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hauſe. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter ſtehen an der Wurzel, und ſind glatt, ſtumpf ſchrotſägezähnig, an den Stielen wollicht; die Stängel ganz einfach, 1 Fuß lang, mit drey bis vier ganz kleinen Blättchen bekleidet. Die Blumen kommen ſeitwärts hervor, und haben keine Stiele; ihr Strahl iſt violett.

19. Schönes rothblühendes Kreuzkraut, deſſen Blätter ſehr weit von dem Stamme abſtehen, und in Querſtücke zertheilt, gleich groß, an ihrem Rande verdickt, und zurück gekrümmt ſind; Senecio elegans, corollis radiantibus, foliis pinnatifidis aequalibus patentiſſimis margine incraſſato recurvato *Linn.* Aſter africanus annuus Senecionis foliis *Commel.* Jacobaea orientalis; Jacobaea africana laciniata anguſtifolia, flore purpureo *Tourn.* Jacobaea capenſis, flore purpureo, Senecionis folio dentato *Sebae.* Die Gärtner nennen es gemeiniglich Jakobsblume, und Jakobskraut, welches aber mit dem Jakobskreuzkraute, Senecio Jacobaea *Linn.* ſ. unten Nro. 25, nicht zu verwechſeln iſt. Es wächſt in Aethiopien, von dannen die Samen zu uns gebracht ſind, und die Pflanze häufig in den Gärten erzogen worden iſt. Die faſerige, jährige Wurzel treibt einen äſtigen, ungefähr zwey Fuß hohen, ſteifen, röthlichen, haarigen Stängel. Die wechſelsweiſe geſtellten, platt anſitzenden Blätter ſind der Länge nach, wie die federartigen, tief und weit eingeſchnitten, ſaftig und hellgrün. Die Zweige endigen ſich mit Blumenbüſcheln. Die Blumen haben große, lange, ſchön purpurfarbige, gerade aufwärts ſtehende Randblümchen. Die Blumen kommen im Sommer, bis ſpät in dem Herbſte zum Vorſchein. Der Same wird meiſtentheils reif, zumal, wenn man einen Stock im Topfe hält, und dieſen im Herbſte vor den Nachtfröſten bewahrt. Die Pflanze dauert nur einen Sommer, und ſelten hat man dergleichen den Winter über erhalten können, obgleich ſolche in dem Glashauſe aufbewahret worden iſt.

20. Häßliches oder ſchmutziges Kreuzkraut, deſſen Blätter in gleichbreite Querſtücke zertheilt ſind, welche in einiger Entfernung von einander ſtehen, und deren Blumenkronen länger, als der Blu-

Blumenkelch, und unzertheilt ſind Senecio ſqualidus, corollis radiantibus calyce longioribus integris, foliis pinnatifidis, laciniis linearibus diſtantibus *Linn.* Es wächſt im ſüdlichen Europa. Der Stängel iſt ſchwach, äſtig. Die Blätter ſind lang, geſchlitzt, hellgrün, an der ganzen Pflanze überall ohne eine gewiſſe Ordnung; die Mittelrippe röthlich, die Lappen ſtrichförmig und entfernt ſtehend. Die Blumen, in den Theilungswinkeln der Zweige, auf langen haarigen Stielen, geſtrahlt; die Strahlen länger als der Kelch, ganz, und vortrefflich karmeſinroth; die Scheibe gelb. Blühet im Juli und Aug. Der Same wird im Sept. reif.

Den Samen dieſer ſehr ſchönen Sommerblumenpflanze ſäe man im Frühlinge auf ein temperirtes Miſtbeet; ſorge dafür, daß die Pflanzen, welche ſehr leicht aufgehen, kein freches Wachsthum annehmen; verdünne ſie, wenn ſie zu dicht aufgehen; gewöhne ſie, ſobald die Witterung es verſtattet, an die freye Luft; begieße ſie oft, doch jedesmal nur mäßig; und pflanze ſie, wenn alle Gefahr übler Witterung vorüber iſt, an einem feuchten Tage mit einem Ballen Erde auf warme, gegen die volle Sonne gelegene Rabatten, auf welchen ſie mit mehrerer Gewißheit reifen Samen geben.

21. Rautenblätteriges Kreuzkraut, deſſen Stängel aufrecht, und deſſen Blätter in gezahnte Querſtücke zertheilt, und mit weit auseinander ſtehenden ſteifen Borſten beſetzt ſind; Senecio erucifolius, foliis pinnatifidis dentatis ſubhirtis, caule erecto *Linn.* Jacobaea altera *Dod.* Jacobaea incana altera *C. B.* Jacobaea altiſſima, foliis erucae artemiſiæve ſimilibus & æmulis *Rupp.* Jacobaea artemiſiae folio, radice repente *Vaill.* Jacobaea incana repens *Barrel.* Jacobaea marina *Dod.* & *Dalech.* Man findet es in den temperirten Gegenden

Europens auf Dämmen wild. Es iſt ſehr nahe mit dem Jakobskreuzkraute verwandt, iſt aber härter; ſeine ganze Oberfläche iſt mit einem feinen Filze bekleidet, der aber in Gärten verſchwindet. Der Blumenkelch iſt unten filzig, und die Nebenſchuppen ſind feſt daran angedrückt.

22. Beſtäubtes oder weißgraues Kreuzkraut, mit flachen, rundlichen Blumenſträußen, und ſtumpfen Blättern, welche auf beyden Flächen filzig und beynahe gefiedert ſind; Senecio incanus, corollis radiantibus, foliis utrinque tomentoſis ſubpinnatis obtuſis, corymbo ſubrotundo *Linn.* Abſinthium tertium alpinum vmbelliferum *Pen.* Abſinthium alpinum umbelliferum tenuifolium & minus *C. B.* Chryſanthemum alpinum incanum foliis laciniatis; alpinum Judenbergenſe, Jacobaeae foliis *Cluſ.* Jacobaea albina abſinthii folio humilior *Tourn.* Jacobaea alpina incana minor *Barrel* & *Boccon.* Jacobaea pumila *Pluken.* Senecio tomentoſus, foliis pinnatis, pinnis ſubrotundis, umbella globoſa *Hall.* Engl. hoary alpine Ragwort. Es wächſt auf den ſchweizeriſchen, öſtreichiſchen und pyrenäiſchen Alpen, und bey Montpellier wild, und iſt, wegen ſeines niedrigen Wuchſes und filzigweißen Anſehens, unter allen Arten dieſer Gattung eine der artigſten; ſie iſt nämlich ganz mit einem weißen Filze bekleidet. Die Wurzel iſt lang und holzig, mit langen Zaſern. Der Stängel iſt ungefähr einen Finger lang, feſt, blattreich, und in Zweige zertheilt. Die Blätter ſitzen auf eigenen Stielen, und gleichen den Blättern der clavenniſchen Achillenpflanze oder der Strandothonna, nur ſind ſie klein. Die Blumen ſtehen an dem Gipfel des Stängels oder Zweiges in Dolden beyſammen; der Kelch derſelben iſt dicht mit weißer Wolle bekleidet, und nach oben zu breiter, er hat nur eine Reihe Schuppen mit braunem Rande, und keine Neben-

ſchup-

ſchuppen; die Blumen haben an dem Strahle nur 2 oder 3 gelbe, in der Mitte auch wenige, aber groſſe, und bräunliche Blümchen. Die Samen haben eine ſehr lange Krone.

23. Stabwurzblätteriges Kreuzkraut, mit flachen Blumenſträußen, und nackenden Blättern, welche gefiedert, oder in viele gleichbreite und ſpitzige Abſchnitte zerſpalten ſind; Senecio abrotanifolius, corollis radiantibus, foliis pinnato-multifidis lineatibus nudis accutis, pedunculis ſubbifloris *Linn.* Chryſanthemum alpinum, foliis abrotani multifidis *C. B. Cluſ.* Achillea montana artemiſiae tenuifoliae facie *Lobel.* Jacobaea alpina foliis ferulaceis *Vaill.* Jacobaea foliis ferulaceis, flore minore *Boerh.* Ageratum ferulaceum *Munting.* Solidago foliis vaginoſis, pinnatis, pinnis perangustis acutis ſimplicibus & bifidis *Hall.* Man findet es auf den ſteyeriſchen, kärnthiſchen und pyrenäiſchen Gebirgen wild. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter gleichen den Blättern der Stabwurz; die Wurzelblätter ſind doppelt federartig zerſchnitten, die Stammblätter aber nur einfach in Querſtücke zertheilt, nacket und ſpitzig. Die Blumen haben einen ausgebreiteten Strahl, und ſtehen oft doppelt auf 3 bis 4 haarigen Stielen.

Den Samen dieſer ſehr ſchönen Pflanze ſäe man im April in leichte ſandige Erde, verdünne die Pflanzen, begieße ſie fleißig, und pflanze ſie im Herbſte auf die Rabatten, wo ſie dann im folgenden Sommer blühen.

24. Canadiſches Kreuzkraut, deſſen Blätter alle doppelt gefiedert und gleichbreit ſind, und deren Blumenſtiele flache Sträuße bilden; Senecio canadenſis, foliis omnibus bipinnatis linearibus, pedunculis corymboſis *Linn.* Jacobaea chaerophylli foliis mariana *Pluken.* Sein Vaterland iſt Canada.

Der Stängel iſt glatt, und aufrecht. Die Blätter ſind glatt, und die oberſten nur einfach gefiedert. Die Blumenſträuße ſind zuſammengeſetzt, und horizontal gleich; ſie ſtehen an dem Gipfel des Stängels, und der Zweige; die Blumen haben eine gelbe Krone und einen fuchsröthlichen Kelch.

25. Jakobskreuzkraut, mit aufrechtem Stängel und mit gefiedert leyerförmigen Blättern, deren Abſchnitte wieder zerſchnitten ſind; Jakobsblume, Jakobskraut; Senecio Jacobaea, foliis pinnato-lyratis, laciniis lacinulatis, caule erecto *Linn.* ſ. Jakobsblume, im XXVIII. Th. S. 24, fgg.

26. Goldgelbes Kreuzkraut. mit gekerbten Blättern, von welchen die unterſten auf eigenen Stielen ſtehen, und herzförmig, die obern aber in Querſtücke zertheilt und leyerförmig ſind; Senecio aureus, corollis radiantibus, foliis crenatis, infimis cordatis petiolatis, ſuperioribus pinnatifidis lyratis *Linn.* Jacobaea virginiana, foliis imis alliariae glabris, caulescentibus Barbareae *Moriſ.* Jacobaeoides foliis imis alliariae, caulescentibus Jacobaeae *Vaill.* Es kommt ſehr nahe mit der Jakobsblume überein, und wächſt in Virginien und Canada an naſſen und ſchattigen Oertern. Seine Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter ſind gekerbt, die untern herzförmig und geſtielt, gleichen den Blättern des Knoblauchkrautes; die obern geſchlitzt und leyerförmig, und gleichen den Blättern des Barbenkrautes. Die Blumen, an deren obern Theilen der Stängel, einzeln auf langen dünnen Stielen, geſtrahlt, gelb, im Juny und July.

27. Doldenförmiges Kreuzkraut, deſſen Blumenkronen gleichbreit, und deſſen Blätter gefiedert-gezahnt, und fein gezackt ſind, und weit aus einander ſtehende Stücke haben; Senecio umbellatus, corol-

corollis linearibus, foliis pinnato-dentatis denticulatis, laciniis diſtantibus *Linn.* Senecio filifolius *Berg.* Es wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel iſt zwey Fuß hoch. Die Blätter ſind gleich breit federförmig gezähnelt; ihre Abſchnitte ſtehen weit von einander ab, und ſind bandförmig. Die Blumen haben einen purpurrothen Strahl.

28. Leinblätteriges Kreuzkraut, deſſen Stängel krautartig, deſſen Blätter gleichbreit ſind, und einen glatten Rand haben, und deſſen Blumen in flachen etwas geſchuppten Sträußen beyſammen ſtehen; Senecio linifolius, corollis radiantibus, foliis linearibus integerrimis, corymbo ſubſquamato, caule herbaceo *Linn.* Jacobaea Crithmi littorei foliis *Moriſ.* Jacobaea hiſpanica rosmarini folio *Tourn.* Jacobaea linifolia hiſpanica et italica *Bocc.* & *Barrel.* Doria, quae Jacobaea hiſpanica, folio rosmarini *Boerh.* Es wächſt in Spanien, Italien und Rußland. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Der Stängel iſt äſtig, und wird 1½ F. hoch. Die Blumenſtiele ſind mit kleinen ſpitzigen Schuppen beſetzt. Der Blumenkelch iſt, wie bey den übrigen Arten dieſer Gattung, nur iſt die Spitze der Schuppen nicht brandig.

Dieſe Pflanze blüht zu einer Zeit, da die meiſten andern abgeblühet haben, nämlich am Ende des Okt. oder im Nov., und kann vom Herbſte bis zum Frühlinge durch Zertheilung vermehret werden.

29. Sumpfkreuzkraut, deſſen Stängel ſenkrecht und deſſen Blätter ſchwertförmig, und auf ihrer untern Fläche ziemlich rauh ſind, an ihrem Rande aber ſpitzige und ſägenartige Zähne haben; Senecio paludoſus, corollis radiantibus, foliis enſiformibus acute ſerratis ſubtus ſubvilloſis, caule ſtricto *Linn.* Conſolida paluſtris *Theod. Tabern.* Co-

nyza aquatica foliis longis & ſerratis *Geſn.* Conyza aquatica maxima ſerratifolia *Thal.* Conyza paluſtris ſerratifolia *C. B.* Conyza quarta *J. Camer.* Doria, quae Jacobaea foliis integris & mucronatis *Boerh.* Jacobaea foliis longis integris, & mucronatis *Moriſ.* Jacobaea paluſtris altiſſima foliis ſerratis *Tourn.* Lingua cervina maior *Dalech.* Solidago caule ſimplici, corymbo terminali, foliis ſubtus tomentoſis, floſculis femineis ſedecim *Leche.* Virga aurea ſ. Solidagini anguſtifoliae affinis, lingua avis Dalechampii *J. B.* Senecio foliis integris ſerratis *Guett.* Solidago paluſtris altiſſima incana & tomentoſa *Ammann.* Engl. Marſh-Ragwort. Es wächſt in Europa, in Sümpfen, die nahe an der See liegen. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Stängel ſind ſchnurgerade, mehrere, dicht beyſammen, drey Fuß hoch. Die Blätter ſind ſchwertförmig, ſpitz ſägeförmig, auf der Unterfläche faſt zottig. Die Blumen auf den obern Theilen der Stängel, auf langen dünnen Stielen, geſtrahlt, gelb, im Juni und Juli.

Es giebt auch eine Abart: mit ſehr langen, filzigen, ſägeförmigen Blättern, welche mit ihrem weißgrauen Anſehen zwiſchen andern Pflanzen einen ſehr artigen Effekt machen.

30 Hainkreuzkraut, mit äſtigem Stängel, acht Blümchen an dem Blumenſtrahle, und lanzettförmigen, auf ihrer untern Fläche rauhen Blättern, welche an ihrem Ende doppelte ſägenartige Zähne haben: Senecio nemorenſis, corolis radiantibus octonis, foliis lanceolatis biſerratis ſubtus villoſis, caule ramoſo *Linn.* Senecio nemorenſis latiore rigidiore & hirſuto folio *Rupp.* Solidago foliis lanceolatis ſerratis, floribus ad pedunculum minimis *J. Gmel.*, Senecio foliis ovatolanceolatis ſerratis, ſubtus hirſutis, floribus umbellatis

latis *Hall.* Virga aurea, ſ. Solidago ſaracenia latifolia ſerrata *J. B.* Es wächſt in der Schweiz, in Deutſchland, und in Sibirien, in Wäldern. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Der Stängel iſt äſtig. Die mittlern Blätter werden breiter. Die Blumen haben zuſammen geklebte Kelche, und an dieſen unten drey ſchmahle Schuppen, welche halb ſo lang, als die Kelche ſelbſt, ſind; ihre Krone iſt gelb, und hat an ihrem Strahle 5 bis 8 Blümchen.

31. Goldenes Kreuzkraut, deſſen Blumen in flachen Sträußen beyſammen ſtehen, und deſſen Blätter ziemlich an den Zweigen herunter laufen, nacket, lanzettförmig, und fein gezackt ſind, und, wie weiter nach oben, deſto kleiner werden; Senecio Doria, floribus corymboſis, foliis ſubdecurrentibus nudis lanceolatis dendiculatis, ſuperioribus ſenſim minoribus *Linn.* Virga aurea vel Doria *C. B.* Aliſma Monspelienſium ſ. Doria *J. B.* Dorea Narbonenſis quaſi aurea; Dorea ſ. Herba aurea *Pen. Beſler* & *Dalech.* Doria forte Panaces Chironium Narbonenſium *Gesn.* & *Boerh.* Herba Doria *Lob.* & *Caeſalp.* Panax Chironium *Theod.* Virga aurea maior, carnoſis et ſucculentis foliis ad caulem latis *Moriſ.* Jacobaea pratenſis altiſſima, limonii folio *Tourn.* Es wächſt in Oſtindien, Oeſtreich, Montpellier, und in verſchiedenen deutſchen Provinzen, in Wäldern wild. Es iſt nahe mit der ſaraceniſchen Peſtwurzel verwandt. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter ſind auf beyden Seiten glatt, und werden nach oben zu immer kleiner, ſo, daß ſie unter dem Blumenkelche nur borſtenartigen Nebenblättern gleich ſehen. Der Stängel iſt einfach. Die Blumen haben einen Strahl, und ſtehen in einer Krone beyſammen.

32 Saraceniſches Kreuzkraut, mit flachen Blumenſträußen, und lanzettförmigen ziemlich glatten

ten und ſägenartig gezahnten Blättern; Goldruthe, heidniſches Wundkraut, Machtheil; Senecio ſaracenicus, corollis radiantibus, floribus, corymboſis, foliis lanceolatis ſerratis glabriuſculis *Linn.* Virga aurea anguſtifolia ſerrato *C. & J. B.* Solidago ſaracenica *Trag. Dod. Fuchſ. Lonic. Pen. Lob.* et *Dalech.* Conſolida aurea ſ. Symphytum petraeum tertium *Theod.* Conſolida ſaracenica *Thal. & Beſl.* Jacobaea alpina foliis longioribus ſerratis *Tourn.* Doria, quae Jacobaea alpina, foliis longioribus ſerratis *Boerh.* Senecio foliis lanceolatis ſerratis, floralibus pedunculos aequantibus *Royen.* Senecio foliis lanceolatis ſerratis glabris, floribus umbellatis *Hall.* Man findet es in der Schweiz, in Schwaben, und bey Montpellier, auf Bergen, und in Wäldern. Aus der faſerigen, weit um ſich kriechenden, dauerhaften Wurzel, ſteigt ein aufgerichteter, vier bis fünf Fuß hoher, einiger Maßen geflügelter, einfacher und nur oberwärts in den Blumenſtrauß verbreiteter Stängel. Die dicht bey einander ſtehenden, wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind lanzettförmig, ſcharf eingekerbet, dunkelgrün, glatt, zuweilen unterwärts etwas rauch. Die Blüthzweige theilen ſich in viele Stiele, welche faſt alle einerley Höhe erreichen, und gleichſam einen Blumenſchirm bilden. Sechs oder acht ganz ſchmahle Blättchen umgeben den Kelch. Eben ſo viel zungenförmige, große, geſtreifte, blaßgelbe Blümchen machen den Rand aus. Die Samen ſind lang, geſtreift und gekrümmt.

Es blüht in unſern Gärten im freyen Lande im Auguſt, bringt auch reichen Samen, läſſet ſich aber leichter durch die Wurzel vermehren.

Dieſe Pflanze iſt häufig mit der gemeinen Goldruthe, Solidago Virga aurea L. (ſ. Wundkraut) verwechſelt worden. Die Aerzte rühmten ihre Blätter als ein urintreibendes und Wundmittel, und ſie

wird

wird in der Schweiz unter die ſo genannten Falltränke genommen; bey uns iſt ſie nicht im Gebrauche. An einigen Orten gebraucht man ſie bey Pferden äuſſerlich, um ihre Wunden geſchwinder zu heilen.

33. Alpen Kreuzkraut, deſſen Stängel gemeiniglich nur eine Blume trägt, und unzertheilt iſt, und deſſen Blätter unzertheilt, und an ihrem Rande ſägenartig gezahnt, die an der Wurzel aber eyrund, und auf ihrer untern Fläche rauh ſind; Senecio Doronicum, caule, indiviſo ſubunifloro, foliis indiviſis ſerratis, radicalibus ovatis ſubtus villoſis *Linn.* Doronicum primum ſ. minus *Cluſ.* Doronicum auſtriacum anguſtifolium *Park* & *Raj.* Doronicum longifolium, hirſutie aſperum *C. B.* Jacobaea montana, croceo amplo ſingulari flore, ſpatulae flore elatior *Barrel.* Senecio foliis craſſis, ſerratis imis petiolatis ſubrotundis, caulinis lanceolatis *Hall.* Man findet es bey Montpellier, auf den pyrenäiſchen, italiäniſchen, ſchweizeriſchen, öſtreichiſchen und ſchwäbiſchen Alpen. Seine Wurzel dauert mehrere Jahre, und treibt aus einem dicken Knollen unzählige Haarzaſern. Der Stängel wird 1 bis 2 F. hoch; er iſt feſt und filzig, und trägt nur ſelten 2 bis 6 Blumen. Die unterſten Blätter ſitzen auf eigenen Stielen, ſind ziemlich dick, und ſtumpf, und gemeiniglich auf beyden Seiten filzig; die obern ſind klein, theils lanzett- theils pfriemförmig, und haben keine eigene Stiele. Die Blumen ſind ſehr groß, der Kelch an denſelben iſt mehr ausgebreitet, bald glatt, bald filzig; die Krone hoch pomeranzengelb mit vielen breiten Blümchen an dem Strahle.

34. Langblätteriges Kreuzkraut, mit ſtaudigem Stängel, an welchem die gleichbreiten Blätter ohne beſtimmte Ordnung ſtehen; Senecio longifolius, foliis linearibus ſparſis, caule fruticoſo *Linn.* Jacobaea aethiopica lavendulae folio *Breyn.* & *Plu-*

ken. Jacobaea africana folio capillaceo viridi *Herm.* Jacobaea africana frutescens lavendulae folio latiore *Commel.* Es kommt von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Blätter ſind ſehr ſchmahl, lang, unzertheilt, nacket und rauh. Der Stamm iſt ſtaudenartig. Die Blumen ſtehen in flachen Sträußen beyſammen.

35. Konſtantinopolitaniſches Kreuzkraut mit krautartigem Stängel, und länglichen auf ihrer obern Fläche nackenden Blättern, welche an ihrem Rande in einiger Entfernung von einander Zähne, und an dieſen ſtachelige Zähnchen haben; Senecio byzantinus, foliis oblongis remote dentatis ſpinoſo-denticulatis ſupra nudis, caule herbaceo *Linn.* Senecio foliis crenato-dentatis, inferioribus pinnato-lyratis, ſuperioribus pinnatifidis *Royen.* Solidago iſatidis folio *Raj.* Hieracium montanum Conyzae ſ. Dentariae folio *Boc.* Es wächſt bey Konſtantinopel wild, und hat viele Aehnlichkeit mit der Haberdieſtel, ſo wie mit dem ſteifen Kreuzkraute die Stellung gemein, nur daß es in allen ſeinen Theilen weit ſchmähler iſt. Der Stängel wächſt bis 4 Fuß hoch; er iſt rundlich, geſtreift, grün, und mit weißen Haaren bekleidet. Die Aeſte entſpringen aus dem untern Theile des Stängels, und ſtehen ſehr weit von ihm ab. Die Blätter umfaſſen den Stängel, ſind lanzettförmig, umgerollt, auf ihrer obern Fläche glänzend grün, und etwas rauh, auf der untern geadert und ziemlich rauch; ſie tragen in ihren Winkeln Spuren von den Aeſten. Die Blumenſchafte ſtehen an dem Gipfel der Zweige, ſind rundlich, weit ſchmähler als der Stängel, fadendünn, ſehr lang, geſtreift, und unten mit gleichbreiten, unzertheilten, ungezahnten und ziemlich nackenden Blättern beſezt; die flachen Blumenſträuße ſtehen wechſelweiſe an dem Gipfel der Zweige, und ſind ziemlich zertheilt; die Schup-

Schuppen des Blumenkelches ſind an ihrer Spitze gleichſam angebrannt; die Krone iſt gelb, und hat 8 Blümchen am Strahle.

36. Meerportalakblätteriges Kreuzkraut, mit ſtaudigem Stängel, und fleiſchichten, gezahnten und umgekehrt eyrunden Blättern; Senecio halimifolius, foliis obovatis carnoſis dentatis caule fruticoſo *Linn.* Doria africana arborescens foliis craſſis & ſucculentis atriplicem referentibus *Dillen.* Es wächſt in Aethiopien. Der Stamm iſt ſtrauchartig. Die Blätter ſind ſaftig, und etwas gezahnt. Die Blumen ſtehen in flachen Sträußen beyſammen, die ſich wieder in Aeſte zertheilen.

37. Stechpalmblätteriges Kreuzkraut mit gezahnten und pfeilförmigen Blättern, welche den krautartigen Stängel umfaſſen; Senecio ilicifolius, foliis ſagittatis amplexicaulibus dentatis, caule herbaceo *Linn.* Jacobaea africana frutescens, foliis incisis & ſubtuscinereis *Commel. & Seb.* Es kommt wie das folgende, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und hat an den Blättern eine graue untere Fläche.

38. Starres Kreuzkraut, mit länglichen, unzertheilten, fein gezackten und nackenden Blättern, welche den ſtaudigen Stängel umfaſſen; Senecio rigens, foliis amplexicaulibus oblongis indiviſis denticulatis nudis, caule fruticoſo *Linn.* Jacobaea africana frutescens, folio longo glauco *Commel.* Jacobaea africana perennis, integro oblongo folio glauco *Volkam.* Jacobaea ramoſa, folio rigido glauco per limbum aſpero *Raj.* Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter ſind lang, meergrün, und an ihrem Rande gleichſam angefreſſen. Die Blumen ſind klein.

39. Steifes Kreuzkraut, mit ſpatelförmigen, ausgeſchweiften, angefreſſenen und rauhen Blättern, welche den ſtaudigen Stängel umfaſſen; Senecio rigidus

gidus, foliis amplexicaulibus ſpatulatis repandis eroſis ſcabris, caule fruticoſo *Linn.* Jacobaea africana, foliis integris undulatis & criſpis *Tourn.* Jacobaea africana frutescens, foliis rigidis & hirſutis *Commel.* Jacobaea africana frutescens hormini folio *Oldenland.* Jacobaea africana frutescens perennis rigoſo folio integro, floribus copioſis parvis *Raj.* Doria, quae Jacobaea africana frutescens folio rigido & hirſuto maior *Boerh.* Es iſt in Aethiopien zu Hauſe. Der Stängel iſt ſteif, rauh und ſtaudenartig. Die Blätter ſind an ihrem Rande mit feinen Stacheln beſetzt, auf ihrer obern Fläche gleichſam mit Oehl beſchmiert, aber nicht glatt, auf der untern beſtäubt, und etwas rauch. Die Blumen ſind klein, und haben an ihrem Rande fünf gelbe Blümchen, welche in einiger Entfernung von einander ſtehen, und unzertheilt ſind.

40. Pappel = oder äſpenblätteriges Kreuzkraut, mit ſtaudigem Stängel, und eyrunden, ſpatelförmigen, unzertheilten, und ſtumpfen Blättern, welche wann ſie älter ſind, oben glatt werden; Senecio populifolius, foliis ovatis ſpatulatis integris obtuſis, adultioribus ſupra glabris, caule fruticoſo *Linn.* Jacobaea africana populi albae foliis *Raj.* Man findet es bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung wild. Die ganze Pflanze iſt mit einer weißen Wolle überzogen. Die Blätter haben kaum einen oder den andern Zahn an ihrem Rande, und ſitzen auf eigenen Stielen, die mit ihrer erweiternden Grundfläche den Stängel umfaſſen.

41. Arabiſches Kreuzkraut, mit glatten, beynahe zweyfach gefiederten Blättern, welche auf eigenen Stielen ſtehen; Senecio arabicus, foliis ſubbipinnatis petiolatis lævibus *Linn.* Es wächſt in Arabien wild.

Den

* * *

Den Namen gelbes Kreuzkraut, führt die Valantia cruciata *Linn.* Siehe Vaillantiſche Pflanze, Nro. 6.

Kreuz-Kreiſel, eine Art Kreiſelſchnecke, Trochus cruciatus; ſ. Kreiſelſchnecke, Nro. 5. im XLVIII. Th. S. 568.

Kreuz-Buß, Kreuz-Büſſung; ſ. oben, S. 53.

Kreuz-lahm, bey Pferden, lahm im Kreuze, hüftenlahm, ungeachtet im Kreuze wegen der ſtarken Verbindung eben ſo wenig eine eigentliche Verrenkung möglich iſt, als in dem Buge. Kreuzlahm heißt alſo nur, mit einem Hinterfuße lahm gehend, ſo wie buglahm, ein ſolches lahm gehen mit dem Vorderfuße bedeutet. Siehe Lahm.

Kreuz-Maß, 1. Bey den Schriftgießern, ein Maß in Geſtalt eines lateiniſchen T, mit einem oben beweglichen Quereiſen, die Theile des Gießinſtrumentes damit zu beſtimmen; das Richtmaß. Siehe Schriftgießer.

2. In der Geometrie, die Art und Weiſe, die Fläche nach Quadraten zu meſſen; das Quadratmaß, im Gegenſatze des bloßen Längenmaßes ſowohl, als auch des Schacht- und des Kubikmaßes. Siehe Quadratruthe.

3. Ein geometriſches Inſtrument, deſſen ſich die Feldmeſſer bedienen, allerley Land damit in den Grund zu legen, und zu meſſen; Fr. Equerre d'arpenteur; Fig. 2909. Es beſteht daſſelbe aus einer kupfernen oder meſſingenen kreisrunden, ziemlich dicken Scheibe A, von 4, 5 bis 6 Z. im Durchmeſſer. Man theilt dieſe Scheibe oder dieſen Zirkel durch 2 Linien, die einander im Mittelpunkte in geraden Winkeln in vier gleiche Theile durchſchneiden. An den vier Enden dieſer Linien, und zwar mitten in dem

Rande, werden 4 Abſehen (Abſichten oder Diopteru,) welche wohl angenietet ſeyn müſſen, in viereckige Löcher, die recht pendikulär auf beſagten Linien eingeſchnitten ſind, geſetzt, wobey dann unterhalb eines jeden Ausſchnittes noch ein Loch iſt, um die Gegenſtände auf dem Felde deſto beſſer zu entdecken. Die Scheibe wird in der Mitte ausgearbeitet, damit ſie deſto leichter werde. Unten, und zwar in dem Mittelpunkte des Inſtrumentes läſſet ſich eine Hülſe einſchrauben, welche dazu dient, daß man das Kreuzmaß auf ſeinem Stocke B, welcher 4 bis 5 Fuß nach der Höhe des Auges des Abmeſſers groß ſeyn muß, feſt halten könne. Dieſer Stock muß zuäußerſt mit einer eiſernen Spitze beſchlagen ſeyn, damit er leicht in die Erde zu ſtecken ſey. Das andere Ende aber muß rund ſeyn, damit die Hülſe genau daran gehe, ſo, daß alſo die Scheibe vermittelſt einer Nuß, wie das Aſtrolabium auf einem Fuße aufgeſtellet werden kann. Die ganze Accurateſſe dieſes Inſtrumentes beruhet darauf, daß die Dioptern recht accurat in geraden Winkeln ausgeſchnitten ſeyn; welches man leicht probieren und finden kann, wenn man auf ein weit entferntes Objekt durch zwey Dioptern, und auf ein anderes durch die zwey andern Dioptern zielt, hernach muß man das Kreuzmaß auf ſeinem Stocke fein gerade umdrehen, und eben dieſelben Gegenſtände durch die gegenüber ſtehenden Dioptern abermal anſehen; wenn nun ſolche recht accurat durch die Durchſchnitte in einer geraden Linie ſich zeigen, ſo iſt es eine Anzeige, daß das Inſtrument richtig iſt. Damit man aber das Kreuzmaß nicht unrichtig mache, muß man erſtlich den Stock allein in die Erde ſtecken, und, wenn er feſt ſteht, die Scheibe in der Hülſe vermittelſt der Schraube darauf feſt ſtellen.

Man macht auch einige von dieſen Gattungen der Kreuzmaße, an welche man acht Dioptern, auf eben die Art, wie ſolche oben beſchrieben worden iſt, anſetzt; diet-

dieſe ſind dienlich, die Winkel von 45 Grad zu bekommen. Sie nutzen auch den Gärtnern, um Spaziergänge in eine gerade Linie anzurichten, und mit Bäumen in Geſtalt eines Sternes zu beſetzen.

Gebrauch des Kreuzmaßes.

Erſter Nutzen. Wie man ein Feld oder eine Wieſe, in welche man gehen kann, in Grund legen, und ausmeſſen ſoll. Fig. 2910 a).

Es ſey gegeben das Feld A B C D E, da man bey allen Winkeln bleyrechte Stäbe einſteckt, und die Linie A C ſtückweiſe, auf die Art, wie ich hernach zeigen werde, oder auf eine andere beliebige Art, genau abmißt, und zwar ſo, daß man alle die bey den Winkeln eingeſteckten Stäbe ſehen könne.

Man macht auf einem Blättchen Papier einen Entwurf, welcher beynahe die Figur der vorgegebenen Fläche vorſtellt, auf welchem man alle Maße der Theile von der Linie A C und der aus den Winkeln auf die Linie A C gezogenen Perpendikulärlinien, anſetzt. Wenn man z. B. bey dem Stabe A anfängt, ſucht man, nach der Länge der Linie A C, den Punkt F, auf welchen die ſenkrechte Linie E F fällt, mißt die Linie A F, und F E, und deutet ihre Länge auf den korreſpondirenden Linien des Entwurfes an. Damit man aber dieſen Punkt F finden möge, ſteckt man verſchiedene Stäbe, nach der Länge der Linie A C, nach Belieben, ſetzt auch den Stock des Kreuzmaßes auf eben dieſer Linie ein, ſo, daß man durch die zwey gegen über ſtehenden Dioptern, zwey von dieſen Stäben ſehen, und dann durch die Abſchnitte der beyden andern Dioptern, die mit den zwey erſten einen geraden Winkeln mache, den Stab in E zu Geſicht bekommen möge. Sollte man aber gleich auf das erſtemal dieſen Stab nicht ſehen können, muß man mit dem Fuße des Inſtrumentes entweder näher hinzu, oder weiter von dem Punkte A ſo lange rücken, bis die zur Abzielung gehörigen Linien A F, und F E, im Punkte F einen geraden Winkel machen, mit deſſen Beyhülfe man den Grundriß und die Fläche von dem Triangel A F E haben wird.

Auf

Auf eben dieſe Art findet man den Punkt H, wo die ſenkrechte Linie D H hinfällt, und mißt ſolche wirklich, wie auch H F, deren Länge man auf dem Entwurfe bemerken muß, damit man den Grund und die Fläche des Trapezii E F H D bekommen möge.

Man mißt ferner die Linie H C, die einen geraden Winkel mit H D macht, ſo wird man den Grund und die Fläche des geradewinkeligen Triangels D H C haben.

Wenn man nun auf ſolche Weiſe die ganze Linie A C durchgemeſſen hat, iſt nichts weiters zu thun mehr übrig, als daß man auf dieſer Linie den Punkt G, wo die ſenkrechte Linie B G hinfällt, finde, und dieſelbe meſſe, damit man auch den Grund und die Fläche des geradewinkeligen Triangels A G B haben möge, als mit deſſen Beyhülfe man noch den Grundriß des gegebenen Feldes A B C D wird darlegen können. Man wird auch ſeine ganze Fläche bekommen, indem man die Flächen von den Triangeln und dem Trapezio, als welche die Theile des ganzen Entwurfes machen, zuſammen ſetzt, welches alles gar leicht nach den Regeln der Planimetrie, auf folgende Art wird geſchehen können.

Geſetzt, z. B. daß A F 7 Ruthen groß ſey, und die ſenkrechte Linie E F 01; wenn nun 7 mit 10 multiplicirt wird, bekommt man das Produkt 70, davon die Hälfte 35 die Fläche des Triangels gegeben wird. Wenn ferner die Linie F H 14 Ruthen groß iſt, und die ſenkrechte Linie H D 12, addirt man 12 zu 10, welche letzte die Parallellinie F E in ſich hält, ſo bekommt man 22, davon die Hälfte 11 mit 14 multiplicirt, 154 Quadratruthen für die Fläche des Trapezii E F H D giebt; und wenn die Linie H C 8 Ruthen groß iſt, multiplicirt man 8 mit 12, ſo iſt das Produkt 96, davon die Hälfte 48 die Fläche des Triangels C H D ſeyn wird. Die ganze Linie A C beträgt 29 Ruthen, und die ſenkrechte B G 10; das Produkt iſt 290, davon die Hälfte 145 die Fläche des Triangels A B C iſt. Wenn man endlich ſtückweiſe die vier Flächen, als: 35, 154, 48 und 145 zuſammen addirt, ſo wird die Summe von 382 Quadratruthen die ganze Fläche des Grundriſſes A B C D E, nach Fig. 2910 a), ſeyn.

Zweyter Nutzen. Ein Stück Land in Grund zu legen, in welches man nicht wohl hinein gehen kann, dergleichen ein Wald, ein Weiher, ein Sumpf oder Mo-

Moraſt, oder etwas anderes dergleichen wäre. Fig. 2910 b).

Es ſey gegeben der Sumpf EFGHI, bey welchen man in allen Winkeln Stäbe einſteckt, und dann alſo verfährt, daß ſeine Figur in ein längliches Viereck eingeſchloſſen werde, welches man meſſen muß, hernach aber die Triangel und Trapezien, welche ſich um die Fläche herum mit beygefügt befinden, davon abziehen, ſo wird das Uebrige die Fläche von dem gegebenen Stücke Land ſeyn.

Wenn man z. B. bey dem Stabe E anfängt, verlängert man mit dem Kreuzmaße die Linie EF ſo weit hinaus, als nöthig iſt, damit man auf dieſe Verlängerung eine ſenkrechte Linie, welche den Stab in G treffe, wie hier die Linie, KF iſt, ziehen möge. Ferner ſteckt man einen Stab in K ein, und verlängert dieſe Linie bis in L, d. i. ſo weit als nöthig ſeyn wird, um eine ſenkrechte Linie, die durch den Punct H, wie die Linie LH, geht, dorthin zu ziehen, welche Linie LH auch ſo weit verlängert wird, als es nöthig iſt; hernach kommt man wieder zu dem Stabe in E, damit man auf die Linie EF eine andere ſenkrechte Linie ziehen könne, welche, nachdem ſie verlängert worden iſt, die ſenkrechte Linie LH im Puncte M treffen wird. Wann dieſes geſchehen iſt, wird man das längliche Viereck EMLK bekommen, deſſen Länge und Breite mit der Kette oder mit der Ruthe gemeſſen werden muß.

Geſetzt, z. B. daß die Länge EK, oder ihre Parallellinie ML, welche jener gleich ſeyn muß, 35 Ruthen, die Breite EM hingegen, oder ihre Parallellinie LK, 10 Ruthen groß ſey; dieſe zwey Zahlen mit einander multiplicirt, geben 350 Quadratruthen für die ganze Fläche des beſagten länglichen Viereckes. Wenn nun die Verlängerung FK, 5. und KG 4 Ruthen gibt, ſo multiplicirt man 4 mit 5, wovon das Product 20 iſt, und als die Hälfte 10 Ruthen für die Fläche des Triangels FGK darlegt. Wenn die Linie GL, 6, und LH 4 Ruthen groß iſt, ſo iſt das Product, indem 4 mit 6 multiplicirt wird, 24, davon die Hälfte 12 die Fläche des Triangels GLH iſt. Man muß überdies auf der Linie HM einen Punct finden, wo die ſenkrechte Linie, welche von dem Stabe I herkommt, hinfalle, die einen Triangel und ein Trapezium formiret, ſo daß, wenn die Weite HN, 24, und die ſenkrechte Linie NI 4 Ruthen giebt, das Product von 24 mit 4 96 aus-

macht, wovon die Hälfte 48 die Fläche des Triangels H N I iſt. Wenn nun endlich N M, 7, M E 10, und ihre Parallellinie N I 4 Ruthen macht, addiret man 10 und 4 zuſammen, ſo beträgt die Summe 14, wovon die Hälfte 7, mit 7 multipliciret, 49 für die Fläche des Trapezii E M N I darlegt. Wenn man alſo die Flächen dieſer drey Triangel und des Trapezii zuſammen addiret, ſo bekommt man 119 Ruthen, die, von 350 ſubtrahirt, welches die ganze Fläche des ablangen Quadrates iſt, 231 Ruthen für die Fläche des gegebenen Sumpfes E F G H I übrig laſſen. Auf gleiche Weiſe verfährt man bey allen andern Figuren.

Kreuz-Meiſe, ſiehe **Meiſe**.

Kreuz-Meiſſel, eine Art Meiſſel, deren ſich verſchiedene Holzarbeiter bedienen.

Auch die Schlöſſer haben **Kreuz-Meiſſel**, die Mittelbrüche in dem Barte der Schlüſſel damit zu machen. Siehe **Meiſſel**.

Kreuz-Muſchel, **Kreuz-Duplett**, **Crucifix**, **Hammer-Duplett**, Oſtrea Malleus *Linn.* Fr. Marteau tranchant, Couteau polonois, Croix indienne, Holl. Mes-hamer, poolſche Hamer, Kruys doublet, eine zwar unanſehnliche, aber ſeltene und koſtbare Muſchel aus der Claſſe der Auſtern. Sie ſtellt ſo ziemlich das Bild eines Kreuzes vor, und hat daher eben den Namen der **Kreuz-Muſchel**; Andere haben ſich dieſe Muſchel als einen Hammer gedacht, und ſie daher den **Hammer**, die **Hammerduplette**, genannt. Sie gehört unter diejenigen Muſcheln, welche eben kein äuſſerer Schmuck empfiehlt; denn eine dunkle, dem Violett ähnliche, runzelig geſtreifte Schalenfläche, iſt alles, was man an dieſer Muſchel bemerken kann. Da ſie wie ein Kreuz (†) gebildet iſt, ſo geht natürlich ein Theil ihrer Schale quer durch, und ein anderer die Länge hinunter. Der erſte Theil, welcher quer hindurch geht, hat eine verſchiedene Länge und Breite. Zuweilen iſt die eine Seite breiter, als die andere, zu-

wei-

weilen ſind beyde Theile von gleicher Breite, und der Stiel (wie es die Konchyliologen nennen,) ſteht ſolcher Geſtalt bald in dem Mittelpuncte der Schale, bald an dem einen Ende derſelben. Dieſer Theil, welcher nähmlich quer hindurch geht, iſt zugleich derjenige, wo ſich das Schloß der Muſchel befindet; und bey alten Schalen ſieht man den Rand höckerig. Der andere, die Länge herunter gehende Theil iſt nie ganz gerade, ſondern vielmehr mehr oder weniger gefaltet, gebogen oder gekrümmt. Dieſer Theil beſteht aus lauter Schuppen oder Blättern, die häufiger oder ſparſamer vorhanden ſind, nach dem die Konchylie älter oder jünger iſt. Sie ſind dunkelviolett oder ſchwärzlich, und haben einen ſchönen Glanz. Dieſes Schloß iſt eine gerade, breite, und in die Quere ſtark geſtreifte, mitten der Länge nach ausgehöhlte Rinne oder Vertiefung, welche bey dem Leben des Bewohners mit einer ſchwarzen lederartigen Materie ausgefüllt iſt. Inwendig iſt dieſe Muſchel beynahe ſchwarz, glatt und glänzend, und unten mehr oder weniger regelmäßig abgerundet. Gerade unter dem Schloſſe iſt die Vertiefung, in welcher ſich der Bewohner aufhält.

Dieſe Muſcheln werden jezt noch theuer bezahlt. Klein verſichert, daß das erſte entdeckte Kreuzduplett mit 1000 Laubthaler ſey bezahlt worden. Das koſten ſie zwar nun jezt nicht mehr, allein ſie werden doch, nach der Beſchaffenheit ihrer Größe und Schönheit, von 7 bis 77 Gulden bezahlt. Sie erreichen eine Länge von 9 und mehr, eine Breite von 6 bis 7 Zoll. Rumph fand dieſe Muſchel auf der Inſel Kleinkeram, und in dem amboiniſchen Meerbuſen, auch auf der Inſel Neubritannien werden ſie gefunden. Wenn aber Sonnerat, in ſeiner Reiſe nach Guinea, vorgibt, daß auf Manilla ganze Wägen voll dieſer Auſtern zu Markte gebracht würden, ſo iſt dieſes dar-

um nicht zu glauben, weil man ſich in unſern Tagen dieſer Gelegenheit gewieß bedienen würde, ſie für die Cabinete, in denen ſie noch immer eine große Seltenheit ſind, gemeiner zu machen.

Kreuz-Nagel, eine kleine Gattung Nägel mit platten Köpfen, die zum Beſchlagen der Kutſchen und Koffer gebraucht werden. Siehe Nagel.

Kreuz-Naht. 1. Bey den Nähterinnen, eine Art vermittelſt vieler Kreuzſtiche zu nähen. Siehe Nähen.

2. An den Salzpfannen bey den Salzwerken, iſt die Kreuznaht die Verbindung der Bodenbleche mit den Ecken.

Kreuz-Netz, zur Korallenfiſcherey; ſ. im XLIV Th. S. 374, und die dazu gehörige Fig. 2566.

Kreuz-Orden, ein Ritterorden, welcher das Kreuz zum Zeichen hat.

1. Vor allen Ritterorden, welche das Kreuz zum Zeichen haben, führten daſſelbe die Conſtantinerritter, Equites Conſtantiniani, oder die Ritter von der Conſtantinianiſchen Ritterſchaft, Equites militiae Conſtantinianae, welchen Conſtantinus der Große geſtiftet, und den conſtantinopolitaniſchen Kaiſern gleichſam erblich überlaſſen hat. Und nach dieſem, als einem Muſter, ſcheinen alle andere, welche in nachfolgenden Zeiten von verſchiedenen Stiftern aufgekommen ſind, eingerichtet worden zu ſeyn; wiewohl alle Einen Vorſatz und Eine Abſicht hatten, nähmlich die Ehre des Kreuzes in der ganzen Welt auszubreiten, und ſolche aller Orten gegen die Feinde des Kreuzes zu vertheidigen.

Den Urſprung dieſes Ordens, oder der Conſtantinianiſchen Ritterſchaft, eignet man dem Kaiſer Conſtantin dem Groſſen, im Jahr 313, aus Veranlaſſung des von ihm in der Luft erblickten Kreuzes (ſ. oben, S. 164 fqq.) zu; und es wird derſelbe auch von Joſeph Michieli, Frank. Mennenius, und P. Laur. Finicchiarus aus ei-

einem alten Marmor, welcher in dem römiſchen Schatze anzutreffen iſt, beſtärkt, wo der Bildhauer unter das Bildniß Conſtantin's, welcher auf dem kaiſerl. Throne ſitzt, und den Rittern das Kreuz ertheilt, folgende Worte geſetzt hat:

CONSTANTINVS MAXIMVS IMPERATOR
POSTQVAM MVNDATVS A LEPRA PER MEDIVM
BAPTISMATIS, MILITES SIVE EQVITES
DEAVRATOS CREAT IN TVTELAM
CHRISTIANI NOMINIS.

Dieſes Bild ſtimmt mit der Hiſtorie Nicephori Caliſti völlig überein, welcher, L. 7, c. 46, p. 515, nach der lat. Ueberſetz. des P. Frontonis Ducäi, von dem Conſtantin ſchreibt: Vt memoria continua milites Chriſtum colere aſſuefaceret, arma eorum ſigno crucis exornat. Und Prudentius thut an einem Orte, wo er die Ehre des h. Kreuzes beſingt, auch des von Conſtantin erhaltenen Sieges Meldung wenn er ſchreibt:

Chriſtus purpureum gemmanti textus in auro
Signabat labarum, clypeorum inſigna Chriſtus
Scripſerat, ardebant ſummis crux addita criſtis.

Ueber welche Worte *Gretſer*, de cruce, L. 2, c. 51, ſchreibt: Prudentium non tantum crucem in labaro, ſed & in ſcutis & galeis militum Conſtantinianorum praedicare Nec videtur tantum Prudentius ad morem ſuis ſaeculi reſpexiſſe, cum haec ſcriberet, ſed ad veritatem, & ad ipſum Conſtantini exercitum. Dieſes bekräftigt Sozomenus, welcher um das Jahr 440 zur Zeit Theodoſii des jüngern gelebt hat, wenn er ſchreibt: In ipſis armis ſalutaris tropaei ſignum inſculpi curavit.

Dieſen ſo vortrefflichen Anfang hat, wie man glaubt der Papſt Sylveſter, nebſt den anſehnlichen Benennungen, durch ſeine Autorität noch mehr verherrlicht; denn er wurde Ordo angelicus (der engliſche) aureatus (der goldenen) und Conſtantinianus imperialis (der kaiſerliche Conſtantinianiſche) vom Kaiſer Conſtantin ſelbſt, und von

andern Kaiſern, welche die Großmeiſter geweſen ſind, genannt; auch Ordo S. Georgii, von dem Märtyrer, deſſen Schutz er empfohlen war, wegen vielfältiger Erſcheinungen, da er ſich bey harten Treffen den Soldaten zeigte.

Dieſen Orden haben die Ordensmeiſter, nach dem Kaiſer Conſtantin, mit guten Geſetzen verſehen, welche in 10 Capitel verfaſſet, und aus den Regeln des h. Baſilii gezogen ſind. Kaiſer Marcianus hat ſolche von dem h. Leo I. beſtätigen laſſen. Hernach hat *Iſaacus Angelus Flavius*, der Großmeiſter, andere Regeln in 67 Capiteln vorgeſchrieben, und auf dem allgemeinen Ordensconvente im J. 1190 zu Byzanz vorgelegt.

Die eigentlichen Urkunden dieſes Ordens reichen nicht über die Zeiten des griechiſchen Kaiſers Iſaac Comnenus, und das J. 1190 hinauf, bey deſſen Familie auch das Großmeiſterthum bis in das J. 1699 blieb, da der Kaiſer Leopold, dem es heimgefallen wäre, ſolches dem Herzoge von Parma übertrug. Es iſt alſo einer der älteſten Orden, und ein wirklicher kaiſerlicher Orden. Der Patron deſſelben iſt, erwähnter Maßen, der h. Georg, und die Regeln die des h. Baſilius.

Wegen vieler und großer Thaten, ſtand dieſe Ritterſchaft ehemahls in vorzüglichen Anſehen; ſie hat aber mit der Zeit von dem alten Ruhme ſehr viel verloren, doch iſt dieſer noch nicht ganz erloſchen. Denn die Päpſte und andere Fürſten in Europa haben es den ehemaligen Päpſten und Kaiſern nachthun wollen, und dieſe Ritter gar gnädig erhalten, auch ihnen Schutz und Freyheiten ertheilt. Und zwar unter den Päpſten, ſind in Leo des Großen Fußſtapfen getreten: Calixtus III. Pius II. Paulus II. Sixtus IV. Innocentius VIII. Paulus III. Julius III. Paulus IV. Pius IV. Sixtus V. und Clemens VIII.

Un-

Unter den Kaiſern aus dem Hauſe Oeſterreich, hat Ferdinand II. auf dem Reichstage zu Regensburg, den Conſtantinianiſchen Großmeiſter mit ſeiner Ritterſchaft in Schutz genommen, und Leopold I. hat ſolches bekräftigt. Auch haben die katholiſchen Könige in Spanien, Philipp II. III. und IV. in ihren Königreichen die alten Freyheiten und Privilegien ihnen ungekränkt gelaſſen.

Es werden ſonſt 72 griechiſche und römiſche Kaiſer als Großmeiſter gezählt, worunter, beſage der päpſtlichen Bulla, die vornehmſten aus der Familie Angela Flavia Comnena waren. Nachdem aber das griechiſche Reich zu Grunde gegangen war, beſtand die Großmeiſterſchaft bey Andrea Angelo Flavio, dem lezten macedoniſchen Fürſten, der aus jenem Stamme entſproſſen war, ſolcher Würde ſich freywillig begeben, und ſie an den Fürſten Farneſe übertragen hatte; welche Abtretung Papſt Innocentius XII. mit einer weitläuftigen Bulle: Sincerae fidei, v. 29 Oct. 1699 gutgeheißen, und ſolche Würde der Farneſiſchen Familie und deren Nachfolgern verliehen hat.

Die Gelübde, welche die Ritter thun müſſen, ſind: der Gehorſam gegen ihren Großmeiſter; die Liebe, Gott über alles zu lieben, und um ſeiner Ehre willen auch das Leben zu laſſen; dem Nächſten zu allem Guten beförderlich zu ſeyn, Witwen und Waiſen zu vertheidigen; und zwiſchen denen, die Zwieſpalt mit einander haben, Frieden zu ſtiften. Ferner ſind ſie verbunden, wenn ſie nicht ſelbſt zu Felde gehen können, zwey Soldaten auf ihre Unkoſten gegen die Feinde des Glaubens zu ſtellen.

Das Ordenszeichen iſt ein an einer goldenen Kette hängendes Kreuz.

Die Ritter dieſes Ordens werden in verſchiedene Claſſen eingetheilt, die ſich durch beſondere Kleidung

und Zeichen von einander unterſcheiden, ſämmtlich aber unter einem Großmeiſter ſtehen, welcher ſienen Sitz zu Briana, nicht weit von Venedig, hat; doch geht, nach andern actenmäßigen Nachrichten, dieſer Orden die Republik Venedig nichts an, als daß im venetianiſchen Gebiethe ſein Großkanzler, und verſchiedene demſelben übrig gebliebene Güter angetroffen werden. Das Amt des Großmeiſters, oder Großkanzlers, iſt, über die Verordnungen zu halten, neue Geſetze zu geben, die alten zu erläutern, und darin zu diſpenſiren, wenn er es für gut befindet. Er hat die Macht, Ritter, Grafen, Barone, Doctores, Poeten und Notarien zu machen; unehelich Geborne und ſonſt Unehrliche von der Makel zu befreyen, und ehrlich zu machen; doch nur in ſo fern, als die päpſtlichen Conſtitutionen es ihm erlauben. Alle Ritter ſtehen unter ſeinem Gehorſam ihm zu Gebothe. Bey ſolennen Functionen trägt er einen Rock, Hoſen und Strümpfe von rother Seide, auch rothe Schuhe; über demſelben ein kurzes Ritterkleid, welches bis an die Knie reicht, von ſilbernem Stück, mit weiten Aermeln, daran auf der Bruſt ein roth ſammtenes Ordenskreuz geheftet iſt. Das Degengehenk um den Leib iſt gleichfalls von rothem Sammet. Auf dem Haupte trägt er eine runde Mütze, welche von gleichem Sammet, ½ Elle hoch, inwendig mit weißem Taffet gefüttert iſt; das Gebräme daran iſt viertheilig, und an dem vorderſten Theile iſt das Zeichen des Namens Chriſti mit Gold geſtickt; bey dem Hintertheile ſind ſchwarze Reiherfedern auf die Mütze geſteckt. Der lange Mantel, welcher weit auf der Erde nachſchleppt, iſt von blauem Sammet mit ſilbernem Stoff gefüttert, und wird an dem Halſe mit langen von rother Seide und Gold gewirkten Schnüren, woran Quaſten hängen, befeſtigt. Gegen die linke Schulter iſt das Ordenskreuz von rother Seide und Gold an-

geheftet. Ueber dies alles trägt er die goldene Ordenskette. Einen Großmeiſter in ſeiner feſtlichen Tracht, ſieht man Fig. 2911 a) abgebildet; das Ordenszeichen aber, Fig. 2911 b) und c), und die goldene Ordenskette, Fig. 2911 d), beſonders vorgeſtellt. Auſſer den Feſttagen, führen ſowohl der Großmeiſter als auch die vornehmſten Ritter ein Kreuz vom Sammet auf der Bruſt, und eines dergleichen auf dem Ordensmantel an der linken Seite, ungefähr in der Größe einer Spanne. Auch tragen ſie an dem Halſe ein goldenes Kreuz, woran der Ritter St. **Georg**, wie er mit der Lanze den Drachen erlegt, hängt; Fig. 2911 b).

Die Conſtantinerritter führen ein doppeltes Kreuz; eines von rothen Sammet, mit Gold eingefaßt, auf der linken Schulter; das andere von Gold purpurroth emaillirt, auf der Bruſt. Die rothe Farbe ſoll ſie erinnern, auch das Blut für die Lehre Chriſti bereitwillig zu vergießen. Beyde Kreuze ſind mit Gold eingefaßt, zum Zeichen der Liebe, welche von den Rittern fleiſſig ausgeübet werden ſoll. In den lilienförmigen Enden des Kreuzes, Fig. 2911 e), ſind die vier Buchſtaben I. H. S. V. befindlich, zur Erinnerung der Worte: In Hoc Signo Vinces, welche, mehrerwähnter Maßen, den Kaiſer Conſtantin des Sieges über den Maxentius vorher vergewiſſert haben ſollen. Die vier Winkel dieſes Kreuzes durchſchneiden zwey Spitze, welche die Figur des griechiſchen Buchſtabens Chi (X) machen, über welches der griechiſche Buchſtabe R (P) gelegt iſt, als die beyden Anfangsbuchſtaben des Namens Chriſti. Zu beyden Seiten dieſer Chiffre ſtehen die Buchſtaben A und ω, als der erſte und lezte aus dem griechiſchen Alphabete, weil Chriſtus der Anfang und das End iſt, mit dem wir alle unſere Verrichtungen unternehmen, und auf welchen, als den Endzweck, dieſelben alleſammt abzielen ſollen.

Bey hohen Feſtivitäten erſcheinen ſowohl der Großmeiſter als die ſo genannten Ritter von dem großen Kreuze, in einer goldenen, mit Edelſteinen reich beſezten Kette, welche über beyde Schultern bis auf die Bruſt reichet. Sie beſteht aus 15 runden Schildlein, um dadurch die 15

Geheimniſſe der Menſchwerdung des Heilandes zu bemerken. Sie ſind alle blau emaillirt, und mit oben ausgedruckter Chiffre, auch Anfangs⸗ und Endbuchſtaben des griechiſchen Alphabetes, und vielen koſtbaren Edelſteinen rings herum künſtlich verziert. Das mittlere Schildlein, welches auf die Bruſt kommt, und etwas größer iſt als die andern, faſſet mit einem, halb von Eichenlaube und halb von Oehlblättern geflochtenen Kranze das Ordenskreuz ein, und hält das daran hängende Bildniß des Ritters St. Georg, wie er ſeinen Spieß dem Drachen in den aufgeſperrten Rachen ſtößt; welches alles in Fig. 2911 d) abgebildet iſt.

Nächſt dem Großmeiſter, ſind diejenigen, die man Equites iuſtitiae & probatae nobilitatis, Ritter der Gerechtigkeit, nennt, unter welchen vor andern einige Conſtantinerritter von dem großen Kreuze genannt werden; Fig. 2912. Es ſind dies meiſtens aus dem hohen Adel Perſonen vom erſten Range, 50 an der Zahl, ſo vielen nähmlich ehemahls der Kaiſer Conſtantin das Labarum (die Reichsfahne) zu bewahren anvertrauete; ſ. oben, S. 165, f. Sie werden auch Räthe, und Torquati, oder Ritter der goldenen Kette, genannt, weil ſie dergleichen, ob gleich nicht ſo koſtbar, als oben beſchriebene, iſt, bey allen Solennitäten zu tragen pflegen. Ihr Mantel iſt von türkißblauem Damaſt mit weißem Seidenbaſte gefüttert, und reicht ebenfalls auf die Erde, doch nicht ſo lang, als die Schleppe des Großmeiſters, und wird am Halſe mit zwey blau und weißen ſeidenen Schnüren, woran eben dergleichen Quaſten ſind, angehängt. Dieſe Schnüre reichen bis auf die Erde, werden aber auf der linken Hand etwas hoch hinauf gebunden, und ſind ein Merkzeichen des Joches der Religion. Auf der Achſel iſt am Mantel das rothe Kreuz von Sammet mit goldenen Borten eingefaſſet. Ferner haben ſie auch die goldene Kette, die aber nur an der Form und am Werthe etwas geringer,

übri=

übrigens aber derjenigen in allem gleich iſt, welche der Großmeiſter trägt. Der innere Rock oder das Camiſol und Untergewand ſind von blauer, der kurze Oberrock, welcher bis an die Knie reicht, nebſt den Strümpfen, von weißer Seide. Die Schuhe ſind auch weiß, und werden mit blau ſeidenen Neſteln, oder ſilbernen Schnallen, befeſtigt. An dem Rocke iſt das große Kreuz auf der Bruſt; über denſelben gürten ſie ein Degengehenk von rothem Sammet.

Was die Prieſter des Conſtantinianiſchen Ritterordens, Eques Conſtantinianus eccleſiaſticus, Fig. 2913, betrifft: ſo können in dieſen Orden auch Prieſter aufgenommen werden, welche bey Feſtivitäten das gewöhnliche Prieſterbarret auf dem Haupte tragen; es wäre denn, daß ſie unter die Räthe gezählet würden, alsdann iſt ihr Barret von blauem Sammet mit dem goldenen Namenszuge unſers Heilandes geziert. Den Mantel tragen ſie, wie die andern Ritter ihres Ordens. Diejenigen Ritter aber, welche Prieſter des Gehorſams und Capelläne genannt werden, tragen ſonſt, wie ſie bey öffentlichen Aemtern erſcheinen, einen Prieſterhabit nebſt dem gewöhnlichen Barret; über dieſen aber ziehen ſie ein anders Gewand von blauer Seide, welches die Italiäner Cotta nennen, nämlich ein Chorhemd, welches rings um mit ſeidenen Spitzen beſetzt iſt, mit ſehr langen und an 4 Spannen weiten Aermeln, und an dem linken iſt das ſammtene Ordenskreuz ganz oben bey der Schulter angemacht. Auſſer den öffentlichen Amtsverrichtungen tragen ſie ein goldenes Kreuz an dem Halſe, und ein anderes von rother Wolle, welches mit dergleichen gelben Schnüren eingefaſſet iſt, auf dem Mantel. Endlich tragen die Prieſter, welche mit päpſtlicher Erlaubniß aus den Klöſtern in dieſen heiligen Orden aufgenommen werden, nicht ein ſammtenes oder goldenes, ſondern nur wollenes Kreuz

von

von rother Farbe, mit gelben Schnüren um die Enden beſetzt, auf dem Mantel, worein das Zeichen mit Seide geſtickt iſt; es ſey denn, daß ſie, wegen des hohen Adels, von dem Großmeiſter in die Zahl der edeln Ritter der Gerechtigkeit eingeſchrieben würden.

Unter den Rittern der Gerechtigkeit iſt noch eine dritte Claſſe, nähmlich derjenigen, welche man Donatos oder Gratioſos (die Begnadigten) nennt, weil ſie nicht durch ihrer Ahnen Adel, ſondern durch ihre eigene Tugenden und Meriten, ſich die Ehre erworben haben, daß ſie, aus beſonderer Begnadigung des Großmeiſters, zu ſolcher Würde gelanget ſind, wodurch ſie, auch die höchſten Stellen dieſes Ordens durch ihr Wohlverhalten ſich zu erwerben, fähig geworden ſind. *Fig.* 2914. Auf ihrer Bruſt hängt ein goldenes Kreuz mit allen oben beſchriebenen Zierrathen, aber ohne des Bild das h. Georg, welches dem Großmeiſter und den vornehmſten Ordensgliedern allein zu tragen zuſteht. Wenn ſie öffentlich erſcheinen, bedecken ſie das Haupt mit einer blau ſeidenen Mütze, woran die goldenen Buchſtaben des Namens Chriſti, und weiße Federn, aufgeheftet ſind. Der Mantel iſt von blauem gewäſſerten Taffet mit weißem Futter, auf gleiche Art gemacht, wie ſolchen die Ritter des großen Kreuzes, denen ſie ſonſt in der Kleidung ganz gleich kommen, doch von beſſerm Zeuge, tragen. Auch iſt die linke Seite des Mantels mit einem Kreuze von Sammet, doch nicht über eine Spanne groß, bezeichnet. Ein roth emaillirtes goldenes Kreuz hängt an einer goldenen Halskette bis auf die Bruſt.

Die unterſte Claſſe dieſer Ordensleute beſteht theils aus Schild- und Waffenträgern, welche der Ritter Waffen beſorgen, mit ihnen zu Felde ziehen, und zu Pferde Dienſte thun; theils aus andern Bedienten, welche die geringſten Kirchendienſte verwal-

walten, und noch geringer ſind als die vorigen, daher ſie weder Degen, Sporen, noch einiges anderes Kriegszeichen tragen, auch nicht unter die adeligen Ritter gerechnet werden. Ihr gewöhnliches Zeichen iſt eine blaue ſeidene Binde, welche von der rechten Achſel ab, über den Leib geht, und auf der linken Hüfte gebunden iſt. Das Kreuz, welches daran gemacht iſt, berührt die Bruſt, hat aber weder die obere Lilie, noch die vier bemerkten Buchſtaben; Fig. 2915 a) Auſſer dieſem behalten ſie ihren gewöhnlichen Hut und ihre ganze Kleidung. Die Soldaten gebrauchen im Felde, und wenn ſie vor den Feind gehen, einen kurzen weißen Reitermantel, woran das Ordenskreuz geheftet iſt, und nebſt dieſem einen Helm, Schild, Harniſch, Spieß und Degen, zum Streit gerüſtet. Wenn ſie die Waffen abgelegt haben, müſſen ſie alle ein ſeidenes Kreuz auf dem Mantel, und ein goldenes auf der Bruſt tragen. Fig. 2915 b).

2. Der burgundiſche Kreuzorden, Ordo crucis Burgundicæ, hieß derjenige Orden, welchen Kaiſer Carl V. im J. 1535. zum Andenken ſeines Sieges über den berüchtigten Seeräuber Barbaroſſa, bey ſeinem Einzuge zu Tunis in der Barbarey, ſtiftete, und damit die Tapferkeit ſeines bey dieſer Expedition geweſenen Adels belohnte, weil er damals einen Wapenrock trug, auf welchem das burgundiſche Kreuz geſtickt war. Das Ordenszeichen, Fig. 2916 a), war eine goldene Halskette, welche aus viereckigen Gliedern von goldenem Blech, Flammen und Edelſteinen beſtand, und woran ein burgundiſches Kreuz, nebſt einem Feuerzeuge oder ſo genannten Feuerſtahle und Steine, mit dazwiſchen ausſprühenden Feuerflammen, hing. In der Mitte derſelben ſtand auf einem fliegenden Blatte: BARBARIA, (weil Tunis die Hauptſtadt des Königreiches und

der

der ſo genannten Barbarey iſt,) und an dieſem Blatte hing das aus zwey kreuzweiſe über einander gelegten äſtigen Balken beſtehende burgundiſche Kreuz, womit auf das Kreuz des Apoſtels Andreas, als des Schutzheiligen von Burgund, geſehen wurde. Und zwar waren dieſe Balken knockig oder kolbig, und nicht gezimmert, um des willen, wie Einige dafür halten, weil die Herzoge von Burgund, als nunmehr zugleich Herzoge von Brabant, Nachfolger vieler großen Helden, Carls des Großen, Pipin's, und Anderer, deren Geſchlecht ehemahls in gutem Flor geſtanden hat, ſeyn. Uebrigens iſt das burgundiſche Andreaskreuz grün emaillirt. Auf der Mitte dieſes Kreuzes ſahe man abermal Stahl und Feuerſtein, als das bekannte, von Philipp dem Guten auch bey dem Ordenszeichen des goldenen Vliesſes angebrachte Emblem, von welcher Zeit an es der burgundiſchen Familie gar gemein war, als ein Bild, welches Furcht, Schrecken und Niederlage drohet.

3. Der Kreuzorden mit dem rothen Sterne, Ordo crucis cum rubra ſtella, iſt ein Ritterorden, deſſen Urſprung in die Zeiten der übrigen, zur Vertheidigung und Verpflegung der zum h. Grabe wallenden Pilgrime errichteten Ritterorden zu ſetzen iſt. Als die Ritter Paläſtina zu verlaſſen gezwungen waren, wandte ſich dieſer Orden, welchen man daſelbſt den Bethlehemiterorden genannt hatte, nach Aquitanien, und von da, um das J. 1217, nach Böheim, Mähren, Schleſien und Polen, wo er die Regeln des heil. Auguſtins annahm, und von dem Papſte Gregor IX., Innocentius IV., Alexander IV., Benedict XII., und Innocentius XII., Beſtätigungen erhielt. Anfangs führte dieſer Orden, gleich vielen andern, ein rothes achtſpitziges Kreuz; erſt in Böheim ſetzte er, zu mehrerer Unterſcheidung von andern

Kreuz-

Kreuzträgern, unter das rothe Kreuz auch einen rothen Stern mit 6 Stralen; Fig. 2917. Dieſer geiſtliche Ritterorden iſt unmittelbar dem päpſtlichen Stuhle unterworfen. Das Oberhaupt, oder der Großmeiſter und General deſſelben, hat ſeinen Sitz zu Prag, und ein anderer Großmeiſter deſſelben, welcher zugleich Viſitator in Polen iſt, und zu dieſer Würde, mit Einwilligung des ordentlichen Großmeiſters zu Prag, durch eine kanoniſche Wahl erhoben wird, reſidirt zu Breslau. Die Ceremonienkleidung des Generalgroßmeiſters beſteht in einem langen, rothen, mit Hermelin gefütterten Talar, mit langen Aermeln, worüber ein roth ſammtenes Wehrgehenk mit dem Schwerte gegürtet iſt, und eine reiche Binde (Schärpe) mit langen goldenen Spitzen hängt. Ueber dieſen Talar trägt er einen ſchwarz ſeidenen Mantel mit einem langen Schweife. Auf der linken Seite des Mantels iſt ein großes rothes Kreuz, und unter dem Kreuze ein rother ſechseckiger Stern, zu ſehen. Auf der Bruſt trägt er ein dergleichen mit rothen Steinen verſetztes Ordenszeichen; auf dem Haupte einen Galerum oder Hut von weißem Atlaß, mit einer dicken goldenen Schnur und einem Knopfe von Edelſteinen, an den Händen aber weiße Handſchuhe, und an den Beinen Stiefel und Sporen. Sonſt iſt ſeine ordentliche Kleidung ein langes ſchwarzes Kleid mit einem goldenen Kreuze und Sterne auf der Bruſt, und darüber ein ſchwarzer Mantel mit dem großen rothen Ordenszeichen. Die andern Ordensglieder tragen gleichfalls ein ſchwarzes Kleid, und auf der linken Bruſt ein rothes Kreuz mit dem Sterne, von rothem Atlaß, ingleichem einen ſchwarzen Mantel, doch ohne Ordenszeichen.

Analekten zur Geſchichte des Militärkreuzordens mit dem rothen Sterne. Von K. J. Ritter von Bienenberg. Prag und Wien, 1787, gr. 8. 8 und ein viert. Bogen.

Zu den Kreuzorden, kann man gewiſſer Maßen, auch die oben, S. 145, fgg. beſchriebenen Orden der Kreuzträger und Kreuzträgerinnen rechnen.

Kreuz-Pfanne, in den Salzwerken, eine Pfanne, welche aus den Blechen alter Pfannen gemacht wird.

Kreuz-Pfennig, eine Art alter, mit einem Kreuze bezeichneter Pfennige, welche zuerſt 1022 im Würzburgiſchen geſchlagen wurden, und von dem gemeinen Volke noch jezt zu allerley Aberglauben gebraucht werden. Siehe Pfennig.

Kreuz-Pflanze, ſiehe Kreuz-Kraut, oben, S. 213, fgg.

Kreuz-Poſſekel, ein Hammer der Grobſchmiede; ſ. im XXI. S. 331.

Kreuz-Predigt, in den mittlern Zeiten, eine Predigt der Geiſtlichen, wodurch die Chriſten zu Unternehmung der Feldzüge gegen die Saracenen, welche das gelobte Land inne hatten, oder auch gegen andere Ungläubige, ſollten beredet und aufgemuntert werden. Dieſe Predigten hatten ihren Namen daher, weil diejenigen, auf welche ſie Eindruck gemacht hatten, ſich am Ende derſelben mit dem Kreuze zeichnen lieſſen. Siehe Kreuz-Zug.

Kreuz-Probe, ſiehe Kreuz-Gericht, oben, S. 175, f.

Kreuz-Punct, in der Mathematik, derjenige Punct, wo zwey Linien einander durchſchneiden.

Kreuz-Qualle, Meduſa cruciata *Linn.*; ſ. Meduſe.

Kreuz-Raute, ein Nahme der gewöhnlichen Gartenraute, Ruta graueolens *Linn.*; ſiehe Raute.

Kreuz-Riemen, an den Pferdegeſchirren, Riemen, welche über das Kreuz an die Pferdegeſchirre geſchnallet werden; ſ. Pferdegeſchirr.

Kreuz-

Kreuz-Ritter, ſiehe Kreuzherr, oben, S. 176, und Kreuzorden, S. 244, fgg.

Kreuz-Ruthe, bey den Feldmeſſern, eine Quadratruthe, d. i. eine Fläche, welche eine Ruthe lang, und eine Ruthe breit iſt, und zur Beſtimmung der Größe anderer Flächen dient; die Schachtruthe. Ein ſolcher Schuh wird ein Kreuzſchuh, und ein ſolcher Zoll ein Kreuzzoll genannt.

Kreuz-Salbey, ein Name der kleinen edeln Salbey mit ſchmahlen Blättern, welche unten am Stiele zwey kleine Anhänge haben, welche mit demſelben ein kleines Kreuz vorſtellen; Saluia officinalis *Linn.* Siehe Salbey.

Kreuz-Scepter, ſiehe oben, S. 77, und Scepter.

Kreuz-Schale, Venus decuſſata *Linn.*, eine Art von Venusmuſcheln, deren Schale mit Kreuzſtrichen beſetzt iſt. Der inwendige Theil iſt weiß und ſaffranfarbig gefleckt. Sie kommt aus Oſtindien.

Kreuz-Schenkel, über das Kreuz gehende Schenkel. Bey den Uhrmachern, ſind es die ſchmahlen Schenkel, welche durch die durchbrochenen Flächen der gegoſſenen Uhrräder entſtehen. Siehe Uhr.

Kreuz-Schlag, Schläge über das Kreuz.

Bey den Hutmachern, iſt der Kreuzſchlag, oder das Kreuzſchlagen, (ins Kreuzſchlagen, Fr décroiſer,) das Walken der Hutfilze über das Kreuz. Siehe im XXVII. Th. S. 100.

Kreuz-Schlage, Kreuzſchläger, bey den Schlöſſern, ein großer Hammer, welcher mit beyden Händen geführt wird, und daher alſo genannt worden iſt, weil er bey dem Ausdehnen eines Eiſens bald in die Länge, bald in die Breite, und alſo über das Kreuz ſchlägt.

Kreuz-Schmid, eine Art der Meſſerſchmiede; ſ. in M.

Kreuz-Schnabel, ſiehe Kreuzvogel.

Kreuz-Schock, eine ehedem in Meiſſen übliche Art, das Geld zu zählen und zu berechnen; ein Schock Kreuzgroſchen, d. i. 60 alter, mit einem Kreuze bezeichneter Groſchen, welche gerade eine Mark machten.

Kreuz-Schraffierung, ſiehe Schraffieren.

Kreuz-Schraube, die lange Schraube eines Gewehres oder einer Flinte, die durch den Schwanz der Schwanzſchraube, und zugleich durch den Schaft geht, und den Lauf mit der Schwanzſchraube im Schafte befeſtigt.

Kreuz-Schuß, ſ. im XXIII. Th. S. 670.

Kreuz-Schwelle, ſiehe Schwelle.

Kreuz-Segel, auf den Schiffen, das an der Kreuzſtange befindliche Segel; ſiehe Segel.

Kreuz-Seite, auf Münzen; ſ. oben, S. 71.

Kreuz-Soldat, ſiehe Kreuzzug.

Kreuz-Spillen, nennt man die zwey Stäbchen, welche kreuzweiſe in die Mitte eines Bienenkorbes geſteckt werden, die Wachstafeln zu halten.

Kreuz-Spinne, eine Art großer Spinnen, welche ein weißes Kreuz auf dem Rücken haben; im gem. Leben auch Kreuzkanker. Siehe Spinne.

Kreuz-Stab, Fr. Baton de croiſure, bey den Tapetenwirkern, runde Stäbe, womit die Kettenfäden einer hochſchäftigen Hauteliſſetapetenkette durchkreuzet werden, um zwiſchen ihnen den Einſchlagfaden durchſtecken zu können. Siehe Tapete.

Kreuz-Stange, auf Schiffen, die Stange auf dem hintern oder Beſanmaſte, an welcher ſich das Kreuzſegel befindet; bey den Schiffern, die Kreuzſtenge; Perroquet d'artimon, Perroquet de fougue. Siehe Maſtbaum.

Kreuz-

Kreuz-Steg, bey den Buchdruckern, die, die Columnen einer Form von einander abſondern den hölzernen Lineale (Stege), welche den Mittelſteg in ſeiner Mitte durchkreuzen, oder welche quer durch die Form gehen. Siehe im XIV. Th. S. 476.

Kreuz-Stein, Gr. und Lat. Staurolithus, Lapis crucifer ſ. cruciformis, Fr. Pierre de croix, eine Art Steine, welche zu den Naturſpielen gehören, und das Bild eines Kreuzes haben. Es ſind mehrentheils ſchwarze oder graue Kieſel, mit einem, mehr oder weniger, regulären Kreuze, welches gemeiniglich aus Feldſpath beſteht, und breiter oder ſchmähler iſt. Siehe im XXXVII. Th. S. 473.

Eine gewiſſe Art der Kreuzſteine, die man in Bretagne in Frankreich, wie auch um Compoſtela in Spanien, findet, wird in Frankreich Macle (1) genannt. Von dem bretagniſchen, ſagt **Bomare** (2); Elle reſſemble parfaitement aux armes de Rchan, qui ſont auſſi des macles; on ſoupçonne que les pierres de mâcle ſont des pyrites ſpatheuſes d'étain. Elles reſſemblent encore à ces pierres en croix que les Pellerins nous apportent de St. Jaques de Compoſtelle en Eſpagne. Derer in Spanien, gedenkt **Torrubia** (3); die

(1) Die Kreuzſteine werden ſchon von *Rock le Baillif*, der im Jöcherſöchen Gelehrtenlexicon *Riviere* genannt wird, in ſeinem 1577, unter dem Titel: Antiquité de Bretagne, gedruckten Buche, Macles genannt. Und *Iean Cecile Frey*, welcher 1631 ſtarb, ſchreibt: In Britannia Gallica non longe a civitate, quae iam dicitur Quimpercorentin, lapis crucifer reperitur frequens. S. Les anciens Minéralogiſtes du royaume de France, par M. *Gobet*, (à Paris, 1779, 8.) S. 311.

Mémoire ſur les Mâcles, par Mr. le Préſident *de Robien*.

Macle heißt ſonſt Seilwerk, welches ſich durchkreuzet; folglich könnte ein jeder Kreuzſtein dieſen Namen führen.

(2) Diction. d'hiſtoire naturelle, To. VI. p. 462.

(3) In ſeiner Vorbereitung zur Naturgeſch. von Spanien, nach der Ueberſetz. des Hrn. v. Murr. (Halle, 1773, 4.) S. 91, deren auch einer S. 118 abgebildet iſt.

die Gallicier verfertigen artige Roſenkränze daraus; das ſchwarze Kreuz iſt auf aſchgrauem Grunde, dennoch ſollen ſie kiesartig ſeyn. Die Morveau (4) hält die Kreuzſteine als Andeutungen auf Zinn, und als zinnhaltig.

Hr. Superint. **Schröter** (5 beſitzt, aus Niederbretagne, einen grauen kieſelartigen, mit Feldſpath gemiſchten Würfel, auf deſſen Oberfläche, die ganz Feldſpath iſt, ein graues reguläres Kreuz liegt, welches nicht ſtärker, als ein feines Haar, iſt.

Dieſe Steine werden, dieſer Bildung wegen, Kreuzſteine genannt, und kommen unter den Kieſeln zuweilen vor. Man hielt in den vorigen Zeiten auf dieſe Steine überaus viel, und es iſt ihnen ſo gar die Ehre der Abbildung wiederfahren.

Ein Beyſpiel davon findet man in Lochner's Muſeo Beſleriano, Tab. 38, unten, mit der Beyſchrift: Lapis lydius, in quo crux alba. Da Lochner zugleich die Gedanken einiger Alten über dieſe Steine anführt, ſo will ich Deſſen Beſchreibung, S. 106, mittheilen. Lapis lydius, in quo Crux alba. Staurolithus ſive crucifer lapis, a crucigeris lapidibus, qui viginti milliaribus a Fano divi Jacobi Compoſtellae dicto eruuntur, & ab Ambroſino in Muſeo Metall. Aldrovandi deſcribuntur, multum diſtans, cum enim 1. omnes hi lapides per transuerſum ſecti, figuram cordis oſtendant, 2 lapides molles ſint; noſter hic Staurolithos e genere lydiorum (6), duritiei extremae eſt, cui crux tantum in ſuperficie impreſſa, coloris albicantis in lapide nigro. Quoad duritiem melius conveniret

(4) Anfangsgründe der theoret. und pract. Chemie, nach den neuern Entdeckungen in eine neue Ordnung gebracht von den H. de Morveau, Maret und Durande, aus dem Franz. überſ. von C. E. Weigel. 1 B. (Lpz. 1779, 8.) S. 95.

(5) S. Deſſen litholog. Real- und Verballexikon, 3 B. (Frf. M. 1780, 8.) S. 311.

(6) Unten ſagt Lochner, es ſey ein Kieſel. Die Alten nennten alle ſchwarze Steine, auf denen man Gold oder Silber ſtreichen kann, Probierſteine.

veniret cum ſilice Staurophoro, ab eodem Ambroſin. Muſ. Metall. Aldrovand. p. 735, n. 2, deſcripto. An illis lapidibus noſter hic ſimilis? qui in regno Chilenſi in exiguo flumine, Flaragvete ab incolis dicto, prope oppidum de Petegvelea inveniuntur, ſigno crucis ſignati. Figura equidem irregularis eſt, ſed ubi crux viſitur ovalis, formatur ea per interſectionem rectangularem diametri maioris & minoris, atque ſanguinis inſtar rubet.

Dieſer beſchriebene Kreuzſtein hatte alſo ein röthliches Kreuz.

Entdeckung einer dem Kreuzſteine weſentlichen Entſtehungsart der Kreuzfigur. An Se. Exc. Freyherrn von Heinitz. Mit einer ausgemahlten Kupfertafel. Hamb. (1780) gr. 4. 6 Bog.

Dieſes iſt alſo die eigentliche und gewöhnliche Bedeutung dieſes Wortes. Von uneigentlichen Bedeutungen deſſelben, merke ich Folgendes an. **Kundmann** (7) beſchreibt einen Stein unter dem Namen Lapis crucifer ſive Jaspis, Kreuzjaspiß, auf welchem Zeichnungen von Kreuzen ſind; ſ. Th. XXIX. S. 224, und 234; Hr. Prof. **Gmelin** aber bemerkt, daß dieſer Stein mehr unter die Speckſteine oder unter die Porphyre, als unter die Jaspiße, gehöre. **Cronſted** (8) beſchreibt unter ſeinem kryſtalliſirten Schörl, Baſaltes cryſtalliſatus, Schörlkryſtallen, auch röthlichbraune, die zu Sörwick in Gränge, und Glantshammer in Nerike, gefunden werden, und ſagt: „Von „dieſer Farbe iſt der Basler Taufſtein. Er beſteht „aus zwey ſechseckigen Schörlkryſtallen, die über einander quer hindurch gehen. Daher gleicht er einem Kreuze, und wird deswegen von den Katholiken getragen, und lateiniſch Lapis crucifer, der „kreuztragende Stein, genennet."

(7) S. Gmelin Linnäiſches Naturſyſtem, Th. 1, S. 593.
(8) Verſuch einer neuen Mineral. Neue Ausg. S. 90, §. 75.

Kreuz=Stenge, ſiehe Kreuzſtange.

Kreuz=Stich. 1. Bey den Nähterinnen, ein Stich, welcher kreuzweiſe über einen andern geführt wird, und die Art mit ſolchen Stichen zu nähen; die Kreuznacht. Siehe Nähen.

2. Bey den Stuhlmachern, die zweyte Leitung der Rohrfäden, wenn ſolche nämlich in die Fäden des Aufzuges geſchlungen und verflochten werden. Sie führen dieſen Namen deswegen, weil ſie die gerade liegenden Aufzugfäden durchkreuzen. Siehe Stuhl.

Kreuz=Stock. 1. In der Baukunſt, die ſteinerne Einfaſſung einer Fenſteröffnung, weil ſie die Stelle des hölzernen Fenſterkreuzes oder Rahmens vertritt.

2. Bey den Klempnern, ein Amboß, Sachen von Meſſing=oder Eiſenblech darauf umzuſchlagen; ſ. im XL. Th. S. 351.

Kreuz=Straße, ſiehe Kreuzgaſſe.

Kreuz=Tag, ſiehe Kreuzwoche.

Kreuz=Thaler, ein Name derjenigen Thaler, welche das Gepräge eines Kreuzes haben.

Ein ſolcher iſt diejenige niederländiſche Silbermünze, die von ihrem Urheber **Albrecht**, oder **Albert**, Erzherzoge von Oeſtreich, und Herrn der ſpaniſchen Niederlande (*), der ſie 1618. hat ausprägen laſſen, den Namen Albertiner, Alberts= oder Albertusthaler führt, und, von dem auf der Bildſeite darauf geprägten burgundiſchen oder Andreaskreuze, mit dem goldenen Vließe, auch burgunder Thaler, und Kreuzthaler, L. Vncialis bel-

(*) Der Erzherzog Albrecht, war K. Maximilian's II. fünfter Sohn. König Philipp II. in Spanien, hatte ihm, im J. 1598 die Niederlande und Grafſchaft Burgund, bey der Vermählung ſeiner Tochter Clara Eugenia, zur Mitgabe, aus einer großen, wiewohl fruchtloſen, Staatsabſicht abgetreten.

belgicus, Ecu d'Hollande, genannt wird, wiewohl ihr dieſer Name nicht allein zukommt, denn es hat auch Deſſen Schwiegervater, K. Philipp II. in Spanien, vorher in den J. 1567, 68, 69, 84, 90 ꝛc. ſeine in den Niederlanden geſchlagene Thaler auf gleiche Weiſe bezeichnen laſſen. Es gibt aber noch eine andere Gattung der Kreuzthaler dieſes Königes daſelbſt, die eine Bildſeite haben, und auf der Gegenſeite iſt, nach der heraldiſchen Anweiſung, das Wappen auf das Andreaskreuz gelegt.

Der Albertus- oder Kreuzthaler iſt nach dem burgundiſchen Fuße gemünzet, und gilt daher insgemein nur 30 Sgr. ſächſiſcher Münze (*); wiewohl er in Polen und andern Orten, den Speciesthalern gleich, und alſo 32 Sgr., oder 2 Gulden gilt. Man hat davon nicht nur ganze, ſondern auch halbe und Viertelſtücke. Die ganzen halten 10 Pf. fein, und gehen, nach dem in den ſpaniſchen Niederlanden üblichen tyroliſchen Gewichte, deren auf die rauhe Mark $8\frac{24}{37}$, oder meiſt $8\frac{2}{3}$ Stück, und auf die feine Mark $10\frac{14}{37}$ St., welches nach cölniſchem Gewichte $8\frac{8}{37}$ St. und reſpective $9\frac{159}{185}$ Stück beträgt. Sie ſind auf 48 Stüber geſetzt, daher werden ſie in der Bank zu Amſterdam mit einem Rabatt von 4 pro Cent angenommen.

In Holland werden dieſe Thaler noch heut zu Tage ausgemünzt, und gelten daſelbſt 50 Stüber, oder $2\frac{1}{2}$ Gulden. Nach der zu Regensburg damit gemachten Probe, gehen davon $8\frac{136}{363}$ Stück auf die rauhe cölniſche Mark, und in der Feine halten ſie 13 Loth 15

 Grän

(*) Churf. brandenb. Patent, daß die zu münzen angefangene ſo genannte Creuz- oder Albertus-Thaler zu 30 gute Groſchen das Stück angenommen und ausgegeben werden ſollen, v. 11 Sept. 1695, ſt. in Mylius Corp. Conſt. March. 4 Th. 1 Abth. No. 88, Col. 1327, f.

Grän Silber. Daher iſt die feine cölniſche Mark Silber in den Albertsthalern auf $9\frac{20679}{30129}$ Stück ausgebracht worden. Wenn nun die cölniſche Mark *aus* 4864 Aſen beſteht, ſo hält ein jedes Stück von Albertsthaler $580\frac{4}{5}$ Aſen im Schrot, d. i. in ſeinem ganzen Gewichte, und $502\frac{57}{380}$ Aſen im Korn, oder im feinen Silbergehalte. Nach dem Richtpfennig, der in den deutſchen Münzſtädten zur Beſtimmung des Gewichtes in Schrot und Korn der Münzen gebraucht, und in 65536 gleiche Theilchen auf die cölniſche Mark eingetheilt wird, hat 1 Stück Albertsthaler $7825\frac{49}{95}$ ſolcher Richtpfennigtheilchen im Schrot, und $6765\frac{10737}{24320}$ ſolcher Theilchen an feinem Silber, oder im Korn. Da man aber die Feine des Silbers, und der ſilbernen Münzſorten, in der Münzwiſſenſchaft gewöhnlich nach Gränen rechnet, von welchen 288 auf eine Mark gehen, ſo muß man auch von dieſer Seite den Werth des Albertsthalers genau kennen. Es gingen, wie oben bemerkt worden iſt, $8\frac{136}{363}$ Stück auf die rauhe Mark, und hielten in der Feine 13 Loth 15 Grän, oder 249 Grän. Dies macht auf das Stück $29\frac{2227}{3040}$ Grän an feinem Silber, welches Reſultat ſich gleichfalls zeigt, wenn man durch die $9\frac{20679}{30129}$ Stück, die auf die feine Mark ausgemünzet werden, den Gehalt der feinen Mark, oder die Summe von 288 Grän, dividiret. Wie ſich nun der Albertsthaler zu unſerm deutſchen Conventionsthaler in ſeinem wahren innern Werthe verhält, dies läſſet ſich durch die Vergleichung von beyden ganz beſtimmt erkennen. Der Conventionsthaler hält in feinem Silber ganz genau $28\frac{4}{5}$ Grän, wenn er nämlich geſetzmäßig ausgemünzet worden iſt; der Albersthaler aber $29\frac{2227}{3040}$ Grän, welches $\frac{2835}{3040}$ Grän mehr beträgt.

Der Gebrauch der Alberts= oder Kreuzthaler iſt für die großen Commerzien in Europa, beſonders für Holland, von der größten Beträchtlichkeit, und höchſt bemer=

merkenswürdig. In Rußland und Liefland, Kurland und Preuſſen, ſind dieſe Thaler zum Maßſtock der Waaren angenommen; ſo gar müſſen die ruſſiſchen Zölle auf der Oſtſee in dieſer Münzſorte abgetragen werden; auch ſind ſie in der Türkey nebſt den Löwenthalern das beſte Geld. Wenn man nun bedenkt, welch eine erſtaunliche Quantität von Juchten, Pottaſche, Rhabarber, Hanf, Talg, Eiſen, und andere Waaren mehr, alle Jahr aus Rußland in die übrigen europäiſchen Staaten gehen, ſo wird man ſich nicht verwundern, daß zu Führung des ruſſiſchen Handels, und zu Saldirung der ruſſiſchen Waaren, eine ſehr große Summe an Albertsthalern geſucht und verwendet werden müſſe. Daher müſſen alle europäiſche Nationen, um ſolche Thaler zu bekommen, die Holländer angehen, und ihnen für dieſe Münzſorten nicht nur das Münzerlohn, ſondern auch noch, wegen der ſtarken Nachfrage nach dieſem Gelde, ein beträchtliches Geld- und Wechſelagio bezahlen, welches den holländiſchen Commerzien und Handelsleuten zum größten Vortheil gereicht.

Im J. 1767 ließ der verſtorbene König von Preuſſen, **Friedrich** II. zweyerley von dem preußiſchen Conventfuße abweichende Thaler prägen, davon der eine der Alberts- oder Kreuzthaler, welcher zum Behuf des Handels nach der Oſtſee dienen ſollte, nach dem burgundiſchen Fuße, der andere aber, der levantiſche Compagniethaler, welcher zum Behuf der damahligen levantiſchen Compagnie und ihrem Handel nach Smirna, geſchlagen war, nach dem Conventionsfuße ausgemünzet iſt. Beyde Thaler ſind rar, und befinden ſich jetzt bloß noch in den Kabineten der Münzſammler. Von den Alberts- und Kreuzthalern, deren Gepräge in Fig. 2918 vorgeſtellt iſt, ſollten $8\frac{1}{4}$ Stück auf die rauhe cölniſche Mark von 13 Loth 16 Grän fein, folglich $9\frac{63}{125}$ Stück circa $9\frac{1}{2}$ Stück, auf die feine cölni-

cölniſche Mark gehen; hiernach würde alſo das Stück höchſtens 7944 Richtpfennigtheile äuſſerliches Gewicht haben müſſen; der kön. preuß. Hauptbancobuchhalter, Hr. **Gerhardt** (*) aber, hat ſolches 7980 Richtpfennigtheile ſchwer, alſo 36 Theile ſchwerer, befunden. Ihr Werth beträgt in Conventionscourent 1 Rthlr. 9 Gr. 8 Pf., und in preuß. Courent 1 Rthlr. 11 Gr. 4 Pf.

Siehe auch Güldenthaler, im XX. Th. S. 312.

Kreuz-Träger. 1. In der römiſchen Kirche, ein biſchöflicher oder erzbiſchöflicher Kapellan, oder anderer Geiſtlicher, der dieſen Prälaten bey feyerlichen Umgängen, und andern Gelegenheiten, das Kreuz vorträgt; ſ. oben, S. 52.

2. Die Benennung gewiſſer Orden. Von den Orden der Kreuzträger und Kreuzträgerinnen, ſ. oben, S. 145, fgg.

3. In der bibliſchen Schreibart, diejenigen, die durch Leiden und Trübſale geübt werden; ſ. oben, S. 16, f.

4. In der Jägerey, nennt man Kreuzträger, diejenigen Füchſe, welche von dem Maule an, über den Kopf, Rücken und Schwanz, einen ſchwarzen Strich haben, welcher von einem andern über die Schulter an die zwey Vorderfüße durchkreuzt wird; Kreuzfuchs. Siehe oben, S. 172.

5. Eine Benennung verſchiedener Inſecten, als: der Caſſida cruciata, der Cicada cruciata, und des Curculio crucifer *Linn.*

Kreuz-Trift, ſ. im XXVII. Th. S. 233.

Kreuz-Tritt, ſiehe Kreuzfahrt, oben, S. 171.

(*) S. Deſſen Handbuch der deutſchen Münz-Maaß- und Gewichtskunde, (Berl. 1788, gr. 8.) S. 63.

Kreuz-Verrenkung und Zerbrechung, bey Pferden; ſ. oben, S. 6, fgg.

Kreuz-Verzimmerung, heißt, im Bergbau, bey den Schächten, eine Verzimmerung und Verbindung der Wände deſſelben, da man Bühnlöcher in das Hangende und Liegende hauet, und die Stämpel kreuzweiſe, oder eines um das andere, gegen das Hangende und Liegende mit Anpfählen legt. Sie iſt nöthig, wenn das Liegende eines Schachtes nicht feſt genug iſt.

Kreuz-Vogel, Kreuzſchnabel, Krummſchnabel, ein Vogel, welcher zu der Claſſe der Dickſchnäbel (Dickſchnäbeler), d. i. derjenigen Vögel, welche die dickſten und ſtärkſten Schnäbel zum Zerbeißen der Kerne und anderer ſteinigen Samen haben, gehört, und deſſen Schnabel bey der Spitze gleichſam kreuzweiſe getheilt iſt, indem der untere Schnabel ſich auf der einen Seite in die Höhe, der obere aber auf der andern Seite niederwärts krümmet. Weil er ſich auf den Tannen aufhält, den Samen aus den Zapfen klaubt, und dieſe dabey, wie ein Papagey mit den Füßen hält, wird er auch Tannenpapagey, Tannenvogel, Zapfenbeißer, und Zapfennager, genannt; im gem. Leben vieler Gegenden auch Grienitz, Grinitz, Grönitz, Grünitz, Krinitz, Krünitz, weil er zu gewiſſen Zeiten einen grünen oder grüngelblichen Kopf und Rücken hat; Loxia *Geſn. Aldrov.* Curviroſtra *Schwenkf.* Coniroſor *Raj.* Avis crucifera, ſ. cruciata; Coccothrauſtes curviroſtra *Klein.* Loxia verſicolor, remigibus rectricibusque 12 fuſcis, oris exterioribus viridi-oliuaceis *Briſſ.* Loxia curuiroſtra roſtro forficato *L.* Fr. Bec croiſé; Engl. Croſs-bill, Croſs-beak; Poln. Krzywonos, Schwed. Korsnäbbar, Korsnaef, Kiaegelrifvare; Ruſſ. Selenoi-Kleſt. Nach Briſſon iſt er 6¾ Z. lang; der Schnabel beträgt 8 Lin.; der Schwanz, 2¼ Zoll; die mittlere Zehe, 10 Lin.; die Flügelbreite 10⅔ Z.; und die Flügel reichen, zuſammen geſchlagen, etwas

über

über den halben Schwanz. Eigentlich gibt es in Anſehung der Größe, zweyerley, davon die größten am Leibe ſtärker, als eine Winterdroſſel, die kleinen aber, wenn man die Federn wegthut, nicht viel größer, als ein Hausſperling, ſind. Dieſes Unterſchiedes wird weiter unten noch beſonders Erwähnung geſchehen.

Der Kreuzvogel hat mit dem im XXXIX Th. S. 191, fgg. beſchriebenen Kernbeißer oder Kirſchfinken, Loxia Coccothrauſtes *Linn.* einerley Geſtalt, Naturtriebe und Begierden; nur im Schnabel ſind ſie unterſchieden. Der Schnabel des Kreuzvogels, welcher dunkelbräunlich iſt, im Vogelhauſe aber mehr und mehr blaß und grün wird, iſt doppelt gekrümmt, und legt ſich vorn mit den Spitzen über einander, und zwar bey einigen ſo, daß der obere Schnabel auf die rechte, und der untere auf die linke Seite; bey andern aber ſo, daß der obere Schnabel auf die linke, der untere aber auf die rechte Seite ſteht, welches Anlaß gegeben hat, daß Einige die erſten für Männchen, und die andern für Weibchen halten wollen; auch vorgeben, die erſten, wo nämlich der obere Schnabel die rechte Seite behält, seyn zur Arzeney für die fallende Sucht beſſer, wenn man täglich austrinkt, was der Vogel in ſeinem Waſſertrögelein übrig läſſet. Es iſt aber ein bloßer Irrthum, indem bekannt iſt, wenn ſie zu Anfange des Decembers paarweiſe fliegen und gefangen werden, daß ein rechtes Männchen, wie man ſie zu nennen pflegt, mit einem linken Weibchen, und ein linkes Männchen mit einem rechten Weibchen ſich gattet. Wegen der Aehnlichkeit des unterwärts gekrümmten Oberſchnabels mit dem Papagey, nennen ihn Einige den deutſchen Papagey. Hr. Graf v. Büffon hält den Bau des Schnabels für einen Fehler oder Irrthum der Natur; der Schnabel hätte, nach ſeiner Meinung, billig gerade ſeyn ſollen; wie aber nichts

ohne

ohne Nutzen iſt, ſagt er, ſo dient er nur dem Vogel dazu, um die Schuppen der Tannenzapfen aufzubrechen und die unter denſelben verborgen liegenden Samen, ſehr geſchickt heraus zu klauben, und ſich deſſelben auch, noch bey dem Klettern zu bedienen. Allein, man findet keinen Kreuzvogel ohne ſolchen gebogenen Schnabel, und es iſt derſelbe kein Fehler, ſondern bey dieſer Art Vögel würde ein gerader Schwabel eine Abweichung von der Natur ſeyn. Es wird ein Fehler, wenn er im Käfiche übermäßig anwächſt, wie ſolches auch wohl bey den geradeſchnabeligen Canarienvögeln und Stieglitzen geſchieht, die ſo gar an dieſer Krankheit ſterben. Im Käfiche werden die Spitzen der Schnäbel bisweilen auſſerordentlich lang, oder fallen auch gar ab.

Der Kopf des Vogels iſt breit und ſtark, auch ſeine Kinnladen ſind ſtark, der Hals iſt kurz, die Bruſt breit, und die Füße ſind kurz; der Schwanz iſt mittelmäßig, doch gegen andere Vögel ebenfalls mehr kurz, als lang, zu nennen.

Die Männchen ſind von verſchiedener Farbe. Es gibt rothe mit ſchwärzlichen Flügeln und Schwanze; man findet auch grüngelbe mit ſchwärzlichen Flügeln und Schwanze, und gelbe mit Roth durchmengt. Indeſſen weiß man nicht, ob dieſe Verſchiedenheit etwa nur vom Mauſen (Mauſtern) herkomme; denn der Vogel ändert die Farbe wohl drey Mal des Jahrs (*), und es könnte daher immmer einerley und dieſelbe

(*) Nach Hrn. Prof. Grillo Bemerkung, (im 22 St. des Naturforſchers, Halle, 1787, gr. 8. S. 142,) ändert er ſeine Farbe nicht jährlich. Er meldet: „Ich bekam den Kreuzvo„gel roth, und nach einem halben Jahre wurde er grün„gelb, und ſo iſt er bis jezt in das 5te Jahr geblieben. Es „iſt alſo falſch, daß er jährlich ändre, es müßte dann in ſei„nem wilden Zuſtande anders ſeyn.“

ſelbe Art des nämlichen Vogels ſeyn. In den pyrenäiſchen Gebirgen hat man zweyerley Arten bemerken wollen; eine ſchwärzliche mit purpurfarbener Bruſt und Bauche, und eine röthlich ſchwärzliche mit ſcharlachfarbenem Kopfe und Nacken (*). Die gewöhnlichen Farben ſind oranze = oder citrongelb. Nach der erſten Mauſe ſollen die Männchen allezeit roth ſeyn, und nach der zweyten erſt die pomeranzen = oder citrongelbe Farbe bekommen. Die Weibchen ſind durchaus grau, mit etwas Grün vermengt. Die ſchwärzlichen Flügel geben dem Vogel eine ſchöne Zierde, und die kurzen Deckfedern der Flügel fallen röthlich und grünlich mit Schwarz vermiſcht, wie die Hauptfarbe des Leibes.

Hr. Pehr G. Tengmalm meldet, in ſeinen auf Almareſtäk in Upland gemachten ornithologiſchen Bemerkungen (**):

„Tallbitar (Loxia enucleator) und Kreuzſchnäbel (Korsnäbbar, Loxia curuiroſtra) kommen manche Jahre in großer Menge, in andern zeigt ſich nicht ein einziger. So fand ſich 1779 im Herbſte, und faſt den ganzen Winter durch, hier eine unglaubliche Menge der letztern, aber gar keiner der erſten. Das folgende Jahr 1780, fanden ſich die letzten in gleich großer Anzahl ein, die erſten waren verſchwunden. In 1781 zeigte ſich kein enziger von beyden Arten. Merkwürdig iſt, daß von der Menge Kreuzſchnäbel, die ſich 1779 im Herbſte zeigten, ſehr wenig roth waren, die meiſten grüngrau. Ich hatte damals, wie mehrmals ſeitdem, Gelegenheit, mich von der Wahrheit deſſen zu verſichern, was Edward angibt, daß die rothen Hähne und die grauen Sieen ſind, denn die Geburtstheile beyder Geſchlechter ſind ſehr deutlich. Friſch glaubt, nur die ältern Hähne wären roth, welches doch ſchwerlich zu

zu-

(*) Loxia pyrenaica, ex ſubrufo nigricans, cervice & capite coccineis, *Barrere*. Le bec croiſé rougeatre *Briſſ.*

(**) Im 4 B. der überſ. Neuen Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. der Wiſſ. für das Jahr 1783, (Lpz. 1785, gr. 8.) S. 49

zugeben iſt; denn 1. ſcheint es den allgemeinen Naturgeſetzen zuwider, nach welchen man gefunden hat, daß eines Vogels Farben deſto matter werden, je älter er wird; man hat Vögel geſehen, die im Alter grau, ja ganz weiß wurden. 2. Stimmt das nicht mit der Erfahrung überein, man hat nie einen Hahn grau gefunden. Eben ſo ungegründet iſt derer Meinung, die glauben, die Farben ändern ſich nach den Jahrszeiten; ich habe rothe und graue, im Herbſte, Winter und Frühjahre gefunden."

Der Kreuzvogel ſcheint in Deutſchland nicht ordentlich ſich aufzuhalten, ſondern nur zuweilen unſere Gegenden zu beſuchen, wenn viele Fichten- und Tannzapfen wachſen; deshalb wohnt er auch meiſtens in Fichten- und Föhrenwäldern, wo er von dem Samen dieſer Bäume lebt. Findet man dieſe Samen nicht in genugſamer Menge, ſo frißt er das Geſöme von Diſteln. Er iſt demnach zwar kein Zugvogel, er wandert aber, jedoch zu unbeſtimmten Zeiten, ſchaarenweiſe herum. Da er ſich in kalten Ländern aufhält, ſo glaubt Hr. v. **Buffon**, daß er ſich, zu Folge der Bemerkung, daß alle Thiere, welche die Kälte nicht ſcheuen, ſowohl der alten als neuen Welt gemein ſind, auch in Nordamerika finden müßte; allein, dieſe Muthmaßung iſt bis jetzt noch durch keine Beobachtungen beſtätigt worden.

Nach Hrn. Diac. **Goeze** (*) Bemerkung, ſind die Kreuzvögel, ſo wie die Seidenſchwänze, Vorbothen eines kalten Winters, wenn ſie in ſolcher Menge unſere Harzwälder beſuchen, daß ſie in den umliegenden Städten zu Markte gebracht werden. Dieſes geſchahe z. B. vor dem frühen und kalten Winter $\frac{1788}{1789}$. Vor dem kalten Winter $\frac{1775}{1776}$ lieſſen ſie ſich ebenfalls ſehr häufig ſehen.

Eben

(*) Natur, Menſchenleben und Vorſehung, für allerley Leſer, von J. A. E. Goeze, 1. B. (Lpz. 1789, 8.) S. 614.

Eben dieſes beſtätigt auch Hr. D. Kühn, in Eiſenach, in ſeinen Beyträgen zur Geſchichte der Vögel (*), die er 1784 geſchrieben hat, als wir den ebenfalls ſtrengen Winter $\frac{1783}{1784}$ gehabt hatten.

„So häufig im vergangenen Herbſt die Seidenſchwänze (Ampelis *L*,) in unſere Hecken und Wälder um Eiſenach einfielen, daß ſie von den Bauern korbweiſe zu Markte gebracht wurden: eben ſo ſtark und ungewöhnlich war die Menge der Kreuzſchnäbel, die gleich nach Johannis des verwichenen Sommers in den Gärten und Wäldern zugweiſe ſich einfanden. Sowohl die eine, als die andere Gattung dieſer Vögel iſt von jeher ſehr rar bey uns geweſen; ungeachtet die gemeine Sage iſt: ſie kämen alle 7 Jahr zu uns, ſo weiß ich gewiß, daß ſich ſeit 20 Jahren keine Züge davon hier haben ſehen laſſen, und man mußte einen ſolchen Vogel mit 6 bis 8 Gr. den Leuten bezahlen, die ſie manchmal vom Harz, oder aus dem thüringer Walde, in Käfichen zu uns brachten.

Die unter den Schuppen der Fichten- und Tannenäpfel befindlichen Kerne, machen, erwähnter Maßen, die hauptſächlichſte Nahrung des Kreuzvogels aus. Denn mit dem obern Schnabel drückt er eine Schuppe des Fichtenzapfens nieder, mit dem untern hebt er die obere auf, und löſet ſolcher Geſtalt den Kern aus, welchen er verzehrt. Man kann ſolches ſehen, wenn man einen reifen Tannapfel in ſeinen Käfich hängt. Er pflanzt ſolcher Geſtalt auch die Fichten durch Umſtreuung ihres Samens fort.

Hr. D. Kühn beſchreibt ihre Wirthſchaft in den Wäldern auf folgende Art.

„Da ich eine gute Gelegenhit gehabt habe, dieſe Kreuzſchnäbel in einem Fichtenwäldchen, worin ſie zu 2 bis 300 an der Zahl lagen, faſt täglich zu beobachten, ſo hat mir die faſt unglaubliche Stärke und Geſchicklichkeit, wodurch ſie ſich Nahrung verſchafften, beſonders bemer-

kungs-

(*) In Lichtenberg's Magazin für das Neueſte aus der Phyſik ꝛc. 1 B. 3 St. S. 66; und im 58 St. der gelehrten Beytr. zu den braunſchweig. Anz. v. J. 1782.

kungswürdig geſchienen. Die größten im Gipfel der hohen Fichten hängenden Zapfen, die mehrentheils händelang ſind, packten ſie an den kurzen Stielen ernſthaft an, dreheten und kneipten ſie ſo lange, bis ſie herunter auf die Erde fielen. Wenn man eben an einem ſolchen Orte ſteht, wo die ganze Vogelkolonne die Vorbereitung zu einer guten Mittagsmahlzeit macht, ſo muß man den Kopf verwahren, weil es in einem fort gleichſam Fichtenzapfen regnet; und man kann nicht begreifen, wie ſolche Vögel, die man, ihrer nicht bedeutenden Größe wegen, in den Spitzen der Fichten kaum gewahr werden kann, ſolche kurze Wirthſchaft machen können, daß, in Zeit von einer halben Stunde, mehr als ein Korb voll Zapfen unten liegen. So bald ſie merken, daß nun Vorrath genug auf dem Boden liegt, und ihr Tiſch nun gedeckt ſey, ſo kommen ſie, unter Anſtimmung angenehmer Freudentöne, mit einander herunter. Hier faßt nun ein jeder mit den Krallen ſeinen Zapfen feſt, dreht durch das ſpitzige Kreuz ſeines Schnabels die Schuppen von einander, und hackt darnach den Fichtenſamen zu ſeiner Nahrung heraus. Oft geſchieht es, wann dieſes Thierchen an den Zapfen ſelbſt angeklammert iſt, die es abbeißt, daß dieſer zu früh durch ſeine vermehrte Schwere abreißt, und es im Fallen mit herunter ſtürzt. Dieſe Vögel wiſſen ſich auf die Gewalt ihrer Kinnladen im Streit, und in allen Nothfällen zu verlaſſen. Ich ſchoß einen derſelben mit dem Blaſerohr flügellahm, er half ſich aber gleich dadurch von den obern Aeſten zu den untern, daß er ſich mit ſeinem Kreuzſchnabel an der Spitze des ſchwankenden Aſtes anhieng, und denſelben, durch ſein Gewicht, zu einem andern Aſte, an welchen er ſich wieder anhängen konnte, herunter bog.

Es ſind aber nicht die unter den Schuppen der Fichten- und Tannenäpfel befindlichen Kerne allein, weshalb die Kreuzvögel eine Menge Zapfen abbrechen, ſondern es iſt auch, nach Hrn. **Kölreuter** Bemerkung (*), eine ſchwarzbraune Wanze, welche ſich die

(*) S. Hiſtoria et commentationes Academiae electoralis ſcient. et elegant. liter. Theodoro-Palatinae Vol. III. phyſicum. (Manhem. 1775, gr. 4.) S. 62.

die Zapfen der Rothtanne zu ihrem Winterlager erwählt, und gegen dieſe Jahrszeit den Vögeln zur täglichen Speiſe dient. Hr. K. fand zuerſt in dem Magen eines Kreuzvogels dieſe Wanzen, die einen häßlichen Geruch von ſich gaben; er ſuchte nun in den noch an den Rothtannen hangenden, oder von den Kreuzvögeln herab geworfenen Zapfen nach, und fand ſie darin zwiſchen den Schuppen; in den längſt herab gefallenen Zapfen hingegen fand er ſie nicht. Hr. K. meint, vielleicht bedienten ſich die Vögel dieſer Wanzen, als eines Aphrodiſiacum zu ihrer bald darauf eintretenden Begattungszeit. Die hier abgebildete Wanze ſcheint **Linnés** Cimex abietis zu ſeyn.

Im Käſich hält ſich der Kreuzvogel ziemlich lange, und wird ſehr zahm, lernt auch gemeiniglich ſingen. Nach **Zorn** und **Friſch** hat er einen Geſang, der aber nicht lieblich iſt. Nach **Halle**, iſt die Stimme wenig reizend, wenn die Neugierde, einen deutſchen Papagey zu erziehen, nicht das Vorrecht bekommt. Nach **Blumenbach** hingegen, lernt das Männchen artig pfeifen. **Helwig** ließ einen auf der Bruſt röthlichen Kreuzvogel, nebſt einem Weibchen, den Winter durch, unter andern Singvögeln, im Zimmer herum fliegen, und fand ſeinen Geſang ſo angenehm, als einer Ackerlerche; und bey Hrn. **Grillo** ſang er Winter und Sommer, einen der Nachtigall ähnlichen Geſang, und hörte nur nach Johannis einige Wochen auf, wenn er ſich mauſete. Er iſt ein freundlicher Vogel, der dem Menſchen auf die Hand fliegt; wie der Papagay Nüſſe und Obſt aus der Hand ißt, auf den Kleidern herum klettert, mit ſeiner Gattinn ſtets beyſammen ſitzt, und ſich wie eine Taube ſchnäbelt. Man giebt ihnen zerdrückten Hanfſamen (*), Lein-

(*) Nach Friſch verurſachet dieſe Nahrung, daß er ſchneller die rothe Farbe verliert.

Leinſamen, Rübeſamen, und allerley andere Körner, und zur Erfriſchung Grünes, inſonderheit Salat. Man pflegt ihnen auch zuweilen einen Fichtenzapfen in den Bauer zu hängen, damit ſie ſich an Herausbrechung des Samens erluſtigen können. Sie ſchälen auch den Hafer gern aus.

Nach Hrn. Dr. Kühn Bemerkung (*), geben dieſe Vögel, wenn man ſie in den Stuben hält, im Okt. und Nov. ein ſehr unangenehmes lautes Geſchrey von ſich, und zwar dergeſtalt, daß ſie, ſo lange ſie wachend ſind, kaum einige Minuten damit aufhören; dabey ſind ſie ſehr unruhig, und rennen beſtändig hin und her. Es iſt nicht zu zweifeln, daß ihr Naturtrieb, ſich kurz vor dem Winter zu paaren, die Urſache davon ſey. Eben derſelbe verſichert, daß ſie nicht allein faſt übernatürliche Gewalt in ihren krummen Kreuzſchnäbeln, ſondern auch dabey in ihren Handlungen auſſerordentliche Liſt und Verſchlagenheit beſitzen. Ein merkwürdiges Beyſpiel ſahe er in ſeiner Stube. Ein unter andern Vögeln herum laufender ſehr kirrer Kreuzvogel, bekam manchmal von ihm eine wälſche Nuß. Dieſe bohrte er an der Seite an, wo die Nuß keine Fuge hat, und nicht einmal mit dem Meſſer geöffnet werden kann, und holte ſich dann und wann einen guten Leckerbiſſen heraus. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß mehrere Gäſte, unter andern auch Meiſen, ſich über die Nuß hermachten, und ſie mit ausleereten, wann er ſo nachläſſig war, und davon gieng; daher nahm er nun die Nuß allenthalben in dem Schnabel mit ſich fort; ſo lange er ſoff, legte er ſie dicht neben ſich; ſo bald er ſatt war, packte er ſie wieder an, und trug ſie an einen ſichern Ort, wo er ſie immer vor den Augen hatte. Uebrigens lief er wie ein Hund allenthalben hinter Hrn. Dr. K. her,

(*) Im 21ſten Stück des Naturforſchers, S. 197. f.

und ſobald er die Taſſen klingen hörte, ſo bald kam er als ein ordinärer Kaffegaſt auf den Tiſch, und liebkoſete gleichſam ſeines Herren Hand durch das Pinken mit dem Schnabel ſo lange, bis er ein Stückchen Zucker erhielt; alsdann hüpfte er freudig davon.

Zum Aus- und Einfliegen iſt der Kreuzvogel leicht zu gewöhnen, wenn man nahe bey einem Walde wohnt, ſonſt verliert er ſich bald, und zieht ſeinen Holzſamen dem Hanf- und Leinſamen vor.

Baſtarte zu ziehen, möchte mit einem Dompfaffen oder Blutfinken wohlgefärbte Vögel geben; es iſt aber darum unmöglich, weil die Zeit der Brut nicht zuſammen trifft, indem die Monate, die der Kreuzvogel erwählt, der Dezember, Jan. und Febr. ſind, der Dompfaff hingegen im May, Jun. und July brütet. Zahm machen läſſet er ſich leicht, nicht nur wenn man ihn aus dem Neſte nimmt, ſondern auch, wenn man ihn in der Stube fliegen läſſet, und ihm auf der Hand ſein Freſſen zeigt; aber ihn etwas lernen zu laſſen, iſt, aller Vermuthung nach, vergeblich.

Daß dieſer Vogel, wider die Gewohnheit anderer Vögel, ſeine Jungen mitten im Winter ausbrüte, wußten zwar die meiſten Ornithologen aus Erfahrung; ſein Neſt aber, und die Eyer waren noch vor 15 bis 16 Jahren völlig unbekannt. Endlich entdeckte es Hr. Hofr. Günther, in Kahle, wovon er im 2. St. des Naturforſchers, (Halle, 1774, gr. 8.) S. 66, fgg. folgende Nachricht ertheilt.

„Ich bin ſo glücklich geweſen, am 8ten Januar 1774, da eben der Schnee faſt Ellen hoch lag, aus hieſigen Waldungen ein wohl erhaltenes Neſt des Kreuzvogels mit drey Eyern zu erhalten. —

Schon lange wußte man zwar, daß der Kreuzvogel ſeine Brut im tiefſten Schnee, und in der größten Kälte verrichte, und die, durch einen Zufall aus dem Neſte in den Schnee gefallenen, und von den Landleuten öfters entdeckten Jungen dieſes Vogels, überzeugten die Vogelbeſchrei-

ber

ſer von der Wahrheit dieſer Begebenheit. Das wußte ſchon Jonſton (1). Zorn (2) ſagt: der Krummſchnabel brütet, wider alle Gewohnheit, mitten im Winter, deſſen erſtere Jungen bereits im Februar, und vielleicht noch früher, abfliegen. In der untern beſindlichen Note führt er den angenehmen Zeitvertreib mit Vögeln an, und ſetzt hinzu: Dieſes wiſſen wir nun auch aus der Erfahrung, da, als 1740 im Herbſt ſehr viele dieſer Vögel in hieſigen Gegenden geweſen, und über Winter geblieben, verſchiedene Paare ihre Jungen bald nach Lichtmeß ausgeführt hatten.

Allein das Neſt und die Eyer hat bishero kein Naturkündiger von Profeſſion zu ſehen bekommen, noch weniger eine wahrhafte Beſchreibung davon geben können. Denn was Hr. Friſch und Hr. Halle vom Neſte aufgezeichnet haben, ohne der Eyer zu gedenken, ſcheint nichts weniger als Autopſie zu ſeyn, wie ich unten zeigen werde.

Man muß ſich wundern, daß man in ſo vielen Jahrhunderten, dieſem Neſte gar nicht nachgeſpüret hat. Man würde zuverläßig daſſelbe eben ſo gut entdeckt haben, als die Entdeckung des Zeiſleinneſtes, das ich nunmehr mit allen dahin gehörigen Umſtänden, und mit Vernichtung aller Fabeln, in meiner Sammlung von Neſtern und Eyern (3) ausführlich beſchrieben habe, bereits von mir bewirket worden iſt. Die größte Verhinderung bey dieſer Nachſpürung hat wohl die Zeit, in welcher man ein Krünitzneſt aufſuchen muß, in den Weg gelegt. Es muß ſolches um das neue Jahr, juſt, wenn es am kälteſten iſt, aufgeſuchet werden. Wer geht aber da wohl gern aus der warmen Stube in den Wald? Und noch mehr, wer ſteigt um dieſe

(1) Denn er ſchreibt in ſeiner Hiſt. natur. de Avibus p. 46, c. 7: nidificat in abietibus, & veriſimile eſt, a cauda de ovo exire, ſeu quod, ſi reliquarum more prodiret, exitus a roſtri curvitate impediretur, ſeu quod, cum media hyeme naſcatur, ſubinde ab ambientis inclementia, calor animalis ſuffocaretur &c. Dieſe lächerliche Demonſtration führe ich bloß des Zuſammenhanges wegen ganz an.

(2) Im 2ten Theil ſeiner Petinotheol. S. 90.

(3) Sammlung von Neſtern und Eyern verſchiedener Vögel ꝛc. von Dr. Fr. Chr. Günther, herausgegeben von Ad. Ludw. Wirſing. Nürnb. 1772, gr. Fol. mit illuminirten Kupfern. Siehe Tab. XIII. die untere Figur

Zeit, wenn die Hände von Froſt erſtarren, auf hohe mit Schnee bedeckte Fichten und Tannen, um da Neſter aufzuſuchen? Ich hatte ſeit zwanzig Jahren bey den Bauern der Walddörfer große Belohnungen auf ein ſolches Neſt geſetzt, und alle Forſtbediente, die nur Beyträge liefern, hatten eben ſo lange zu dieſer Eroberung Anſtalt gemacht; allein, der Erfolg war immer ſo ſchlecht, daß mir weiter nichts, als zuweilen junge Krünitze, die aus dem Neſte gefallen waren, gebracht wurden. Das Neſt ſelbſt, und noch weniger die Eyer, konnte ich nicht zu ſehen bekommen, ungeachtet verſchiedene Mal die Bäume, unter welchen der junge Krummſchnabel gefunden worden war, niedergefället, und durchſuchet worden ſind. So ſauer wird es einem Naturkündiger um eine einzige Entdeckung! Ich halte daher mein Neſt, und meine Eyer wirklich für eine große Seltenheit.

Das Neſt ſelbſt, fand man auf einer hohen Fichte am dritten des Jenners, nahe bey dem allhieſigen Amtsdorfe Trockenborn. Ein fleißiger und forſchender Landmann, welcher, anderer Verrichtungen halber, ſich im Walde aufhielt, bemerkte, daß ein Krummſchnabel beſtändig allerley Moos, und dürre Reiſer von andern Bäumen zuſammen klaubte, und dieſe Materialien auf einen gewiſſen Platz eines dick bemooſeten Aſtes, der oben bemerkten Fichte zuſammen legte. Zum guten Glück war dieſe Gegend der Fichte nicht über 24 Ellen hoch vom Boden entfernt. Der Mann konnte alſo mit bloßen Augen ſehen, daß es ein Neſt war, welches der Krummſchnabel verfertigte. Es war faſt völlig fertig, da die Entdeckung gemacht wurde. Um aber deſto ſicherer zu gehen, und dem Vogel nicht Anlaß zu geben, daß er das Neſt verlaſſen möchte, durfte der Baum nicht eher beſtiegen werden, als den 8ten Jan., da man denn in dem Neſte 3 Eyer antraf; und ob man ſchon deutlich vermuthen konnte, daß der Vogel noch nicht ausgelegt habe, ſo wurde doch aus Vorſorge das Neſt mit ſammt den Eyern weggenommen, und in Sicherheit gebracht.

Es ſtand auf und zwiſchen einer Zwieſel, mitten auf dem Aſte, und alſo in einer guten Entfernung von dem Stamme. Ein Seitenäſtchen der Zwieſel gieng mitten durch den Boden des Neſtes, und war durch grünes Baummoos, welches um daſſelbe herum gelegt worden, mit dem

Neſte

Neſte genau verbunden, ſo, daß das ganze Gebäude durch dieſe Befeſtigung ausnehmend ſicher auf der Zwieſel ruhen konnte, ohne durch Schnee, Wind oder einen andern Unfall, von der Stelle bewegt zu werden.

Die Grundlage des Neſtes beſteht aus einer großen Menge ſchlanker und dünner Fichten- und Dannenreischen. Die ſtärkſten darunter übertreffen die Dickigkeit einer Rabenfeder nicht; die übrigen ſind noch dünner. Die meiſten haben keine Nadeln mehr, an einigen wenigen aber ſtehen noch grüne Nadeln oder Blätter, welche zwiſchen das Moos, in welches ſie eingeflochten ſind, hindurch ſtechen. Mit eben ſolchen Tannenreiſern iſt die äuſſerſte Fläche des Neſtes, rund herum von dem Boden an bis oben an den Rand bekleidet, und ſie ſind zum Theil ſehr ordentlich in die Runde herum gebogen, zum Theil aber faſſen ſie auch das Neſt nur unordentlich ein. Auf dieſen rohen Ueberzug hat nunmehr der Krummſchnabel eine gute Partey grünes Baummoos getragen, und mit dieſem warmen Baumaterial ſein Neſt vor Froſt und Kälte völlig in Sicherheit geſtellt. Der Boden des Neſtes iſt wohl zwey Zoll hoch von ſolchem Moos aufgeführt, und die Wände, die aus eben ſolcher Materie beſtehen, ſind nicht weniger als einen ſtarken Zoll dick. Dieſes grüne Moos iſt ſo dick in einander gearbeitet, als ein Filz, und es verſchaffet dem Neſte ſelbſt eine erſtaunliche Wärme. So viel war nöthig, um ein rechtes warmes Winterneſt zu verfertigen. Nunmehr kam es aber auf eine noch weichere Ausfütterung des Lageplatzes für die Eyer an. Auch für dieſe hat der Krüniz geſorget. Der ganze Napf, oder die halbkugelförmige Höhlung, in welcher ſich die Eyer befinden, iſt mit den weichſten und zärteſten Spitzen des weißgrünen Korallenmooſes, das häufig auf bejahrten Fichten und Tannen wächſt, wohl ein halben Zoll dick, dicht ausgefüttert und die Aeſtchen dieſes niedlichen Mooſes ſind mit einer großen Geſchicklichkeit ſo fein in die Ründung herum gelegt, daß der Napf von innen, ungemein glatt und weich ſich anfühlt, von auſſen aber die krauſen Spitzen dieſes Mooſes, welche rund um den Rand herum hervorragen, dem ganzen Neſte ein überaus angenehmes Anſehen geben. Weder Haare, noch Federn, noch Pflanzenwolle, war an dieſem Neſtgebände wahrzunehmen. Noch weniger habe ich etwas vom Harze der Tannen- und Fichtenbäume finden können,

mit welchem die Materialien des Neſtes, wie Hr. Halle, mit Beziehung auf Hrn. Friſch (4), bekräftigt, verküttet ſeyn ſollen, damit der Schnee ſie nicht auflöſen und erweichen könne. Auch nicht ein Gran ſolchen Kütts iſt an dem Neſte befindlich. Man muß daher urtheilen, daß dieſe Schriftſteller das Neſt nicht ſelbſt geſehen haben, ſondern daß nur Leute, welche dieſe Verküttungskunſt, der Näſſe halber ſelbſt ausgedacht, ein ſolches Neſt aber, wenn ſie es auch geſehen, doch niemals mit Aufmerkſamkeit betrachtet, ihnen dieſe falſche Nachricht erzählt haben. Denn es bleibt allemal ausgemacht, daß bey allen Individuis einer Gattung Vögel, die Bauart des Neſtes allezeit gleichförmig ſey. Hätte nun das oben benannte Neſt wirklich eine Harzverküttung gehabt, ſo müßte zuverläſſig an dem meinigen eben dieſes wahrzunehmen geweſen ſeyn (5).

Man wird aus der bisher fortgeſetzten Beſchreibung ſchon von ſelbſt darauf verfallen, daß dieſes Neſt, nach der von mir anderswo (6) mitgetheilten Claſſifikation der Vogelneſter, zu der Claſſe der halbkugel- oder korbförmigen gehören werde. Das ganze Neſt hat, von oben quer übergemeſſen, von der äuſſern Oberfläche der einen Wand bis zur andern, $7\frac{1}{2}$ Zoll rheinl. Der Napf, oder die Höhlung für die Eyer hingegen, allein gemeſſen, hat nur $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer. Man ſieht daher, daß die Dickigkeit der Wände ein beträchtliches Maß ausmachen. Sie beträgt an den meiſten Orten, den Ueberzug von Baumreiſern mit eingeſchloſſen, bis auf $2\frac{1}{2}$ Zoll.

Durch dieſen Umſtand iſt das Neſt nicht nur in den Stand geſetzt worden, alle Kälte abzuhalten, ſondern auch allem Schnee und Näſſe Trotz zu biethen, ohne eine Verküttung nöthig zu haben. Dieſer letzte Umſtand war auch deſto

(4) Das Neſt bauet er zwiſchen Tannenäſte, und verküttet es mit Harz, damit der Schnee es nicht erweichen und ablöſen könne, denn er brütet mitten im Winter oder im Jenner ꝛc. ſagt Hr. Prof. Halle, in ſeiner Vogelgeſchichte, (Berl. 1760, gr. 8.) n. 416, S. 405.

(5) Herr Blumenbach behauptet, daß es mit Harz bereitet ſey, und ſagt in der erſten Ausgabe: wie wir ſicher wiſſen.

(6) Sammlung von Neſtern und Eyern ꝛc. Einleitung S. 4. 6. §. 10. 12.

deſto überflüſſiger, da der Krummſchnabel ſein Neſt allemal auf einem ſolchen Baumaſte anzulegen pflegt, der von obenher durch andere Fichtenäſte ſattſam bedeckt iſt, welche auf ihrer Menge Nadeln, womit ſie beſetzt ſind, den Schnee aufnehmen, ohne daß etwas auf das Neſt ſelbſt davon fallen könne.

Die Eyer haben nicht völlig die Größe einer Haſelnuß, doch ſind ſie größer als die Eyer des Gimpels oder Blutfinken, und geben den Eyern des Kernbeißers an der Größe nur ſehr wenig nach. Man wird von ihrer Größe einen deutlichern Begriff erhalten, wenn wir ſagen: daß ihre Länge vom ſtumpfen Theile an bis an die Spitze gemeſſen, 10 rheinl. Linien im Durchmeſſer betrage, und daß der Durchmeſſer ihrer Dicke, am ſtumpfen oder dickſten Theile beynahe 7 dergleichen Linien ausmache. Ihre Grundfarbe iſt matt weiß, und den ſtumpfen Theil des Eyes umgiebt ein Kranz von rothbraunen oder vielmehr ſchwarzrothen Fleckchen, Strichen und Puncten, darunter die größten einen Nadelknopf nicht übertreffen. Man kann ſie am beſten mit ſchwarzen geronnenen und wieder abgetrockneten Geblüt vergleichen. Es iſt doch wirklich ein anmerkungswerther Umſtand, daß faſt alle Gattungen des Geſchlechts der Dickſchnäbel, der Finken und der Hänflinge, bis auf den Canarienvogel, auf ihren Eyern dergleichen ſchwarzrothe Flecken führen. Einige dieſer Flecken ſind rund, andere eckig, wieder andere mit gleichen Strichen und Haken, und zwiſchen dieſen ſind hellere, grauröthliche Fleckchen und Puncte einzeln eingeſtreuet. Außer dieſer kranzförmigen Einfaſſung, findet man nur ganz ſparſam hin und wieder auf der übrigen Oberfläche des Eyes ein einzelnes kleines ſchwarzrothes Fleckchen oder Pünctchen.

Wir zweifeln nicht daran, daß der Krummſchnabel, wie andere Gattungen ſeines Geſchlechts, wohin er gehört, 5 oder 6 Eyer lege, und bloß die Sammlungsbegierde hat mich mit 3 Eyern vorlieb nehmen heißen. Ob er aber mehr als einmal im Jahre brüte, wie Hr. Halle angiebt (7), getraue ich mir noch zur Zeit ohne Erfahrung nicht zu behaupten.“ —

(7) Er ſagt, S. 406: Die erſten Jungen ſind um Weihnachten, die andern um Lichtmeſſe erwachſen.

Warum dieſer Vogel im Winter hecke, erklärt Hr. Prof. Hanow (*) auf folgende Art. „Die Vögel hecken alsdenn, wenn die ihren Jungen dienliche Nahrung in der Natur am häufigſten vorhanden iſt. Nun geben die bequemſte Nahrung für dieſen Vogel die reifen Kerne der Fichten- und Tannenäpfel. Darum iſt ihr ganzer Bau von dem weiſen Schöpfer ſo eingerichtet, daß ſie gegen dieſe Zeit ſich paaren oder begatten, ihre Neſter auf die hohen Fichten oder Tannen zwiſchen die Zweige bauen, und es mit dem Harze, das noch nicht hart iſt, da ankleben und befeſtigen, und darin ihre Eyer legen. Wenn dies geſchehen iſt, kömmt ihre Bruthitze, und ſie fangen an, ihre Eyer zu beſitzen und auszubrüten.

„Eines von beyden kann dazu behilflich ſeyn, entweder daß ſie eine ungemein große Bruthitze haben, die durch den kalten Winter ſelbſt ſo viel gemäßiget wird, daß ſie weder ihnen, noch ihren Eyern und Jungen ſchadet; oder daß zur Ausbrütung ihrer Jungen nicht ſo viel Grade der Hitze erfodert werden, als bey andern. In beyden Fällen würde der Winter die bequemſte Brutzeit für ſie ſeyn; aber das erſte iſt glaublicher, als das leztere. Denn vermöge eines größern Grades der Hitze können ſie im Winter bey uns aushalten, auch wann er ſehr ſtrenge iſt, bey dem Bebrüten der Eyer ſelbſt, beſſer dem Froſte widerſtehen, und in ſo ſtille ſitzendem Zuſtande beym Leben bleiben. Sie können auch ſo den Schnee, der auf ſie fällt, eher abſchütteln, und, was nicht abfällt, zum Schmelzen bringen, daß er nicht an die Federn oder an das Neſt anfriert, ſondern abtröpfeln, oder ein Eiszapfen frieren muß. Endlich können ſie auch durch ungemeine Hitze ihre Jungen wider den ſtarken, von allenthalben ſehr zu-

(*) Im 1. B. ſeiner Seltenheiten der Natur und Oekon. (Lpz. 1753. 8.) S. 278. f.

zubringenden Froſt beſſer bewahren und wärmen, als wenn es ihnen ſelbſt an Wärme gebräche.

„Sind die Jungen ausgebrütet, ſo kann die Nahrung für ſie alsdann in der Nähe gefunden und herbey gebracht werden, von dem, der jetzt nicht über den Jungen ſitzt. Auch haben ſie in ſolcher Zeit weniger von den Krähen und andern Raubvögeln zu befürchten, die des Tages nach den Wohnungen der Menſchen fliegen, und daſelbſt ihre Nahrung zu ſuchen gewohnt ſind.

Obige Beſchreibung von dem Brüten des Kreuzvogels, widerſpricht gänzlich der Erfahrung des Hrn. Prof. Otto (*) von dem Brüten dieſes Vogels in Pommern, der nämlich niemals ſeine Jungen daſelbſt im Jan. oder Febr., ſondern im May, wie die erſten Zugvögel, hervor bringt. „Ich würde," ſagt er: „desfalls obige Behauptungen, daß „der Kreuzvogel mitten im Winter brüte, dem Hange „zum Sonderbaren beymeſſen, wenn nicht die ſicher„ſten und beſten Beobachter, als: Zorn und Günther, „mich von der Wahrheit überzeugt hätten. Um die„ſer vorzüglichen Naturkündiger ihre Beobachtungen „mit den meinigen zu vereinigen, weiß ich keinen an„dern Ausweg, als die Vermuthung, daß ihr Kreuz„vogel mit den unſrigen nicht einerley Art ausma„che". Wenigſtens giebt es eine große und eine kleine Art, deren Beſchreibungen ich jetzt nach Hrn. Otto anführen werde.

Schon im 22ten St. des Naturforſchers, hatte Hr. Otto zweyerley Kreuzvögel beſchrieben, nämlich den kleinen und den groſſen. Die kleinern waren aus Halle, und die er aus Göttingen brachte, vom Harz. Sie haben die Größe eines Dompfaffen. Ihr Schnabel iſt ſo lang wie

(*) S. Deſſen Ausgabe von Hrn. von Büffon Naturgeſch. der Vögel, 10. B. (Berl. 1784, gr. 8.) S. 46, f.

wie ihre mittlere Zehe, an der Spitze pfriemenförmig, nicht auf einander liegend. Die Schwung- und Schwanzfedern ſind ſchwarzbraun, mit einem gelblichen Saume am äuſsern Rande. Die Farbe des Leibes iſt, nach der Jahrszeit, dem Alter und Geſchlechte, ſehr verſchieden. So wa: 1. ein junges Weibchen vom Harz, braun mit weiſsen Flecken und Strichen; 2. ein junges Männchen von Halle, braungrau; am Kopfe, Bauche und Steiſse aber gelblich; 3. ein Weibchen, von gleicher Farbe mit vorigem Männchen; 4. ein altes Männchen war feuerroth und gelb, weil die Spitzen der grauen Federn dieſe Farbe hatten; 5. ein altes Männchen vom Harz, war meiſt ganz feuerroth, wenn es die grauen Federn dicht an den Leib legte, und nur die rothen Enden derſelben zu ſehen waren. In No. 1, 2 und 5 geht die Spitze des obern Kinnbackens an der rechten Seite des untern herunter, in No. 3 und 4 aber an der linken Seite. Man ſieht daraus, daſs ſich ſolches nicht nach dem Geſchlechte richtet. Dieſe kleine Kreuzvögel kommen aber auch ſeltener, als die gröſsern, in unſere Fichtenwälder.

Der groſse Kreuzvogel hat die Gröſse eines Seidenſchwanzes. Der Schnabel iſt ſehr verſchieden von andern, ſelbſt von dem Schnabel des kleinen Kreuzvogels. Er iſt faſt noch einmal ſo dick, als dieſer, in Verhältniſs des Leibes kürzer, kürzer als die mittelſte Zehe, die bey dem kleinen gleiche Länge mit dem Schnabel hat. Die Spitze des Schnabels iſt auch kürzer und mehr gebogen, als bey dem kleinen, und die untere ſteht nicht, wie bey dieſem, über die obere Kinnlade hervor, und verdient daher auch nicht den Namen eines Kreuzſchnabels. Der ganze Schnabel iſt unten und oben mehr gewölbt, und hat deswegen viel mehr Aehnlichkeit mit den Papageyenſchnäbeln, als dem Schnabel des kleinen Kreuzvogels. Die Flügel und der Schwanz ſind faſt wie bey den bekannten Kreuzvögeln beſchaffen. Die Farbe iſt auch nach dem Alter und Geſchlechte ſehr verſchieden. Das Rothe an dem Männchen iſt doch ſehr verſchieden von dem Rothen des kleinen Kreuzvogels. Hr. Otto hat folgende groſse Kreuzvögel von verſchiedenem Geſchlechte und Alter mit einander verglichen.

1. Ein

1. Ein junger iſt aſchgrau mit gelbem Steiße. Die Spitze der obern Kinnlade geht an der linken Seite herunter. Die Kopfplatte iſt hell- und dunkelgrau gewellt.
2. Ein ausgewachſenes Weibchen iſt oben grau mit gelblichen Spitzen der Federn; die Bruſt, der Bauch und Bürzel ſind gelb, der Steiß unten braun und weiß. Die obere Spitze des Schnabels geht an der linken Seite des untern Kinnbackens herunter.
3. Ein ausgewachſenes Männchen war am Kopfe, der Bruſt, dem Bauche und oben auf dem Bürzel, karminroth, faſt wie ein Hänfling. Die obere Spitze geht links herunter.
4. Ein ausgewachſenes rothes Männchen, dem die Spitze des obern Kinnbackens an der rechten Seite des untern liegt.

Am 22. Dec. 1783, erhielt Hr. O. vier von dieſen größern Kreuzvögeln vom Dars, von welchen 2 Männchen der Schnabel zur Rechten, einem Männchen und einem Weibchen aber zur Linken, ſtand. Er nahm den von mittlerer Größe zur Beſchreibung und Ausmeſſung.

5. Dieſes Männchen wog 1 Unze und 7 Drachmen. Die Ausmeſſungen waren, nach pariſ. Maß, folgende. Die Länge von der Spitze des Schnabels betrug bis zum Ende des Schwanzes oder der Füße 7 Zoll; die Flügelbreite 11 Z., und die Flügel reichten, in ruhiger Lage, über die Deckfedern des Schwanzes. Die Länge des Kopfes war $1\frac{1}{2}$ Zoll; der Oberſchnabel mit den bedeckten Naſelöchern, oder bis zum Mundwinkel, $\frac{3}{4}$ Z.; der Unterkinnbacken, $\frac{8}{12}$; die obere gebogene Spitze, $\frac{2}{12}$; die untere aufgebogene, $\frac{1}{12}$; die Höhe des Schnabels, $\frac{7}{12}$; und der Umfang, $1\frac{1}{2}$ Z.; die Lenden, $1\frac{1}{4}$; und die kurzen Daumbeine nur $\frac{3}{4}$ Z.; die mittlere Zehe mit dem Nagel, 1 Z., und deſſen Nagel, $\frac{4}{12}$ Z.; die hintere Zehe $\frac{3}{4}$, und deſſen Nagel, $\frac{5}{12}$ Zoll.

Der Kopf und Leib ſind roth, mit graubraunen Flecken auf dem Kopfe, Halſe und Rücken, weil die graubraunen Federn nur röthliche Ränder haben. Der Bürzel iſt einfarbig mennigroth, wie der Hals unten und die Bruſt. Der Steiß oder die untern

Deck-

Deckfedern des Schwanzes ſind grauweiß. Die Schwing- und Schwanzfedern ſind unten graubraun, oben ſchwarzbraun, mit feinen olivengrünen äußern Rändern; die braunen Deckfedern der Flügel und des Schwanzes haben braunrothe Ränder. Die innern Schwanzfedern ſind kürzer, als die äußern, oder der Schwanz iſt etwas ausgeſchnitten. Der Schnabel und die langen Nägel ſind hornfarbig ſchwärzlich. Die Naſelöcher werden von gelblichen, kleinen, vorwärts gerichteten Federn bedeckt. Der obere Kinnbacken weicht nicht ſehr zur Seite ab, iſt gewölbt, und hat nur eine kurze, viel kürzere Spitze, als der am kleinen Kreuzvogel. Der untere Kinnbacken iſt am Ende mehr zur Seite gebogen; die kurze Spitze ſteht faſt ſenkrecht an dem übrigen Theile des untern Kinnbackens hervor. Die Höhe des Schnabels iſt viel beträchtlicher, als bey der kleinen Art.

6. Ein anderes Männchen war nicht völlig ſo roth.
7. Ein drittes war oberhalb noch ſehr mit olivengrüner Farbe gemiſcht, und an der Bruſt gelblichroth.
8. Ein Weibchen hatte mit dem vorigen einerley Schnabel, Füße und Schwanz. Es war grau, mit braunen und grüngelben Flecken auf der Kopfplatte. An der Bruſt und auf dem Rücken iſt eine grüngelbliche Farbe, welche die Ränder der grünen Federn haben. Der Bürzel iſt gelb, der Bauch und Steiß weißlich.

Wegen des Kletterns und Freſſens hat man die kleinen Kreuzvögel **Tannenpapageyen** genannt. Mit mehrerm Rechte, könnte man, nach Hrn. O. Urtheil, die größern, wegen des gewölbten Schnabels und der gewellten Kopfplatte, alſo nennen. Doch gehört dieſer Vogel auch gar nicht zu den Papageyen. Will man ihn von der kleinern Art unterſcheiden, ſo kann man ihm ſchicklich den alten Namen **Krummſchnabel**, Loxia curviroſtra, laſſen, und die kleine Art mit Recht den **Kreuzſchnabel**, Loxia crucifera, mit **Klein** nennen. Die Größe, der dickere kürzere Schnabel, und bey den alten Männchen die mennigrothe Farbe, unterſcheiden ſchon den größern Krummſchnabel genug von dem kleinern gemeinen Kreuzſchnabel. Da aber beyde in Pommern beobachtet werden können, hat man ſie auch in ihren Sitten verſchieden ge-

gefunden. Sie fliegen auch nicht leicht beyſammen, und unterſcheiden ſich durch ganz verſchiedenes Geſchrey und Art zu fliegen.

Der große Kreuzvogel bauet ſein Neſt auf der Halbinſel in Pommern, dem Dars, auf dem Gipfel der höchſten Fichten (Pinus ſylveſtris), und iſt daher nicht leicht zu finden. Er brütet im May, und hat gewöhnlich 4 bis 5 Junge. Die kleinen Kreuzvögel niſten in Pommern vielleicht nicht, wenigſtens ſieht man ſie nicht mit dieſen zuſammen. Nichts als der Mangel an Nahrung, vertreibt den größern Krummſchnabel aus dieſen Wäldern; wenn aber der Fichtenſame in einigen Jahren nicht geräth, ſieht man ſie hier faſt gar nicht.

Ihren Magen hat Hr. O. auch mit Erlenſamen angefüllt gefunden. Auf dem Dars ſind keine Pechtannenwälder (Pinus Abies L.), wie auf dem Harz, in Schweden ꝛc. und vielleicht ſind die Schnäbel des kleinen Kreuzſchnabels, welche Hr. O. in gedachten Gegenden von Pommern geſehen hat, nicht ſtark genug, die Fichtenzapfen aus einander zu brechen. An andern Orten von Pommern, als dem Dars, ſind die Krummſchnäbel ſelten, und auch hier kommen die kleinen Kreuzſchnäbel ſeltener, als die großen Krummſchnäbel vor.

Den größern Krummſchnabel hat Pennant ſchon gekannt; er bekam ihn aus Shropſhire, und ſagt, daß er ſeltener, als der kleine ſey. Seine Abbildung fehlt in Anſehung der Stellung, zeigt aber den ſehr gut gezeichneten Schnabel der größern Art.

Hr. Otto liefert, a. ang. O. nebſt dem Kreuzſchnabel, auch eine nach der Natur verfertigte Zeichnung und Abbildung des Krummſchnabels; allein es iſt nur der Kopf und Schnabel natürlich, der Leib aber iſt zu klein gerathen; man ſieht aber doch daran deutlich den Unterſchied des Schnabels in beyden Arten.

Die Kreuzvögel, welche ſo viele Aehnlichkeit mit dem Kernbeißer haben, ſind auch eben ſo wenig ſchlau, und auch dümmer, als andere Vögel. Man nähert ſich ihnen leicht, ſchießt ſie, ohne daß ſie fliehen, und kann ſie bisweilen mit den Händen greifen. Zu ihrer Streich- und Wiederſtreichzeit können ſie mit

Lock-

Lockvögeln, entweder auf der Klettenſtange, daran man etwas lange Leimſpindeln ſteckt, oder mit einer Schlagwand, nahe bey den Harzwäldern, und überhaupt wie die Finken auf den Heerden, häufig gefangen werden.

Man findet ſie unter andern auch in Sibirien. Bey dem am Irenfluſſe gelegenen tatariſchen Dorfe Jenapai=aul, geht ein unbewohnter ſehr bergiger Waldſtrich an, welcher unter dem Namen Alterskoi=wolok bekannt, und 75 Werſt breit iſt. Dieſer Waldſtrich, welcher hier die permiſche und ufiſche Provinz ſcheidet, beſteht meiſt aus Tannen= und abwechſelnd auch aus Fichten= und Laubholze. Nirgends hat Hr. Ritter Pallas eine ſolche Menge Kreuzvögel, als in dieſer und einigen Waldungen an der Ufa, geſehen. Im erſten Weghauſe (Isbuſchka), welches im Walde, 22 Werſt von Jenapai, zum Ausruhen der Reiſenden angelegt und ſehr elend iſt, wohnt ein Bauer, welcher Heu verkauft, und den Fang dieſer Vögel als ein Nebengeſchäft treibt. Er begießt auf einigen Stellen den Schnee mit geſalzenem Quas, oder auch mit Urin, und ſtellt eine Menge Haarſchlingen darauf. Die Kreuzvögel, welche nach allem Salzigen ſehr begierig ſind, laſſen ſich ſchwarmweiſe auf dieſe Stellen nieder, und verwickeln ſich in den Schlingen. Ein kunguriſcher Apicius kauft ihm dieſelben ab, und man kann ihm dieſen elenden Leckerbiſſen gern gönnen (*).

Gesner und **Friſch** behaupten, daß das Fleiſch dieſer Vögel im Sommer ziemlich gut zu eſſen ſey. Weil ſie aber ſtark nach Harz riechen, werden ſie nicht leicht ge-

(*) Allgem. Geſchichte der neueſten Entdeck. welche von verſch. gelehrten Reiſenden in vielen Gegenden des rußiſch. Reichs und Perſien ſind gemacht worden, 6 Th. (Bern, 1786, gr. 8.) S. 241, f.

gebraten, ſondern meiſtentheils auf folgende Art marinirt oder eingemacht. Man wirft ſie, wenn ſie vorher ſauber gerupft und ausgenommen worden ſind, in ſiedendes Waſſer, damit ſie ein wenig anlaufen, thut ſie darnach heraus, trocknet ſie ganz rein ab, ſteckt ſie auf hölzerne Spießchen, legt ſie auf einen Roſt über Kohlen, beſchmiert ſie ein wenig mit Butter, und läſſet ſie halb gar braten. Hierauf nimmt man die Vögel von den Spießchen, daß ſie erkalten, und hält unterdeſſen Fäßchen, in der Größe wie die Möſtrich-Fäßchen ſind, in Bereitſchaft, legt unten auf den Boden erſt Lorbeerblätter, Citronenſchale und ganze Würze, hernach eine Lage Vögel, und das ſo lange wechſelweiſe, bis die Fäßchen voll ſind. Endlich macht man dieſelben zu, bohrt oben Löcher hinein, läſſet Eſſig ſieden und wieder verkühlen, gießt ihn zu den Löchern hinein, ſchlägt dieſe feſt zu, ſetzt ſie an einen kühlen Ort, und kehrt ſie öfters um, ſo werden ſie ſich eine lange Zeit gut halten.

Da dieſer Vogel nicht ſehr ſchnell und mißtrauiſch iſt, ſo wird er die Beute aller Raubvögel.

In Abyſſinien führet den Namen Kreuzvogel, eine gewiſſe Art Sperling, welcher gemeiniglich am Kreuzerhöhungstage in dieſer Gegend ankommt, wo er das Ende der Regenzeit ankündigt.

Kreuz-Volte, in der Reitkunſt; ſiehe **Reitkunſt**.
Kreuz-Vortragen, ſ. oben, S. 52.
Kreuz-Wage, ſiehe **Waſſer-Wage**.
Kreuz-Wanze, ſiehe **Wanze**.
Kreuz-Webung, ſiehe **Kreuzen**.
Kreuz-Wechſel, bey den Jägern, der Wechſel oder Gang eines Hirſches oder Thieres quer über einen andern Gang.

Kreuzweg, L. Compitum, Quadrivium, Trivium, im mittlern Lat. Crucichium; im Ital. Crocicchio; Fr. Carrefour, Chemin qui ſe croiſe, Chemin croiſe, Traverſe in oder über das Kreuz gehende Wege; der Ort, wo ſich Wege oder Straßen auf der Landſtraße und in den Städten durchſchneiden.

Kreuz-Wein, ſ. Kreuz-Bignonie.

Kreuzweiſe, L. cancellatim, in modum crucis, decuſſatim, Fr. en croix, in Geſtalt eines Kreuzes, ſo daß ein Theil den andern nach einem gewiſſen Winkel durchſchneidet. Die Arme kreuzweiſe über einander legen.

Kreuz-Wirkung, ſiehe Kreuzen.

Kreuz-Woche, Hebdomada crucis, nennt man die Woche, welche auf den 5ten Sonntag nach Oſtern folgt, und in welche das Himmelfahrtsfeſt fällt; ſie wird auch die Bitt- oder Betwoche genannt. Sie iſt in der Kirche öffentlichen Gebeten geweihet, welche an einigen Orten mit Faſten oder Enthaltungen, z. B. in Klöſtern, verbunden werden, und mit Wallfahrten, oder Kreuzgängen, d. i. feyerlichen Umgängen und Proceſſionen, welche in einer bußfertigen Geſtalt und mit vorgetragenem Kreuze geſchehen, um den Wohlſtand der irdiſchen Güter und die Entfernung der Uebel, mit denen wir heimgeſuchet werden können, von Gott zu erbitten. Beſonders geſchieht dieſes auf den Montag, Dienſtag und Mittwoch dieſer Woche, welche daher auch Kreuztage genannt werden. An dieſen Tagen müſſen auch alle jene, welche zu den prieſterlichen Tagzeiten verbunden ſind, die große Litaney unter einer ſchweren Sünde beten, weswegen auch dieſe Tage im eigentlichen Verſtande Bittage, Dies rogationum genannt werden.

Kreuz-Wurzel, **Kreuzwurz**. 1. Eine Art des Rapunzels, Phyteuma ſpicata *L.*; ſiehe Rapunzel.

2. Ein Name des Kreuzkrautes, Senecio vulgaris *Linn.*; ſ. oben, S. 217, fgg.

3. Eine Art des Enzianes, Gentiana cruciata *L.* ſ. im XI Th. S. 101.

4. In einigen Gegenden, eine Benennung des im XIII Th. S. 333, fgg. beſchriebenen Fieberklees, Menyanthes trifoliata *L.*

Kreuzwurz=Baum, Baccharis halimifolia *L.*; ſ. in den Supplem. Bachus=Pflanze.

Kreuz=Zerbrechung und Verrenkung bey Pferden, ſ. oben, S. 6, fgg.

Kreuz=Zeug, bey den Jägern, ein in das Kreuz gehendes Jägerzeug, wo das Hornfeſſel über die linke, der Hirſchfänger aber über die rechte Schulter getragen wird, da ſich dann beyde Feſſel auf dem Rücken und an der Bruſt durchkreuzen.

Kreuz=Zoll, ſiehe Kreuz=Ruthe.

Kreuz=Zug, **Kreuz=Fahrt**, L. Expeditio ſacra, ſ. cruciata in terram ſanctam; foederatum bellum contra Infideles; ſacra Crucigerorum militia; Teſſararius Sanctae Crucis exercitus; Fr. Croiſade, Guerre ſainte. Ueberhaupt genommen, nennt man Kreuzzüge, die Feldzüge der Chriſten gegen die Ungläubigen; inſonderheit aber werden diejenigen kriegeriſchen Unternehmungen alſo genannt, welche veranſtaltet wurden, um das gelobte Land durch einen ſo genannten heiligen Krieg von der Gewalt der Saracenen zu befreyen. Die Benennung kommt daher, weil diejenigen, welche durch die Auffoderung der Geiſtlichen, oder durch das ſo genannte Kreuzpredigen, zu dieſer Unternehmung ſich hatten bereden laſſen, und ſich dazu verbindlich machten, an der rechten Schulter mit einem Kreuze von weißer, rother, grüner Wolle, oder von Gold, Silber, Kupfer, Holz, auch wohl mit einem auf die Haut eingebrannten Kreuze ſich bezeichnen lieſſen. Dieſe Feldzüge ſind vom Ende des 11ten

bis zum Ende des 13ten Jahrh. vorgefallen, und von ſo wichtigen Folgen geweſen, daß ganz Europa dadurch eine faſt gänzliche Veränderung ſeiner Sitten und Denkungsart erfahren hat.

In den Jahrbüchern der menſchlichen Handlungen iſt keine Geſchichte ſonderbarer, und zur Erläuterung der auſſerordentlichen Entwürfe und Thorheiten der Seele, denkwürdiger, als die Erzählung von den ſo genannten Kreuzzügen. Nie zeigte ſich die Menſchheit erobernd-thätiger, als zur Zeit der Völkerwanderung; niemals ſchwärmeriſch-thätiger, als bey den Kreuzzügen. Die Geſchichte dieſer Kreuzzüge enthält die wichtigſten Begebenheiten von der furchtbaren Macht des hierarchiſchen Roms; — die ſchauervolleſten Nachrichten von dem Kampfe Europens, um ein kleines verödetes Land in Aſia, wo ein Jahrtauſend zuvor des Glaubensſtifter der Chriſten wandelte, lehrte und ſtarb; — die lehrreichſten Urkunden von menſchlicher Leidenſchaft, Großmuth und Kleinheit, von Nationalhaß, Tyrannenwuth, Sclaverey, Freyheitsſinn, Heldengeiſt und Donquixoterie.

Der Schauplatz, wo Saracenen, Kreuzprediger und europäiſche Fürſten dieſe Rollen ſpielten, war Aſia; da fochten die Schüler des Evangelii und des Korans zu tauſendmal Tauſenden, um den Beſitz eines Landes, welches nicht viel größer, als Korſika, iſt — Ehe ich zur Geſchichte ſelbſt komme, muß ich meine Leſer bitten, einen Blick auf den Ort zu werfen, von welchem die Funken der Schwärmerey aufſtiegen, welche die Hälfte der Halbkugel mit einem heiligen Feuer entzündeten, und die in der andern Hälfte in dem aus beyden vermengten Blute erloſchen. Seitdem **Hildebrand** ſeine Dictatus (*) in die Welt donner-

(*) Dictatus Hillebrandini, ſind gewiſſe Sätze, welche dem Pabſte Gregor VII der vorher Hildebrand hieß, und dem päbſi-

nerte; ſeitdem andere Hildebrande vor ihm mit Bannflüchen um ſich ſchleuderten, Könige von ihren rechtmäßigen Thronen ſtürzten, und kriechende Scepter-

päbſtlichen Stuhl 1073 bis 1085 beſeſſen hat, zugeſchrieben werden. Sie befinden ſich auch wirklich in ſeinen Werken, zwiſchen den 55 und 56ſten Brief des 2ten Buches. Indeſſen behaupten doch verſchiedene angeſehene Gelehrte, daß ſie in Abſicht auf Form und Einkleidung nicht von ihm ſelbſt herrühren, indem es ihnen an Ordnung, Deutlichkeit und Beſtimmtheit fehle, womit gedachter Pabſt ſonſt zu ſchreiben pflegte. Sie meinen daher, daß irgend jemand dieſe Sätze aus den Briefen dieſes Pabſtes, ſowohl aus denen, die noch vorhanden ſind, als aus andern, die verloren gegangen ſeyn möchten, allenfalls auch zum Theil aus mündlichen Ausſprüchen des Pabſtes geſammelt habe; denn in Abſicht auf die Sache und Materie ſtimmten ſie mit der Denkungsart des Pabſtes, und deſſen anderwärtigen Aeußerungen, allerdings größten Theils überein. Es ſind 27 Sätze, oder gleichſam Machtſprüche, daher ſie auch den Namen Dictatus erhalten haben. 1. Daß die römiſche Kirche von Gott allein gegründet worden; 2 daß der Pabſt zu Rom von Rechts wegen der allgemeine Biſchof heiße; 3. daß ſein Geſandter auf den Concilien den Vorſitz vor allen Biſchöfen habe; 4. daß der Pabſt allein die Biſchöfe abſetzen und wieder zu Gnaden annehmen, 5. auch die Abweſenden abſetzen könne; 6. daß niemand mit denen Perſonen, welche von dem Pabſte in den Bann gethan ſind, in einem Hauſe wohnen dürfe; 7. daß der Pabſt allein die Macht habe, nach erheiſchender Nothdurft der Zeit neue Geſetze zu geben, neue Völker oder Gemeinen zu verſammeln, aus einem Canonicatſtifte eine Abtey, und umgekehrt, zu machen, die reichen Biſthümer zu vertheilen, und die armen zu vereinigen; 8. daß der Pabſt allein die Reichs-Inſignien führen könne; 9. daß alle Fürſten die Füße des Pabſtes allein küſſen müßten; 10. daß nur des Pabſtes Name in den Kirchen genennet werden dürfte; 11. daß kein anderer als der römiſche Pabſt, den Titel: Pabſt führen dürfe; 12. daß er allein Macht habe, die Kaiſer abzuſetzen; 13. daß er, bey erheiſchender Nothdurft, die Biſchöfe von einem Orte in einen andern verſetzen könne; 14. daß er Geiſtliche in allen Kirchen ordiniren könne; 15. daß derjenige, welcher von ihm ordinirt worden iſt, auch andern Kirchen vorſtehen, aber von keinem andern Biſchofe einen höhern Grad erlangen könne; 16. daß kein allgemeines Concilium ohne ſeinen Befehl gehalten werden könne; 17. daß ohne ſein Anſehen und Ausſpruch kein Capitel oder Buch für kanoniſch gehalten werden dürfe; 18. daß ſein Ausſpruch überhaupt von niemanden widerſprochen oder aufgehoben werden dürfe; wowegen [illegible]

Aber

Räuber darauf erhoben, ſeit dieſer Schandzeit des europäiſchen Menſchenverſtandes, galt keine weltliche Macht mehr in Wälſchland, und auswärtige Fürſten mußten Decrete und Interdicte aus Rom erwarten. Mönche und Beichtväter hatten gewonnenes Spiel, es mochte ihnen nun gleiſſende Ueberredung oder Giftmiſcherey und Meuchelmord, den Weg dazu bahnen. Die ärgerlichen Namen der Marozia und Theodora, des Sergius und Anderer, ſollte die Welt in ewige Vergeſſenheit vergraben können. Sie lagen im Arme der Unzucht und Büberey; in einer Hand hielten ſie den Becher der Wolluſt, und in der andern das Schickſal der Welt.

Manchmal fühlten die Fürſten Muth genug, dem allgewaltigen Deſpotismus der anmaßlichen Statthalter Chriſti, ſich ernſtlich zu widerſetzen. Aber nun war man auch in Rom darauf bedacht, ihre Entwürfe vor der Zeit zu vernichten. Man fand einen Vorwand: das Land Gottes wäre in den Händen der Ungläubigen; die nach dem heiligen Grabe wallfahrende Pilgrimme wurden muſelmänniſch verfolgt und gedrückt, u. ſ. w. Es wäre alſo die höchſte Pflicht für die Chriſtenheit, das Erbtheil der Jünger Chriſti (wovon doch nichts in ſeinem Teſtamente ſteht,) wieder an ſich zu reiſ-

aller andern Ausſprüche verwerfen könne; 19. daß er von niemand könne gerichtet werden; 20. daß ſich niemand unterſtehen ſolle diejenigen zu verdammen, welche an den apoſtoliſchen Stuhl appellirten; 21. daß alle wichtige Sachen aller Kirchen an den Pabſt gebracht werden müſſen; 22. daß die römiſche Kirche niemals geirrt habe, noch auch irren werde; 23. daß ein römiſcher Pabſt, wenn er kanoniſch ordinirt worden iſt, durch das Verdienſt des heil. Petrus ganz ungezweifelt ein Heiliger werde; 24. daß die Untern auf ſeinen Befehl oder mit ſeiner Erlaubniß, die Obern anklagen dürften; 25. daß er auch ohne eine Synode Biſchöfe abſetzen und mit der Kirche verſöhnen könne; 26. daß derjenige nicht katholiſch ſey, welcher nicht mit der römiſchen Kirche eins wäre; 27. daß der Pabſt die Unterthanen gottloſer Regenten von dem Eide der Treue losſprechen könne.

reiſſen. — Wer nun Luſt dazu bezeigte, die Abenteuer in Aſia zu beſtehen, bezeichnete ſich mit einem rothen Kreuze; die Mönche trugen ſtatt der Fahnen Crucifixe voran; die Werber nannte man Kreuzprediger, und die erſte unſinnige Unternehmung den erſten Kreuzzug. Kaum war eine Million ſolcher Schwärmer auf dem Wege, ſo fingen die Päbſte und ihre Gehülfen an, ihre wahre Abſichten zu entdecken, und die Hildebrandiſchen Dictatus in das Werk zu ſetzen. Die meiſten deutſchen Fürſten mit ihrer unüberſehlichen Mannſchaft, und einer, ach! ſo herrlich blühenden Jugend, waren entfernt; etwas dawider zu thun, wagten es nicht, denn die Bannflüche von der Engelsburg fürchteten ſie mehr, als die rächenden Blitze des Himmels. In dem Vaterlande ihres Glaubensſtifters verſiegelten ſie ſeine göttliche Lehren des Friedens und der Wahrheit, und ihren Glauben und ihre Schwärmerey mit dem Blute.

Doch zur Geſchichte ſelbſt! die Kreuzzüge waren eine Folge der Tyranney der Saracenen gegen die chriſtliche Pilger im heiligen Lande, und der ſchwärmeriſchen Predigten Peter's des Einſiedlers. Seit den geprieſenen Zeiten des Kalifen Harun al Raſchid, eines Zeit=Genoſſen und Freundes von Karl dem Großen, hatten die Chriſten, die ſo gern und häufig am Grabe ihres Glaubensſtifters ihre Andacht verrichteten, keine Ruhe mehr zu genießen. Denn kaum hatte der fattimitiſche Calif Hakem die Herrſchaft über Syrien und Paläſtina erlangt, ſo fingen ſich für die Chriſten in dieſen Ländern die traurigſten Zeiten an. Gewaltthätigkeiten aller Art, ließ der Tyrann an ihnen ausüben. Der Religionshaß, — wer zittert nicht von dieſem weit und tief eingewurzelten Uebel der Menſchheit? — bediente ſich aller ſchleichenden Liſt und öffentlichen Wut. Die unerhörten

Grauſamkeiten toller Wütteriche, wie Hakem war; die unzählige Drangſale, womit die Chriſten zu kämpfen hatten, und unwiderſtehliche Triebe, das Land Gottes in die Hände ſeiner Glaubensgenoſſen zu ſpielen, bewogen ſchon im J. 986 den Erzbiſchof von Ravenna, Gerbert, nachmaligen Pabſt Sylveſter III. im Namen der Kirche zu Jeruſalem einen Brief an alle Chriſten zu ſchreiben, der eine förmliche Ermahnung an ganz Europa, die Waffen gegen die ungläubigen Unterdrücker zu ergreifen, und die heilige Stadt ihrem Joche zu entreiſſen, enthielt. Der verwegene Verſuch einiger vornehmer Republicaner in Piſa, gegen die Muſelmänner in Syrien einen Einfall zu thun, lief zwar fruchtlos ab, aber der Orient gerieht doch darüber in Beſtürzung. Denn die Sage war um das Jahr Chriſti 1010 allgemein, daß alle Mächte der Chriſtenheit ſich vereinigen würden, die Muhamedaner aus dem Lande zu verjagen. Ferner ſetzte gegen das Ende des 10ten und den Anfang des 11ten Jahrh. eine Vermuthung, welche ſich auf jene 1000 Jahr gründete, deren der h. Johannes, Offenb. 20, 4. erwähnt, die chriſtliche Welt in allgemeine Beſtürzung, daß nämlich die lezte Zukunft Chriſti zum Weltgericht nahe ſey; und dies war ein merkwürdiger Grund, nach Jeruſalem zu pilgern. Man wallfahrtete in der Abſicht dahin, um durch ein Bad im Jordan die Flecken der Seele auszulöſchen. Es war ein Heil in der Nähe des Oehlberges zu ſterben, oder hier die Zukunft des Herrn zu erwarten, dieſer Glaube machte, daß Könige, Fürſten, Grafen, Biſchöfe, und ſo gar eine große Menge von Frauenzimmern und mancherley Leuten geringern Standes, ihre Güter verlieſſen, und ſchaarweiſe ohne Rückſicht auf Freundſchaft und Familie, eiligſt nach dem gelobten Lande giengen. Ehe alſo noch der Zeitpunct der allgemeinen Raſerey erſchien, wimmelte ſchon, das ganze 11te Jahrh. hindurch, der Weg nach Palläſtina

von einzelnen Pilgerſchaaren. Unter andern zeichnet ſich ein großer Zug von heiligen Abenteuerern aus, die im J. 1026 den Grafen von Angouleme begleiteten. — Von weniger Andacht und Buße, und nur von menſchlichen Abſichten beſeelt, unternahm im J. 1065, eine weit größere Anzahl, die 7000 Pilger, dieſe Wallfahrt, unter Anführung Sigfried's, Erzbiſchofes von Maynz. Sie wurden aber, als ſie in das Gebieth der Saracenen kamen, von einem Haufen unternehmender Muſelmänner überfallen, und aller ihrer Habſeligkeiten beraubet. Nur 2000 von ihnen ſahen ihr Vaterland wieder; dieſe waren aber ausgezehrt, arm und abſcheulich entſtellt.

Paläſtina ward vorzüglich in dieſem Zeitpuncte, ein Schauplatz innerer Zerrüttungen. Die Wahlfahrten wurden nur immer gefahrvoller. Dieſes Land kam im J. 1075, aus den Händen der Fatimiten unter die Gewalt des furchtbaren Sultans Malek Schach. Nun war das Joch der Chriſten ſo drückend, wie unter den Neronen und Diokletianen von Rom. Nur das Zeitalter Ludwig's und der Hugenotten ſtellt eine ähnliche Betriebſamkeit, die mannigfaltigen Plagen noch zu vermehren, dar. Nur zwey Kirchen blieben den Chriſten übrig, die vom heil. Grabe und St. Maria, weil die Sieger ſonſt hätten befürchten müſſen, die unermeßlichen Einkünfte der frommen Schwärmer aus Europa zu verlieren. Jeder Wanderer, der von Palläſtina zurückkam, erzählte die Gefahren, die er ausgeſtanden hatte, und beſchrieb, mit mancherley Vergrößerungen, die Grauſamkeit und das Ungemach bey den frevelnden Türken. Auch war es eine Gewohnheit vieler Chriſten, die in Jeruſalem und andern morgenländiſchen Städten wohnten, daß ſie als Bettelnde durch Europa reiſeten, und mit einer kläglichen Beſchreibung des jammervollen Zuſtandes, in

welchem die Bekenner des chriſtl. Glaubens unter der Herrſchaft der Ungläubigen ſich befanden, Almoſen erpreſſeten, und eifrige Thäter des Chriſtenthumes anreizten, einen Verſuch zu machen, ſie aus dieſer Unterdrückung zu retten.

Und in Europa war damals ein Herrſcher, welcher die weitläuftigen Entwürfe erſann und ausführte. Gregor VII., jener Erzfeind der weltlichen Souveränität, und der hitzigſte Verfechter der Kirchenfreyheit und Rechte des römiſchen Stuhles; ein unter fünf Päbſten geübter Staatsmann und unausforſchlicher Heuchler — Hildebrand der das Syſtem der Unterwerfung von Grund aus im Kopfe, und im Herzen Vermeſſenheit hatte, es auszuführen, wurde von Michael Dukas, einem gekrönten Thronräuber auf dem Throne von Conſtantinopel, aufgefordert, Europa wider Aſia zu waffnen. Er ſchmeichelte dem Pabſte mit einem Ruhme, der ſeinen Hoffnungen entſprach, und ſeinen Stolz gar angenehm kitzelte. Kirchenvereinigung und Beſitz des heiligen Landes, war dem Ehrgeize des geiſtlichen Diktators eine zu herrliche Ausſicht, als daß er nicht mit aller Lebhaftigkeit ſeines unbändigen Geiſtes das große Werk hätte unternehmen ſollen. Er ließ deswegen Briefe mit Ermahnungen an die Chriſten ausgehen, beſchrieb ihnen darin „die Gräuel, welche die Ungläubigen gegen die Chriſten im Orient verübt hatten, und foderte ſie bey dem Glauben und der Liebe zu dem Gott, der für ſie geſtorben ſey, auf, das klägliche Schickſal ihrer Brüder zu mildern, die Beſchwerden einer langen Reiſe nicht zu ſcheuen, und ihr Blut für die heiligen Oerter und das unterdrückte chriſtliche Kaiſerthum zu vergießen“. Gregors Ermahnungen hatten die gehoffte Wirkung. Dies- und jenſeit der Alpen rotteten ſich Völker zuſammen, die leicht ein Heer von 50,000 Mann hätten formiren können. Der Pabſt

war,

war, wie aus einem heuchleriſch ſchmeichelnden Briefe an ſeinen nachherigen Todfeind, Kaiſer Heinrich IV., erhellet, entſchloſſen, ſich an die Spitze dieſer heiligen Krieger zu ſtellen. Allein aus wichtigen Urſachen, unter welchen die Abſicht, Heinrich IV. zu demüthigen, wohl die vornehmſte war, vergaß er den vorgegebenen göttlichen Trieb, die bedrängten zu befreyen, und machte dagegen ſeine Hildebrandiſchen Dictatus (ſ. oben, S. 292, Anm.) bekannt, zu deren Annahme er durch pontificaliſche Bannflüche die Prieſter und Laien verpflichtete.

Die Chriſtenheit war einmal in allgemeine Bewegung geſetzt, und aller Augen und Herzen nach Paläſtina gerichtet. Da kam aus den Mauern von Amiens das ſeltſame Werkzeug hervor, dem es vorbehalten war, um einer Stadt und ihrer Gegend willen, zwey Welttheile gegen einander aufzuhetzen. Peter der Einſiedler, insgemein Kukupeter (Petrus cucullatus) genannt, ein pigardiſcher Pilger, ſchien für ſein Jahrhundert ausdrücklich geboren, ſo wie dieſes Jahrhundert für ihn gebildet zu ſeyn. Mutter Natur war übrigens gegen ſeine ganze Geſtalt ſehr geizig geweſen. Häßlich von Kopf bis zu Fuß, bedeckt mit den Lumpen der Armuth, verrieth er nichts weniger, als den Urheber einer großen Revolution; aber ſeine lebhafte Augen verriethen einen feurigen Kopf und eine ausſchweifende Einbildungs-Kraft. Herz und Mund war empfindſam und beredt. Durch die Strenge ſeiner Enthaltſamkeit und durch die Stärke des Nachſinnens, wurde ſeine noch mehr erhitzte Seele der Brennpunct, in welchem alle Leidenſchaften ſich verſtärkten, um nachher in eine Art von Wut auszubrechen. Sein kühnes und unruhiges Weſen war in beſtändigem Aufruhr. Seinen Stolz und ſeine Eitelkeit verbarg er in der härenen Kleidung und im hanfenen Stricke. Und, im Vertrauen auf eine unmittelbare

bare Verbindung mit dem Himmel, dünkte ſich der argloſe Mann ein Werkzeug ſeiner Abſichten und der Siegelbewahrer ſeiner Geheimniſſe zu ſeyn. Dieſer auſſerordentliche Menſch war 1053 geboren, mithin in dem Auftritte, wo er ſeine Rolle zu ſpielen anfieng, noch in einem Alter, da die Leidenſchaft am heftigſten wirkt. Seine Jugend war den Wiſſenſchaften gewidmet, und ſein überaus veränderlicher Geſchmack wählte den Kriegsſtand. Er wurde aber in Flandern gefangen, und legte nach ſeiner Befreyung, Harniſch und Schwert nieder. In ſeinem Eheſtande mit der alten häßlichen **Beatrix von Rouſſy** fand er aber die geſuchte Ruhe nicht, und ſuchte ſie alſo in der Prieſterweihe. — Aber auch hier ware er nicht befriedigt, ſondern flohe in die Wüſte, wo es keine Menſchen giebt, und hier ſoll er als Einſiedler gelebt haben. Das Gerücht von den Wallfahrten ſtörete auch hier unſern h. **Peter** auf, und er pilgerte 1093 gerades Weges nach Jeruſalem. Der Anblick dieſer Stadt, die Vorſtellung der Vergangenheiten, ſtürmten mit heftigem Nachdruck auf ſeine offene Empfindung. Mit jedem Schritte, den er in die Stadt that, entbrannte ſein Zorn. Ueberall Gang und Spur eines Gottes, und überall dieſer Gang von den Tritten der Ruchloſen entweihet. Der Oehlberg und alle Stätten, wo Chriſtus gewandelt hat, alles in dem Beſitze der Ungläubigen! Solche und ähnliche Betrachtungen beſtürmten ſeine Seele. Jeder Gegenſtand drückte einen Stachel in ſein Herz, beſonders, da er an der Stelle des Salomoniſchen Tempels, jene prächtige Moſchee der Moslenim (Muſelmänner) ſahe. Sein Herz blutete bey dem Anblicke aller der traurigen Scenen, und nun denkt er Tag und Nacht darüber nach, wie er allen den Abſcheulichkeiten ein Ende machen könne. In dem damaligen Patriarchen von Jeruſalem, Simeon II. fand er ganz den Mann, wie er ihn wünſchte. Dieſen wußte er

durch ſeine Reden ſo für ſich einzunehmen, daß derſelbe kein Bedenken trug, ſein Herz in den Schooß des jungen Schwärmers auszuſchütten. Der Greis, ganz gerührt, machte ihm eine ſehr traurige Schilderung von den Verwüſtungen des heiligen Landes, ſahe dieſes aber für eine gerechte Strafe des Himmels an, für die Laſterhaftigkeit der Chriſten, und ſetzte die einzige Rettung aus dieſer betrübten Lage in den Beyſtand der Abendländer, d. i. der Europäer.

Man denke ſich die Gemüthsbewegungen und aufgeregten Leidenſchaften in **Peter's** Seele. Alles ſchien ihm leicht, was **Simeon** doch noch für ſehr ſchwer hielt. Da er einmal ein rüſtiges Werkzeug der Vorſehung zu Befreyung der morgenländiſchen Chriſten zu ſeyn wähnte, ſo zweifelte er im geringſten nicht, daß er auch ſeine Abſichten glücklich durch ihn ausführen würde. Unſer martialiſcher Apoſtel gerieth in immer höhere Aufwallung. In einem Traume dünkte ihm ſogar, durch Jeſum Chriſtum ſelbſt aufgemuntert zu werden, ſein Werk muthig zu beginnen. Er erpreßte nun gleichſam von dem alten **Simeon** Briefe an den Pabſt und an die chriſtlichen Fürſten, die Freude beflügelte ſeinen Abzug aus Jeruſalem, und nach einer kurzen Seereiſe, auf welcher er ſich unaufhörlich über die Langſamkeit der Winde beklagte, ſtieg der Held, der es wagte, Welt und Nachwelt in Erſtaunen zu ſetzen, zu Bari an das Land, und ohne ſich einige Raſt von den Beſchwerlichkeiten der Seereiſe zu erlauben, eilte er ungeſäumt zum Pabſt nach Rom.

Urban II. — weiland **Gregors VII.** innigſter Vertrauter — ſaß damals auf dem päbſtlichen Throne. Dieſer Mann wurde ohne die harnäckigen Ausübungen ächt **Hildebrandiſcher** Staatstheorie, den Rang unter den größten, ja eine Stelle unter den be-

ſten

ſten Päbſten verdienen. Das Schattenbild der Gregorischen Hierarchie zu realiſiren, war ſeine fortbrauſende Bemühung, ob er gleich ſpäterhin als ein Verbannter und Geächteter herum irren mußte. Er wußte, als ein Buſenfreund Gregor's, die Gründe, worauf dieſer einſt den Entwurf der Kreuzzüge gebauet hatte. Jezt bat auch der Kaiſer Alexius von Conſtantinopel, in wiederholten dringenden Bittſchriften an den Pabſt und mehrere chriſtliche Fürſten, um ihren thätigen Beyſtand gegen den allgewaltigen Strohm, welcher Aſia überſchwemmte. Die ganze Angelegenheit eröffnete dem Urban die ſchmeichelhafteſten Ausſichten, ſeine Macht zu vermehren, ſeine Plane durchzuſeʒen, und doch zugleich als Helfer der leidenden Menſchheit zu erſcheinen. Nach einiger Ueberlegung ward ſein Entſchluß reif. Er gab nun im Ernſt dem Pilger von Amiens den Befehl, die Gemüther zu einer ſo frommen Unternehmung vorzubereiten, die Gebiethe der chriſtlichen Fürſten zu durchlaufen, und die Fürſten und ihre Unterthanen zur Erfüllung des göttlichen Willens zu ermahnen. Peter's Herz hüpfte vor Freuden, daß er der Vorläufer des Pabſtes ſeyn ſollte, und er eilte, ſeine Geſandſchaft zu vollziehen. Mit einem Crucifixe in der Hand, barfuß und mit bloßem Kopfe, mit einem wollenen Unterkleide, einer langen Mönchskutte von dunkler Farbe, und über derſelben einen kleinen Einſiedlermantel von grobem Zeuge, bekleidet, und mit einem großen Stricke umgürtet, befließ er ſich der ſtrengſten Enthaltſamkeit, kaſteyete ſeinen Leib, und übte, wo er nur konnte, gute Werke. Nun durchlief er alle Straßen, und ſeine Erwartungen wurden allenthalben übertroffen, man ſahe und bewunderte in ihm einen Geſandten Gottes; ſo gar ſein Eſel hatte Theil an der übertriebenen Verehrung, die man dem heiligen Reiter erzeigte. In Jahresfriſt durchſtrich er beynahe ganz Europa, redete alle Fürſten und Große an, beſchwor

ſchwor das Volk, und zündete in allen Seelen das Feuer an, welches ihn ſchon längſt verzehrte.

Es iſt über allen Begriff eines geſunden Verſtandes, was für eine allgemeine Bewegung dieſer Kukuper ter im größten Theile von Europa verurſachte. Wo man hinblickte oder wandelte, ſahe man lauter begeiſterte Menſchen, die, ſo wie er, nach dem Blute der Ungläubigen dürſteten. Türken und Rache! Chriſtenfreyheit und Jeruſalem! war die allgemeine Loſung. Alles ſeufzte nach einem allgemeinen Bunde.

Pabſt **Urban** ſchritt nun mit Nachdruck zum Werke. Eine allgemeine Kirchenverſammlung ſchien ihm das anſtändigſte Mittel zu ſeyn, die angegebenen und geheimen Abſichten ſeiner Entwürfe durchzuſetzen. Und ſo kam denn eine ſolche im J. Chr. 1095, in Piacenſa zu Stande. Eine ungeheure Anzahl von Geiſtlichen und mehr als 30,000 Laien, ſtellten ſich hier ein in Hoffnung, hier würde der Krieg gegen die Ungläubigen erkläret werden. Der Menge wegen hielt man die Sitzungen im freyen Felde. Die Geſandtſchaften des griechiſchen Kaiſers verlaſen öffentlich die Schreiben ihres bekümmerten Monarchen, und ſchilderten mündlich das Elend und die Leiden im Morgenlande. Der Pabſt hielt eine lange rührende Ermahnungsrede, und: „Laſſet uns aufmachen, die duldenden Brüder zu befreyen“ — dies war ein Gedanke, war eine Stimme bey Allen.

Jeder kehrte mit dem wärmſten Entſchluſſe, bey dem Dranggefühle der unterdrückten Menſchheit ein Miterretter zu ſeyn, in ſein Vaterland zurück; und jeder ward, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ein neuer Werbecommiſſarius des Pabſtes.

Auf den 18 Nov. eb. deſſ. Jahres, wurde durch ein Circularſchreiben des Pabſtes an alle Prälaten und weltliche Fürſten der Chriſtenheit, zu Clermont

mont in Auxerre eine abermalige Kirchenverſammlung feſtgeſezt. Auf dieſem für alle Zeitalter denkwürdigen Congreß kamen aus allen Gegenden Europens eine unglaubliche Menge von vornehmen und geringen Geiſtlichen, Laien vom höchſten bis zum niedrigſten Range, zuſammen. Es wurde hier gleich als ein unverbrüchlicher Kanon feſtgeſetzt, daß die Reiſe nach Jeruſalem ſtatt aller andern Büßungen gelten ſollte. Zu Piacenza hatte man die Geſandten des griechiſchen Kaiſers reden laſſen; — hier ſollte ein anderer ſeine Rolle ſpielen. **Peter** erſchien in ſeinem gewöhnlichen Anzuge, mit dem Crucifixe in der Hand, mit traurigem Blicke und trüber Stirn, und hielt eine herzerſchütternde Rede, in welcher er alles erſchöpfte, um das traurige Schickſal der morgenländilchen Chriſten mit lebendigen Farben zu ſchildern, um jedes Herz ſeiner Zuhörer zu rühren, und um die Gemüther von neuem zu einer Unternehmung gegen die grauſamen Unterdrücker der armen Chriſten zu begeiſtern,

Seine Rede that Wunder. Ein kalter Schauder durchlief die Verſammlung. Rührung und Seufzer theilten ſich mit, wie elektriſche Funken. Herz, Mitleiden, Einbildungskraft, — jedes Senſorium des menſchlichen Elendes ward rege; — nur dem Verſtande fehlte noch Ueberzeugung, und dies Werk hatte der Pabſt ſich vorbehalten. Seine Rede an die verſammelte Chriſten-Schaar durchdrang aller Herzen. Unwiderſtehlich riß er alles mit ſich fort, und der Augenblick, den er mit Ungeduld erwartete; war da. Die Gemüthsbewegung ſeiner horchenden Zuhörer war auf dem höchſten Grad geſtiegen. Thränen floſſen, Seufzer wurden laut, und verwandelten ſich am Ende ſeiner Rede in ein lautes: Gott will es haben! — Gott will es haben! Dies war eine Stimme, ein Geſchrey bey Allen. **Urban** konnte kaum ſeine Freude verbergen, und machte ſich dieſe Einmüthigkeit zu Nu-

ze.

ze. Voll Rührung erhob er ſich von ſeinem Throne, winkte mit der Hand zum Stillſchweigen, und ſetzte ſeine Rede mit der empfindendſten Zuverſicht fort; zeigte ihnen, wie augenſcheinlich es wäre, daß hier Gott ſelbſt im Werke ſey, und daß ſie, um zu zeigen, daß ſie Soldaten Jeſu Chriſti ſeyn, ein unterſcheidendes Zeichen, und zwar das ehrwürdigſte und ſchicklichſte unter allen: die Abbildung des heiligen Holzes, an welchem Chriſtus gekreuzigt worden iſt, tragen ſollten. „So ſchmücke ſich dann", ſprach er: „ein jeder, der „ſich zu dieſer ruhmwürdigen Unternehmung geſellen „will, mit dieſem heiligen Bilde, er trage auf der rechten Schulter, oder auf der Stirn, oder auf der Bruſt, „ein rothes Kreuz!" Nun noch einige nachdrückliche Ermahnungen, ſich gegen den Frühling bereit zu halten, und — er hatte, was er wünſchte; — wie ein Lauffeuer waren Entſchlieſſungen und Maßregeln bey allen Zuhörern von Herz zu Herz gegangen. — Die ganze Verſammlung fiel auf die Kniee, der Papſt ertheilte allen die Vergebung der Sünden, den apoſtoliſchen Segen, und die Erlaubniß nach Hauſe zu gehen. Wahrſcheinlich geſchahe es auf Verabredung, daß ſich gleich darauf **Adhemar von Monteil**, Biſchof von Puy, fußfällig vom Papſte die Bezeichnung mit dem Kreuze ausbat, und ſie auch mit vielen andern vornehmen Perſonen erhielt. Zum Beſchluß wurden auch die Privilegien und Freyheiten der Kreuzfahrer bekannt gemacht. Sie konnten, während ihres Dienſtes im heiligen Kriege, nicht Schulden halber angeklaget werden (*); von entlehnten Geldern durften ſie keine Zinſen bezahlen; ſie waren ganz, oder zum Theil, von Steuern und Auflagen befreyt; ſie konnten ohne Einwilligung ihres Lehensherren ihre Ländereyen ver-

(*) Dies allein trieb viele Tauſende fort.

veräuſſern; ihre Perſonen und Habſeligkeiten ſtanden unter dem Schutze des h. Petrus, und keiner durfte ſie und die Ihrigen während ihrer Abweſenheit im mindeſten zu beleidigen wagen, wenn er nicht den Bannſtrahlen der Kaiſer bloß geſtellt ſeyn wollte; ſie waren, gleich den Geiſtlichen, keinem weltlichen Gerichtshofe unterworfen, und erhielten endlich, welches noch das Beſte war — einen vollkommenen Ablaß, d. h. alle ihre Sünden wurden ihnen vergeben, und die Pforten des Himmels in optima forma eröffnet, wenn ſie nur an dieſem heiligen Kriege Theil nahmen (*). Der Papſt gab zugleich allen Geiſtlichen die Macht, allen denen, welche ſich in dieſe heilige Miliz begeben würden, Vergebung der Sünden anzukündigen; und damit dieſer heilige Anſchlag einen beſſern Fortgang haben möchte, ſo ſollten alle Geiſtliche täglich eine gewiſſe Anzahl Vater Unſer beten, und an einer Reihe hölzernen Kügelchen Gott gleichſam vorzählen, wodurch die ſo berühmten Paternoſter aufgekommen ſind.

Nach der zehntägigen Dauer der Kirchenverſammlung gieng Jeder heim in ſeine Stadt; Jeder predigte, wo er konnte, das Kreuz, und ſammelte ſich Gefährten nach Jeruſalem. Unterdeſſen war auch der Aberglaube und die Unwiſſenheit nicht müßig, mancherley wunderſeltſame Dinge auszubrüten. Die kühnſten und abgeſchmackteſten Dinge wurden erdacht und geglaubt, und alles auf die große Sache der chriſtlichen Schwärmer angewendet.

Nicht

(*) Wem fällt hiebey nicht ein, wie abſcheulich zum Theil, wie alle menſchliche und bürgerliche Ordnung zerſtörend, wie ſittenverderblich, alle Moralität zernichtend und bloß nach dem leidigen Intereſſe des römiſchen Hofes zugeſchnitten, dieſe Sätze waren! Schrecklich iſt es zu denken, daß es einſt eine Zeit gab, wo ſolche und noch abſcheulichere Satzungen für Europa verbindend waren.

Nicht lange, und eine unzählige Menge von Kleidern war mit Kreuzen geziert; und wehe dem, der es ſich nur von weitem merken ließ, daß ihm das Ding nicht behagte! Eine Orangekokarde konnte bey der neulichen Revolution in Holland, und eine Nationalkokarde bey der in Frankreich, nicht kräftiger gegen die Mißhandlungen des antipatriotiſchen Pöbels ſchützen, als das rothe Kreuz gegen die Angriffe ſchwärmeriſcher Kreuzbrüder. Nur der war geachtet, der dieſes Zeichen trug. — Dieſe Kreuze wurden aus Tuch oder Stoff, oder auch aus Seide verfertigt, und waren im erſten Kreuzzuge von rother Farbe; im vierten hatten die Franzoſen noch dieſelbe Farbe, die Engländer aber weiße, und die Flamländer grüne Kreuze. Sie wurden auf der rechten Seite des Kleides, Fig. 2919, oder Mantels, oder vor die Stirn auf dem Helme, beſeſtigt, vorher aber erſt geweihet. Auf dem Rückzuge nahm man das Zeichen von der Bruſt oder Schulter ab, und trug es auf dem Rücken, oder am Halſe. Einige Schwärmer lieſſen es ſich ſogar mit glühenden Eiſen auf den Leib brennen; andere machten, vermittelſt einiger Säfte, Wunden in das Fleiſch, welche die Geſtalt der Kreuze hatten.

Es heißt genug geſagt, um die brennende Begierde der Menſchen aus allen Ständen, nach Jeruſalem zu gehen, zu bezeichnen, wenn man weiß, daß jeder dieſen Gang für den einzigen Weg zum Himmel hielt. Auch das weibliche Geſchlecht ſehnte ſich innigſt, dies Abenteuer zu beſtehen. Kein Band der Freundſchaft und Liebe war ſtark genug, die Raſenden aufzuhalten. Kein häusliches Intereſſe, keine zärtliche Empfindung, kein Gefühl von Patriotismus, war zur Aenderung eines unſinnigen Entſchluſſes vermögend. Der Hauptbewegungsgrund bey vielen war gewiß: ihr Schickſal zu verbeſſern, ſich mit der Beute der Reiſegefährten und Feinde zu bereichern, und ihren Wollüſten und

Leidenſchaften zu fröhnen. Räuber und Mörder durften an dem heiligen Zuge Theil nehmen; ſie beichteten ihre Verbrechen, und ſie wurden ihnen vergeben. Weltgeiſtliche, Mönche und Nonnen, Weiber und Kinder, kehrten ſich nicht mehr an das Verboth Urban's, der ſie zu Clermont von dem Zuge nach dem heil. Lande ausſchloß, ſondern liefen den kreuzfahrenden Heeren ſchaarenweiſe zu. Schrecklich iſt es zu leſen, welch eine Miſchung der Stände, Geſchlechter und Leidenſchaften, der Tugend und des Laſters, hier Statt hatte.

Die Koſten, ſo zahlreiche Haufen von Menſchen aus Europa nach Aſia zu führen, waren, natürlicher Weiſe, ganz enorm groß. Die öffentlichen Einkünfte einer jeden Nation waren damals noch ſehr geringe. Alle, die ſich zur Reiſe rüſteten, waren, um ſich Lebensunterhalt verſchaffen zu können, gezwungen, ihre Habe zu verkaufen. Wohl dem, der Klugheit genug beſaß, oder durch Verhältniſſe gezwungen war, zu Hauſe zu bleiben, da man bey ſo vielen Verkäufern um ein geringes Geld Käufer werden konnte! Fürſten und Geiſtliche machten ſich dieſes insbeſondre zu Nutze. Aller Orten wurde verkauft und gekauft. Ganze Provinzen, Städte, Felder, Wieſen und Hütten, alles kam in gierige, fremde Hände. Der Handel erhielt eine gänzliche Revolution. Auf der einen Seite ſahe man auſſerordentlichen Einkauf, auf der andern den lächerlichſten Verkauf deſſen, was man auf die Reiſe brauchte, oder entbehren konnte. Um eine Kleinigkeit ſagte man ſich von allen ſeinem Erbgute los, in der Hoffnung eines eingebildeten größern Gewinnes in einem entfernten Lande.

Unterdeſſen verſtrich der Winter, der mit Ermunterungen und Zurüſtungen zu einem Vorhaben, welches ſeines Gleichen nicht hat, zugebracht wurde. Kaum erwachte die Natur aus ihrem Schlummer,

kaum blickten die Erſtlingstage des Frühlinges in das Thal, ſo ward alles lebendig bey Allen. Empfindung im Blick und Munde, Schwärmerey und Hoffnung im Herzen! Europa ward die Bühne von den auſſerordentlichſten Auftritten — lauter handelnde Perſonen erſchienen, und kein Zuſchauer war da! Hier ſegnete eine Mutter ihren Gatten und Sohn zur Pilgerſchaft ein, dort führten Väter ihre Söhne nach den Verſammlungsplätzen; da machten wilde Edelleute nur blutige Anſchläge, indem ſie ihre liebenswürdige Gemahlinnen auf immer verlieſſen, oder ſie auch zwangen, an den Beſchwerlichkeiten ihrer neuen Laufbahn Theil zu nehmen. Man ſahe Bauern mit ihren Weibern und Kindern und Geräthſchaften auf elenden Karren mit langſamen Schritten zu den Verſammlungsplätzen hinziehen. Auf den Gaſſen und Landſtraßen, bey Städten und Feſtungen, in den Ebenen und auf Bergen, allenthalben erhoben ſich Fahnen und Gezelte. Alle Heerſtraßen waren mit Kriegern von allen Ständen, Altern und Geſchlechtern bedeckt. Alle waren, trotz der Beſchwerlichkeiten der Reiſe, munter und fröhlich, und lieſſen die Luft von ihrem Kriegsgeſchrey erſchallen. Man denke ſich die wunderbare Miſchung von Hausgeräth und Kriegswerkzeugen, von Trompeten und Zinken des Helden, mit den Schalmeyen und Flöten des Hirten; Jagd- und Fiſchgeräthe, u. ſ. w.

Man kann leicht erachten, daß ſich keiner thätiger bewies, als **Peter**. Er nahm alles, was Frankreich und Deutſchland entbehrliches liefern konnte, zu ſeinem ehrenvollen Gefolge — einen erſtaunlich zahlreichen Schwarm Lumpengeſindels — auf. Mit dieſem kam er zu dem alten Bekannten, **Gottfried von Bouillon**, Herzog von Lothringen. Dieſer Prinz erſtaunte bey dem Anblicke einer ſolchen Horde, ohne Namen, Zucht und Sitten. Statt aber eine Auswahl unter

ihnen zu treffen, ſchlug er den wackern **Kukupeter** vor, mit ſeinem Pöbel voraus zu gehen, und dieſer, noch verrückt von dem aus dem Morgenlande mitgebrachten Wahne, lehnte den Vorſchlag, der ſeinem Herzen und Verſtande doch eigentlich ſchrecklich ſeyn mußte, keinesweges ab. Er war indeſſen noch ſo klug, ſeine Haufen, die aus mehr als 300,000 Köpfen beſtanden, zu theilen, um Unruhe und Verwirrung und Hunger mehr zu verhindern.

Ein Edelmann aus Bourgogne, **Walther von Pexeio**, tapfer, aber ſo arm, daß Dummheit oder Bosheit ihm den Spottnamen **Walther** ohne Habe (*) beylegte, wurde von **Peter** zum Anführer eines Haufens von 15 bis 20,000 Mann beſtimmt; noch zwey andere Haufen hatten ſich ebenfalls abgeſondert. Bis an die ungariſchen Gränzen gieng **Walther's** Zug noch ziemlich gut, hier aber nahm Kreuz und Noth ihren Anfang; unter der größten Unordnung und den ſchändlichſten Ausſchweifungen, rückten ſie über Belgrad an die Gränzen der Bulgarey. In einer Stadt, die Maleville genannt wird, wurden 16 Kreuzſoldaten von den Einwohnern überfallen und gemißhandelt, und **Walther** hatte alle mögliche Ueberredungskünſte nöthig, um das Heer von der blutigſten Rache gegen die Ungarn (die damals von dem Könige **Kalomann** beherrſchet wurden,) abzuhalten. Die Bulgaren betrachteten dieſe Heerſchaar als eine Rotte von Landläufern, aber ihre daher bewirkte Verweigerung der nöthigen Unterſtützung, zog eine allgemeine Verbreitung der Kreuzarmee im Lande herum, und allgemeine Räubereyen nach ſich. Nun gieng eine wütende Verfolgung von Seiten der Bulgaren an, ſo, daß ſelbſt **Walther** ohne Habe, mit denen, die ihm folgen konnten, in größter Eile, ſtets vom Hunger und den

(*) Walterus ſenzaveher, ſenſaveir (ſans avoir), ſine pecunia.

den ſchrecklichſten Beſchwerlichkeiten begleitet, durch die Wälder fliehen mußte. Endlich kam er zu Niſſa an. Die große Gruppe von menſchlichen Wahnſinn und Elend rührte den Statthalter zum Mitleiden; er ließ die nöthigen Bedürfniſſe verabfolgen, und die Kreuzfahrer durch Wegweiſer nach Conſtantinopel führen. Hier blieb **Walther** mit Erlaubniß des Kaiſers **Alexius**, bis **Peter** zu ihm ſtieß. Dieſer war nämlich auch nicht minder thätig auf ſeiner Laufbahn fortgeſchritten. Kaum nahm er ſich Zeit, ſein Heer, welches aus 40,000 Menſchen, ohne die Weiber, Greiſe und Kinder, beſtand, mit Mundvorrath zu verſorgen. Gegen Verſprechung baarer Bezahlung und ſtrengſter Kriegszucht, erlaubte man ihm den Durchzug durch Ungarn. In ſchrecklichen Grimm gerieth aber der General in der Mönchskutte, als er zu Maleville noch die als Siegeszeichen aufgeſteckten Waffen jener 16 Soldaten erblickte; und nur ein Wort, ſo thaten ſeine Kreuzfahrer den hitzigſten Angriff gegen die Stadt, erſtiegen ihre Mauern und in Kurzem war die ganze Stadt von ihnen überſchwemmt. Die Einwohner flohen auf einen Berg, wurden aber von den Kreuzbrüdern, eingeholet, und — die Streiter unter der Fahne Jeſu, des Menſchenfreundes, des Friedefürſten, erwürgten von 7000 Menſchen über 4000, kehrten zurück in die Stadt, und begiengen, 5 Tage lang, die abſcheulichſten Ausſchweifungen und gräulichſten Handlungen. Nach ſieben Tagereiſen kam das Heer bey Niſſa an. Bey dem Weiterrücken zündeten einige Soldaten 7 Mühlen und einige Häuſer an; nun aber fielen die Ungarn und Bulgaren wütend in den Nachtrab des Heeres, und richteten dieſen gänzlich zu Grunde. **Peter** kehrte, auf erhaltene Nachricht, gleich nach Niſſa um, in der Abſicht, die Gefangenen auf eine gute Art wieder zu erhalten. Da er aber die Hitze ſeiner Leute nicht bän-

digen konnte, ſo kam es wider ſeinen Willen zu einem Handgemenge. Die Schlacht und das Blutvergießen ward immer wütiger und ſtärker; alles, auch ſo gar Peter's heilige Kriegscaſſe, welche den ganzen Schatz enthielt, den er durch ſeine Predigten in Europa zur Unterſtützung ſeines Vorhabens geſammelt hatte, gieng für die Kreuzarmee verloren. Mit dem Ueberreſte von den 40,000 Menſchen, etwann 7000, ſetzte Peter nun in der kläglichſten Verfaſſung ſeinen Marſch durch Thracien fort, vermehrte aber durch den ſteten feyerlichen Trompetenſchall und andere Mittel, ſein Heer wieder bis zu 30,000 Mann. Zu Philippopoli war er ſo glücklich, durch ſeine Gaukeley ſeine Caſſe ziemlich wieder zu füllen, und endlich am 1 Aug. 1096 langte der Abendteuer, unter dem Jubelſchalle der Trompeten, vor Conſtantinopel an. Hier vereinigte er ſich mit ſeinem Freunde Walther, welcher nichts weniger erwartet hatte, als ſeinen General in einem noch traurigern Zuſtande, als ſein eigener war, zu erblicken.

Der Kaiſer war neugierig unſern Kukupeter perſönlich zu ſehen. Er empfieng ihn überaus gnädig, und entließ ihn mit einem anſehnlichen Geſchenke, befahl ihm aber, ſich, der lieben Ordnung wegen, bis zu der Ankunſt der europäiſchen Fürſten, nicht aus dem Lager zu entfernen.

Ein Prieſter, Gottſchalk aus der Pfalz, mit ſeinem Haufen von 15,000 Menſchen, lauter Lumpengeſindel und Pöbel, verdient kaum Erwähnung. Er hauſete mit ſeiner Horde in Ungarn ſo arg, daß Kalomann ohne Barmherzigkeit über ſie herfiel, und von 15,000 kaum 3000 übrig ließ.

Ungeachtet aller der Unglücksfälle, gieng die Werbung der Kreuzſoldaten in Europa noch immer fort. Eine auſſerordentliche Menge, die Wilhelm von Tyrus auf 200,000 zu Fuße und 3000 zu Pferde angiebt,

giebt, that ſich aus Frankreich, Deutſchland, England ꝛc. zuſammen; aber gröſtentheils Leute vom niedrigſten Geſindel, und der Abſchaum der Nationen, welche alle Schandthaten verübten, die ſich von einer ſolchen Brut erwarten lieſſen. Und dieſe elende Rotten unterwanden ſich die unvergängliche Ehre der beſten Religion vor den Völkern zu retten! Sie begiengen eine ſchreckliche That, vor welcher die Menſchheit zurück ſchaudert. Sie wollten nicht allein die Mißhandlungen der Chriſten an den Türken in Paläſtina rächen, ſondern ſie richteten auch ihre Wut gegen die Juden, gegen das Volk, welches erſt Canaan beſeſſen hatte, und nun ſeit der Kreuzigung des Religionsſtifters der Chriſten unter allen Völkern ohne eigene Staatsverfaſſung und Herrſchaft herum irrt. Sie glaubten, weil die Großältern dieſes Volkes Jeſum Chriſtum gekreuzigt hätten, ſo müßte ſich ihr heiliger Eifer auch gegen dieſe erſtrecken, und dieſe unſchuldigen Nachkommen müßten die Schlachtopfer für die Miſſethaten ihrer Väter werden. Sie erwürgten alſo alle Juden, welche ihnen auf ihrem Zuge in die Hände fielen. In Speyer, Worms, Maynz, Cöln, Verdun, erlitten ſie die gröſte Marter. In dieſer Gegend hatte ein gewiſſer Graf Emich 12000 Straßenräuber unter dem Namen der Kreuzfahrer zuſammen gerottet. Seine heilige Beſtimmung fieng mit Ermordung der Juden an. Nicht einmal in dem erzbiſchöflichen Pallaſte, worein ſich 700 Juden geflüchtet hatten, fanden ſie eine Freyſtätte. Selbſt vor den Augen des leutſeligen Biſchofes Rothhard, der dieſe Unglückliche in Schutz nahm, wurden ſie mit Weib und Kindern elend ermordet. Auch widerſetzten ſich einige Biſchöfe dieſer Grauſamkeit der Kreuzfahrer ernſtlich. Der Biſchof von Speyer, der Biſchof von Worms, und der Erzbiſchof von Trier, nahmen ſich ihrer an; ſie mußten aber ihre Religion

zur Bedingung abſchwören. Als aber die Gefahr vorbey war, kehrten ſie mit Einwilligung Heinrich's IV., zu ihrem Glauben wieder zurück. Durch dieſe unmenſchliche That nun verloren 12,000 Juden elend ihr Leben. Nun aber fieng auch der Zug dieſes Heeres an. Dieſe Mörder rückten, voll Hoffnung eines friedlichen Durchzuges, gegen die ungariſchen Gränzen an; allein der Durchzug wurde ihnen verwehret, weil die Ungarn aus der Erfahrung wußten, daß auch dieſes Heer nicht mit Wahrheit im Namen des Herrn käme. Sie verſperrten ihnen daher alle Zugänge, und beſetzten alle Gegenden mit Bewaffneten. Graf Emich und die übrigen Führer dieſes Heeres faſſeten den Anſchlag, entweder durchzudringen, oder zu ſterben. Es kam nun bey Mersburg zum ſchrecklichſten Handgemenge; die Kreuzfahrer wurden aber geſchlagen, und erlitten eine gänzliche Niederlage. In der Donau und in dem Moraſte vor der Stadt ſchwamm europäiſches Schwärmerblut. Tage lang ſoll der ungariſche Hauptſtrohm davon geröthet geweſen ſeyn. Einige hatten die Rettung der Geſchwindigkeit ihrer Pferde zu danken, und ſelbſt der wilde Graf Emich kam lebendig davon. Einige Flüchtlinge retteten ſich durch Kärnthen nach Apulien, und ſchweiften mit ihren Rotten verheerend umher, bis ſie endlich wieder an ihr Gelübde gedachten. Sie ſtiegen deswegen mit Verlangen und Hoffnung an Bord, und ſegelten nach Conſtantinopel, wo ſie ſich dann mit dem Kreuzheere vereinigten.

Peter's Heer war unterdeſſen durch die herbey gewanderten Haufen von Longobarden, Genueſern, Piemonteſern ꝛc. anſehnlich verſtärkt worden; und Alexius war froh, als er dieſe fürchterliche Leute, die in Conſtantinopel und der Gegend ärger hauſeten, als ſelbſt die Türken bey ihren Streifereyen, über die

Meer-

Meerenge von Conſtantinopel nach Bythinien hinüber ſetzen ſahe. Er gab ihnen noch den ernſtlichen Rath auf den Weg, ſich nicht von Nikomedien zu entfernen, und daſelbſt die Ankunft ihrer Nachfahrer zu erwarten, mit dem Verſprechen, ihnen Lebensmittel genug zu überſenden. Zwey Monate lang blieben ſie auch ziemlich ruhig, alsdann aber fiengen ſie die gewöhnlichen Räubereyen wieder an, und mordeten Griechen und Türken. 7000 Mann giengen einſt auf Beute aus, und wagten ſich bis in die Gegend von Nicäa; es kam zum Treffen mit den Saracenen, die Kreuzfahrer ſiegten, und plünderten und raubten überall. Der Geiſt der Zwietracht aber, welcher Geſellſchaften und Reiche zerſtört, fand ſich auch bey ihnen ein, und zündete ein unglückliches Feuer unter den Kreuzfahrern an. Die Urſache war der große Uebermuth der Franzoſen; dieſe ſahen ſich nämlich für den einzigen furchtbaren Haufen im Heere an, und begegneten den Deutſchen und Italiänern mit Stolz und Verachtung, daß es beynahe zu einem förmlichen Bruche gekommen wäre. Ein Corps von 3000 Mann zu Fuße, und 300 zu Pferde, unter einem gewiſſen Reinhold, trennte ſich wirklich im Unwillen, und ſchlug, zum Beweiſe ſeiner Herzhaftigkeit, ſein Lager im feindlichen Lande bey dem Schloſſe Xerigorde, 2 Meilen von Nicäa, auf, erſchlug alle Türken, und ließ den Griechen allein das Leben. Der Sultan von Nicäa, Kilidge Arslan, griff nun zu den Waffen, und überfiel ſie mit 15000 ſeiner auserleſenſten Leute. Alle fielen theils unter der Schärfe des Schwertes, theils geriethen ſie in die Gefangenſchaft und härteſte Sclaverey. Der Sultan ſuchte aber einen noch vollkommenern Sieg über die Kreuzfahrer zu erhalten. Das große Heer derſelben ſtand bey Helenopel; dieſes wußte der Sultan durch allerley Mittel, ob ſich gleich Walther auf das äuſſerſte

da-

dagegen ſezte, in dichte Wälder und Gebirge von Nicäa zu locken. Ueber 25,000 Unbeſonnene machten ſich zur Wallfahrt nach ihrem Grabe auf. Sie geriethen, 3 Meilen von Ribot in einen Hinterhalt, den der Sultan ihnen geſtellt hatte; hier brach er mit ſeinen Leuten auf ſie los, und lieferte das blutigſte Treffen. Alles ſank unter ihrem Schwerte, und ein gewaltſamer Tod war das Loos aller Kreuzfahrer. Von der ungeheuern Menge Chriſten, vor welchen einige Monate vorher ganz Conſtantinopel gezittert hatte, kamen nicht mehr als 3000 Mann davon. Auch **Walther** ohne Habe fand in dieſem Treffen ſein Grab; er ſank mit 7 Pfeilen im Herzen, und mit rühmlichen Wunden bedeckt. Die 3000, die ſo glücklich waren, dem mörderiſchen Schwerte der Feinde zu entrinnen, giengen nun ungeſäumt auf das wehrloſe Lager bey Helenopel los; und hier wurde, auſſer den hübſchen Kindern, Mädchen und Nonnen, alles ohne Gnade abgeſchlachtet. Das war das Schickſal des furchtbaren Heeres. Aber, wie ſchlugen die ſchrecklichen Nachrichten von dieſen Unglücksfällen unſern **Peter**, welcher gerade damals in Conſtantinopel war, zu Boden! Die erſten Thränen dieſes gebeugten Jammermannes wurden dem Andenken ſeines **Walther's** und der andern Erſchlagenen gewidmet; dann kochte Wuth in ſeiner Bruſt über die Ungläubigen; und endlich bat er demüthig und wehmüthig den Kaiſer, jene übrig gebliebene 3000 Mann, die ſich noch in einer alten Schanze hielten, zu retten, und nach Conſtantinopel bringen zu laſſen. Solcher Geſtalt blieben demnach dreymal hundert tauſend Menſchen in dieſen erſten Zügen, und wurden hingeopfert, ohne daß ſie einen Schritt in ihrem Vorhaben gethan, und ohne daß ſie das Geringſte zur Befreyung der Chriſten in Paläſtina beygetragen hätten. Indeſſen mußte dieſes Unglück den nachkommenden Schwärmern

lehr-

lehrreich werden, in ihren Maßregeln vorſichtiger zu Werke zu gehen.

Unterdeſſen hatten ſich mehrere Heere, im J. C. 1096, auf den Weg nach Paläſtina gemacht. **Gottfried von Bouillon**, Herzog von Niederlothringen — unſtreitig der merkwürdigſte unter den Kreuzfürſten — brach, im Aug. 1096, an der Spitze von 90,000 Mann aus allerley Nationen, auf, um einen Kreuzzug zu wagen. Der berühmteſte unnd in Schlachten geübteſte Adel, und Ritter mit Weibern und Kindern, begleiteten ihn, und das Heer war mit allen Nothwendigkeiten reichlich verſehen. Der Zug gieng immer vorwärts, bis **Kalomann** ihm an den Gränzen ſeines Reiches Einhalt that. Der fromme **Gottfried**, der mit Gewalt leicht durchgedrungen wäre, wollte die Waffen, welche wider die Saracenen und Türken gewetzet waren, nicht gegen ſeine Glaubensbrüder kehren, ſondern brachte, durch gütliche Unterhandlungen, den freyen Durchzug zu Stande. So gieng das Chriſtenheer, bey Beobachtung der ſtrengſten Mannszucht, die zur Hauptbedingung gemacht war, ungehindert und frohen Muthes durch Ungarn und die Bulgarey, an deren letztern Gränzen man Abgeordnete des griechiſchen Kaiſers antraf, welche in ſeinem Namen, auf eine gute Kriegszucht auf dem Marſche nach Thracien dringen ſollten. Dieſes würde unter **Gottfried's** Anführung keine Schwierigkeiten gefunden haben, wenn er nicht durch andere wichtige unvorhergeſehene Zufälle zu einem andern Verfahren wäre gebracht worden. **Hugo der Große**, **Graf von Vermandois**, ein Bruder des damaligen Königs von Frankreich, und ein Mann von vieler Rechtſchaffenheit und ſanften Tugenden, deſſen Stolz und Uebereilung aber wieder das ehrenvolle Andenken davon verdunkeln. Dieſer war der Anführer eines neuen, größtentheils aus Franzoſen beſtehenden Haufens

ſens Kreuzfahrer. Man glaubte, durch den kürzern Weg zur See, eher an Ort und Stelle kommen zu können, und ſo gieng denn der Zug, im Sept. 1096, gerade nach Italien. In dieſem zahlreichen Heere waren wichtige Männer, deren Entfernung theils ihrer zu fürchtenden Macht, theils ihrer Beſitzungen wegen, dem Könige von Frankreich ſehr angenehm war, z. B. Graf **Robert** von Flandern; **Stephan** Graf von Chartres und Blois, und mehrere. **Alexius** fieng an, bey der Annäherung ſolcher Heere, unter ſolchen Anführern, wegen der Abſichten derſelben, Argwohn zu ſchöpfen; er hatte nämlich den Verdacht, die Fürſten im Abendlande kämen nicht deswegen, um ihm die erbetene Hülfe gegen die Ungläubigen zu leiſten, ſondern ihm ſein Reich zu entreiſſen. Ihm ward beſonders nicht wohl zu Muthe, als er hörte, daß **Boemund**, der älteſte Sohn des normanniſchen Helden, **Robert Guiscard**, unter den Hunderttauſenden wäre; dieſer hatte ſich ſonſt ſchon als ſeinen Feind gezeigt. Oeffentlich durfte der Kaiſer ſich nicht widerſetzen, er gab alſo dem Statthalter von Durazzo Befehl, ſich des franzöſiſchen Anführers mit guter Manier zu bemächtigen, und ihn nach Conſtantinopel zu ſchicken. Dieſes geſchahe, und **Alexius** überhäufte ihn bey ſeiner Ankunft ganz à la Grecque mit Liebkoſungen und Ehrenbezeigungen, daß der Graf endlich dem Begehren des Kaiſers nachgab, und ihm den Eid der Treue ſchwor. **Gottfried von Bouillon**, der ſeine Reiſe zu Lande machte, rückte indeſſen immer näher gegen Conſtantinopel an, und um ihn zu gewinnen, ſchickte **Alexius** Geſandte mit dem Auftrage an ihn ab: er ſollte mit ſeinen vornehmſten Heerführern ſo lange in dem Pallaſte des Kaiſers abtreten, bis das Heer ſein Lager auſſerhalb der Stadt Conſtantinopel aufgeſchlagen hätte. **Gottfried** handelte nicht ſo unüberlegt, daß er gleich folgte, weil ihm

die

die Liſt des Kaiſers bekannt war, und ſchlug daher dieſe Forderung aus. Alexius war darüber ſo entrüſtet, daß er die Zufuhre in das chriſtliche Lager verboth. Ja der Unwille und die böſen Abſichten des Kaiſers ſchritten ſo weit, daß er auf die Kreuzfahrer einen Angriff wagte; er wurde aber durch den Muth derſelben zurück geſchlagen. Durch dieſen Angriff nun wurden die Bande der Freundſchaft zerriſſen, und nun plünderten ſie die prächtigſten Gebäude, und raubten alles, was ſie bekommen konnten. Da aber Alexius die Kreuzfahrer ſich wieder zu Freunden machen wollte, weil er, ihren Gewaltthätigkeiten zu widerſtehen, nicht im Stande war, ſo wendete er ſich an Hugo den Großen. Dieſer übernahm willig den Auftrag des Kaiſers, ſeinen Freund Gottfried wegen des Eides der Treue, den der Kaiſer auch von ihm begehrte, zu erforſchen; Gottfried und ſeinen Kreuzfahrern ſchien aber dieſe Forderung, und zwar mit Recht, bedenklich. Wie konnten ſie einem Fürſten, dem man zu Hülfe kam, Huldigung leiſten? Sie waren insgeſammt Vaſallen des Königs von Frankreich, oder des abendländiſchen Kaiſers; ſie konnten alſo mit Recht befürchten, daß ein Eid der Treue für einen fremden Fürſten ein Eidbruch gegen den wahren Landesherrn wäre. Gottfried wies alſo Hugo's Vorſchlag mit einem edeln Unwillen zurück. Um Gottfried aber zu überzeugen, daß er kein Bedenken tragen dürfe, dem Kaiſer den verlangten Eid der Treue zu ſchwören, brachte ihm Hugo folgende Gründe vor: Er ſollte bedenken, ſagte er, daß die Gegenden um Conſtantinopel herum nicht unerſchöpflich wären, wo wollte er ſich alſo in Zukunft Lebensmittel verſchaffen, wenn ihm der Kaiſer Alexius dieſelben nicht reichen wollte? Der Uebergang von Europa nach Aſia ſey zwar unbedeutend, er müßte aber doch geſchehen, und ohne die kaiſerlichen Schiffe könne er ihn nicht wagen. Es könne

alſo

alſo wohl geſchehen, daß er die geforderte Huldigung, ohne ſich wegzuwerfen, leiſten könne. Auch glaube er nicht, ſetzte er noch hinzu: daß die Lehenshoheit eines Herrſchers verletzet würde, wenn man ſich gegen einen mindermächtigen Fürſten lehenspflichtig mache. Durch dieſe Gründe wurde **Gottfried** einigermaßen überzeugt. Er brannte überdies vor Begierde, nach Aſia zu kommen, und ſahe doch wohl ein, daß der Uebergang ohne die Hülfe des Kaiſers ſehr ſchwer wäre; deswegen ſchwur er dem Kaiſer den verlangten Eid der Treue. **Gottfried** erkannte ſich für einen Sohn und Vaſall des Kaiſers, und gelobte ihm, die Städte, die zum Reich gehört hätten, und die er den Ungläubigen entreiſſen würde, wieder unter den Scepter des Kaiſers zu bringen; **Alexius** dagegen verſprach den Kreuzfahrern zu Waſſer und zu Lande beyzuſtehen, ihrem Heere Lebensmittel zu reichen, und ſeine Macht mit der ihrigen zu vereinigen. Dem Kaiſer ſchien es aber doch endlich gefährlich, daß ſich ſo nahe bey ſeinen Mauern ein ſolcher Haufen von Fürſten verſammeln ſollte; er überredete daher ſeinen Sohn und und Vaſall **Gottfried** zum Uebergange über die Meerenge, unter dem Vorwande, die Lebensmittel wären in Aſia wohlfeiler. **Gottfried** willigte ein, und durch Hülfe der kaiſerlichen Schiffe gelangte er glücklich über die Meerenge, und ſchlug bey ſeiner Ankunft in Aſia, ſein Lager zu Güſekan, in der Gegend von Chalcedon, auf. Am 10 März 1097, kam nun alſo dieſes Kreuzheer in dieſer Gegend an, und ihre Zahl belief ſich, den Reſt des erſten Kreuzzuges mitgerechnet, nebſt vielen andern Tauſenden, die bisher zu ihnen geſtoßen waren, auf 500,000 Mann zu Fuße, und 130,000 Reiter. Hier blieben ſie bey einander, bis die andern Kriegsſchaaren, von welchen ich jezt ſprechen werde, zu ihnen ſtießen.

Meh-

Mehrere Heere hatten ſich nämlich wieder auf das neue geſammelt, davon das eine Graf **Robert** von Flandern, mit 1500 Mann zu Fuße und 80 Reitern, das andere **Marcus Boemund**, Prinz von Tarent mit 10,000 Reitern und einer ſtärkern Anzahl Fußvolkes, anführte. Der vornehmſte ſeiner Begleiter war Tankred, ſein Geſchwiſterkind, ein berühmter Held in Taſſo's befreyetem Jeruſalem (*). Graf **Robert** von Flandern wurde auf ſeiner Reiſe von dem kaiſerlichen Generale **Maurocatacalon** angegriffen, von demſelben überwältigt, und nach Conſtantinopel geführt, und mußte dem Kaiſer den Huldigungseid ſchwören. Indeſſen näherte ſich **Boemund** Conſtantinopel, und weil ihm der Kaiſer Geſandte zuſchickte, mit dem Auftrage, er möchte doch eilen,

(*) Il Goffredo overo la Gieruſalemme liberata, iſt ein Heldengedicht des Torquato Taſſo, (welches von Kennern für das beſte Stück nach des *Virgilii* Aeneis gehalten wird,) darin er die Befreyung Jeruſalems von dem Joche der Saracenen beſingt. Es iſt dieſes Gedicht zu Paris 1644 in fol. zu Rom 1646, in 24. und zu Amſterd. 1652 in 12. auch ſonſt vielmal herausgekommen. Die neue venetianiſche Ausgabe aber iſt die ſchönſte. Man hat dieſes Gedicht auch in die polniſche Sprache gebracht, welche Ueberſetzung zu Krokau 1618 in 4. heraus gekommen iſt. Ferner hat man daſſelbe in die neapolitaniſche Mundart 1689 überſetzt, und nebſt dem Grundtexte in fol. zu Napoli heraus gegeben. Hernach iſt auch eine holländiſche Ueberſetz. in ungebundener Rede vorhanden, u. d. T. Het verloſte Jeruzalem van Torquato Taſſo, vertaald door J. Dullaart, tot Rotterd. 1658, 8. m. Kupf.; ſie beſteht aus 2 Alphab und 3 Bogen. Endlich iſt auch eine deutſche Ueberſetz. dieſes Gedichtes vorhanden, deren Verfaſſer ein kaiſerl. Oberſter, Dietrich von dem Werder geweſen iſt, und welche 1626 zuerſt im Drucke erſchien, u. d. T. Gottfried, oder erlöſetes Jeruſalem, deutſch. Die 2te und verbeſſerte Auflage davon, kam zu Frf. a. M. 1651, in 4. mit feinen Kupfern heraus. In Jo. Fr. Koppens Verſuch einer poetiſchen Ueberſetzung des Taſſoiſchen Heldengedichtes genannt: Gottfried oder das befreyete Jeruſalem, Lpz. 1744, 8. iſt dieſes Gedicht weit angenehmer zu leſen, als in der alten Ueberſetzung.

eilen, nach Conſtantinopel zu kommen, der Kaiſer erwarte ihn mit Ungeduld, um mit ihm Freundſchaft zu machen, ſo übertrug er ſeinem Vetter **Tankred** die Aufſicht über das Heer, und beſchleunigte ſeine Reiſe. Nach vielen erwieſenen Ehrenbezeigungen forderte er einen Eid der Treue von ihm, den er um ſo eher dem Kaiſer abzulegen geneigt war, damit das Mißtrauen, welches der Kaiſer gegen ihn hatte, weil ſein Heer in ſeinem Reiche einige Gewaltthätigkeiten verübt hatte, hinweg fallen ſollte. Unterdeſſen kam **Tankred** in Conſtantinopel an, und weil er ſich mit dem Kaiſer durch den Eid der Treue nicht verbinden wollte, ungeachtet er dadurch ſeinen höchſten Unwillen auf ſich laden würde, ſetzte er bey Nacht heimlich über die Meerenge, und vereinigte ſich jenſeit deſſelben mit dem Kreuzheere. Nun kam auch **Raimund IV.** Graf von Toulouſe mit ſeinem Heere, deſſen Leute man insgemein Provenzalen nennt, in Conſtantinopel an. Ihn begleiteten **Adhemar**, Biſchof von Puy, als päpſtlicher Legat, und viele andere Männer von Wichtigkeit. **Raimund** war einer der erſten, die das Gelübde auf ſich nahmen, zur Büßung ihrer Sünden, ihre übrige Lebenszeit im Streite wider die Türken zuzubringen. Nach unendlich vielen überſtandenen Widerwärtigkeiten, welche auf dieſes Heer vornämlich eindrangen, kam er endlich in Conſtantinopel an; den begehrten Eid der Treue aber mochte er nicht ſchwören; er ſey nicht in den Orient gekommen, ſagte er: einen Herrn zu ſuchen, noch ſich einem andern, als Jeſu Chriſto, zu unterwerfen. **Alexius** nahm nun ſeine gewöhnliche Zuflucht zur Treuloſigkeit. Die Griechen griffen nämlich einſt bey Nacht das Lager der Kreuzfahrer an, wurden aber gänzlich zurück geſchlagen. **Gottfried** nahm nun, auf Anſuchen des Kaiſers, über ſich, den Unwillen **Raimund**'s zu beſänftigen.

Durch

Durch ſeine weiſe Vorſtellungen brachte er auch bey ihm zuwege, daß er von ſeinem Haſſe abſtand, und dem Kaiſer den verlangten Eid der Treue ſchwor.

Gottfried von Bouillon rückte nun mit ſeinem Heere bis nach **Nikodemien** fort. Er kam nun auch auf die grauſenvolle Ebene, wo der Sultan von Nicäa ein ſo ſchreckliches Blutbad unter **Walther's** Haufen angerichtet hatte. Ein jammervoller Anblick für die Kreuzfahrer, die zerſtreueten und haufenweiſe herum liegenden Leichname und Gebeine ihrer gefallenen Brüder! Rache, ſchreckliche Rache, ſchwur Jeder dem Sultan und allen Türken; man rückte, doch mit Behutſamkeit, gegen Nicäa, damals die Hauptſtadt Bithyniens, und der Sitz des ſeldſchuckiſchen Reiches, an, und ſchlug am 6 May 1097, das Lager vor der Stadt auf. Nach einer Muſterung fand man, daß es ſich auf 600,000 Streiter zu Fuße, und 100,000 Reiter, die Prieſter, Mönche, Greiſe, Weiber und Kinder nicht mitgerechnet, belaufe. Mit dieſen verband ſich auch **Tatices**, General des Kaiſers, mit 2000 Griechen. Eine ſolche Armee hätte unermeßliche Eroberungen machen können, aber es fehlte ihr an demjenigen, was gewiſſe Siege verſpricht: an Einigkeit unter den Anführern, an Klugheit und an Kriegszucht.

Die auſſerordentlich ſtarken Feſtungswerke, und die zahlreiche tapfre Beſatzung, machten die Stadt Nicäa beynahe unüberwindlich, und man mußte ſich zu einer förmlichen Belagerung entſchlieſſen. Am 15 und 16 May unternahmen die Chriſten den heftigſten Sturm, richteten aber nichts damit aus. Ein zweymaliger wütender Angriff des Sultans, wurde durch die Wachſamkeit **Gottfried's**, **Boemund's**, **Tankred's**, **Hugo's**, und der beyden **Roberte** (von der Normandie und Flandern), lauter Helden von geprüfter Stärke, durch die den Feinden beygebrachten

Niederlagen vereitelt, und die Stadt endlich, nach einer ſiebenwöchentlichen Belagerung, zur Uebergabe gezwungen. Der Zug gieng nun gegen Tarſchiſch, Edeſſa und Theſſalonich. War es Nothwendigkeit, oder Nachläſſigkeit, daß das Heer ſich in zwey Theile theilte? Genug, es hätte für die Chriſten zum großen Nachtheil gereichen können, denn der Kilidge Arslan, der ſeine und ſeiner Alliirten ganze Macht zuſammen gezogen, und jetzt 200,000 Mann auserleſener Truppen bey ſich hatte, überfiel die ſchwächere Hälfte des Kreuzheeres. Ein ſchreckliches Gefecht begann; Graf Robert von Flandern fiel unter dem Pfeilregen der Saracenen; die Noth des geängſtigten Chriſtenheeres ſtieg ſchon auf das höchſte, als gerade in dem entſcheidenſten Augenblicke Gottfried und Hugo der Große mit 60,000 Reitern von dem andern Haufen zu gutem Glücke herbey ſprengten, und nun die Feinde gänzlich geſchlagen wurden. Das auſſerordentlich reiche Lager derſelben, welches alles enthielt, was nur Leuten in ihrer Lage behagen konnte, ward eine Beute der Sieger. Auf dem weitern Fortrücken mußten die Kreuzfahrer, beſonders in den Gebirgen und engen Wegen von Piſidien, unausſprechliches Elend erdulden, da es ſo oft an allen Nothwendigkeiten gebrach, bis ſie ſich endlich bey Antiochette, welche Hauptſtadt ſich gleich ergab, erholen konnten. Aber auch nachher, da man weiter gieng, war namenloſes Ungemach das Los der heiligen Krieger. Hunger und Durſt — Fußpfade, wie über den Gotthard und Mont Cenis, links und rechts mit Dornen bewachſen, führten am ſchwindeligen Rande von Abgründen hin. Endlich langten ſie bey der Stadt Maraſch an, eroberten bald nachher Kalchis, einen wichtigen Ort zur Sicherheit von Antiochien, und hatten die Freude, den vorher detaſchirten tapfern Tankred von ſeiner Eroberung Ciliciens

glück=

glücklich wieder zurück kommen zu ſehen. Balduin, Gottfried's Bruder, trennte ſich, zur Unzufriedenheit der übrigen Herrführer, mit einem Haufen raubbegieriger Leute vom Heere, und machte in Meſopotamien anſehnliche Eroberungen. Edeſſa, die Hauptſtadt, ergab ſich ihm; der kinderloſe Fürſt von Edeſſa erklärte ihn zum Erben ſeines Landes; und nicht lange darauf, nach der vom Pöbel vollbrachten Hinrichtung ihres bisherigen Regenten, ward Balduin wirklicher Fürſt eines anſehnlichen Staates, den er nach und nach beträchtlich erweiterte.

Das Hauptheer lagerte ſich, am 21 Oct. 1097, in der ſchönſten Ordnung vor den Thoren von Antiochien. Dieſe Hauptſtadt Syriens war lange der Wohnſitz der Seleukiden, wurde ehedem die Königin des Morgenlandes genannt, und, wie Rom und Conſtantinopel, für eine der drey vornehmſten Städte des römiſchen Reiches gehalten. Nach vielen erlittenen, oft harten Schickſalen, war ſie jetzt ſeit 14 Jahren in den Händen der Türken, denen man ſie nun entreiſſen wollte. Die Belagerung dieſer mit den ſtärkſten Feſtungswerken und der tapferſten Garniſon verſehenen Stadt, wurde ſogleich beſchloſſen. Die Chriſten fanden faſt unüberſteigliche Hinderniſſe. Sieben ganze Monate giengen hin, unter einer ſteten Abwechſelung vom höchſten Ueberfluß aller Bedürfniſſe und dem quälendſten Mangel; vom herrlichſten Wohlleben und dem ſchrecklichſten Elende; von frugaler Mäßigkeit und viehiſcher Unmäßigkeit in allen Begierden und Neigungen; von Thaten ächter Großmuth und der ſchimpflichſten Niederträchtigkeit; von ſchöner Ordnung und Diſciplin, und der zügelloſeſten Wildheit; von der ſchwärmendſten Andacht und dem begehrlichſten Ehrgeize, oder vielmehr der boshafteſten Heucheley, und dem aufgeblaſenſten Uebermuthe; — von den hitzigſten Angriffen auf die Feſtungswerke, und den heftigſten Ausfällen

der Belagerten. Ich muß nicht vergeſſen, hier zu melden, daß **Kukupeter** den unerwarteten Einfall bekam, mit einem Ritter, **Wilhelm Charpentier**, durchzugehen; **Tankred** aber holte dieſe Ausreiſſer wieder ein, und ſie mußten im Angeſichte des ganzen Heeres ſchwören, zu bleiben, bis das heil. Grab erobert ſeyn würde.

In zwey hitzigen Treffen, welche im Febr. und März 1098 zwiſchen den Belagerern und einem anrückenden Entſatze vorfielen, wurden die Türken gänzlich geſchlagen. In dem zweyten vorzüglich legte **Gottfried** die bewundernswürdigſten Proben ſeines Heldenmuthes und ſeiner Stärke ab. Sein Schwert traf wie **Roland's** Schwert. Noch fürchterlicher, als **Skanderbeg** und **Sobieski**, wühlte der Kraftmann, ſeine tödtende Fauſt ſchwebte blutig über dem Leben der Saracenen. Auch der Herzog von der Normandie bewies eine auſſerordentliche Bravour.

Endlich gieng Antiochien durch Verrätherey eines gewiſſen **Phiruz** über. Dieſer Böſewicht, welchem bey ihrer Vertheidigung ein wichtiger Poſten anvertrauet war, öffnete den Chriſten eine Pforte, und das Kreuzheer drang in der Nacht in die Stadt ein. Aber nun beginnen gräßliche Scenen. Alle Wohnungen der Türken wurden Schlachtbänke, wo alles, was Odem hatte, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes, fallen mußte, ohne daß die wimmernde Unſchuld, oder flehende Schönheit, oder goldreiches Anerbieten, den Arm des Mörders zurück hielt; und nur dann hörte man erſt auf zu würgen, bis für den Mord kein Opfer mehr da war. Dieſe Ueberrumpelung von Antiochien geſchahe in der Nacht vom 2ten auf den 3ten Jun. 1098. Der unglückliche Emir **Baghi-Sian** fand auf der Flucht ſeinen Tod. **Boemund** wußte es nach

vielen

vielen Schwierigkeiten dahin einzuleiten, daß er zum Fürſt von Antiochien erkläret wurde.

Indeſſen zogen ſich die Kreuzfahrer durch die Unmäßigkeit aller Art, welcher ſie ſich in der eroberten Stadt im höchſten Grade überlieſſen, das drückendſte Elend, beſonders des Hungers, zu. Ihre ganze Lage ward nun die jämmerlichſte, in welche ein Heer geſetzt werden kann, und das Elend wurde noch durch die Ankunft eines furchtbaren Heeres von 200,000 Mann unter dem Sultan von Plonien und dem Könige von Moſul, erhöhet. Aller Muth ſank dahin, und es mußten die verzweifeltſten Mittel gebraucht werden, um die Soldaten zu zwingen, auf ihren Poſten zu bleiben. Man hatte mit Schwärmern zu thun, deren Feuereifer bey dem mannigfaltigen Elende beynahe erkaltet war. Schwärmerey mußte alſo wieder rege gemacht, oder, wie hier geſchahe, durch Aberglauben angefachet werden; beſonders durch das Vorgeben von wundervollen Erſcheinungen, die der eine von Jeſu Chriſto ſelbſt, ein Anderer von der heiligen Jungfrau, ein Dritter vom Apoſtel Petrus, gehabt hatte, am meiſten aber durch das Vorgeben, die heilige Lanze erhalten zu haben, mit welcher die Seite Jeſu durchſtochen worden, und die der h. Andreas bey ſeiner dreymaligen Erſcheinung ausdrücklich zum Wunderpfande von dem Schutze, deſſen der Himmel von nun an die Kreuzfahrer würdigen wollte, erklärt habe; — durch dieſe und mehrere fromme Betriegereyen wußten die Fürſten und Prieſter des Kreuzheeres die Gemüther ſo einzunehmen, und alles ſo zu beleben, daß der ſchon geſunkene Muth neukräftig wieder emporſtieg. Man fand eine eiſerne Lanze, und ſchrie: Wunder! Kukupeter war der Erſte, welcher dieſes Wunder für wahr hielt, und ſich vor dem vermeintlichen Unterpfande des Himmels niederwarf.

Jetzt wurde eine Schlacht mit der weit überlegenen Armee der Feinde beſchloſſen, in der man zu ſiegen oder zu ſterben entſchloſſen war. Alles, was man in ſeiner Gewalt hatte, wurde aufgeboten, um Leib und Seele zu guter Letzt noch einmal zu laben — jenen, indem man alles, was noch von Lebensmitteln da war, verzehrte, und dieſe, indem man die Einbildungskraft des gemeinen Mannes auf das höchſte ſpannete.

Bey dem Anbruche des 29 Jun., am Feſte **Peter's** und **Paul's**, brach das Heer, und zwar, zur Ehre der 12 Apoſtel, in 12 Colonen auf. Man vergaß vor allem andern die heilige Lanze nicht. Ein komiſches Gemiſch von Reitern und Fußvolk, deren trauriger Anblick und ausgezehrte Körper, Mitleiden erweckten, die indeſſen von einer Schwärmerey beſeelt waren, welche in dem folgenden höchſt merkwürdigen Treffen ihre ganze Gewalt äuſſerte, und deren Wirkung hier auf mehr als eine Art beweiſet, wie gefährlich und fürchterlich ſie ſey, wenn ihr die Waffen in die Hände gegeben werden. Mit einem offenen frohen Herzen, welches allenthalben die unmittelbare Hand Gottes, und alles in Wunderwerke verändert zu ſehen glaubte, kamen die Kreuzfahrer in der Ebene zwiſchen dem Fluſſe Oxontes und dem Gebirge an, und wählten eine ſehr vortheilhafte Stellung. **Karboga**, der König von Moſul, wußte wirklich nicht, ob er ſeinen Augen trauen ſollte, als man ihm die in guter Schlachtordnung ſtehenden Chriſten zeigte, da man ihm noch geſtern ſagte, daß dieſe Leute in der kläglichſten Verfaſſung wären. Seine Macht war der chriſtlichen doppelt überlegen, aber die Schwärmerey ſiegte über die Menge. Das Treffen nahm mit aller Hitze ſeinen Anfang. Der Sultan erhielt ſchon einige Vortheile, aber ein neuer Zufall raubte ſie ihm alle wieder; und dies war der Beyſtand, der nach des Biſchofes **Adhe-**

mar

war Verſprechen, in der größten Noth vom Himmel kommen ſollte. Die Häupter der Kreuzfahrer machten ſich den Irrthum, der ſich in dieſen Gegenden von den heiligen Rittern Georg, Moritz und Theodor, verbreitet hatte, zu Nutze, und hielten einige Reiter verſteckt, ihre übernatürliche Rolle zu ſpielen, und himmliſche Legionen vorzuſtellen. Dieſe Reiter, in prächtiger, glänzend weißer Rüſtung, erſchienen; ein neues Feuer durchdrang Aller Herzen. „Gott will es haben! Gott will es haben!“ war das allgemeine Kriegsgeſchrey, und — um es kurz zu ſagen, vollkommen erkämpft war der Sieg. Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände, auf deren Transport nach Antiochien, obgleich 15,000 Kamele zuſammen gebracht wurden, ſie 30 Tage zugebracht haben ſollen. Uebrigens beſtand der wahre Nutzen dieſes Sieges wohl eigentlich nur darin, daß man ſich das fürchterliche feindliche Heer vom Halſe geſchaffet hatte; denn bey dem ungewohnten Ueberfluſſe verſank das Chriſtenheer in eine Unthätigkeit und Unordnung, die ihm nicht anders, als höchſt nachtheilig ſeyn konnte. Dazu geſellete ſich die Peſt, die täglich eine große Menge Menſchen wegraffete, wovon, wie auch von dem übrigen Elende, mit welchem die Kreuzfahrer faſt beſtändig zu kämpfen hatten, man klüglich nur wenig nach Europa berichtete, um die neuen zahlreichen Wagehälſe, die ſich auf den Weg nach dem heil. Lande machen wollten, nicht abzuſchrecken.

Nach einigen Streifereyen, Plünderungen und Eroberungen von beträchtlichen und unbeträchtlichen Städten, rückten die Kreuzfahrer gegen die Stadt Marra-el-Noomen (jetzt Marreh), ſüdlich von Alep belegen, an. Bey der blutigen Belagerung dieſer Stadt wütete unter den Belagerern abermal der Hunger mit allen ſeinen Schreckniſſen, bis man ſich in einem wie-

derholten Sturme dieſes Ortes bemeiſterte. Aber — traurig iſt es zu ſagen — auch hier übertrafen ſich beynahe die angeblichen Streiter des größten Menſchenfreundes, den je die Welt geſehen hat, in allem, was man Grauſamkeit, Treuloſigkeit und abſcheuliche Büberey nennen kann. Ganz ihrer Wut und tobenden Raſerey überlaſſen, würgten ſie mit kaltem Grimme die Einwohner nieder. Man wollte hier abermal zaudern, aber das Heer verlangte mit Ungeſtüm, nach Jeruſalem geführt zu werden, und diejenigen Fürſten, welche gern erſt ihr Privatintereſſe in Begründung einiger Beſitzungen beſorget hätten, mußten es ſich gefallen laſſen.

Es iſt hier zu bemerken, daß die heilige Lanze jezt bey weitem nicht mehr in dem alten Geruche der Heiligkeit ſtand; man ſcherzte laut über dieſe Betriegerey, und die Verachtung dieſes wunderthätigen Eiſens zog der Sache der Kreuzherreu einen augenſcheinlichen Nachtheil zu. Man nahm alſo ſeine Zuflucht zu neuen Mährchen und wunderſeltſamen Erſcheinungen, die derjenige, welcher ſich an ihren Erzählungen weiden mag, in den ergötzlichen Kreuzzugsfabeln Raimund's von Agile (*) nachleſen kann. — Die Kreuzfahrer mußten, gleich Muhamed's Publicum, durch Wunder gegängelt werden. Hier dichtete man, da die Lanze nunmehr allen Credit verloren hatte, unter andern eine Erſcheinung des, bald nach der Schlacht vor Antiochien verſtorbenen, allgemein verehrten Biſchofes

(*) *Raymundus d'Agiles*, oder *Agilæus*, oder *Raymundus de Podio*, war Domherr zu Puy-en-Velay, des Biſchofes daſelbſt, der auch zugleich Graf von Toulouſe war, Capellan, und zog mit demſelben 1095 in das gelobte Land, ſchrieb auch hernach als einer, der alles mit ſeinen Augen angeſehen hatte, Hiſtoriam hieroſolymitanam von 1096 bis 1099, welche in dem Vol. I. Geſtorum Dei per Francos ſteht, darüber man die Anmerkungen des *Barthii* in Hrn. v. Ludwig Reliquiis antrifft.

ſchofes **Adhemar**, der den heiligen Streitern befahl, ſich künftig des Kreuzes, welches er ehedem dem Heere hatte vortragen laſſen, zu bedienen. Es kam — und die Kreuzfahrer entbrannten von einem neuen Eifer zur Beſchleunigung des Marſches nach Jeruſalem. Unter mancherley Vorfällen kamen ſie nach **Cäſarea**, wo am 29 May das Pfingſtfeſt gefeyert wurde; von da rückte man nach **Emaus** (ehedem **Nikopolis**), und hier fand man Abgeordnete mit einer Einladung von den Chriſten aus Bethlehem vor. **Tankred** gieng mit einem Corps dahin, die übrigen Fürſten zogen jenſeit Nikopolis auf eine Höhe, und — genoſſen das unausſprechlichſte Entzücken. —

Jeruſalem lag vor ihren Augen ausgebreitet wie ein Teppich. — — Man denke ſich hier die Wallungen, welche hier zwiſchen Erde und Himmel den Herzen der Chriſten entquollen! Nur **Kolom** konnte etwas Aehnliches nachempfinden, als man vor **Guanaham** rief: Land! Land!

Jeruſalem, die Stadt Gottes! — „Gott will es haben! Gott will es haben“! und der Wiederhall von den Bergen umher, tönte tauſendmal dieſes jauchzende Kriegsgeſchrey wieder. Nach und nach gieng das laute Frohlocken in ſtillere Ausbrüche der Frömmigkeit über. Die Andacht bog ihr Kniee; im Auge zitterten die Perlen der Empfindung; ihre Demuth küßte den Boden, den Jeſus Chriſtus betrat. — Hier der Bach Kidron, da Gethſemane, dort Maria — dort Golgatha! —

Die Chriſten lagen hier, — es war am 9 Jun. 1099 — niedergebeugt in den Staub. Das Kreuz, womit ſie bezeichnet waren, ſchien ſie zu drücken; das Blut des Gekreuzigten ſchien noch aus der Erde zu dampfen, und ſeine Verehrer zur Rache anzufeuern. — Ihre Wut nahm Flügel, ſie wollten ohne Ordnung hin-

hinein raſen, zu zerſchmettern die Heiligthümer der Ungläubigen. Aber noch hielt der zurück kommende tapfre **Tankred** ihre brauſende Hitze bis auf den folgenden Tag auf, und unter fröhlichen Liedern und Lobgeſängen beſchloß man, alsdann die Belagerung der heiligen Stadt anzufangen.

Der Sultan von Aegypten war jetzt Beſitzer von Jeruſalem, und hatte die Stadt in einen ſehr guten Vertheidigungsſtand geſetzt. Die Beſatzung war zahlreich und tapfer genug, um dem angreifenden Chriſtenheere, welches um dieſe Zeit nur noch aus ungefähr 60,000 Mann beſtand, aber durch einen ſtarken Haufen Engländer Zuwachs erhielt, einen langen Widerſtand zu leiſten. Rings in der Gegend umher hatten die Saracenen wohlbedächtlich alles verwüſtet, die Brunnen zugeworfen, u. ſ. w. um die Chriſten zu ihrem Unterhalte nichts vorfinden zu laſſen. — Der erſte Sturm auf die Stadt mißlang, und Hunger und Durſt und andere Leiden und Mühſeligkeiten brachten die Kreuzfahrer bald faſt an den Rand der Verzweifelung. Nichts deſto weniger ſetzten ſie ihre Arbeiten bey der Belagerung muthig und unverdroſſen fort. Man brachte auch wieder unſichtbare Mächte in das Spiel, und zwar ſo glücklich, daß alle ſchwärmeriſche Vorſtellungen mit aller Stärke wieder erwachten, und man den Sieg für ganz gewiß hielt. — Aber unſern theuern **Kukupeter** nicht zu vergeſſen! Seine Seele ſchwebte in einer Unendlichkeit von himmliſchen Ausſichten, daß er, zur heiligſten Begeiſterung hingeriſſen, in einer herzbrechenden Rede, der Heerſchar des Herrn kräftig bewies, wie ſie die „eitle Rotte von Teufels„ſoldaten zertrümmern, wie ſie dieſe feindſelige Diener „der Hölle noch erſtarret und unbeweglich vor dem „Kreuze würden niederfallen ſehen“, u. ſ. w.

Schwär-

Schwärmeriſch wütend thaten die Belagerer am 15. Jul. einen Angriff — wurden aber zurück geſchlagen. Der Sturm wurde am folgenden Tage mit vermehrter Wut erneuert; bis gegen Mittag war der Angriff eben ſo fruchtlos, als grauſam; der unbeſchreiblichſte Jammer von Mordſucht und Zerſtörungsgeiſt war auf beyden Seiten angerichtet. Keine Kraft lag in den Kreuzfahrern verborgen, die nicht voll Thätigkeit zum Vorſchein gekommen wäre. Der Widerſtand; der die Anſtrengung ihres Muthes vor Salems Mauern zurück donnerte, war entſetzlicher, als ſie befürchtet hatten, und ſchon fangen die chriſtlichen Streiter an, zu wanken, als plötzlich, auf der Fürſten wohlbedächtliche Veranſtaltung, ein Reiter in völliger Rüſtung auf dem Oehlberge erſcheint, der ſeinen ſonnenſtrahlflammenden Schild gegen die Stadt bewegt, um den Chriſten damit anzudeuten, daß ſie eindringen ſollen. Der himmliſche Anblick des heil. **Georg** — denn wer konnte es ſonſt anders ſeyn? — entflammte das Heer mit neuem Muthe. Man kämpft mit neuer Hitze, endlich wird die Vormauer erobert, die Vertheidiger müſſen weichen. **Gottfried** dringt ein, und treibt alles zurück. Gott will es haben! tönt die Luft wieder. Andere dringen unterdeſſen in eine Lücke der Mauer, und — Jeruſalem war erobert.

Aber in dieſem Jeruſalem wurde auch das abſcheulichſte Blutbad angerichtet. **Kambyſes**, **Bajaſid**, las **Caſas**, **Pizarro**, und die Ausmärzer des Edictes von Nantes, können nicht grauſamer verfahren ſeyn, als hier die chriſtlichen Eroberer, welche mit dem Kreuze bezeichnet waren. **Tankred** und **Gottfried** ſelbſt entehrten den Adel ihrer Seele durch unaufhörliches Morden. In **Omar's** prächtiger Moſchee, wohin die Ueberwundenen ihre Zuflucht nahmen, wurden allein 10,000 Menſchen getödtet, und — doch mir entſinkt, indem ich weiter leſe, die Feder aus der Hand, bey

den,

den, wie man leider zu glauben Urſache hat, nicht übertriebenen Nachrichten von allen dem ſchrecklichen Gräuel, den unerhörten Schandthaten, und den ſchimpflichſten Treuloſigkeiten, womit die Chriſten ihren Namen befleckten. Ich ziehe einen Vorhang vor dieſen gräßlichen Scenen. An dieſem unglücklichen Tage fielen über 100,000 Menſchen, von denen der größte Theil erſt nach der Eroberung der Stadt niedergemacht wurde, und Jeruſalem war mit Leichnamen dermaßen angefüllt, daß man kaum noch darin wandeln konnte.

Von dem einen Extrem verfielen die wütenden Schwärmer auf das andere. — Eine Erſcheinung, die ſich, zumal bey Leuten dieſes Gelichters, leicht erklären läßt, ungeachtet deſſen, was **Voltaire** in ſeiner Hiſtoire des Croiſades, dawider ſagt. Auf die Ausbrüche der Mordluſt und auf die Stillung des Durſtes nach Rache dieſer Saracenenwürger, folgten, aber leider nur auf eine ſehr kurze Zeit, — Reue und Buße, ja ſo gar lebhafte Empfindungen der Frömmigkeit. Die Waffen weggeworfen, die Hände gewaſchen, die mit Blut beſprützten Kleider gereinigt — ſeufzen, weinen und wehklagen ſie, und gehen in dem feyerlichſten Zuge alle mit bloßen Füßen zur Kirche des heiligen Grabes. Und bald darauf fielen dieſe Menſchen in ihre erſte Wut zurück, und fingen das Niedermetzeln mit kaltem Blute wieder an, gleich, als glaubten ſie den Himmel zu beleidigen, wenn ſie einen Saracenen am Leben lieſſen. Noch am dritten Tage nach der Einnahme der Stadt, ermordeten ſie die Gefangenen mit einer Bedächtlichkeit, als wenn es ein Verſöhnungsopfer geweſen wäre. Dieſer Contraſt von ſchrecklicher Barbarey und mißverſtandener Frömmigkeit, ſchildert die Sitten der damaligen Zeit auf das natürlichſte.

Man

Man war nun darauf bedacht, unter den Fürſten des Kreuzheeres einen König über Jeruſalem zu wählen. Nach langen Berathſchlagungen erhielt **Gottfried**, Herzog von Lothringen, am 20 Jul. 1099, dieſe Würde. Man begleitete ihn ſogleich nach der Kirche des heil. Grabes, wollte ihn hier auch ſalben, und eine goldene Krone auf ſein Haupt ſetzen. Er lehnte aber dieſe Ehrenbezeigungen mit einer frommen Beſcheidenheit ab, und betheuerte, daß er nie eine Krone in einer Stadt tragen wollte, wo der König aller Könige eine Dornenkrone getragen hätte. Selbſt ſtatt des Königstitels, bat er ſich nur den Namen eines Vertheidigers des heiligen Grabes aus, den er auch bis an ſeinen Tod beybehielt. — Nach einiger Zeit bekam der neue König Nachricht, daß das furchtbare Heer unter dem Sultan von Aegypten, **Al-Aphdal**, mit welchem die Kreuzfahrer ſchon vor der Eroberung Jeruſalems waren bedrohet worden, wirklich im Anzuge begriffen ſey. Ungeachtet der Schwäche ſeines Heeres, welches nur aus 20,000 Mann beſtanden haben ſoll, gieng er ungeſäumt den 200,000 Saracenen entgegen, und lieferte ihnen, am 12 Aug. 1099, bey Askalon eine Schlacht, in welcher ſeine von aller Zuverſicht der Schwärmerey begeiſterte Krieger ſie völlig ſchlugen.

Nach einer vergeblichen Belagerung von Askalon und Arſuf, kehrten die Fürſten nach Jeruſalem zurück, um den neuen König zu verlaſſen. Sie hatten jetzt ihr vornehmſtes Gelübde erfüllt, und zogen nun mit mehrern Tauſenden Kreuzbrüder fort, mit Palmen in den Händen anſtatt der Waffen. Sie walleten über Tyrus, Sidon, Dſchiebele, u. ſ. w. Nur der edelmüthige **Tankred** blieb mit ſeinen Völkern bey **Gottfried**. Letzterer empfand nun die drückende Herrſchaft in ihrer ganzen Schwere, indeſſen unterſtützte ihn der edle **Tankred** mit Rath und That, ſo, daß ſie

ihre

ihre Beſitzungen noch anſehnlich vermehrten. Aber Schade um den erſt aufblühenden Staat, daß der, als Regent wegen ſeiner erhabenen Tugenden verehrungswürdige König, nach einer nur einjährigen Regierung, im 40ſten Jahre ſeines Alters ſchon mit Tode abgieng. Sein Verluſt wurde von den Moslemin ſo ſehr, als von den Chriſten, bedauert. Sein Bruder, Balduin Fürſt von Edeſſa, war ſein Nachfolger.

Bey den herrlichen Nachrichten, die man in Europa aus dem heiligen Lande erhielt, wandelte die Kreuzfahrerwut mehr, als je, auch das deutſche Volk an. Ein Heer, über 200,000 Mann ſtark, mit einem unglaublichen Schwarme von Weibsleuten, deren Ausſchweifungen am meiſten den ſchlechten Erfolg dieſes Feldzuges bewirkten, ſetzte ſich in Bewegung, und kam um Oſtern 1102, in Nikomedien an. Nach namenloſen Widerwärtigkeiten kamen dieſe Leute nach Paphlagonien, und ſchlugen ihr Lager auf einer Ebene auf, erblickten aber, zu ihrem nicht geringen Schrecken, ein ſtarkes Heer Türken. Die Franken und Lombarden ſchlugen den erſten Anfall derſelben ab, zogen aber bey den folgenden Scharmützeln gewöhnlich den Kürzern, bis endlich eine allgemeine Muthloſigkeit einriß, welche die Türken ſich ſo gut zu nutze zu machen wußten, daß ſie das ganze Heer völlig zerſtreueten. Ein ihnen nachfolgender Haufen von 15,000 Franzoſen ſchmolz in der Gegend von Heraklea, unter den mordenden Händen der Moslemin, bis auf einige kleine Ueberbleibſel zuſammen. Nicht viel beſſer kam ein ſtarkes Heer, welches unter Herzog Welf von Bayern, und dem Grafen Wilhelm von Poitou, in Ikonien eingefallen war, weg.

Die Chriſten in Paläſtina mußten ſich unaufhörlich mit den Türken und Saracenen herum ſchlagen. Balduin I. ſchlug ſie indeſſen in mehrern großen Treffen, welche in den Jahren 1101 und 1103 vorfielen, er-

Roberte Ptolemais (Akra) und Tripoli (Tripoli di Soria), und vermehrte überhaupt ſein Reich mit 4 Provinzen. Als er im J. 1118 ſtarb, ſo folgte ihm Bruder **Balduin** von Bourg, welcher 4 Jahr nachher die Saracenen völlig beſiegte, in einem andern minder glücklichen Feldzuge aber gefangen wurde. Er ſtarb 1131, da er bereits wieder in Freyheie war. Ihm folgte Fulko von Anjou, und dieſem **Balduin** III. deren Regierung in einen Zeitpunct fiel, da ihr kleines Königreich von tauſend Gefahren umgeben war. Die Uneinigkeit der morgenländiſchen Fürſten, (von Jeruſalem, von Edeſſa, Antiochien, Laodicäa ꝛc.) und ihre Eiferſucht ward allmählich der Hauptgrund ihres näher rückenden Unterganges. Die Umſtände wurden immer trauriger und verwirrter. Edeſſa gieng um dieſe Zeit ſchon verloren. Dieſes und viele andere Unglücksfälle veranlaſſeten einen neuen Kreuzzug, den der Papſt **Eugen** III., und ſein Nachfolger **Lucius** II., betrieben.

König **Ludwig** VII. von Frankreich glaubte, ſeine Sünden durch einen Feldzug nach dem gelobten Lande abbüßen zu können. Der heil. **Bernhard**, Abt von Clairvaux, in Champagne, ein zweyter Kukupeter, predigte das Kreuz, und trug kein Bedenken, im Namen Gottes einen ganz unfehlbar glücklichen Feldzug zu verſprechen. Viele Fürſten und Ritter erbothen ſich, den König zu begleiten. Auch Kaiſer Conrad III. wurde im J. 1146 von **Bernhard** aufgefordert, weigerte ſich aber, das gewiſſe Wohl der Deutſchen einem ungewiſſen Schickſale aufzuopfern, bis es endlich dem Kreuzprediger gelang, ihn zu überreden. Unter andern Fürſten, welche mit dieſem Monarchen Partie machten, waren auch: ſein Neffe, der ſtreitbare Krieger **Friedrich Barbaroſſa**, **Conrads** Nachfolger, und Herzog **Heinrich**, Bruder des Kaiſers, nebſt **Welf** I., Herzog von Bayern. Auch der Kö-

 nig

nig Vladislav von Böheim, der Markgraf Odoacker III. von Steyermark und andere mächtige Fürſten, erklärten ſich für die abenteuerliche Reiſe. Im Frühlinge des J. 1147, traten Ludwig und der deutſche Conrad, und die ſie begleitenden Fürſten, mit ihren Heeren, den wichtigen Zug an. Die Franzoſen beſchloſſen, den Weg zu nehmen, den Gottfried von Bouillon gegangen war. Der Kaiſer ſetzte ſeinen Zug ungehindert fort. In Polen verſahe ihn der König Boleslav mit allen Bedürfniſſen. Aber ein trauriger Tag für dieſe Kreuzfahrer war es, als ſie ſich in einem angenehmen Thale bey dem Städtchen Kernbach gelagert hatten, als es jedem in der Seele ſo recht wohl war, und nach dem herrlichſten Wetter ein tobender Sturm und ein gewaltiger Regenguß einbrach. Der Fluß im Thale ſchwoll hoch an, und die lachende Flur war in kurzer Zeit unter Waſſer geſetzt. Das wogende Waſſer riß eine Menge Menſchen, Gezelte, Gepäck, allen Mundvorrath ꝛc. mit ſich weg; denn jeder war nur auf die Rettung ſeines Lebens bedacht. Welch ein Anblick des Jammers und Wehklagens, da man am folgenden Morgen Verwüſtung, ſtatt des paradiſiſchen Gefildes, überſchauen mußte!

Da die Heerführer dem griechiſchen Kaiſer verſprachen, die genaueſte Mannszucht zu beobachten, ſo wurden ſie bey ihrem Weiterrücken in allem unterſtützt. Bis Sardika hielten die Herren Wort; hier aber hatte die bisher beobachtete Ordnung, und damit auch das gute Vernehmen mit den Griechen, ein Ende. Wie froh mochte Emanuel, der in ſeinem Herzen den furchtbaren Heeren ihren Untergang wünſchte, ſeyn, da er endlich die Deutſchen mit ihrem ſtolzen Conrad wieder aus den Gränzen ſeines Gebiethes wußte! Seine argliſtige Wegweiſer mußten das Heer bey ſeinem Eintritt in Ikonien, in die gefährlichſten Gegenden führen, und dann heimlich davon ge-

gehen. Nun wurde das traurige Schickſal der Deutſchen bald entſchieden. Sie wurden in den kappadociſchen Wüſteneyen von den Türken umzingelt, und dermaßen in die Pfanne gehauen, daß von 70,000 kaum der zehnte Theil übrig blieb; das ganze Lager verloren gieng, Conrad ſich nur mit genauer Noth retten konnte.

Ludwig VII. war unterdeſſen mit 200,000 Mann; auch in Conſtantinopel angekommen: und weil er überhaupt ein beſſeres Betragen beobachtet hatte, ſo fand er bey den Griechen eine günſtigere Aufnahme. Er ſetzte im Nov. 1147, über die Meerenge bey Conſtantinopel, und richtete ſeinen Zug gegen Nicäa. Hier erfuhr er das Unglück ſeines Vorgängers. Er vereinigte ſich mit Conrad, deſſen Deutſche ſich aber größten Theils für das Verdienſt und die Ehre des heiligen Zuges bedankten, und glücklich in ihr Vaterland heimkehrten. Die Kreuzfahrer rückten nach Ephesus; Kaiſer Conrad, unzufrieden über den Mangel einer ſtandesmäßigen Begleitung — denn die meiſten deutſchen Fürſten hatten ihn verlaſſen — verließ hier die Franzoſen, und beluſtigte ſich, den Winter über, an dem kaiſerlichen Hofe von Conſtantinopel, in Thracien.

Die Franzoſen hatten, einige Tagemärſche von Laodicäa, das Unglück, in einer ſehr nachtheiligen Stellung von den Türken angegriffen, und nach einer blutigen Schlacht faſt gänzlich zerſtreuet zu werden. Ludwig kam mit dem kleinen Uiberreſte in kläglichen Umſtänden endlich zu Antiochien an. Von hier aber trieb ihn die Eiferſucht über das zweydeutige Betragen ſeiner zur Galanterie ſehr geneigten jungen Gemahlinn Leonore, bald wieder weg, und er eilte nach Jeruſalem, wo er den Kaiſer Conrad mit dem Herzoge Welf und dem jungen Friedrich wieder antraf. Man ſchritt nicht lange darauf zur Belagerung der wichtigen

Stadt Damaskus. Aber Uneinigkeit, die von Türken und einländiſchen Chriſten gleich ſtark angefachet wurde, und Verrätherey der letztern, durch welche die Fürſten auf das ſchändlichſte hintergangen wurden, nöthigten dieſe, die Belagerung aufzuheben. Aufgebracht über die entdeckten Treuloſigkeiten, ſehnten Conrad und Ludwig ſich aus einem Lande weg, wo die Chriſten ſo voll tückiſcher Bosheit waren. Der Kaiſer gieng 1149, und nicht lange nach ihm auch Ludwig, in ſeine Staaten zurück.

Nach dieſem, nur 2 Jahr währenden und ſo unglücklich abgelaufenen Zuge, kamen die Angelegenheiten der paläſtiniſchen Chriſten gänzlich in Verfall. Was tauſendmal tauſend Hände mit unzähligen Gefahren und unausſprechlichen Mühſeligkeiten erbauet hatten, das ſtürzte nun allmählich durch einige nichtswürdige Menſchen wieder zuſammen.

In Aegypten fiel, um das J. 1163, eine Revolution vor, da der Herrſchaft der Fatimiten ein Ende gemacht wurde, und bald nachher der furchtbare Eroberer, Sultan Salaheddin (Saladin) zur Regierung kam. Dieſer trieb die Chriſten ſehr in die Enge, und ward dem ſinkenden Reiche Jeruſalems überhaupt immer fürchterlicher. Balduin IV. ſchickte daher eine Geſandſchaft nach Europa um Hülfe zu ſuchen; aber, welch eine Beſtürzung verbreitete ſich bey ihrer Zurückkunft, als kein Troſt für ihre Erwartung erſchien! Nach Balduins Tode entſtanden ſchreckliche Zerrüttungen über den Beſitz der armſeligen Krone, in welchen Guy von Luſignan, ein franzöſiſcher Graf, zum größten Mißvergnügen der innländiſchen Fürſten, die Oberhand behielt. Graf Raimund von Tripoli, ſein größter Antagoniſt, war ſo erbittert, aber auch zugleich ſo niederträchtig, daß er mit Salaheddin ein Bündniß ſchloß, worauf dieſer, im J. 1187, die Chriſten mit Heeresmacht überzog, und ſie in einem zweytägigen

Tref-

Treffen völlig beſiegte. Der König, der Großmeiſter der Tempelherren, und viele andere, wurden gefangen. Tiberias gieng in Rauch auf, das feſte Ptolemais, Askalon — kurz, das ganze chriſtliche Syrien fiel in Saladins Hände, und Jeruſalem wurde, nach einer Belagerung von 33 Tagen, erobert. Der Sultan, der ſich ſchon längſt den Ruhm nicht nur eines tapfern, ſondern auch gerechten und ſanftmüthigen Fürſten erworben hatte, gieng auch hier nicht, wie vormals die chriſtlichen Wüttriche, ſondern mit aller nur möglichen Schonung, zu Werke. Nur die abendländiſchen Chriſten mußten die Stadt räumen. — Wie brach ihr Herz — wie bebte ihr Fuß bey den Thoren der heiligen Stadt! Der Sultan, von dem traurigen Aufzuge gerührt, tröſtete ſelbſt die Königinn Sibylle, und verſprach ihr ihres Gemahls Freyheit; — auch alle übrige Gefangene wurden losgelaſſen, und den Ihrigen wiedergegeben. Der abſcheuliche Verräther Raimund aber nahm den Verbanneten, bey ihrer Ankunft in Tripoli alles wieder ab, was ſie der Güte des Sultans zu danken hatten.

So machte alſo Saladin, im Oct. 1187, dem Königreiche Jeruſalem ein Ende, nachdem es 88 Jahr von chriſtlichen Fürſten war beherrſchet worden. Er führte den muhamedaniſchen Gottesdienſt wieder ein, litt aber durchaus nicht, daß ſeine Soldaten mit den Kreuzen und Bildern der Chriſten ſchnöde umgiengen, und erwarb ſich bald ganz das Zutrauen und die Liebe ſeiner treuen Unterthanen. Tyrus, welches von ihm vergebens belagert wurde, blieb alſo, da auch Antiochien erobert wurde, die einzige Chriſtenſtadt in Aſia. In Europa verurſachten dieſe Begebenheiten eine allgemeine Bewegung. Man predigte überall, daß diejenigen unwürdig wären, ein Erbtheil im Himmel zu haben, die das Erbtheil Gottes auf Erden nicht von der Herrſchaft der Ungläubigen befreyeten.

Die Könige von England und Frankreich, Richard II. und Philipp Auguſt, ſammelten, mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte, eine furchtbares, mit allem reichlich verſehenes Heer, welches ſie im Jun. 1190. auf dem Gefilde von Vezelay, an den Gränzen von Burgund, muſterten, und es über 100,000 auserleſener Männer ſtark fanden. Philipp gieng mit ſeinen Völkern nach Genua, Richard nach Marſeille, wo ſie im Sept. zu Schiffe giengen, aber beyde durch Sturm genöthiget wurden, in Meſſina ihre Zuflucht zu nehmen.

Auch die Deutſchen wandelte abermal die Luſt an, wider die Türken zu ſtreiten. Kaiſer Friedrich der Rothbart (Barbaroſſa) hielt es für ein Verdienſt, ſeine Laufbahn der Ehre mit eben dergleichen Zuge zu endigen, mit dem er ſie unter ſeinem Oheim, Conrad III. angefangen hatte. Uiberhaupt muß man die Bemerkung nicht aus den Augen laſſen, daß die Päpſte alles Mögliche thaten, um die Kreuzzüge zu befördern, weil ſie ihre gewiſſe Vortheile daraus zogen, die Völkerkräfte ſchwächten, die Regierungsverfaſſungen in Europa zu ändern fähiger wurden, und ſich nach und nach, unter dem beſten Scheine der Religion, jene anſehnliche Macht anmaßen konnten. — So wie in dem vorigen zweyten Kreuzzuge unter Kaiſer Konrad und Ludwig VII. mehr als 400,000 Menſchen hingeopfert waren, ſo rechnet man, daß dieſer dritte unſerm deutſchen Vaterlande über eine halbe Million gekoſtet hat. — Schreckliche Verblutungen der beſten Länder unſers Welttheiles!

Im J. 1182 trat der Kaiſer, unter Begleitung vieler deutſcheu Fürſten, ſeinen Zug an. Er fand in Ungarn die beſte Aufnahme; bey Belgrad wurde das Kreuzheer gemuſtert, und 150,000 ſtreitbare Männer ſtark befunden. Während des Marſches wurde ſtets die ſtrengſte Mannszucht beobachtet, und, ohne Rückſicht auf Stand und Perſon, jede Unordnung

ſcharf

ſcharf geahndet. Nach mancherley ernſthaften Auftritten mit den argwöhniſchen und verrätheriſchen Griechen, ſetzte Friedrich, im Frühlinge des J. 1190, nach Aſia über. Er rückte den Staaten des Sultans von Ikonien, mit welchem er ein Bündniß geſchloſſen hatte, näher. Er ſahe aber bald, daß die eigentliche Abſicht des Sultans geweſen war, die Deutſchen durch ſich ſelbſt und durch Argliſt zu Grunde zu richten, denn die Geſandten des tückiſchen Mannes führten das Heer durch rauhe, unwegſame Gegenden, und verſetzten es dadurch in den kläglichſten Zuſtand, ſo; daß der Kaiſer ſich endlich genöthigt ſahe, den Sultan als offenbaren Feind zu behandeln, und ſeine Deutſche hielten ſich ſo wacker, daß er nicht nur die Hauptſtadt Kogni durch ſeinen Sohn Friedrich eroberte, ſondern auch ſelbſt zu gleicher Zeit den Sultan in einer blutigen Schlacht zur Flucht, und zu einem Frieden wie der Kaiſer ihn dictirte, nöthigte. Ohne durch wichtige Vorfälle unterbrochen zu werden, gieng der Zug weiter, bis man am 30 May 1190, Laranda an den Gränzen von Cicilien, am Fuße des Taurus, erreichte. Man überſtieg die Gebirge, und es kamen Geſandte von dem Beherrſcher derſelben, gemeiniglich der Alte des Berges genannt, durch welche dieſer ſich mit ſeinen Aſſaſſinen — ſo hieß das Banditenvolk — zum Dienſt des Kaiſers anboth. Ein Anerbiethen, welches für das kaiſerliche Heer ſehr vortheilhaft war, da dieſe Leute ihm auf den rauhen, ſteilen und gefährlichen Wegen zu Wegweiſern dienten. Aber, dem ungeachtet fand der gute Kaiſer in dieſer Gegend ſeinen Tod. Er hatte nämlich noch einen ſehr ſteilen Berg zu überſteigen, an deſſen Fuße der Saleph (Kalykadnus) vorbey floß, und der ſiebenzigjährige Greis hatte das Unglück, hinunter zu ſtürzen; er wurde halbtodt wieder heraus gezogen, mußte aber am folgenden Tage, den 10 Jun. ſeinen Geiſt

aufgeben (*) — Dies war das Ende eines der größten und verehrungswürdigſten Kaiſer, den Europa und Aſia ehrten. Sein Sohn **Friedrich**, Herzog von Schwaben, übernahm nun die Anführung des Heeres; aber auch dieſer liebenswürdige, tapfre Fürſt, fand vor Ptolemais, in der daſelbſt fürchterlich wütenden Peſt; ſeinen Todt. Er hatte ſich vor dieſer Stadt heldenmüthig hervor gethan. Bewahrung ſeiner Unſchuld, und Eifer, ſie nie zu verletzen, ſchildern die Geſchichtſchreiber als einen Hauptzug in ſeinem vortrefflichen Character; er ſtarb, von Jedem geliebt, bewundert und beweint. — Das große furchtbare Heer, welches, wie oben gemeldet worden iſt, bey Belgrad aus 150,000 Mann beſtand, war nun bereits bis auf einige tauſend zuſammen geſchmolzen. Wie dankten dieſe Wenige dem Himmel, als unvermuthet zwey ſtarke Flotten mit Europäern ihnen zu Hülfe kamen! Aber dieſe Freude war nur von kurzer Dauer; denn es währte nicht lange, ſo befanden ſich die Kreuzfahrer wieder in den kläglichſten Umſtänden. Daher wurden es die meiſten Europäer überdrüſſig, länger im Lande des Todes und der Verwüſtung zu harren. Sie zerſtreueten ſich, und ſuchten, jeder ſo gut als möglich, nach Hauſe zu kommen; viele aber erreichten nicht einmal die lange erſehnte Heimath.

Die Hunderttauſende von Menſchen waren abermal aufgerieben; die unermeßlichen Koſten waren verwendet, und das alles — vergebens. Deutſchland empfand davon nichts, als Schaden, und das Ende einer ſo mühſeligen Reiſe war — Elend und Tod. — Von Conſtantinopel bis Jeruſalem — welch ein unüberſehliches Todtengefilde! —

Man

(*) Nach Andern war ein unvorſichtiges Bad in dem Fluſſe, die Urſache ſeines Todes.

Man erwartete nun mit Schmerzen die Ankunft der Könige von Frankreich und England, die den Winter 1190 in Cilicien zugebracht hatten. Dieſe beyde, auf einander ſtets eiferſüchtige und gleich ehrſüchtige Monarchen, fanden ſchon hier die nächſte Veranlaſſung zu ihren nachherigen Feindſeligkeiten. Groll und Widerwille gegen einander, ſchlugen in ihren Herzen tiefe Wurzeln. — Philipp ſegelte, am 30 März 1191 von dannen, und landete ſchon am 12 Apr. vor Ptolemais. Am 10 Apr. brach auch **Richard** auf, ſeine Flotte aber wurde durch Sturm an die Küſte der Inſel Cypern verſchlagen, welche **Richard** bey dieſer Gelegenheit erſt eroberte. Am 8. Jun. kam er im Lager der Chriſten vor Ptolemais, und zwar noch zu rechter Zeit, an. — Der Wetteifer der Franzoſen und Engländer erzeugte nun auſſerordentliche Thaten, wovon die Uebergabe der Stadt am 13 Jul. ein redender Beweis iſt. Zehn Tage nachher erklärte **Philipp August**, daß er entſchloſſen ſey, nach Europa zurück zu kehren, und er ſetzte auch wirklich, ungeachtet **Richard** ſich alle erſinnliche Mühe gab, ihn umzuſtimmen, dieſen Vorſatz am 1 Aug. ins Werk, indem er von ſeiner Armee 10,000 Man zurück ließ. **Richard** gieng indeſſen auf ſeiner ruhmvollen Laufbahn unaufhaltſam fort. Er war im Begriff, von Ptolemais nach Askalon zu marſchiren, um die Stadt zu belagern, als ſich **Saladin** ihm mit 300,000 Mann entgegen ſtellte. Ungeachtet der Uiberlegenheit des Feindes an Truppen — den **Richard** hatte nur etwa das Drittel dieſer Zahl — hatte der Held Muth genug, die Feinde anzugreifen. Hier erfolgte dann eine der größten, hartnäckigſten und blutigſten Schlachten des damaligen Zeitalters, und die berühmteſte, wenn man den kriegeriſchen Muth der Anführer, die Anzahl und Tapferkeit des Kriegsvolkes, und die große Mannigfaltigkeit der

Vorfälle betrachtet, welche mit derſelben verbunden waren. Nach einem fürchterlich anhaltenden Schlacht=gewühle erhielt **Richard** den vollſtändigen Sieg über die Saracenen, und in einem harten Zwey=kampfe überwand er auch, zum größten Erſtaunen aller, die den ſaraceniſchen Held kannten, den Sul=tan **Saladin** ſelbſt. Aber, leider wurde der Sieg nicht ſo ganz genutzet; **Richard** gieng nicht auf Jeru=ſalem los, ſondern Askalon und andere Eroberungen hielten ihn auf. Dieſer Aufſchub war dem Chriſten=Heere wieder verderblich; die Hitze der Kreuzbrü=der verrauchte, und die meiſten ſehnten ſich bald nach ihrem Vaterlande zurück. Auch **Richard** ſahe ſich durch die Ränke des Königes von Frankreich, welche derſelbe in ſeiner Abweſenheit ſpielte, genöthigt, wie=der umzukehren. Er ſegelte durch das adriatiſche Meer, um hernach durch Deutſchland nach ſeinem Reiche gehen zu können, litte bey Aquileja Schiff=bruch, und zog hier, um unerkannt durch Deutſch=land wandeln zu können, eine Pilgrimskleidung an. Er wurde aber in Wien erkannt, und auf Befehl des Herzoges **Leopold** von Oeſtreich, aus Rache, weil ihm **Richard** bey der Einnahme von Ptolemais ſeine Fahne von einem Thurme hatte abreiſſen laſſen, feſt=geſetzt. **Leopold** war unedel genug, ſich noch itzt für jenen vermeintlichen Schimpf zu rächen; zugleich aber rechnete ſein Geiz auch auf eine fette Ranzion. Kai=ſer **Heinrich** VI. erklärte den gefangenen König für ſeinen Feind, und ließ ſich denſelben, gegen eine Sum=me Geldes, ausliefern, begegnete dem edlen Manne mit niederträchtiger Härte, und ſetzte ihn, gleich dem ruchloſeſten Verbrecher, in ein elendes Gefängniß. Auf einem Reichstage ſo gar, der zu Worms gehal=ten wurde, ließ er den großen Mann vorführen, und beſchuldigte ihn ſchwerer Verbrechen. **Richard** nahm aber die verſammelten Fürſten durch ſeine ernſte männ=

liche

liche Rede und durch ſeine Standhaftigkeit ſo ſehr für ſich ein, daß ſie das Verfahren des Kaiſers laut mißbilligten. Endlich im Febr. 1194 erhielt der als ein Corſar behandelte Held des Kreuzzuges, gegen ein Löſegeld von 150,000 Mark (ungefähr 300,000 Pf. Sterl.) ſeine Freyheit wieder. Mit vieler Aufopferung, aber gern, gab ſein Volk dieſe Summe her.

Die Uneinigkeiten der Türken unter einander nach des großen **Saladins** Tode, das Intereſſe der Päpſte, der Aberglaube, der Geiſt der Ritterſchaft, und die Hoffnung, Fürſtenthümer in Aſia zu erwerben, gaben wieder Anlaß zu einem neuen Kreuzzuge, zu welchem der Kaiser **Heinrich** VI. mit vielen deutſchen Fürſten ſich im J. 1195 rüſtete. Der Zulauf war wieder auſſerordentlich groß, und das Heer gieng daher in drey Haufen auf verſchiedenen Wegen nach dem Orient ab. Der Kaiſer aber kam nicht ſo weit, denn er wurde zu Meſſina vergiftet. Die übrigen Kreuzfahrer waren größten Theils glücklich in Paläſtina angekommen, und es gieng ihnen hier ziemlich nach Wunſch. Nur zögerten ſie zu lange mit ihren Hauptexpeditionen, und lieſſen dadurch dem Sultan **Saphadin** (**Sala-heddins** Bruder und Nachfolger) Zeit genug, ein anſehnliches Heer zuſammeln. Dieſer wußte auch, durch Beſtechungen der Tempelherren und Johanniterritter, ſo viele Uneinigkeiten unter den chriſtlichen Fürſten zu ſtiften, daß er aus ihren Mißverſtändniſſen die größten Vortheile zog. Theils aus Ueberdruß, theils wegen der kritiſchen Lage der deutſchen Reichsangelegenheiten nach des Kaiſers Tode, giengen die meiſten Fürſten 1198 wieder nach ihrem Vaterlande zurück, nachdem ſie mit **Saphadin** einen Stillſtand auf 10 Jahr geſchloſſen hatten.

Dieſer Ruhe ungeachtet, wurde in Frankreich noch in demſelben Jahre ein neuer Kreuzzug gepre-

digt. Fulko Nueilli vertrat die Stelle Kukupeters und Bernhards, ſel. Andenkens, und zwar mit eben dem reiſſenden Beyfalle. Ein ſehr großes Heer zog, unter dem Oberbefehl des Markgrafen Bonifacius von Montferrat nach Venedig, von wo dieſe Kreuzfahrer zur See nach Conſtantinopel gehen wollten, um den durch ſeinen Bruder Alexius III. vom Throne geſtürzten, der Augen beraubten, und im Gefängniß ſchmachtenden Iſaak Angelus, der die Kreuzfürſten] durch ſeinen Sohn Alexius um Hülfe gebeten hatte, erſt zu befreyen, und zum Kaiſer wieder einzuſetzen. Die herrlich ausgerüſtete Flotte beſtand aus 300 Schiffen, und kam, am Johannistage 1203, in ſchöner Schlachtordnung vor Conſtantinopel an. Die vor der Stadt ſich widerſetzenden Griechen wurden bald geſchlagen, und am 17 Jul. die Stadt ſelbſt in einem allgemeinen Sturme erobert, der alte Iſaak Angelus aus ſeinem Gefängniſſe befreyet, und nebſt ſeinem jungen Prinzen Alexius wieder auf den Thron geſetzt. Aber von nun an geht eine ſchändliche Periode in der Stadt an, in welcher Muhrzuphlus die vornehmſte Rolle ſpielte, und die meiſte Veranlaſſung zu den ſchrecklichen Zerrüttungen gab. Auf ſeine Veranſtaltung wurde der junge Kaiſer, den er längſt bey ſeinen Unterthanen verächtlich gemacht hatte, gefeſſelt, in ein Gefängniß geworfen, und hingerichtet. Der alte Vater Angelus erfuhr von den eigenen abſcheulichen Händen des Böſewichtes ein gleiches, und nun wußte es dieſer ſo einzuleiten, daß man ihn ſelbſt zum Kaiſer ausrief. Für dieſe unerhörte Tyranneyen übernahmen die Fürſten des Kreuzheeres, die ihr Lager auf der Höhe von Galata hatten, die Rache. Am 11 Aug. griffen ſie die unglückliche Stadt an, und eroberten ſie im Sturm. Die Kreuzſoldaten wüteten mit aller Grauſamkeit und Raubſucht, die ſich nur denken läſſet, und die zuſammen geraffte Beute belief

ſich

ſich auf 400,000 Mark Silbers. Die Urheber, oder diejenigen, welche zu dieſer traurigen Kataſtrophe Veranlaſſung gegeben hatten, Murzuphlus und ſein Anhang, flohen, und die Herren des Kreuzheeres glaubten berechtigt zu ſeyn, den erledigten Thron mit einem aus ihrer Mitte wieder zu beſetzen. Dies geſchahe denn auch wirklich in der Perſon Balduins, Grafen von Flandern und Henegau (*). Man glaube aber nicht, daß die übrigen Fürſten leer ausgegangen wären; ſie bedachten ſich, indem ſie das Reich zerſtückten, mit anſehnlichen Provinzen. Bey dieſer Gelegenheit entſtand auch das Duodez-Kaiſerthum Trebiſonde. Uiber alle dieſe Eroberungen aber wurde, natürlicher Weiſe, der Zug nach Paläſtina vernachläſſiget; ja ganz vereitelt. Der ſo genannte König von Jeruſalem empfand dies am nachdrücklichſten, denn er wurde immer mehr und mehr in die Enge getrieben. Papſt Innocentius III. verkündigte zwar einen neuen Kreuzzug, fand aber nur Eingang bey Kindern, welche wähnten, Gott wolle ſich ihrer Unmündigkeit bedienen, um Jeruſalem den Ungläubigen zu entreiſſen. Aber dieſe Kinderarmee, welche man auf 50,000 Leutchen angiebt, wurde jämmerlich zertrümmert, ehe ſie einmal ihren Heldenmuth zeigen konnte. Die aus Deutſchland kamen meiſtentheils in den Schweizergebirgen elend um das Leben, und die aus Frankreich litten theils Schiffbruch, theils fielen ſie den Saracenen in Aegypten in die Hände.

So war nun Europa ſeit 130 Jahren durch dieſe ſchreckliche Raſerey verarmt und entvölkert worden; und

(*) Dieſe neue Herrſchaft, welche man das Kaiſerthum der Lateiner nannte, dauerte nur 57 Jahr, da nämlich Michael Paläologus wieder das byzantiniſche Kaiſerthum erhielt.

und doch drang Papſt Honorius III. wieder auf einen neuen Kreuzzug. Dieſes veranlaßte, daß im J. 1218, eine große Anzahl Menſchen wieder nach Paläſtina zog. Aber auch hier ſchien es, als wenn die Vorſehung beſchloſſen hätte, die Bemühungen der Kreuzfahrer ſtets zu vereiteln. König Andreas von Ungarn, der ſich mit unter dem Heere befand, ward der vielen Cabalen, mit welchen er täglich zu kämpfen hatte, überdrüſſig, und gieng wieder heim. Der Herzog Leopold von Oeſtreich, und der Graf Wilhelm von Holland, ſetzten ihre Bemühungen fort, und nahmen den Türken, im J. 1219, Damiata in Aegypten weg, welches man aber nachher gegen das heilige Kreuz, welches ſich noch immer in den Händen der Ungläubigen befand, zurück gab, da der Sultan von Aegypten ſchon, als die Sachen der Kreuzfahrer noch auf einem beſſern Fuße ſtanden, das ganze genommene Land nebſt Jeruſalem, gegen dieſe wichtige Stadt angebothen hatte. Das Ende von ihrem Unternehmen war auch das gewöhnliche. Sie mußten wieder nach ihrem Vaterlande zurück gehen, da ſie ihre Macht eingebüßt hatten.

Kaiſer Friedrich II., der eine faſt unüberwindliche Abneigung gegen die Kreuzzüge bezeigte, konnte erſt nach mehrjährigen Unterhandlungen und durch den Bannſpruch des heil. Vaters, im J. 1228, bewogen werden, ſich zu einem Zuge nach Paläſtina wirklich zu entſchließen. Die Angelegenheiten der Saracenen waren, wegen eines Einfalles der Tatarn, in einer ſo kritiſchen Lage, daß ſie ſich zu einem für die Chriſten ſehr vortheilhaften Vergleiche bereitwillig finden lieſſen, daß ein Waffenſtillſtand auf 10 Jahr geſchloſſen, und dem deutſchen Kaiſer die Stadt Jeruſalem, mit ganz Paläſtina und allen Oertern, welche Saladin, Balduin IV. abgenommen hatte,

hatte, abgetretten wurde (*). Weil der Kaiſer, wegen ſeiner vorigen Zögerung noch immer im Bann war, ſo wollte ihn der Patriarch von Jeruſalem nicht krönen; er ſezte ſich daher, unter dem lauteſten Frohlocken der Deutſchen, ſelbſt die Krone auf. Aber, die niederträchtigen Verrähtereyen des Patriarchen, der Tempelherren und der Johanniterritter, mußten ihn, natürlicher Weiſe, ſehr entrüſten, noch mehr die Unruhen, welche der Papſt in der Lombardey und in Deutſchland wider ihn erregte. Es war alſo wohl der Klugheit gemäß, daß er (im J. 1229) wieder zurück gieng, und den Papſt nöthigte, ihn im folgenden Jahre von dem Banne loszuſprechen.

Noch hatte die Kreuzfahrwuth kein Ende. **Theobald**, *König von Navarra*, und eine ſtarke Anzahl vornehmer Herren und Ritter, unternahmen, da der durch **Friedrich** II. geſchloſſene Stillſtand aufhörte, nach dem Jahr 1240, mit einer Armee von 40,000 Mann, einen, und zwar ſehr unglücklichen, Kreuzzug. Bloß Uneinigkeit, Eigennuz und Eiferſucht, ſchwächten die Kräfte, welche verbunden immer im Stande geweſen wären, bey den Mißhelligkeiten der Muhamedaner, ſich in Paläſtina zu behaupten. **Theobald** gieng wieder nach Hauſe; dagegen kam Prinz **Richard**, Bruder des Königes von England, und ſchloß einen Waffenſtillſtand, denn die Chriſten aber 3 Jahr nachher brachen, und ſich dadurch ſo wohl, als durch die mit dem Sultan von Damas eingegangene Allianz, des Sultans von Aegypten höchſten Zorn zugezogen hatten. Es kam bey Gaza zu einer zweytägigen, ſehr blutigen Schlacht, in

(*) Durch ſeine zwente Gemahlin Jolanta, welche die Tochter und Erbinn des leztern Königs von Jeruſalem, Johann von Brienne war, hatte er ein Recht auf dieſes kleine Königreich.

in welcher das ſyriſch-fränkiſche Heer den Kürzern zog, und man konnte es bloß der Uneinigkeit, welche unter den Feinden herrſchte, zuſchreiben, daß die Chriſten nicht ſchon jezt ihren völligen Untergang fanden.

Es ſchien indeſſen in Europa, als wenn die ſchon ſo lange wütende Raſerey, um ein kleines Land in Aſia den Ungläubigen zu entreiſſen, nur durch die häufigen Unglücksfälle neu angefachet würde. — Ein trauriger Beweis von der Schwäche des menſchlichen Herzens, und lehrreich für unſere Zeiten, wo Schwärmerey anderer Art leider ſo tief Wurzel gefaßt hat, und, wie eine anſteckende Seuche, ſich verbreitet! — Ludwig IX. oder der Heilige, tritt jezt auf den Schauplatz. Alle Vorſtellungen ſeiner patriotiſchen Räthe konnten ihn nicht von dem thörichten Gelübde, das heilige Grab zu befreyen, zurück bringen. — 2800 Reiter, lauter Sproſſen aus den vornehmſten Häuſern, waren in ſeinem Gefolge, und — wie traurig! faſt alle wurden das Opfer ihres Enthuſiasmus; ſie fanden, bis auf einige Wenige, ihr Grab in Aegypten und Paläſtina.

Am 25 Aug. 1248, gieng Ludwig zu Aigues Mortes, mit dem ſchönſten Kriegsheere und einer wohl ausgerüſteten Flotte, unter Segel. Nach 3 Wochen landete er in Cypern, verlor aber hier bald, durch eine Art von Peſt, drittehalb hundert wackere Ritter und eine Menge Soldaten. Die von allen Seiten bedrängten Uiberbleibſel der Chriſten in heil. Lande, waren noch: Ptolemais, Tyrus, Tripoli und Antiochien. Im folgenden Frühlinge giengen die Franzoſen, durch einen Haufen Engländer verſtärkt, wieder von Cypern ab, um Damiata in Aegypten anzugreifen. Die Feinde, welche die Landung verwehren wollten, wurden tapfer zurück geſchlagen, und ihre

ihre Flotte zerſtöret. Das Heer lagerte ſich nun, 50,000 Mann ſtark, vor Damiata, und nahm dieſen wichtigen Platz bald darauf ohne Schwertſtreich in Beſitz. Unglücklicher Weiſe befolgte Ludwig, als ihm der wieder zurück getretene Nil freyes Feld zu ſeinen Operationen gab, den Rath der jüngern Ritter, welche, an ſtatt auf Alexandrien, als einen ſichern Hafen und Waffenplatz, gleich auf Kahira los gehen wollten. Zwar ſchlug er, auf dem Marſche dahin, die feindliche Armee in die Flucht, aber die übertriebene Hitze des Grafen Robert von Artois und einiger Andern, in Verfolgung des Feindes, brachten das chriſtliche Heer wieder in eine nachtheilige Lage; das Treffen begann von neuem, und dauerte unter einem fortwährenden, aber unentſchiedenen, Gefechte bis in die Dunkelheit der Nacht. Am folgenden Morgen ging das Schlachtgetümmel wieder an, in welchem beyde Theile gar ſehr einbüßten, bis der türkiſche Heerführer zum Rückzuge blaſen ließ. Ein Unglück für die Chriſten war es, daß ſie jetzt nicht gleich nach Damiata zurück marſchierten, denn durch die nunmehrige Zögerung gerieth das ganze Heer in die traurigſten Umſtände. Eine verheerende Seuche, welche durch die Menge der verweſenden Leichname entſtand, mit einer ſchrecklichen Hungersnoth vergeſellſchaftet, raffte Tauſende weg. Man ſchlug nun den Saracenen einen Waffenſtillſtand vor; als es aber auf Geiſſeln zur Feſthaltung des Vertrages ankam, ſo verlangte der Sultan den König ſelbſt; aber das wollte das Heer nicht zugeben, ſondern entſchloß ſich, den allenthalben verſperrten Weg nach Damiata mit Gewalt zu eröffnen. Bey der Ausführung dieſes Entſchluſſes aber wurde der König, nach einem hitzigen Gefechte, mit ſeinem ganzen Heere gefangen genommen. Er wußte ſich nun zur Rückgabe von Damiata, und 800,000

goldener Byzantiner (*) bequemen, um ſeiner und ſeiner Ritter Freyheit zu erkaufen. Nach dieſer harten Gefangenſchaft und nach unzähligen Mühſeligkeiten, ging er nach Ptolemais. Für ſeine zurück bleibende Truppen hatte die neue Revolution in Aegypten, da die Mammelucken gerade jetzt die Herrſchaft des Landes an ſich riſſen, äuſſerſt traurige Folgen. Die meiſten wurden hingegerichtet, wenn ſie nicht ihren Glauben abſchwören wollten. Ludwig aber ging, nach einigen unglücklichen Unternehmungen in Paläſtina, endlich 1254 wieder nach Frankreich zurück.

Nicht lange nach ſeinem Abzuge machten ſich die Mammelucken von ganz Syrien und Paläſtina Meiſter. Dieſes Unglück rührte den frommen König ſo ſehr, daß er, ob er gleich ſehr ſchwach war, den Vorſatz faſſete, einen abermahligen Kreuzzug vorzunehmen. Anfangs erregte ſein Vorhaben tiefe Beſtürzung, bald nachher fand es ſo vielen Beyfall, daß viele Fürſten und Herren einen gleichen Entſchluß nahmen. Auch in England ſchlug dieſe Raſerey von neuem Wurzel. — Der heil. Ludwig zog ſein Heer wieder bey Aigues Mortes zuſammen, und am 1 Jul. 1270, ging er mit 60,000 Mann unter Segel. An ſtatt aber gleich nach Paläſtina zu gehen, befand er für gut, vorher Tunis, an der afrikaniſchen Küſte, zu beſetzen. Man landete ohne viele Schwierigkeiten, ſäumte aber mit den ernſtlichen Anſtalten zur Belagerung der Stadt, weil Ludwig erſt den König von Sicilien erwarten wollte. Während der Zeit aber wüteten allerley Krankheiten; dieſe nebſt andern widrigen Zufällen, rieben das Heer bis zur Hälfte auf, und am 15. Aug. raubte auch eine heftige rothe Ruhr dem Könige das Leben. Seine letzte Gedanken waren noch eine Sorge

(*) Nach damahligem Fuße ungefähr 100,000 Mark Silbers.

Sorge für die Bekehrung der Ungläubigen. Seinem Sohne, Philipp dem Kühnen, wurde ſogleich gehuldiget. — An eben dieſem Tage kam der König von Sicilien mit einer anſehnlichen Flotte an, und erhob dadurch den ſinkenden Muth der Franzoſen. Die Saracenen wurden hierauf in 3 blutigen Schlachten gänzlich beſiegt, wodurch der König von Tunis zur Anerbiethung eines vortheilhaften Friedens auf 10 Jahr, den man auch annahm, genöthiget wurde. Gerade jetzt kam Eduard, Kronprinz von England, mit ſeiner Flotte vor Tunis an, und weil er hier nichts mehr zu thun fand, ſo ſegelte er gleich weiter nach Paläſtina. Hier fehlte ihm nur Richard's Armee, um gleiche Lorbeeren über die Ungläubigen zu ärnden. Weil aber ſein Heer ſich zulezt zu einem Häufchen verminderte, ſo entſchloß ſich der tapfre Prinz zur Rückreiſe, nachdem er im J. 1272 mit dem Sultan von Aegypten einen Stillſtand eingegangen war, nach welchem Jeder das Seinige behalten ſollte. Nicht lange nach ſeinem Rückzuge aber ging nun alles, was die Chriſten je in Paläſtina beſeſſen hatten, an die Mammelucken verlören. Tripoli, Tyrus, Beryt und Sidon wurden erobert, und endlich ging auch 1291 die ſtärkſte Schutzmauer der Chriſten, die Stadt Ptolemais, wo ſich ſeit 110 Jahren die Johanniterritter aufgehalten hatten, an die Ungläubigen über. — Alles wurde geſchleift, damit die Chriſten weiter keinen Aufenthalt finden möchten, und alles, was Chriſt hieß, mußte entweder den Wanderſtab ergreifen, oder ſeinen Glauben abſchwören. Gut war es für die drey geiſtliche Ritterorden, die Johanniter, Tempelherren und deutſchen Ritter, daß ſie ſich in Europa hinlänglich bedacht hatten, um nicht mit dem heiligen Lande alles einzubüßen.

Den Völkern Europens waren nun endlich die Augen geöffnet, und ſo viele Mühe ſich verſchiedene

Päpſte, inſonderheit Nikolaus IV. 1292, und Clemens V. 1311, gaben, ihren Eifer anzufachen, und die Chriſten zu neuen Kreuzzügen zu reizen, ſo arbeiteten ſie doch umſonſt, und ſeitdem haben die Kreuzzüge aufgehört. Das heilige Land ſank wieder in die alte Sclaverey zurück, die vielleicht erträglicher war, als die Herrſchaft habſüchtiger und zügelloſer Chriſten. Die Kreuzfahrer hatten nunmehr nichts gewonnen, ob ſie ſchon im Mutterlande ihres Glaubensſtifters ſeine göttliche Lehre mit ihrem Blute verſiegelt hatten.

Dies iſt der Ausgang der heiligen Kriege, oder der frommen Raſereyen, welche zwey Jahrhunderte allgemein, inſonderheit in Frankreich, und zu deſſen größtem Nachtheil, gewütet, und, auſſer den unermeßlichen Koſten, an 6 bis 7 Millionen Europäer aufgerieben haben. Frankreich hat bey den 5 großen Kreuzzügen am meiſten geblutet, da es immer größern Antheil, als Deutſchland und das übrige Europa, daran hatte; keiner war, der Europa nicht unermeßliche Koſten und großes Elend zugezogen hätte. „Reines „Chriſtenblut,“ ſagt Mailly: „in Einfalt des „Glaubens und der Schwärmerey hingegoſſen, wie „Bäche, für Knochen und Kreuzesreliquien; — hinſterben der edelſten Geſchlechter, des Kernes der Söhne „von Deutſchland, Frankreich, Brittannien, Spa„nien, Ungarn und Venedig, die im Orient ihr Blut „verſprützten; — öde Städte, menſchenarme Länder, „verraſete Felder, abſcheuliche Sitten, Leib und See„le verderbende Krankheiten; — wilde Denkungsart, „geheuchelte Frömmigkeit, ausgeartete Staatskunde, „Syſtem der Unterdrückung und der Fehden, Ketten „der Lehensdienſte, Ritterſchaft und Ordensinnun„gen, dies waren Früchte der heiligen Kriege“. Kurz, dieſes einzige allgemeine Unternehmen, in welchem ſich die europäiſchen Nationen jemals vereinigt, und welches

ches faſt alle mit gleicher Hitze betrieben haben, iſt am Ende nichts weiter, als ein ſeltſames Denkmal der menſchlichen Thorheit.

Und der Nutzen dieſer fürchterlich großen Begebenheiten? — Er iſt freylich nicht ſo ganz auffallend ſichtbar, obgleich, was Wiſſenſchaften, Künſte und Handel betrifft, gar nicht unverkennbar; aber bey dem allen können wir es doch gewiß der gütigen, über die Schickſale der Menſchen und Länder wachenden Vorſehung, die in dem Kleinſten, wie in dem Größten, und zwar zum Beſten des Ganzen ſtets wirkſam iſt, zutrauen, daß auch aus dieſen für jeden, der Gefühl für Menſchenglück und Menſchenelend hat, ſchauderhaften Scenen, im Stillen und von unſern kurzſichtigen Augen unbemerkt, vielleicht ſchon jetzt, Revolutionen erfolgt ſind, und ſich fernerhin noch entwickeln werden, die der eingeſchränkte menſchliche Geiſt gerade nicht als Folgen jener Begebenheiten betrachtet, und die durch ihre Wohlthätigkeit und ihren auf Jahrtauſende fortdauernden glücklichen Einfluß, allen den Jammer und alles das Elend, welches jene Auftritte damals verbreiteten, vielfach aufwiegen. Aber auch ſchon damals hat die Vorſehung, welche alle thörichte Unternehmungen der Menſchen mit Güte und Weisheit lenkt, doch aus dieſen ausſchweifenden Feldzügen manche für Europa wohlthätige Folgen entſtehen laſſen, welche hier kurz angemerkt zu werden verdienen.

Die Kreuzſoldaten gingen, auf ihrem Zuge nach dem gelobten Lande, durch mehr angebauete und beſſer geſittete Länder, als diejenigen waren, aus denen ſie kamen. Ihr erſter Sammelplatz war gemeiniglich Italien, wo Venedig, Genua, Piſa und andere Städte angefangen hatten, ſich auf den Handel zu legen, und dadurch ſowohl dem Reichthume, als auch der Verfei-

nerung der Sitten, näher gekommen waren. Sie gingen daſelbſt zu Schiffe, und landeten alsdann wieder in Dalmatien, von da ſie ihren Weg bis Conſtantinopel zu Lande fortſetzten. Dieſe alte und berühmte Stadt hatte bis dahin noch nie die zerſtörende Wut wilder Eroberer empfunden, und in ſo fern weit günſtigere Schickſale, als Rom, gehabt; ſie war die gröſte und ſchönſte von allen europäiſchen Städten, und die einzige, in welcher noch ein Bild der Artigkeit alter griechiſcher und römiſcher Sitten, und prächtige Denkmäler des Geſchmackes und der ſchönen Künſte waren. Auch die Seemacht des morgenländiſchen Kaiſerthumes war nach damahliger Art beträchtlich. In dem Gebiethe deſſelben waren ferner vortreffliche Manufacturen und Fabriken (*) angelegt. Conſtantinopel war der einzige Marktplatz in Europa, wo man mit oſtindiſchen Waaren handelte. Der Reichthum, welcher ſich aus dieſen Quellen in die Stadt ergoß, unterhielt

(*) Daß die Manufacturen und Fabriken bey Gelegenheit der Kreuzzüge in Aufnahme kamen, beweiſet unter andern auch der, unter Roger'n, König von Sicilien, 1131 durch dieſe Revolution zuerſt aus Griechenland nach Italien gekommene Seidenbau. Er hatte aus verſchiedenen griechiſchen Städten Manufacturiers weggenommen, und legte nun in Palermo Seidenmanufacturen an, welche guten Fortgang gehabt haben müſſen, weil man bald darauf Seidenzeuge in Italien immer gemeiner werden ſieht. Auch andere Künſte wurden ausgebreitet. Sauchet ſagt von Ludwig VII. Folgendes: „ Dieſes war der erſte König ſeines Hauſes, „ der durch einen Zug nach Jeruſalem, auch auſſer Landes „ ſeine Reichthümer zeigte. Auch fing Frankreich ſeitdem „ an, ſich durch die prächtigſten Gebäude zu verſchönern. „ Man fand nun Geſchmack an Juwelen und andern Koſtbarkeiten, welche entweder dem Könige oder ſeinem Gefolge in der Levante gefallen hatten. Man kann daher „ füglich von dieſem Fürſten ſagen, daß er den erſten, ei- „ nes ſo großen Königes würdigen Hofſtat hatte, welcher „ ſo glänzend war, daß ſeine Gemahlinn die Einfalt unſerer vorigen Regenten verließ, und ihm ein ſilbernes „ Grabmal ſetzen ließ, da man ehedem nur ſteinerne kannte.“

hielt darin eine Prachtliebe und Neigung zu Künſten und Wiſſenſchaften, welche ihr den Vorzug vor allen andern Städten der damaligen Welt erwarben. Aber auch auſſer ihr fanden die Kreuzfahrer in Aſia noch beträchtliche Ueberbleibſel der Wiſſenſchaften und Künſte, welche das Beyſpiel und die Aufmunterung der Caliphen in ihrem Gebiethe geſchützt und ausgebreitet hatte. Selbſt die eigenen Geſchichtſchreiber der Kreuzfahrer miſchen in ihre Erzählungen rührende Beweiſe von Menſchlichkeit und Großmuth in dem Betragen des Sultans Saladin, und einiger anderer Anführer der Türken, die uns auch einen hohen Begriff von ihren Sitten machen können. Es war nicht möglich, daß die unzählbare Menge der Kreuzfahrer das alles hätte ſehen ſollen, ohne vieles davon zu lernen, und ſich zu Nutze zu machen. Ihre Ausſichten wurden erweitert, ihre Vorurtheile nach und nach geſchwächt, neue Begriffe drängten ſich haufenweiſe in ihre Seele, und ſie mußten bey manchen Gelegenheiten das Bäueriſche ihrer eigenen Sitten fühlen, wenn ſie dieſelben mit der feinern Lebensart dieſer Völker verglichen. Dieſe Eindrücke konnten bey der Rückkunft in ihre Heimath nicht ſogleich vertilget werden. Die genaue Verbindung zwiſchen den Morgen- und Abendländern, welche die Kreuzzüge veranlaſſet hatten, war auch nicht vorüber gehend, ſondern dauerte zwey ganze Jahrhunderte hindurch; neue, nach Aſia ziehende Kriegsheere begegneten den daher zurück kommenden Abenteurern, welche manche von den Gewohnheiten des Orientes, die ihnen durch einen langen Aufenthalt darin eigen geworden waren, mit ſich nach Hauſe brachten. Dieſem gemäß finden wir auch kurz nach dem Anfange der Kreuzzüge eine größere Pracht an den Höfen der Fürſten, größern Pomp in allen öffentlichen Cerimonien, einen feinern Geſchmack in Luſtbarkeiten und Zeitvertreiben, und daneben einen romanhaften Unternehmungsgeiſt,

geiſt, welchen nicht nur das dieſen Feldzügen eigenthümliche Wunderbare einflößte, ſondern auch das Beyſpiel der erhitzten Einbildungskraft der Araber gar ſehr ſtärkte, und nach und nach über ganz Europa ausbreitete. Auf dieſe Weiſe haben wir jenen thörichten wilden Feldzügen den erſten Anbruch des Lichtes zu danken, welches die Barbarey und Unwiſſenheit vertreiben ſollte.

In der Lebensart der Europäer beobachtet man die Spuren der wohlthätigen Folgen der Kreuzzüge nur langſam. Der Einfluß derſelben auf den Stand des Eigenthumes, und folglich auch auf die Macht der Regenten, war plötzlicher und bemerkbarer. Sie brachten beträchtliche Veränderungen in dem Bauernſtande hervor. Ein Land, darin, nach der Predigt der Geiſtlichen, Milch und Honig fließen ſollte, als freyer Eigenthümer zu beſitzen, und für deſſen Befreyung von der Gewalt der ungläubigen Saracenen, ſich noch dazu völligen Ablaß aller ſeiner Sünden und den Himmel zu verdienen, — dieſes mußte, natürlicher Weiſe, für die Phantaſie des in bruchigen und rauhen Gegenden von Deutſchland unter dem Joche der Leibeigenſchaft ſeufzenden Bauern eine unwiderſtehliche Reizung ſeyn, ſich mit dem Kreuze bezeichnen zu laſſen, und mit Weib und Kind von dannen zu ziehen. Wollten nun die Gutsherren die Bauerhöfe nicht ganz verödet ſtehen ſehen, ſo waren ſie genöthigt, entweder dem gegenwärtigen Beſitzer durch Ertheilung einer gänzlichen, oder wenigſtens perſönlichen, Freyheit, und Erlaſſung eines großen Theiles ſeiner Zins- und Dienſtpflichten, die Vorſtellung von jenem irdiſchen und himmliſchen Paradieſe, welches Peter der Eremit ihnen verſprach, aus dem Kopfe zu bringen, oder ſie mußten die verlaſſenen Höfe mit freyen Leuten beſetzen, die ſich nur auf billige Bedingungen an-

nehmen lieſſen. Der Adel, welcher damit ſchon viel von ſeiner bisherigen Gewalt verlor, büßte noch mehr von ſeinem Anſehen dadurch ein, daß er zu Beſtreitung der ungeheuern Koſten, welche dieſe Feldzüge erforderten, viele ſeiner Güter verkaufen mußte. Die Menge derer, die ſich mit romantiſchen Hoffnungen von prächtigen Eroberungen in Aſia ſchmeichelten, verminderte ſelbſt durch das häufige Feilbiethen ſeiner vaterländiſchen Beſitzhümer den Werth derſelben; und dieſes gab den Regenten Gelegenheit, die größten Ländereyen für geringe Summen anzukaufen, und in Domänen zu verwandeln, wozu dieſelben deſto eher im Stande waren, da im Anfange kein einziger Regent der europäiſchen Staaten für ſeine eigene Perſon auf dieſe abenteuerliche Unternehmungen ſich einließ. Auch erloſchen oft ganze Familien vieler mächtigen Vaſallen durch dieſe gefahrvolle Unternehmungen, und dann fielen ihre Beſitzthümer an den Regenten, als Lehensherrn, zurück. Die Gewalt der Letztern ward dadurch immer unumſchränkter, je mehr die bisherige ariſtokratiſche Verfaſſung abnahm. Wie denn auch ferner die lange Abweſenheit ſo mancher mächtiger Herren, die gewohnt waren, ihren Regenten vorzuſchreiben, den Königen eine Gelegenheit gab, ihre Vorrechte auszudehnen, und in der Regierung ein neues Gewicht zu gewinnen.

Zu dieſen Umſtänden kam auch noch dieſes, daß alle, die das Kreuz nahmen, dadurch unter den unmittelbaren Schutz der Kirche verſetzt wurden, welche allen denen, die dieſe heilige Krieger und ihre Güter befehden, oder ihnen Schaden und Unrecht thun würden, mit ihren ſchwereſten Flüchen drohete. Hieraus wurden die Privathändel und Feindſeligkeiten, welche ſonſt die öffentliche Ruhe ſtöreten, ſehr gemindert und eingeſchränket, und eine allgemeinere und feſtere Ju-

ſtizpflege fing dagegen an, eingeführt zu werden. Alles dieſes waren die erſten Schritte zu Errichtung einer regelmäßigen Regierung in den europäiſchen Staaten.

Eben ſo wichtig waren auch die Wirkungen der Kreuzzüge in Anſehung des Handels. Die erſten Kreuzheere, welche **Peter** der Einſidler und **Gottfried von Bouillon** durch Deutſchland und Ungarn nach Conſtantinopel geführt hatte, litten ſowohl durch die Länge des Marſches, als auch von der Grauſamkeit der in dieſen Ländern wohnenden, und durch das eigene ſchlechte Betragen der Kreuzfahrer gereizten Völker, ſo viel, daß andere abgeſchrecket wurden, eben dieſen Weg zu nehmen. Sie wählten alſo lieber den Weg zu Waſſer, wozu Venedig, Genua und Piſa ihnen die Schiffe gaben. Schon die Summen, welche dieſe Städte für die Schifffracht zogen, waren erſtaunlich groß; indeſſen waren ſie doch nur ein geringer Theil des Gewinnes, den ſie aus den heiligen Kriegen zogen. Sie lieferten, vermöge eines mit den Kreuzfahrern geſchloſſenen Contractes, alle Bedürfniſſe derſelben, und bemächtigten ſich dadurch aller Vortheile dieſes einträglichen Handelszweiges. Jeder glückliche Erfolg, den die Kreuzzüge hatten, eröffnete neue Quellen des Handels und des Gewinnes. In denen Colonien, welche die Chriſten in Aſia anlegten, wurden den Venetianern, Genueſern und Piſanern, die vorzüglichſten Freyheiten bewilliget. Alle Waaren, die ſie ein- und ausführten, wurden von Abgaben frey erklärt; ihnen wurde das Eigenthum ganzer Vorſtädte in den Seeplätzen, ganzer Straßen und großer Gebäude in andern Orten zuerkannt. Alle Rechtshändel unter Perſonen, die in ihrem Bezirke wohnhaſt waren, oder unter ihrem Schutze Handel und Gewerbe trieben, durften von ihren hierzu beſtellten Richtern nach eigenen Geſetzen unterſucht und geſchlichtet wer-

werden. Bey der Eroberung von Conſtantinopel hatten die Venetianer gleichfalls die weſentlichſten Vortheile. Sie machten ſich auch ferner Meiſter von einem Theile des alten Peloponneſus in Griechenland, und von einigen der fruchtbarſten Inſeln im Archipelagus. Verſchiedene ſchätzbare Zweige des Handels, die ehemals Conſtantinopel beſaß, zogen ſich nun nach Venedig, Genua und Piſa. So öffnete eine Reihe von Begebenheiten, welche dieſer heilige Krieg verurſachte, mancherley Quellen, aus welchen der Reichthum ſtrohmweiſe in dieſe Städte floß, welche ſie unter dem Beyſtande anderer wichtigen Einrichtungen in Stand ſetzte, ihre Freyheit und Unabhängigkeit zu befeſtigen.

Aber nicht nur die Italiäner und die Franzoſen, ſondern auch die Deutſchen, wußten von der neuen Richtung des morgenländiſchen Handels Vortheile zu ziehen. Die Bremer thaten ſowohl zu Waſſer, als zu Lande, bey der Eroberung Jeruſalems große Dienſte, und wurden deswegen 1111. von Kaiſer Heinrich IV. mit dem Vorrechte begnadigt, daß ihre Proconſuln und Conſuln auf den Kleidern und Mänteln, gleich dem Ritterſtande, Gold und Grauwerk tragen dürften (*), welches eine Art von Standeswürdigung war. Sie und die Lübecker hatten 1188 bey der Belagerung Acron's oder Ptolemais, von ihren Schiffen, womit ſie dieſelbe deckten, die größten Segeltücher abgenommen, und davon Gezelte für die verwundeten Kriegsleute gemacht, die ſie ſorgfältig verpflegten, und dadurch

(*) *Dipl. ap.* Lünig im Reichsarchiv, P. ſp. cont. 4, P. I. p. 219. Ceterum propter viriles actus ac non modicos labores & expenſas, quos & quas cives Bremenſes per mare ſuis navibus & per terram fecerunt, in paſſagio ultra mare ad terram ſanctam, quando civitas Hieroſolymitana tempore praecl. record. Henrici genitoris ab ill. Ducibus Godfrido & Balduino capta fuerat & obtenta, — — Procoſſ. & Coſſ. dignos facimus, — ut ſe ipſos eorum veſtes & indumenta auro & vario opere, ut militibus conceſſum eſt, poſſint & valerent adornare.

durch die Stiftung des deutſchen Ordens veranlaſſeten; ſ. oben, S. 179. Es iſt kein Zweifel, daß unter den vielen fremden Kaufleuten, die ſich in den beyden reichen Handelsſtädten Accon (**) und Damiata (***) aufhielten, Bremer und Lübecker geweſen ſeyn, die beſtändig eine Anzahl Schiffe in den dortigen Seehäfen liegen hatten, um auch auf dem Oceane levantiſche Güter nach der Oſtſee zu bringen. Die Anwohner der Oſtſee hatten alſo ihre alte Gewohnheit, das mittelländiſche Meer zu beſuchen, noch nicht abgelegt, und ihre Flotten waren bey den Kreuzfahrten in dieſen Gewäſſern eben ſo häufig, als die italiäniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und engliſchen. Beynahe ſcheinen die Deutſchen ſelbſt den Italiänern bey dieſem neuen Gewerbe das Beyſpiel gegeben zu haben. Denn Kaiſer Friedrich II. trieb aus ſeinen ſiciliſchen Staaten einen Handel, der durch ganz Aſia ging, und ſich bis in Indien erſtreckte. Er erhielt kurz vor ſeinem Ende 12 mit Gold und Silber beladene Kamele aus dem Oriente (****).

Die durch die Kreuzpredigten veranlaßte Verfolgung der Juden hat ebenfalls zur Aufnahme des Handels in Oberdeutſchland nicht wenig beygetragen, indem das Gewerbe dieſer Gattung von Menſchen von je her dem Großhandel nachtheilig geweſen iſt. Da ſie ſich nun in großer Anzahl in den oberländiſchen Städten aufgehalten haben, ſo mußte ihre Vertreibung dem dortigen Handel eine andere und beſſere Geſtalt geben.

Von der Revolution im europäiſchen Handel durch die Kreuzzüge, ſ. Hrn. Prof. Fiſcher Geſchichte des deutſchen Handels, 1 Th. (Hannov. 1785, gr. 8.) S. 393, fgg.

Auſſer demjenigen, was jetzt angeführt worden iſt, haben die Kreuzzüge auch noch andere wichtige Folgen gehabt, von welchen ich nur noch einige deswe-

(*) *Chron. ord. Teuton.* §. 39. *ſ. ap. Matthaei. To. V. Anal. vet. aevi*, *p.* 655. S. auch den hiſtor. diplomat. Unterricht von des deutſchen Ordens Balley Heſſen, 1751, §. 2, p. 2.

(**) *Chron. ord. Teuton.* §. 265, p. 751.

(***) *Godefrid. Mon. ad a.* 1217.

(****) Häberlin's Reichshiſtorie, B. 2, S. 518.

wegen nahmhaft machen will, weil ſie bis auf den heutigen Tag ſich erhalten haben.

Es gehört hierher das Ritterordensweſen, wo zu bey Gelegenheit der Kreuzzüge der Grund gelegt wurde, indem die noch blühenden anſehnlichſten unter allen Ritterorden, nämlich der Johanniter= oder Malteſerorden ſowohl, als auch der Marianer= oder deutſche Orden, darin geſtiftet worden ſind. Siehe oben, S. 177, fgg.

Ferner ſind die Geſchlechteswappen auch eine Erfindung der Kreuzzüge. Unter der einförmigen Rüſtung würde man einen Ritter und Streiter von dem andern nicht haben unterſcheiden können, wenn es nicht mit Hülfe der Zeichen, die jeder auf ſeinem Schilde hatte, wäre erleichtert worden. Von dieſen Zeichen nahmen auch viele Ritter die nach und nach aufgekommenen Geſchlechtsnamen her; und der Sohn machte ſich eine Ehre daraus, mit eben dem Schildzeichen im Felde zu erſcheinen, welches durch die tapfern Thaten ſeines Vaters berühmt geworden war.

Daß für Künſte und Wiſſenſchaften, inſonderheit für die Geſchichte, Sprachen, mathematiſche, phyſikaliſche und geographiſche Länderkunde, die Kreuzzüge von großer Wirkung geweſen ſeyn, iſt aus dem Obigen leicht einzuſehen. So gar unſere jezt übliche gemeine deutſche Zahlen ſind aus Arabien durch die Kreuzzüge zu uns gebracht worden.

Unter den Wiſſenſchaften hat inſonderheit die Arzeneygelahrtheit durch die Kreuzzüge großen Nutzen erhalten, welcher aber erſt nach einigen Jahrhunderten in Deutſchland erkannt worden iſt. Durch die Kreuzzüge wurden die Schriften der arabiſchen und einiger griechiſchen Aerzte in Europa eingeführt. Die erſtere Sprache war zu der Zeit den Europäern durch die Wallfahrten, und durch die Saracenen oder Mauren

ren in Spanien, bekannt geworden. Die Ueberſetzungen der arabiſchen Aerzte machten dieſe Wiſſenſchaften zuerſt in Italien, und hernach in Frankreich, bekannt. In beyden Ländern wurde ſie öffentlich zu Salerno, Montpellier und Paris, gelehret. Die einige Jahrhunderte nachher erfolgte Eroberung von Conſtantinopel, trieb verſchiedene gelehrte Griechen nach dem Occident; und da ſie viele Handſchriften der Griechiſchen Aerzte mitbrachten, aus welchen die arabiſchen Aerzte ihre mediciniſche Weisheit geſchöpft und ſie öfters in ihren Schriften angeführt hatten, ſo wurde die griechiſche Sprache erlernet, und die Arzeneywiſſenſchaft, durch die Ueberſetzungen dieſer Schriften in die lateiniſche Sprache, allgemeiner gemacht, ſo, daß in der Folge die von den Arabern genutzten griechiſchen Schriftſteller in der Grundſprache ſelbſt geleſen wurden.

Der erſte Nutzen, welchen die Kreuzzüge brachten, war die Einführung der öffentlichen Krankenhäuſer, die zuerſt in den Morgenländern errichtet, und in welchen arme Kranke aufgenommen und verpfleget wurden. Sie verdienen aus der Urſache angemerkt zu werden, weil die Arzeneywiſſenſchaft durch deren Stiftung in Aufnahme gekommen und verbeſſert worden iſt. Siehe im XLVII. Th. S. 123, f. und 499, fgg.

Endlich iſt auch ſelbſt von den Religionsgebräuchen manche willkürliche Anordnung aus dieſen Zeitumſtänden herzuleiten. Dahin gehören: die Titularbiſchöfe in partibus infidelium, die Privatcapellen, der Roſenkranz (ſ. oben, S. 306), u. ſ. w.

Bened. de Acoltis de bello a chriſtianis contra Barbaros geſto pro Chriſti ſepulcro & Judaea recuperandis Libri IV. Venet. 1532, 4.

Hiſtoria di *Roberto* Monaco della guerra fatta da principi chriſtiani contra Saracini per l'acquiſto di terra ſanta, tradotta per M. *Franc. Baldelli.* Fiorenze, 1552. 8.

Jac. Bongars Geſta Dei per Francos, ſ. orientalium expeditionum hiſtoria, Hanoviae 1611, f. 2 Bände. Iſt eine Sammlung von 50 Schriftſtellern damahliger Zeiten, die den heiligen Krieg beſchrieben haben.
Hiſtoire des croiſades pour la delivrance de la Terre Sainte, par le P. *Louis Maimbourg*, à Par. 1686, 4. 2 Bände.
Ad. Rechenberg diſſ. de prima expeditione cruciata, ſt. im 2 Th. ſeiner Diſſertatt. hiſtor. politic. S. 474, fgg.
Gothofr. Aug. Meerheim diſſ. de utilitate expeditionum cruciatarum. Vitemb. 1776, 4.
Jo. Cph Maiers Verſuch einer Geſchichte der Kreuzzüge und ihrer Folgen. Zwey Theile. Berl. 1780, gr. 8.
Eſprit des Croiſades, à Par.

D. überſ. u. d. T. Geſchichte der Kreuzzüge, oder Staats- und Kriegsbegebenheiten der Unternehmungen der Chriſten wider die Mohammedaner; im 11, 12 und 13ten Jahrhunderte, zur Wiedereroberung des heiligen Landes. Erſter Band, welcher die Einleitung, nebſt einem hiſtoriſchkritiſchen Verzeichniſſe der Quellen dieſer Geſchichte enthält. Lpz. 1782, gr. 8. 710 S.
Zweyter Band, welcher die Geſchichte des erſten Kreuzzuges enthält. 652 S.

Auſſer den jetzt beſchriebenen Zügen wider die Ungläubigen in den Morgenländern, wurden auch diejenigen Kriegesunternehmungen Kreuzzüge genannt, welche die europäiſchen Chriſten, auf Antrieb der Päpſte, wider ſolche, die für Ketzer und Feinde der Kirche erklärt waren, bisweilen unternahmen. Man erhielt dadurch gleichen Ablaß, wie bey jenen, ließ ſich auch wohl auf ähnliche Art mit dem Kreuze bezeichnen.

Seit den Zeiten der Kreuzzüge, iſt nie wieder eine Epoche geweſen, wie die neue Epoche des menſchlichen Geſchlechts in Europa, deren Anfang im J. 1789, dem merkwürdigſten ſeit vielen Jahrhunderten, begann, in welcher eine politiſche Meinung ſo durch ganz Europa ſich mit ſolcher allgemeinen Heftigkeit und Theilnahme verbreitete, und ausſchweifte. Der Geiſt der Freyheit ward, am Ende des 18ten Jahrhundertes, wie der Geiſt der Religion, am Ende des 11ten,

kriege-

kriegeriſch. Damals eroberte man das heilige Land, jetzt die heilige Freyheit. Damals ſtritt man gegen Saladine, jetzt gegen ſeine eigene Fürſten. Die Franzoſen nahmen damals dem Ungläubigen Könige ſeine Schlöſſer, jetzt nahmen ſie dieſelben dem Allerchriſtlichſten. Wie damals, ſo ward auch jetzt der Enthuſiasmus in vielen Köpfen Schwindel und Fanatismus. Man ſchlug den Leuten die Köpfe ab, man plünderte und zerſtörte Häuſer und Schlöſſer, um die Rechte der Menſchheit zu zeigen. „Im J. 1725, iſt die „Welt toll geworden,“ ſchrieb Cheſterfield. — „Ich glaube, in dieſem Jahre wird man ſie müſſen „in das Tollhaus ſchicken,“ — ſchrieb Friedrich der Große an Voltaire, im J. 1740 (*). Beyde erwähnte Jahre zeichneten ſich doch nicht durch ſo viele unſinnige Scenen aus, wie das merkw. (1789) Jahr. — Aber bey heftigen Revolutionen kann es an tollen Ausſchweifungen nicht fehlen. Wenn die Politik dem Volke mit Beyfall predigt, ſo geräth ein Theil der Zuhörer in Ueberſpannung der Schnellkraft. Der Freyheitsdrang ward in Paris Schwindel, und er zog von Paris nach Oſten, Süden und Weſten, drang nach Weſtindien, und die ſchwarzen Sclaven in den heißen Inſeln wurden davon unſinnig. Die Freyheit iſt eine ſchöne Nahrung, aber es gehört ein guter Magen dazu, um ſie zu verdauen, ſagte Roſſeau. Und den haben nicht alle Menſchen.

Kreuz-Zügel, ſ. Pferdegeſchirr.

1. **Kreuzen**, mit dem Hülfsworte haben, Fr. croiſer.

1. Ein

(*) S. Oeuvres de *Voltaire*, To. 52, S 468.

1. Ein Manufacturwort, welches ſonderlich in den Zeug- und Seidenmanufacturen gebraucht wird.

In den Zeugmanufacturen, heißt einen Zeug kreuzen, Fr. croiſer une Etoffe, ihn mit vier Schemeln oder Tritten arbeiten, um dadurch die Fäden feſt und derb zuſammen zu ziehen, und dasjenige, was man die Kreuzwebung, die Kreuzwirkung, das Kreuzgewirk, das Köpern, Fr. Croiſure, nennt, heraus zu bringen.

In den Seidenmanufacturen, heißt es, die Seide, vermittelſt einer Mühle oder Winde, oder eines andern dazu dienlichen Inſtrumentes, gelinde zu ſammen drehen; die Arbeit ſelbſt heißt das Kreuzen, Fr. Croiſement. Es iſt ſolches die nothwendigſte Zubereitung der Seide, die man von den Cocons abwindet. Sie geſchieht, indem man die 10 oder 12 zarten Fäden, woraus man denjenigen ſeidenen Faden macht, den man zur Seidenzeugmanufactur beſtimmt, kreuzweiſe über einander legt. Durch dieſes Kreuzen, welches vermittelſt einer Mühle oder Winde geſchieht, werden ſolche Fäden mit einander vereinigt und befeſtigt. Bey der umgedreheten Seide iſt dieſe Zurichtung nicht nöthig.

Solche Zeuge nun werden gekreuzt, Fr. croiſé, genannt. Unter den ſeidenen Zeugen ſind die ſeidenen Sarſche, und die Ras von St. Maur; unter den wollenen die Raſche, Ratines und Sarſchen, und unter den baumwollenen und leinenen, die Baſins und Barchente auf ſolche Art gekreuzt. Alle dieſe gekreuzte Zeuge ſind beſſer zu gebrauchen, als die ungekreuzten.

2. In der Seeſprache wird dieſes Wort von Schiffen, und beſonders von bewaffneten Schiffen, gebraucht, wenn ſie ſich einige Zeit, in einer gewiſſen Gegend der See, auf einer gewiſſen Höhe, vor einer

gewiſſen Rehde, Hafen u. ſ. w. aufhalten, und daſelbſt hin und wieder ſegeln, in einer gewiſſen Abſicht, um z. B. daſelbſt ankommende Schiffe zu erwarten, Corſaren von Plünderung der Kauffahrer und die contrabanden Schiffe abzuhalten, feindliche Schiffe zu beobachten und wegzunehmen, Zufuhre abzuſchneiden, Nachrichten von der feindlichen Seite zu ſammeln, Häfen zu ſperren, Landungen abzuhalten, u. d. gl. Auf Seeräuber kreuzen. In der See kreuzen. Fr. croiſer, Engl. to cruiſe.

Entweder von dem hin und wieder fahren, da die Wege des Schiffes ſich gleichſam durchkreuzen, oder auch von kreiſen im Kreiſe herum fahren, welches im gem. Leben gleichfalls Kreizen geſprochen wird. Siehe Kreiſen 2, im XLVIII Th. S. 583.

Die Gegend, wo das Kreuzen, oder die Kreuzfahrt, geſchieht, wird der Sammelplatz oder die Höhe des Kreuzens, Engl. cruiſing latitude, genannt. Wenn die zu ſolcher Abſicht beſtimmten Schiffe, welche daher den Namen Kreuzer, Fr. Croiſeur, Engl. Cruiſer, führen, auf der ihnen angewieſenen Station, Fr. Croiſère, angelanget ſind, durchſtreichen ſie die See, vor- und rückwärts mit halben Segeln, in einer begränzten Weite, wo ſie vermuthen, dem Striche, den ihre erwartete Gegner halten, nahe zu ſeyn.

Vom Aſſecuriren der Kreuzer, ſ. Joh. Weskett Theorie und Praxis der Aſſecuranzen, nach Hrn. Engelbrecht Ueberſetz. 1 Th. (Lübeck, 1782, gr. 4. S. 346, fgg.

2. Kreuzen, welches von Kreuz abſtammet, und in doppelter Geſtalt vorkommt.

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben.

(1) Hin und wieder fahren, ſich hin und her bewegen, ſo, daß die Richtungslinie der Bewegung ſich nach gewiſſen Winkeln durchſchneidet. Die Wege

ge kreuzen ſich, wenn ſie nach Winkeln durchſchneiden.

(2) In einigen oberdeutſchen Gegenden, eine Wallfahrt mit Kreuz und Fahnen halten.

2. Als ein Activum.

(1) Mit dem Kreuze bezeichnen, das Zeichen des Kreuzes machen. Siehe Kreuzigen.

(2) An das Kreuz ſchlagen, eine veraltete Bedeutung für kreuzigen, welches noch bey dem Opitz vorkommt.

Daher durchkreuzen, kreuzweiſe durchſchneiden. So durchkreuzen ſich die Linien in der Wappenkunſt und Mathematik, wenn ſie ſich in Geſtalt eines Kreuzes durchſchneiden.

Figürlich, ohne einen gewiſſen Weg durchreiſen, durchirren. Die See durchkreuzen.

Kreuzenach, Creuzenach, oder Kreuznach. L. Crucenacum, vor Alters Cruciniacum, oder Cruciacum, ein Oberamt und eine Stadt, in dem churpfälziſchen Antheile an der vordern Grafſchaft Sponheim, im oberrheiniſchen Kreiſe.

Das Oberamt enthält 4 Städte, 31 Flecken und Dörfer, und 26 Meierhöfe, und ein Salzwerk, welches das ſtärkſte in der ganzen Pfalz iſt, und, nach Abzug aller Koſten, auf 30,000 Fl. Uiberſchuß tragen ſoll. Das eine Salzwerk liegt diesſeits der Nahe, wo man von Alzey kommt, eine Viertelſtunde von der Stadt, iſt 1729 angelegt, heißt Karlshalle, und hat ungefähr 10 Gradierhäuſer. Zwey andere liegen an jener Seite, davon aber eins, welches 1743 angelegt iſt, und Theodorshalle heißt, nicht dem Churfürſten, ſondern einer Familie in Frankfurth, mit Namen Bartels, gehören ſoll, die daſſelbe vermuthlich als ein Lehen, oder unter einem andern Titel beſitzen werden. Die Sole von der

churfürſtl. Saline wird zu zehnlöthig angegeben, die alſo ziemlich reichhaltig iſt.

Die Stadt Kreuzenach wird durch den Fluß Nahe in die Alt- und Neuſtadt abgetheilt. Sie iſt eigentlich die Hauptſtadt der Grafſchaft Sponheim, und der Sitz des churpfälziſchen Oberamtes. Sie hatte zur Zeit der erſten fränkiſchen Kaiſer einen Königshof. Nach Manheim und Heidelberg, iſt dieſer Ort die größte Stadt in der Pfalz, die aber doch nicht über 550 Häuſer hat. Uiber den Fluß, welcher, gedachter Maßen, die Stadt in 2 Theile abſondert, führt eine ſteinere Brücke, der man das Alterthum aus allen Ecken anſieht. In dem vorderſten Theile der Stadt liegt ein wohl gebauetes Franciscanerkloſter; in dem andern Theile, gleich an der Nahe, iſt die katholiſche und reformirte Kirche, welche inwendig, wie die zu Heidelberg, durch eine Mauer abgeſondert iſt. In derſelben iſt ein ſchönes Monument des lezten Grafen von Sponheim, Symon IV., mit der Inſchrift: Anno Dni. MCCCCXIIII. Cal. Septembr. Nobil. Dominus Symon Comes in Spanheim & Viene hic ſepultus. Cuius anima requiescat in pace. Amen. Die Lutheraner haben eine beſondere Kirche, und an Einwohnern iſt der katholiſche Theil der geringſte, Lutheraner und Reformirte ſind einander gleich, und die ſtärkſten. Die Straßen ſind mehrentheils ſchmahl, die Häuſer gut und ſchlecht durch einander, doch iſt der Ort noch ziemlich lebhaft. Es wird hier auch wöchentlich ein ſtarker Fruchtmarkt gehalten, welcher der Stadt nebſt der herumliegenden ſchönen Landſchaft viele Nahrung verſchaffet. Das Schloß wird der Kauzenberg genannt; es wurde 1689 von den Franzoſen ruinirt; es liegt auf einem hohen felſigen Berge, dicht an der Nahe, in ſeinen völligen Ruinen. Nahe am Schloßberge herum, und an einer Seite der Stadt wird

ziem=

ziemlich viel Wein gebauet, ſonſt aber beſteht die Hauptnahrung der Stadt in Ackerbau und Viehzucht. Die Einwohner handeln mit Wein, Salz, Korn, Mehl, Wolle und Tobac, zu deren Ausfuhre die Moſel und der Rhein ſehr bequem ſind. Fabriken und Manufacturen aber kennt man hier nicht.

Kreuzer. 1. Ein auf der See kreuzendes Schiff; ſ. oben. S. 370.

2. Eine deutſche Scheidemünze, welche ihren Namen von dem vor Alters her darauf geprägten Kreuze hat (*), L. Croſatus, Crucifer, Cruciger, Cruciatus. Fr. Cruche. Es iſt eine kleine Münze von Silber, die in den öſtreichiſchen Landen, Bayern, Schwaben, am Rheine, in Franken, Böheim und Schle-

(*) Nach Joh. Mattheſius Bericht, in der 14ten Predigt, in ſeiner Sarepta, ſollen die Kreuzer ihren Urſprung von dem römiſchen Gelde haben. Denn, weil die Denarii der Römer 10 Aſſes, d. i. ein römiſches Quent Silber ungefähr gegolten haben, ſo ſey auf dieſe Geldſtücke, ein lateiniſches X, welches bey den Römern in der Zählung 10 bedeutet, und auf die halben Denarios ein lateiniſches V, welches 5 bedeutet, gepräget worden; da nun X ein Kreuz, wie das Andreaskreuz auf einigen clausthaliſchen beſchickt- und feinem Gelde ſteht, und V ein halbes Kreuz vorſtellt, und denn nachgehends ſolches X oder Kreuz auf einige Geldſorten, und noch ein, oder noch mehr römiſche Zahlzeichen dabey gepräget worden, wie viel ein Stück an Kreuzern gelte, ſo ſey daher die Benennung der Kreuzer entſtanden.

Hr. Prof. Köhler, in Göttingen, widerlegt dieſes und ſchreibt: „Die Kreuzermünze kann nicht von dem „römiſchen Zahlzeichen, das einen Denarium bedeutet, „herkommen; denn auf den alten Kreuzpfenningen, da„her der Kreuzername entſtanden, ſteht kein X von An„dreaskreuz, ſondern ein ordentliches Kreuz in dieſer „Form +, mithin führt dieſe kleine Münzſorte den Na„men von der darauf geprägten Kreuzfigur, nicht aber „von dem römiſchen Zahlbuchſtaben, der 10 bedeutet. „Man ſetzte aber deswegen ein Kreuz auf dieſe alte Reichs„münze, weil das Kreuz das eigentliche Wappen des deut„ſchen Reiches iſt.“

Uebrigens iſt das Kreuz auf den Kreuzern unterſchieden, einfach, oder ſternweiſe, wie auf den nürnberger Kreuzern.

Schleſien, ſehr gebräuchlich iſt. Man hat davon dreyerley Gattungen, nämlich: leichte, ſchwere und Wechſelkreuzer. Die leichten Kreuzer ſind die gewöhnlichſten, und in allen vorhin erwähnten Ländern gänge und gebe. Ihr Werth iſt, nach unſerm Gelde, $3\frac{1}{7}$ Pfenn. oder 4 leichte Pfennige; 3 machen einen Kaiſergroſchen; 5 einen guten Batzen; 10, ein halbes Kopfſtück; 15, vier gute Groſchen; 20, ein Kopfſtück; 30, ein Achtgroſchenſtück; 60, einen Kaiſergulden, und 90 einen Reichsthaler Courant, aus. Sie werden verſchiedentlich ausgemünzt, indem man halbe, ganze, Drey=, Sechs=, Sieben=, Zehn= Zwölf=, Fünfzehn=, Siebenzehn=, Zwanzig=, Dreyßig=, und Sechzig= Kreuzerſtücke hat. Die ſchweren oder guten Kreuzer ſind in Franken, inſonderheit in dem Bambergiſchen und Würzburgiſchen, desgleichen in den öſtreichiſchen Kreislanden, aber nicht ſo häufig, als die leichten Kreuzer, zu finden. Sie ſind am Werthe 4 gute Pfennige, daß alſo 3 einen guten Groſchen; 4, einen ſchweren Batzen; 48, einen Kaiſergulden, oder 16 Ggr.; und 72, einen Reichsthaler machen. Die Wechſelkreuzer ſind nur eine fingirte Münze, nach welcher an einigen Orten gerechnet wird, und deren 74 einen Reichsthaler machen.

Dieſe Münze hat, allem Vermuthen nach, in den kaiſerlichen Erblanden, beſonders in Tyrol, ihren Urſprung genommen, woher man dergleichen ſchon vom 13ten Jahrh. findet, denen das Zeichen eines Kreuzes aufgeprägt iſt. Die Etſcher Kreuzer findet man ſchon im 15 Jahrh. Erweislich falſch werden dieſelben in Hirſchens Münzarchiv, Th. 1, S. 161, in Ao. 1490, 124 Stück auf die rauhe Mark von $7\frac{1}{2}$ löthigem Silber angegeben, und ihnen S. 188, 190, 216 und 221, der Cours gleich 4 bamberger und würzburg. Pfennigen geſtattet, deren à 28

Stück

Stück pr. 1 Lt. von $4\frac{1}{2}$ löthigem Silber 1593 Stück aus der feinen Mark Silber ausgebracht waren, und 6 Stück dieſer Pfennige den Werth eines ſolchen Kreuzers noch nicht erreicht haben würden; es müſſen alſo wohl 240 Stück derſelben Kreuzer, wie Adelung die in großer Menge zu Meran geſchlagenen Etſcher Kreuzer de Ao. 1473, 15 auf ein Lt. angiebt, 1 Mark rauh gewogen haben, wie denn auch Ao. 1533 zu Augsburg von den Bundesſtänden, und A. 1535 nach dem Münzvertrage zwiſchen dem römiſchen Könige Ferdinand, den Pfalzgrafen Wilhelm, Ludwig, Otto, Heinrich, und Philipp, dann den beyden Städten Augsburg und Ulm, verordnet wurde, 250 Kr. auf die rauhe Mark von 7 löthigem Silber auf die nürnberger, und $294\frac{1}{2}$ St. auf die wiener Mark rauh auszumünzen, mithin die nürnb. Mk. fein Silber darin zu 9 Fl. 31 Kr., und die wiener feine Mk. zu 11 Fl. 12 Kr. rheiniſch ausgebracht war, und dieſes betrug 9 Fl. 20 Kr. auf die cölniſche Mark fein Silber, war alſo ein ſolcher Kreuzer de Ao. 1533 und 1535, $2\frac{1}{7}$ Kr. im 20 Guldenfuß werth.

In den Reichsgeſetzen kommt der Kreuzer am erſten in der zu Eßlingen von K. Karl V. im J. 1524 aufgerichteten Münzordnung vor, wo 3 Kreuzer für einen neuen Groſchen, und 21 ſolcher Groſchen für einen Gulden geſetzt werden. Auch der tyroliſchen Kreuzer wird daſelbſt gedacht, deren auch 3 für einen Groſchen, 63 aber für einen Gulden kommen ſollen. Die Kreuzer wurden gar bald ſo beliebt, daß man ſie, beſonders da die Pfund und Hällerrechnung immer mehr in Abnahme kam, zu einem Münzrechnungsfuß annahm, der ſich bis auf unſere Zeiten aufrecht erhalten hat. Schon 1535 findet ſich, daß 4 Häller einen Kreuzer, 60 Kreuzer einen Gulden rheiniſch oder 20 Schill. in Gold, gethan haben. In K.

Karl V. zu Augsburg 1551 errichteten Münzordnung ſowohl, als in dem K. Ferdinandiſchen Münzedicte von 1559 ſcheinen die Kreuzer in ihrem Reichswerthe und Namen eigentlich autoriſirt und beſtärkt worden zu ſeyn, indem in der erſten nicht nur verordnet wird:

> Zum Achten, zwey und ſiebenzig Stück, die einen Goldgulden und derſelben Stück einen Kreuzer gelten, ſollen auf die Köllniſch Mark gehen 237 Stück und fein halten 6 Loth 1 Gren. wird die feine Mark ausgebracht um 10 fl. 26 kr. $\frac{4}{5}$ pf. ſolche Stücke ſollen durch das Reich Kreutzerer genennet werden.

ſondern auch der Kreuzer zugleich zum Fuß anderer Münzſorten beſtimmt wird, die unter dem Namen der Zwanzig-Zwölf-Zehen-Sechs- und Dreykreuzerer gepräget und genommen werden ſollen. Daher wurde auch verordnet, daß alle dieſe Reichskreuzer auf dem Averſe mit dem kaiſerl. Adler, dem Zeichen J. C., und der Umſchrift: Caroli V. Imp. Aug. P. F. Decreto, ausgemünzet werden ſollten. Nach dem Ferdinandiſchen Münzedicte von 1559, gingen der Kreuzer ſchon mehrere, nämlich $243\frac{1}{2}$ Stück auf die cölniſche Mark, hielten fein 6 Lt. 4 Grän, und wurde die feine Mark ausgebracht zu 10 Fl. $26\frac{1}{7}$ Kr. ſo daß ein ſolcher Kreuzer im Conv. 20 fl. Fuß am Werthe $1\frac{1339}{1461}$ Kr. betrug, nach demſelben aber Zehen-Fünf-Zweyeinhalb- und Zweykreuzerer gepräget und genannt. Auch in dem K. Maximilianiſchen Reichsabſchiede, zu Speyer 1570 errichtet, ſind die Kreuzer unter die Reichsmünze gerechnet, und ihrer nachher immer mehrere, auch von auswärtigen Reichen, als z. B. polniſche Kreuzer, gepräget, und in den neuern Zeiten die Welt damit dermaßen überſchwemmet worden, daß man in mancher Periode faſt

faſt nichts als Kreuzer geſehen hat, und öfters große, ja ſelbſt Capitalzahlungen, wider alle Reichsgrundgeſetze vom Münzweſen, in Kreuzern anzunehmen ſich gezwungen ſahe. Wie nun die Gulden und Thaler der Reichsrichtpfennig der groſſen ſilbernen Sorten waren, ſo waren es die Kreuzer bey den kleinen mit dem ſchon bemerkten Unterſchiede, daß man die Kreuzer auch zum Richtpfennig der Gulden und Thaler gebrauchte, ſo daß 60 Kreuzer einen Gulden rheiniſch, 72 einen Gulden meißniſch und fränkiſch, und 90 einen Reichsthaler ausmachten. Es wurden aber die Kreuzer nach und nach, mit den übrigen kleinen Münzſorten immer ſchlechter, bis ſie endlich im J. 1693, nach dem Schluſſe der V. Stände, 400 St. pr. rauh Mark von 5 $\frac{1}{3}$ Loth haltigen Silber, und folglich die Mark, fein zu 20 Fl. auszuprägen, verordnet wurde. In Franken gab es, wie ich bereits erwähnt habe, auch ſchwere Kreuzer, deren 72 auf einen Reichsthaler gingen; im Reiche ſind ſie ſchon ſeit 1551, 60 auf 1 Fl. geſetzt, und an denen Orten, wo der Conventions 24 fl. Fuß zulaſſungsweiſe eingeführt iſt, werden deren 375 Stück auf die rauhe cöln. Mark von 4 löthigem Silber geſchrotet, wobey die cöln. Mk. fein Silber, mithin zu 25 F. ausgebracht iſt. Seit 1760 hat man nun auch angefangen, kupferne Kreuzer auszumünzen, wobey die Mark Kupfer gemeiniglich zu 30 Kr. ausgebracht iſt.

Bey Gelegenheit der in die kön. preuß. Staaten häufig eingebrachten ſchleſiſchen und andern Kreuzer, worauf kein Bildniß oder Kopf befindlich war, und welche weder in Schleſien ſelbſt, noch anderwärts, weiter für voll, ſondern $7\frac{1}{2}$ Kreuzer nur für 1 Sgr. genommen wurden, verordnete K. **Friedrich** Wilhelm I. daß gedachte Kreuzer im Handel und Wandel nicht

höher, als das Stück zu einem halben Dreyer, oder 8 auf 1 Sgr., genommen werden ſollten.

Edict, wegen der frembden geringhaltigen kleinen Scheidemünze, inſonderheit wegen der Kreuzer, worauf kein Bildniß oder Kopf befindlich. Sub dato Berlin, d. 11 Mart. 1732, ſt. in Mylius Corp. Conſt, March. 4 Th. 1 Abtheil. Nr. CIX, Col. 1351, f.

Berechnung der Kreuzer gegenwärtiger Zeit,

nach den Stücken, die zu Folge der verſchiedenen Münzfuße auf eine cölniſche Mark fein Gold und Silber gehen, und des Werthes eines jeden Stückes in Paſſierpiſtolen, à 5 Rthlr. nach dem 20 fl. Fuße, und in preußiſchem Courentgelde (*).

	Folgende Stücke gehen auf eine cölniſche Mark fein		Werth eines Stückes Convent. 20 fl. Fuß, die Paſſ. Piſtole á 5 Rthlr.		in dem preußiſchen Courentfuß	
	Gold.	Silber.	Gr.	Pfenn.	Gr.	Pfenn.
Kreuzer, 90 auf 1 Rthlr. nach dem						
a) augsburger Girofuß, Paſſ. Piſtolen á $3\frac{119}{127}$ Rthlr. - - - - - - -	$13972\frac{56}{127}$	$944\frac{112}{127}$	—	$4\frac{8}{125}$	—	4.3
b) Convent. 20 fl. Fuß, Paſſ. Piſtolen à 5 Rthlr. - - - - - - -	17745	1200	—	$3\frac{1}{5}$	—	$3\frac{9}{25}$
c) Preuß. oder Tyroler Cour. Fuß, Paſſ. Piſtolen, à $5\frac{1}{4}$ Rthlr. - - - -	$18632\frac{1}{4}$	1260	—	$3\frac{1}{21}$	—	$3\frac{1}{5}$
d) Convent. 24 fl. Fuß, dergl. à 6 Rthlr.	21294	1440	—	$2\frac{2}{3}$	—	$2\frac{4}{5}$
e) Convent. 25 fl. Fuß, dergl. à $6\frac{1}{4}$ Rthlr.	$22181\frac{1}{4}$	1500	—	$2\frac{14}{25}$	—	2.7

Jo. Ge. Schoapps Tabellen der Reichskreuzer, reducirt gegen fünfzigerley in- und ausländiſche Münzen. Nürnb 1712, f.

(*) S. Hrn. Gerhardt Handbuch der deutſchen Münz- Maaß- und Gewichtskunde, (Berl. 1788, gr. 8. S. 124.

Kreu-

Kreuzigen. 1. Bey den Tuchmachern, die vollen Gänge mit einem Stocke bemerken, welcher die Fäden kreuzweiſe geſchlungen hält, und das Ende eines Ganges bezeichnet.

2. Das Zeichen des Kreuzes mit den Fingern in der Luft machen, doch nur im gem. Leben, und in der N. A. ſich kreuzigen, ſich mit dem Zeichen des Kreuzes ſegnen. Man möchte ſich kreuzigen und ſegnen! Siehe oben, S. 54, fgg.

3. An das Kreuz ſchlagen, eine ehemahlige ſchimpfliche und ſchmerzhafte Art der Hinrichtung; ſ. oben, S. 20, fgg.

(1) Eigentlich. Chriſtus iſt gekreuziget worden. Jeſum den Gekreuzigten ſuchen, Matth. 28, 5.

(2) Figürlich in der deutſchen Bibel und bibliſchen Schreibart. Sein Fleiſch kreuzigen, den alten Menſchen kreuzigen, die ſinnlichen Begierden, der unangenehmen damit verbundenen Empfindungen ungeachtet, unterdrücken.

Daher die Kreuzigung, in allen obigen Fällen.

Bekreuzigen, mit einem Kreuze verſehen. In den Rechten der mittlern Zeiten bedeutete ein Haus bekreuzigen, daſſelbe durch Aufſteckung des Kreuzes befrohnen, d. i. den Gerichtszwang daran ausüben; ſ. oben, S. 15.

In der dritten Bedeutung bey dem Ottfried cruzen, und noch bey dem Opitz kreuzen, bey dem Notker chriucigen, der auch das Hauptwort Chrucigunga hat.

Kreuznach, ſiehe Kreuzenach, oben, S. 371.

Kreyendorf, ½ Meile von Moritzburg, im meißniſchen Kreiſe des Churfürſtenthumes Sachſen, iſt wegen ſeiner beſonders mächtigen Torflager, welche in der dortigen Gegend mit Vortheil genutzet werden, merkwürdig.

Kreyer, Fr. Craie, eine Art niederdeutſcher und nordiſcher (inſonderheit ſchwediſcher und däniſcher) Laſtſchiffe, welche drey Maſten, aber ohne Maſtkorb und Stenge, d. i. Obermaſt, führen.

Siehe auch Caracke, VII Th. S. 644.

Kreyfeld, ſiehe Krefeld, im XLVIII Th. S. 429.

Kreyſcha, ein churf. ſächſiſches ſchriftſäſſiges Kammergut, im Amte Schweinitz, im Curkreiſe, mit einem Dorfe und einer Kirche, an der alten Elbe, Torgau gegen über. Hier iſt eine churfürſtliche Stuterey, welche der zu Torgau untergeordnet iſt. Dieſes Kammergut nebſt den churfürſtl. Vorwerken Döbrichau und Görnewitz müſſen, wenn es nöthig iſt, das Heu und Rauchfutter in die torgauer Stuterey liefern.

Auf der Güſſelfeldiſchen Karte ſteht Kreiſchau, Döbrichau, welches leztere auf der Seuteriſchen ganz fehlt.

Kribbel=Krankheit, ſiehe Kriebelkrankheit.

Kribbeln, **Kribbel=Kopf**; ſiehe Kribbeln.

Kricklich, ſiehe Gricklich, im XX Th. S. 18.

Kriebel=Kopf, ſiehe Kriebeln.

Kriebel=Krankheit, **Kribbel=Krankheit**=**Kribbel=Sucht**, die Kornſtaupe, der krumme Jammer, die krumme Krankheit, die ſteife Krankheit, die ziehende Seuche, L. Convulſio cerealis, Necroſis cerealis, Fr. Maladie produite par le ſeigle ergoté, eine epidemiſche Nervenkrankheit, in welcher nach einem ſtarken Schweiße kleine Blattern über den ganzen Körper hervor kommen, und ein heftiges Jucken verurſachen, wobey der Kranke ein Kriebeln (Kribbeln) der äuſſern Haut, welches der Bewegung laufender Ameiſen gleich kommt (Formicatio), in den Spitzen der Finger, und oft unter der ganzen Haut des Körpers, empfindet, welche, wo nicht vom Mutterkorne oder den Kronzapfen, doch von ganz friſchem

ſchem in Menge genoſſenen Rocken, und überhaupt von ſchlechter und verdorbener Nahrung, entſteht.

Dieſe epidemiſche, und von andern allgemein herrſchenden Krankheiten gar ſehr verſchiedene Krankheit, wird mit dem alten deutſchen Namen: Kriebelkrankheit, oder die Krampfſucht, belegt. Der lateiniſche Name, Morbis epidemicus convulſivus malignus, welchen Hurſt zuerſt gebraucht hat, iſt mehr eine aus dem Hauptzufalle hergenommene Beſchreibung der Krankheit und daher der Krankheit gut angemeſſen. Die Benennung: Morbus ſpasmodicus vagus aber, welche Hoffmann (1), zu Anfange des jezigen Jahrh., dieſer Krankheit gab, iſt eben ſo wenig ſchicklich, als der neue; denn es dürfen nicht alle krampfhafte Krankheiten, die aus beſondern, und einem jedem Menſchen eigenen, Urſachen entſtanden ſind, unter der Kriebelkrankheit begriffen werden, ſondern nur die, welche epidemiſch herrſchen, und daher eine allgemeine, weit ausgebreitete Urſache haben. Daher ſcheinen auch alle die Krankengeſchichten, die Hoffmann ſeiner Beſchreibung als Beyſpiele beigefügt hat, wenig zur Erklärung derſelben beyzutragen, und gehören alſo nicht hierher.

Linné (2) definirt die Kriebelkrankheit durch Contractio ſpaſtica, cum agitatione convulſiva dolore violentiſſimo periodica. Vogel's (3) Definition: Convulſio cum ſpaſtica articulorum contractione & dolore immani, periodica weicht eben nicht ſehr von jener ab. Meiſterhaft iſt aber des Leztern Paraphraſe: „Im Anfange findet ſich in den Gliedmaßen dämiſ„ſches Weſen, und im Rücken Schmerz mit einer Em-

(1) Med. ration. ſyſtem. To. IV. P. 3, Sect. 1, c. 3.

(2) Gen. morb. no. 145.

(3) Gen. morb. no. 192.

„Empfindung von Stechen und Ameiſenkriechen, die „ſich durch den ganzen Leib verbreitet. Kurz nachher „werden die Glieder bald ſteif, bald verzückt, bald „zuſammen gezogen, und zugleich ſind die Augen bald „ſtarr, bald verdreht, bald iſt der Mund verzerret, „der Schlund zuſammen geſchnürt, und die Zunge rück„wärts gezogen. In den Muskeln ſämmtlich iſt ein „ſo heftiger Schmerz, daß die Kranken ſchreyen, de„liriren, und, wenn ſie nicht gefeſſelt werden, wütend „umher laufen und ſich ſelbſt Schaden thun. Einige „werden blind, andere blödſinnig, andere ſchwermü„thig, wieder andere raſend. Zuweilen kommt Fie„ber und Ochſenhunger ſymptomatiſch dazu. Bey vie„len iſt Ekel und Erbrechen vorhanden, bey nicht we„nigen die Krankheit hindurch ein Durchfall. Zuwei„len ſchwellen nach mehrern Convulſionen die Glieder „an, und oft brechen daſelbſt Waſſerbläschen und Beu„len, auch Frieſelausſchlag, aus. Zuweilen findet ſich „auch Naſenbluten, oder Bluthhuſten. Manchmal „entfallen den Fingern und Zehen ihre Nägel. Die „Paroxysmen finden ſich 2, 3, und mehr mal des Ta„ges ein, dauern 1 bis 2 Stunden, worauf Schweiß „und Schlummer folgen, und Betäubung nachbleibt. „Die Periode dieſer ganzen Krankheit iſt manchmal „nur 1 Woche, manchmal 1, 2, auch mehr Mona„the, ſo daß viele bald daran ſterben; manche, wenn „ſie auch das Leben friſten, in andre Nervenübel, „als, fallende Sucht, Lähmungen, Tetanus, oder in „Krankheiten des Geiſtes, oder in Auszehrung, ver„fallen. Schweiß und Krätze ſind als heilſame Kri„ſen bemerkt worden. Zuweilen bleibt, nach erlang„ter Geſundheit, Schwindel, ſchwaches Geſicht, Blind„heit, Ohrengällen, eine Zeitlang nach. Den Rück„fall verkündigt eine widernatürliche Eßluſt.“

Dieſe Krankheit iſt keine ſo neue Krankheit als Einige vermuthet haben. Wenn man in die entfern-

teſten

teſten Zeiten des Weltalters zurück ſieht, wird man Spuren davon entdecken. Vielleicht iſt, da Gott dem jüdiſchen Volke die Krankheiten des Getreides zur Strafe ankündigt, auch die Krampfſucht daraus entſtanden. Denn die Worte der Bibel, welche die Krankheit des Getreides in unſerer Sprache ausdrücken, ſind zwar überall Brand (4); allein, der Grundtext ſowohl, als die LXX Dolmetſcher geben es nicht überall mit gleichen Ausdrücken.

Der erſte unter den alten Schriftſtellern, welcher uns einige Nachrichten von den Getreidekrankheiten überliefert hat, iſt der ältere Plinius. Aus dem von dem Könige Numa Pompilius angeordneten Brandkornfeſte (Robigalia oder Rubigalia) läſſet ſich leicht ſchließen, daß die Römer der damaligen Zeit dieſes Uibel nicht geringe geachtet haben (5); und vielleicht hatte das Ofenfeſt (Fornacalia), welches von eben dem Könige geſtiftet wurde, auf die Abſicht das Korn von dem Gifte durch Dörren zu reinigen, wiewohl Andere dieſem Feſte einen andern Urſprung zuſchreiben (6). Daß aber dieſe Krankheit des Getreides ſehr gewöhnlich und fürchterlich bey den Römern

(4) 5 Moſ. 28, 22. 1 Kön. 8, 37. 2 Chron. 6, 28. Amos 4, 9. Haggai 2, 17.

(5) Robigalia waren ein Feſt zu Rom, welches man d. 25 Apr. dem Robigo zu Ehren beging, damit er nicht den Brand in das Getreide kommen laſſen ſollte. Schon Numa hatte ſolches eingeführt, und es wurden daran ein Hund und Schaf geſchlachtet, und deren Eingeweide mit Weihrauche geopfert *Plin.* Hiſt. nat. L. 18, c, 29. *Varro* de L. L. Lib. 5. c. 3 *Ovid.* Faſt. 4. V. 901. *Gyrald.* Synt. Deor. 17, p. 495. *Alex. ab Alex.* L. 6, c. 8. *Struv.* Antiq. rom. c, 1, p. 57.

(6) Fornacali waren ein Feſt zu Rom, welches Numa einführte. Es wurde den 18 Feb. der Deae Fornaci zu Ehren gehalten, damit das Getreide wohl und glücklich gedörret, und zum Stampfen vorbereitet werden könne. *Plin.* L. 18, c. 2 *Gyrald.* 1 p, 41. *Alex. ab Aex.* L. 4, c. 12.

mern geweſen ſey, beweiſet die Stelle (7): „Die gemeine Seuche aller Saaten iſt der Kornbrand.“ Und kurz vorher: „Das von der Luft herrührende „Uibel der Feldfrüchte und der Weinberge, der „Brand, iſt ſchädlicher, als irgend eines.“ Vielleicht iſt auch die Krankheit, welche zu Athen kurz vor dem Tode des Perikles herrſchte, und, nach dem Berichte des Thucydides (8), der ſie ſelbſt überſtand, mit dem trocknen kalten Brande überein kam, hieher zur rechnen, obwohl den Kranken nach ausgeſtandenen vielen Schmerzen, Hände und Füße, Arme und Beine abfielen, und wogegen die Aerzte gar kein Mittel auszufinden vermochten.

Galenus (9) empfiehlt den Bäckern, mit dem fremden Geſäme im Brodkorne vorſichtig zu ſeyn, es vorher zu ſieben, und nicht zu glauben, wenn man etwann nicht ſogleich üble Folgen davon ſähe, daß es keinen Schaden verurſache, welcher ſich nachher erſt äuſſern könne. Er meint zwar eigentlich nur das Schwindelkorn (Lolium temulentum); allein, da er überhaupt ſchädliche Folgen vom Brode bemerkt, ſo kann allerdings die Urſache der Kriebelkrankhet mit darunter verſtanden werden.

Die erſten Nachrichten, die man in den jüngern Zeiten von der Kriebelkrankheit findet, ſind von den Jahren 1587 und 1592, ſo wie ſie um Hirſchberg, Schmiedeberg und Landshut ſich ereignet hat. Dieſe beſchreibt Caſp. Schwenkfeld (10), als ein ſehr gefährliches Uibel, und leitet die Urſache von dem in den Gebürgen erbaueten Korne her, welches durch Hagelwet-

(7) *Plin.* L. 18, c. 17.
(8) *Thucydides* de bello pelopones. & attico, L. 2.
(9) De alimentis, L. 1, c. 37.
(10) Theriotropheum Sileſiae. Lign. 1604.

wetter von einer Manna aërea maligna, ſ. rore venenato & acri, überfallen wurde, ſo, daß die Menſchen, welche Brod davon genoſſen, beſonders alte Leute, Weiber und Kinder, krumm davon geworden ſeyn.

Aus der Beſchreibung einer Krankheit, welche im J. 1579 in dem heidelbergiſchen Waiſenhauſe und um Worms wütete, ſollte man faſt ſchließen, daß keine andere, als die Kriebelkrankheit, darunter verſtanden werde, ob ſie gleich nicht genannt wird. Die Kinder hatten Zuckungen in der Bruſt, Krämpfe im Magen, waren wechſelsweiſe ſtumm und redeten dann wieder irre, wurden von Spulwürmern geplagt, und genaſen ſehr langſam (11). Die Aerzte legten die Schuld auf üble Speiſen, und auf die wegen der Näſſe nicht reif gewordenen Früchte.

Im J. 1599 herrſchte in Heſſen, in den benachbarten Gegenden, eine convulſiviſche Krankheit, welche die mediciniſche Facultät zu Marburg dem Mutterkorne zuſchrieb. Sie gab im J. 1597 ein kleines Werk über die Zufälle, die Urſache und die Behandlung dieſer Krankheit deutſch heraus (12). Aus dieſer Quelle ſcheint **Sennert** die lange Beſchreibung genommen zu haben, die in ſeinem Werke von den Fiebern vorkommt (13).

In

(11) *Jo Phil. Brendelii* Conſil. med. p. 407.

(12) Das marburgiſche Conſilium kam im J. 1596 heraus. Eine Ueberſetz. deſſelben hat Gregor Horſt, Opp. med. To. 2. L. 8, p. 422. Dieſes Conſilium iſt das erſte erhebliche Actenſtück, welches wir über dieſe Krankheit haben; und dies hat auch gemacht, daß man die heſſiſche Seuche für die erſte Erſcheinung der Kriebelkrankheit gehalten, und die Zeit, wann ſie zuerſt beobachtet wurde, auf das J. 1596 geſezt hat.

(13) De febrib. L. 4, c. 16. de febre maligna cum ſpasmo. p. 562. Willis und Cartheuſer haben dieſe Krankheit nach dem Sennert beſchrieben.

In dieſer Epidemie, machte, nach der Beſchreibung der Marburger Aerzte, ein heftiges Jucken in der äuſſern Haut, welches bald in den Händen, bald in den Füßen, bald in den Händen und Füßen zugleich, und bald in einer, bald in beyden Seiten war, und der Bewegung laufender Ameiſen gleich kam, den Anfang der Krankheit, und es war den Kranken, als wenn ihre Glieder voll Ameiſen, und eingeſchlafen wären. Bald darauf folgten Verzuckungen und ſeltſame Bewegungen der Glieder. Die Verzuckungen fiengen in den Fingern und Händen an, breiteten ſich nachher weiter aus, ſtiegen die Arme hinauf, und verbreiteten ſich in den ganzen Körper, welcher ſo zuſammen gezogen wurde, daß er einer Kugel ähnlich war, oder der Länge nach ausgeſtreckt, und gleichſam gewaltſamer Weiſe ausgedehnt auf dem Bette lag. Dieſe Krämpfe dauerten zuweilen in einer Reihe fort, zuweilen aber kamen ſie in Anfällen wieder. Bisweilen dauerte die Bewegung nur in den Händen, oder am Munde, oder in den Lippen und Augen fort. Dieſer Krampf währte, nach der Menge und Beſchaffenheit der angeſteckten Säfte, eine bald längere, bald kürzere Zeit, und hörte nicht eher auf, als bis alle dampfende Materie durch dieſe Bewegung und Erſchütterung der Glieder ganz ausgetrieben und zerſtöret worden war. So bald dieſe ausgetrieben war, hatten die Gliedmaßen ſo lange Ruhe, bis von neuem ſolche Dünſte rege wurden. Dieſe Spannungen und Zuckungen begleitete ein grauſamer, nicht zu beſänftigender Schmerz, ſo, daß die Kranken, wegen der Heftigkeit deſſelben entſetzlich ſchrien. Diejenigen, welche mit Zuckungen befallen waren, verlangten, man möchte die zuſammen gezogene Theile ausdehnen, oder die ausgedehnten einwärts biegen; denn auf dieſe Weiſe ſchien der Schmerz an Heftigkeit nachzulaſſen. Einige hatten in dem ganzen Körper die Empfindung des

äuſſerſten Froſtes; andere empfanden die ſtärkſte Hitze, und diese bekamen nachher hitzige Fieber. Der Krampf befiel die Leute ſo plötzlich und unvermuthet, daß ihnen bey Tiſche das Meſſer oder der Löffel aus der Hand fiel, und ſie auf die Erde niederfielen. Andere wurden auf dem Felde, oder in den Wäldern, gleichſam wie vom Donner gerrührt, von dieſen Krämpfen befallen. Einige brachen Schleim von ſich, bey einigen wurden nur die Gliedmaßen von Verzuckungen befallen; Andere, bey denen nicht zeitig genug ſchickliche Heilmittel gebraucht wurden, befiel eine wahre Epilepſie, mit Abweſenheit der innern Sinne. Nach dem Anfalle waren einige wie vom Donner gerührt, und gleichſam todt; Andere befiel eine 3 bis 4 Tage lang dauernde Schlafſucht, oder ſie wurden närriſch, daß ſie, ihres Verſtandes gänzlich beraubt, die Speiſen, die ſie, um ihren Hunger zu ſtillen, gefordert hatten, in die Miſtgrube warfen, und alle Schamhaftigkeit ablegten. Andere liefen furchtſam, und die Einſamkeit liebend, mit oder ohne Hemd, durch die Felder und an die Flüſſe; wieder andere fielen, wie Raſende, die Beyſtehenden wütend an, und giengen ſelbſt auf ihre Anverwandte los, ſo, daß man einige durch Banden im Zaum halten mußte. Noch andere hatten einen lächerlichen Wahnwitz. Dieſe nach der Verſchiedenheit der Temperamente verſchiedene Zerrüttung des Gemüthes dauerte viele Tage, und bey einigen eine ſehr lange Zeit fort; und ob ſie ſchon, wenn die Anfälle vorüber waren, wieder zu Verſtande kamen, ſo führten ſie ſich doch wie Betrunkene auf, giengen ſtolz einher, gaben ihren Füßen eine ſeltſame und närriſche Stellung, erinnerten ſich deſſen, was in dem Anfalle mit ihnen vorgegangen war, nicht, und klagten über keinen gegenwärtigen oder vorhergegangenen Schmerz. Dieſe Verwirrung des Verſtandes endigte ſich ſelten, ohne eine Folge zurück zu laſ-

ſen;

ſen; denn es blieben nach überſtandener Krankheit, Ohrenbrauſen, ſchweres Gehör, eine Verdunkelung des Geſichtes, und ähnliche Krankheiten, zurück. Bey Einigen wurden die Gliedmaßen gelähmt und unbrauchbar. Wenn der Anfall vorüber war, wurden faſt alle Kranke von dem heftigſten Hunger und Eßbegierde geplagt, ſo, daß ſie nicht zu ſättigen waren, und eine unglaubliche Menge Speiſen zu ſich nehmen konnten, ohne daß einige Empfindung einer Beſchwerlichkeit, oder Ueberladung, erfolgt wäre. Dieſe bekamen hernach einen Durchfall, der bis zu Ende der Krankheit dauerte, und deſto heftiger war, in je geringerer Menge die Kranken die Speiſen zu ſich nahmen. Bey andern entſtanden auſſerordentlich große Geſchwülſte an den äuſſern Gliedmaßen, mit großen erhabenen Blaſen; öffnete man dieſe, ſo floß eine Menge Gauche heraus, ohne daß die Krankheit davon vermindert worden wäre. Dieſe Krankheit war insgemein anſteckend, und fiel diejenigen, die beyſammen wohnten, zugleich an, obſchon bey Einigen der Same des Giftes viele Monathe, ja ganze 2 Jahr lang, verborgen lag, ehe er ſich offenbarte. Einige, die gut geheilt worden waren, erlitten in dem darauf folgenden Jahre, vornehmlich im Jenner, einen Rückfall.

Die Krankheit hatte ſchon ganze 2 Jahr, nämlich 1595 und 1596, in ganz Weſtphalen, Heſſen und den benachbarten Orten, geherrſcht. Es war jene Zeit die traurigſte; denn der Krieg in den Niederlanden ſchränkte ſich nicht auf die Niederlande allein ein; die Tyranney der Spanier, die Mordbrennereyen, häufige Todtſchläge, und die Zerſtreuung der Gemüther, hatten ſich auch in andere Provinzen verbreitet; die muthwilligen Soldaten verwüſteten alles, ſo, daß die unbebaueten Felder zur Erhaltung der Einwohner nicht hinlänglich waren. Zu derſelben Zeit richtete eine grauſame Peſt in ganz Italien und in dem obern Theile Deutſchlandes die grauſamſte Verwüſtung an. Die marburgiſchen Aerzte ſagen in ihrem Antwortſchreiben, der

Mangel des Getreides ſey in Weſtphalen ſo groß geweſen, daß das gemeine Volk mit zur Nahrung ganz ungeſchickten Dingen den Hunger zu ſtillen geſucht habe. Eben dieſe Krankheit ſcheint in dem Kriege, der Deutſchland im vorigen Jahrhundert ganze 30 Jahr hindurch zum Aufenthalt ſo vieler unbändigen Völker machte, epidemiſch geherrſcht zu haben.

Die zwey Heilungsanzeigen, welche die marburger Aerzte zu befolgen riethen, beſtehen in dem Gebrauche der Purgier- und gifttreibenden Mittel, und ſolcher, die das Nervenſyſtem ſtärken. Bey dieſer Seuche wurden noch folgende zwey Bemerkungen gemacht, die hier angeführt zu werden verdienen. 1. Diejenigen, die während des Verlaufes der Krankheit von der Epilepſie befallen wurden, genaſen faſt niemals. 2. Die Kranken, welche närriſch wurden, blieben es, bis ſie ſtarben. 3. Obſchon viele Perſonen noch lange, nachdem ſie dieſe Krankheit überſtanden hatten, lebten, ſo hatten ſie doch alle Jahr im Jänner und Febr. einige Empfindung davon. 4. Dieſe Seuche war nicht völlig von aller Anſteckung frey, welches man an andern Orten nicht geſehen hat. 5. Die Leichname der an dieſer Krankheit Verſtorbenen giengen weit eher in Fäulniß über, als die nach jeder andern Krankheit geſtorben waren (14). 6. Sie ſchonte ſo gar einige Thiere nicht; beſonders wurden die Hirſche von derſelben, wie die Menſchen, befallen. Man ſahe ſie auf der Erde in einer großen Starrung liegen.

Von dieſer Zeit an, bis 1647, findet man keine Nachricht von irgend einer, dieſer ähnlichen Epidemie. Joh. Drawitz gab ſeinen Tractat von dem ſchmerzma-

(14) Die andern Beobachter haben in Rückſicht auf die Fäulniß der Leichname eben daſſelbe angemerkt; und Hr. Taube wurde durch den ſchrecklich faulichten Geſtank der Leichname, den ſie ſehr bald ausdunſteten, ſehr afficirt.

machenden Scharbock, in dieſem Jahre, zu Leipzig, zuerſt heraus; in demſelben führt er die Kriebelkrankheit, in einem eigenen Abſchnitte, unter dem Namen: Affectus ſcorbutico-ſpasmodicus, auf.

Er ſetzt die Grundurſache dieſes Uebels in einer ſchädlichen verderblichen Melancholie, oder in einem zähen Schleime, welcher in einer giftigen Scharbockſammlung beſtehe, und um den Magen, Milz, Leber und Zwerchfell liege, im Gekröſe Verſtopfung und Verſäurung veranlaſſe, und hernach als ein giftmäßiger Dampf das weiße Geäder anhauche. Dieſe Melancholie rühre von groben, rohen und unannehmlichen Speiſen, welche in der Theurung und Hungersnoth gegeſſen werden, her. Er geſteht aber ſelbſt, daß ihm die Urſachen der verſchiedenen Auftritte in dieſer Krankheit noch unerforſchlich geblieben ſeyn. In Beſtimmung der Zufälle aus den Temperamenten der Kranken, iſt er ſehr genau und zutreffend. Er hat die Krankheit bald mit, bald ohne Fieber geſehen. Er miſcht in der Folge die Lieblingsurſache vieler Krankheiten damaliger Zeiten, die Bezauberung, mit ein; allein, er erklärt ſich doch ganz deutlich, wie wenig er davon halte. Von dem Ausgange der Krankheit urtheilt er, daß ſie möglich zu heilen ſey, wenn in Zeiten zu Hülfe gekommen würde; wenn aber der Verſtand einmal verrückt wäre, ſo ſey wenig zu hoffen. Er behauptet die Möglichkeit des Anſteckens, und warnet die Aerzte, ſich durch Verwahrungsmittel dagegen zu ſchützen. Endlich kommt er auf die Heilart, und beweiſet, daß bey dieſer Krankheit keine allgemeine Statt finde. Er billigt den Nutzen der marburgiſchen Purgierlatwerge, zieht aber im Anfange das Erbrechen vor, und räth gleichfalls zur marburgiſchen Stärklatwerge und zu dem Kriebelpulver. Als er von dieſen Mitteln nicht allezeit die gehoffte Wirkung erfolgen ſahe, verſuchte er verſchiedene andere, worunter er die Valeriana ſylveſtris obenan ſetzt. Die übrigen ſind gleichfalls aus dem Pflanzenreiche. Wenn aber nach dem anhaltenden Gebrauche aller dergleichen Mittel die gehoffte Beſſerung nicht erfolgt, ſo empfiehlt er ſchweißtreibende. Zu den äuſſerlichen Mitteln nimmt er ferner ſeine Zuflucht, und hoffet viel von Fontanellen, noch mehr aber von Senf- und Blaſen-Pflaſtern. Salben von allerley Art, beſon-

ders nervenſtärkende, werden empfohlen. In der Diät iſt er ziemlich ſtrenge, und unterſagt mancherley. Unter den Krankengeſchichten zeichnet ſich die dritte beſonders aus, wobey er Blutegel mit großem Nutzen am Halſe ſetzen ließ, worauf ſich die Krankheit durch einen Ausſchlag gehoben hat.

In den Jahren 1648, 1649 und 1675, zeigte ſich die Kriebelkrankheit heftig im Vogtlande, und den umliegenden Gegenden (15). Bey dieſer Gelegenheit ließ der plauiſche Arzt, Ge. **Leisner**, die Schrift der marburger Aerzte, in das Deutſche überſetzt, abdrucken.

In den J. 1672 und 1675, graſſirte dieſelbe in Weſtphalen, und hin und wieder in den am Niederrhein gelegenen Oertern. Zu eben der Zeit verurſachete der plötzliche Einfall **Ludwig's** XIV. in Holland, und des **Türenne** in Weſtphalen, in dieſen Ländern eine Hungersnoth und allgemeine Verwüſtung, woher viele Krankheiten, und unter andern die Peſt, die Ruhr und die Kriebelkrankheit entſtanden, weshalb auch damals die duisburgiſche Academie ihren Ort zu verlaſſen, und 2 Jahr in der jenſeit des Rheines liegenden Stadt Meurs zu bleiben genöthigt war. **Barbeck**, welcher damals bey gedachter Acad. zum Lehrer geſetzt war, hat in einer Diſſert. v. J. 1673, de morbis convulſivis, dieſe epidemiſche Krankheit beſchrieben.

Wepfer ſagt, ſie habe im J. 1693 in einem Theile des Schwarzwaldes graſſirt, und führt einige ſchreckliche Beyſpiele derſelben an (16).

Im

(15) Fr. *Hoffmann* Med. rat. ſyſt. To. 2. p. 300.
(16) De morbis capitis, obſ. 120. Er ſchreibt die Krankheit dem Brande, und überhaupt einer ſchlimmen Eigenſchaft des Getreides, zu.

Im J. 1702 herrſchte ſie in dem ganzen Freyberger Gebiethe (17); und im J. 1716 wütete ſie in der Lauſitz, und in der Schweiz, desgleichen in Holſtein.

Im J. 1709, wurde ſie zuerſt in Frankreich, aber unter der ſchrecklichen Folge des kalten Brandes, in den Memoir. de l'Acad. de Paris, 1710, beſchrieben, ob ſie gleich vorher, nach dem Briefe des Hrn. Tiſſot (18), in den Jahren 1630, 50, 70 und 74, in verſchiedenen franzöſiſchen Gegenden war bemerkt worden. Die Urſache derſelben wird in der gedachten franzöſiſchen Nachricht, bloß den Kornzapfen zugeſchrieben.

Eben dieſe Krankheit fing im J. 1710, nach dem überſtandenen harten Winter, deſſen Andenken der Nachkommenſchaft unvergeßlich bleiben wird, unter

 den

(17) Hoffmann, Med. rat. ſyſt. To. 2. p. 300. Sie herrſchte auch im Hannoveriſchen, vornehmlich gegen die hannoveriſche Gränze, inſonderheit in der Vogtey Hankensbüttel. Noch früher ſahe Jo. Conr. Brunner Fälle der Kriebelkrankheit auf dem Harze, die daſelbſt ſehr gemein war, und leitet die Krankheit von dem Mutterkorne ab. Ephem. Nat. Cur. Dec. III. Ann. 2, p. 300.

(18) S. A. D. *Tiſſot* epiſtola ad Dn. G. Baker, de morbis ex uſu ſecalis cornuti; data Lauſannæ, d. 28 Jun. 1764, & iterum 16 Nov. 1769, ſt. in Philoſ. Tranſact. Vol. LV, for the year 1765, Art. 17, S. 106 — 126; und in Deſſen epiſtolis medico-pract. auctis & emend. Lauſanne 1770, gr. 12. S. 477 — 522.

D. überſ. u. d. T. S. A. D. Tiſſot Nachricht von der Kriebelkrankheit, und ihren vermutheten Urſachen aus dem Genuſſe der Kornzapfen; in einem Schreiben an den Hrn. Ge. Baker: ſt. im 12 St. des Neuen Hamb. Magaz. 1767, 8. S. 531 — 560; und im 83 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1770.

Eine andere Ueberſetz. u. d. T. Hrn. S. A. D. Tiſſot Nachricht von der Kriebelkrankheit und ihren wahrſcheinlichen Urſachen aus dem Genuſſe des Mutterkorns, überſ. und mit Anmerk. erläutert, nebſt noch einigen andern Abhandlungen. Lpz. 1771, 8. 9 B.

Eb. Deſſ. Abh. von den Krankheiten, die durch das Mutterkorn verurſacht werden, ſt. in Deſſen ſämmtl. Schriften, 5 Th. (Lpz. 1782, 8.) S. 636, ſqq.

den ſpaniſch-öſtreichiſchen und polniſch-ſächſiſchen Kriegsunruhen, wieder zu wüten an, da kurz vorher die Peſt in Preuſſen und in dem nordöſtlichen Theile Deutſchlandes geherrſcht, und beſonders die ſchrecklichſten Waſſerfluthen mitten im Sommer dieſe Provinzen verwüſtet hatten. Sie hörte nicht eher, als ungefähr im J. 1726, zu wüten auf. Im J. 1717 verbreitete ſie ſich ſehr allgemein in Deutſchland, und verſchiedene Aerzte machten über dieſelbe ihre Bemerkungen und Urtheile bekannt.

Wedel (19), erwähnt vielerley Urſachen dieſer Krankheit, auch der Kornzapfen; bleibt aber bey der ihm am wahrſcheinlichſten dünkenden, dem Scorbut, ſtehen. Das Beſondere, was er bey der angerathenen Heilart hat, ſind Aderläſſe, wovon er große Hülfe rühmt. Er empfiehlt Brech- und ſchweißtreibende Mittel, und ſieht die Krankheit für ſehr gefährlich an.

Longolius (20) ließ eine kleine Abhandlung drucken, welche nach Stahliſchen Grundſätzen eingerichtet iſt. Er leitet die Urſache dieſes Uebels von dem Genuſſe des friſchen, mit Mutterkorn vermiſchten Brodes her, wodurch der wäſſerige Theil des Blutes ſey verdorben worden. Bey der Cur läßt er die Aderläſſe bedingt zu, räth beyderley Ausleerungen an, und ſchlägt, mit Uebergehung des Camphers, den Salpeter und Peſteſſig allgemein vor.

Nach

(19) *Ge. Wolfg. Wedel* diſſ. de morbo ſpasmodico-epidemico maligno, in Saxonia, Luſatia &c. graſſato & adhuc graſſante. Jen. 1717, 4.

(20) *Jo. Dan. Longolii* Judicium medicum de corruptione lymphae per frumentum corruptum, oder mediciniſche Gedanken von der Kornſtaupe, welche Ao. 1716. 17. an verſchiedenen Orten in Sachſen und Oberlausnitz unter dem Titel des Reiſſens, der Ziehekrankheit, Krampfſucht oder Kriebelkrankheit bekannt worden iſt. 1717, 8.

Nach Budäus (21) Meinung, ſind, auſſer dem giftigen Mutterkorne und andern Unreinigkeiten im Rocken, auch Mehlthau, Gartenfrüchte, unreines Waſſer, Erdſchwämme, u. d. gl. Urſachen dieſer Krankheit. Seine Heilmittel ſind aus dem marburg. Conſilio genommen. Ueberhaupt ſchlägt er Brech- und abführende Mittel, bezoardiſche und erdige Pulver, Blaſenpflaſter, Reiben der Glieder mit Spiritus, Oehlen und ſtärkenden Sachen, vor. Die Aderläſſe widerräth er ausdrücklich.

Haberkorn, Arzt in Camenz, (22) behauptet, daß dieſer morbus epidemicus ſpasmodico-nervinus, von einem corroſiviſchen und merkurialiſchen Gifte herrühre, welches, mit Uebergehung der andern Theile des Leibes, inſonderheit nur die Spann- und Sehnadern angreife, mehr oder weniger reize, und alſo bey Einigen nur Müdigkeit, bey Andern ein Zittern, bey den Meiſten aber ein Ziehen, Zerren, ſchmerzhaftes Dehnen, Zuckungen, und endlich die Epilepſie verurſache. Daß das merkurialiſche Gift durch öftere Nebel und Honig- oder Mehlthau auf das Korn gebracht worden ſey, iſt bey ihm kein Zweifel. Er beſchuldigt aber das Mutterkorn nicht allein, ſondern auch den kleinen ſchwarzen, zuſammen geſchrumpften, dunkelbraunen, halbverbrannten Rocken, wovon das Brod weich, ſchwarz und ſchliefig wird. Er hält dafür, daß die Krankheit beſſer mit acidis und balſamicis nervinis, als bezoardicis, zu heben ſey. Er hat beſonders die Eſſenz von Eichenmiſtel bewährt gefunden.

(21) Gottl. Budäi Conſilium medicum von der Krampfſucht oder Kriebelkrankheit. Budiſſ. 1717, 8.

(22) Jo. Chr. Haberkorn unvorgreifliche Gedanken von der Ziehe- oder Nervenkrankheit, welche durch das inficirte Korn an unterſchiedenen Orten in Sachſen und Lauſitz eingeriſſen. Budiß. 1717, 8.

den. Endlich empfiehlt er, einen Krampfeſſig äuſſerlich und innerlich zu gebrauchen. Zur Verwahrungscur dringt er hauptſächlich auf geſundes Korn. Das Verdächtige will er vor dem Mahlen mit Eſſig befeuchtet haben, deſſen Mehl nicht zu Kuchen, Suppen oder Breyen zu gebrauchen, und das daraus verfertigte Brod nicht warm zu genießen.

Der Prediger **Bruno** gab eine Predigt heraus (23), in welcher er die Urſachen der Krankheit in dem ſchrecklichen Hagelwetter, in den häufigen Blitzen und ſchwefeligen Dünſten, welche ſich auf das Korn gelegt haben, ſucht. Bey der angeſtellten chemiſchen Unterſuchung, wurden die Beſtandtheile des Giftes für alkaliſch gehalten.

Gölicke (24) ſammelte alles, was er von dieſer Krankheit auftreiben konnte, und bemerkte bey vielen Kranken, was ſie beſonders von einander unterſchied. In der Unterſuchung der Entſtehung der Krankheit, und der Curmethode, folgt er ſeinen Vorgängern.

Der ſchweizeriſche Arzt, **Lang** (25), beſchrieb die Krankheit, welche aus dem mit Mutterkorn vermiſchten Rocken, in Brod und Speiſen genoſſen, entſteht. Schon im J. 1709 hatte er ähnliche Zufälle in einem luzerniſchen Dorfe bemerkt, welche ſich damals mit dem trocknen kalten Brande endigten. Sie dauerten damals nur 10 Wochen. Die Beſchreibung der Zufälle der Seuche von 1717, iſt ſehr wohl gerathen.

(23) M. Gottlob Valer. Brunonis Gott gewidmete Gedanken und Unterſuchung der itzigen Zeit herum ſchleichenden Krampf- und Kriebelkrankheit. Budiß. 1717, 8.

(24) Exercitatt. ſubſec. To. 2, p. 17.

(25) Carl. Nic. Langens Beſchreibung des ſchädlichen Genuſſes der Korn; pfen im Brodte. Luzern, 1717, 8. 19 B. mit Kupfern.

then. Den zweifelhaften Ausgang derſelben entweder in den trocknen kalten Brand, oder in Krämpfe, leitet er von dem mindern oder mehrern Genuſſe des verdorbenen Rockens her. Er beſchreibt die Kornzapfen ſehr genau, und macht einen großen Unterſchied zwiſchen vergifteten und unſchädlichen, wovon die Urſache der erſtern böſen Eigenſchaft auf den noch hinzu gekommenen Roſt (Rubigo) gelegt wird. Er nennt hernach auch den Honigthau Rubigo, welcher bey ſeiner Süßigkeit eine ätzende Eigenſchaft beſitzt, deſſen Urſprung er hauptſächlich von faulen Waſſern herleitet. Er führt eine Vermuthung an, daß der Brand (Vſtilago) auch wohl von Thieren herrühren könne (26). Er erzählt die Gefahr des Genuſſes von giftigen Kornzapfen im Brod, als wodurch das Gift derſelben noch mehr erhöhet wird. Seine Curart beſteht in Brech = herzſtärkenden und ſchweißtreibenden Mitteln. Im trocknen Brande werden zertheilende Umſchläge, Spiritus, Salben, Pulver und Pflaſter empfohlen. Bey ſolchen Umſtänden räth er die Aderläſſe an.

In Pirna, gab Hr. D. Chr. **Gotthard Wiliſch** einen Bericht von der Krampfſucht, oder ſpasmodiſchen Krankheit, ſo an unterſchiedenen Orten im vergangenen Jahre ſich ereignet, heraus.

Die Epidemie, welche vom J. 1710 bis 1723, unter den Bewohnern der Länder am balthiſchen Meere, in der Lauſitz und in Schleſien wütete, wurde von ähnlichen Zufällen mit der heſſiſchen, begleitet, die ich nach der Beſchreibung des D. **Müller** aus Stettin, welche er d. 6. März 1723, an das mediciniſche Collegium nach Berlin abſchickte, anführen will. Sie ſteht, mit andern dazu gehörigen Schriften, in den

(26) Hiemit ſtimmet *Jo. Rajus* hiſt. plant. To. 2, p. 1241 überein.

den Act. Medic. Berolinenſ. Dec. II. Vol. 6, S. 50, ſqq.

„Es entſtand unverſehens ein plötzliches Zuſammenziehen der Gliedmaßen und Hände, welches mit einem ſpannenden Schmerzen begleitet war. Die Gliedmaßen bewegten ſich hin und wieder, ſie erſtarreten öfters, und verloren eine Zeitlang ihre Stärke. Einige wurden von einer wahren Epilepſie befallen, der Mund ſchäumte, die Daumen waren in die Hand gedrückt, ſie zerbiſſen die Zunge, u. ſ. w. Die Krankheit nahm insgemein in dem Nacken ihren Anfang, die Kranken waren dumm, ſie lachten ohne Urſache — ſie raſeten. Sie lagen bisweilen im Bette, viele ſtanden ſo lange aufrecht, bis ein neuer Anfall kam. Das Geſicht war bleich, eingefallen, und die Schwäche groß. Sie aßen ſehr viel, und wurden doch nicht genähret. Einigen ſchwoll das Geſicht, andern der Bauch auf. Viele wurden von einer weißen Ruhr befallen. Die Krankheit war bey Kindern und Jünglingen heftig. Man beobachtete keine eigentliche Kennzeichen des Fiebers, der Puls war insgemein langſam; dem ungeachtet war die Krankheit nicht ganz ohne Fieber, beſonders im letzten Zeitraume. Die Krankheit wurde zuerſt unter den Fiſchern und Schiffern, welche früh und ſpät auf ihren Schiffen geweſen waren, beobachtet. Sie ſagten, ſie hätten vor 4 Monathen, bey der Ueberſchwemmung, den Rand des Waſſers mit einer grünen Materie bedeckt, und eine Menge ſchwarzer, beweglicher und lebender Würmer in demſelben geſehen. Drey Menſchen, die in einem Schiffe waren, erſtarreten ſo ſchnell, daß ſie, weil ſie niedergefallen waren, das Schiff der Gewalt des Waſſers überlaſſen mußten, bis ihnen ein anderes Schiff zu Hülfe kam.“

Die Zufälle der Krankheit, die im J. 1716 und 1717 in der Lauſitz, Schweitz und in Holſtein wütete, waren dieſen ganz ähnlich. Ueberhaupt wurden nur Bauern, Landleute, und ſolche, die in der freyen Nachtluft auf dem Felde arbeiteten, von der Krankheit befallen.

Im J. 1722 erſchien dieſe Krankheit in Schleſien, und **Vater** beſchrieb ſie (27), und 1736, im Fürſtenthum Schweidnitz, wo ſie **Burhart** beſchrieb (28), und in dem Gebiethe Wartemberg in Böheim, wo ſie **Joh. Ant. Scrinc** beſchrieb (29).

Des böheimiſchen Arztes Scrinc Beſchreibung dieſer Krankheit gehört unter die beſten, indem er über 500 Kranke an derſelben geſehen hat.

Die Krankheit fing mit einem unangenehmen Jucken unter den Fußſohlen an, welches demjenigen glich, welches man erleidet, wenn eine Ameiſe über der Haut wegläuft. Bald darauf erlitten die Kranken einen heftigen Magenſchmerz, und von da gieng die Krankheit in die Hände, und bald darauf in den Kopf über. Auf dieſes Jucken folgte nicht allein ein Zuſammenziehen der Finger, der Hände und der Füße, ſondern auch eine ſo heftige Zuſammenziehung der Arme und Schenkel, daß man eine Verrenkung befürchten mußte. Die Kranken erlitten in den Händen und Füßen eine ſo heftig brennende Empfindung, daß ſie ſchreyen mußten, und überaus ſtark ſchwitzten. Nach heftigen Schmerzen ward ihnen der Kopf ſchwer, ſie erlitten heftigen Schwindel, und ſahen Wolken vor den Augen; einige wurden blind, andere ſahen die Gegenſtände doppelt; ſie hatten kein Bewußtſeyn mehr, und fielen in ein vollkommenes Delirium. Einige wurden raſend, andere tiefſinnig, wieder andere fielen in eine Schlafſucht. Perſonen, die über 50 Jahr alt waren, bekamen

(27) *Chr. Vater* diſſ. Obſervationes ſelectæ de morbo ſpasmodico populari Sileſiaco. Witteb. 1723.

Epitome diſſertationis medicæ de ſeminibus loliaceis & Secalis nigris corruptis, cum farina commixtis, & alimenti loco aſſumptis, varios morbos epidemicos Ao. 1722 autumnali & hyemali tempore producentibus, conſcripta a *Gottlob Schobero*, & Moſcua transmiſſa, ſt. in Act. Erud. Lipſ. 1723, M. Oct. p. 446—451. und in Mangeti biblioth. ſcriptor. medicor. To. II. P. 2, S. 209, f.

(28) Satyr. Med. Sileſ. Spec. 3, Obſ. 4, p. 26.

Hier. Ludolff diſſ. ſiſtens caſum novi morbi ſpasmodico-convulſivi. Erf. 1727.

(29) Satyr. Med. Sileſ. Spec. 4, obſ. 5, p. 35.

kamen leicht Anfälle der Epilepſie, die bey vielen ſogleich tödlich wurden. Die Kranken gaben bey dieſen Anfällen einen grünen und blutigen Schleim von ſich. Oft fand ſich auch ein heftiger Opiſthotonus ein; die Zunge wurde häufig durch die Verzuckungen zerbiſſen, und bey einigen Kranken ſchwoll ſie dermaßen auf, daß ſie die Sprache verloren. Wenn die Epilepſie auf den Magenſchmerz folgte, war der Tod unvermeidlich. Wenn ſich nach der erſten Empfindung des dem Laufen der Ameiſen ähnlichen Kriebelns, Froſt einfand, waren die Zuckungen nicht ſo ſtark. Zu allen dieſen Uibeln geſellete ſich oft ein Ochſenhunger, welcher die Kranken unerſättlich machte. Ein Kranker hatte Karfunkeln am Nacken, in welchen ſich ein gelber Eiter erzeugte, und die mit den ſchrecklichſten Schmerzen verbunden waren. Zuweilen erſchienen an den Füßen kleine rothe Flecken, die viele Wochen lang blieben; zuweilen verbreiteten ſich dieſe Flecken auch über das Geſicht, und entſtellten daſſelbe. Der Puls war bey allen beſtändig ſo, wie er im geſunden Zuſtande zu ſeyn pflegt. Auf die Krämpfe folgte eine Steife der Theile, ſo daß die Kranken weder ihre Arme noch Schenkel bewegen konnten. Die Krankheit dauerte 2, 4, 6, auch wohl 12 Wochen, und hatte bey einigen freye Zwiſchenzeiten. Von 500 Kranken, worunter 300 über 15 Jahr alt waren, ſtarben 100 und faſt alle Sterbende waren über 15 Jahr alt. Alle Bewohner zweyer Häuſer ſtarben. Die Krankheit war nicht anſteckend.

Die Krankheit welche **Burghard** zu eben dieſer Zeit in Schleſien beobachtete, hatte gleiche Zufälle, nur geſelleten ſich zu den andern Verzuckungen, noch Verzuckungen der Augen und Lippen, die vom Irrereden begleitet wurden. Er ſahe nicht, daß die Krankheit eher, als nach 3 Wochen, wich, und ſie dauerte oft 2 Monate, wenn die Kranken ſich nicht einem genauen Verhalten unterwarfen, und die Medicamente fleißig gebrauchten. Kranke, bey welchen ſich ein Fieber einfand, wurden weit eher geſund, beſonders wenn das Fieber mit Schweiße vergeſellſchaftet war. Die Sterbenden bekamen vor dem Tode eine Art einer allgemeinen Lähmung. Frauensperſonen befanden ſich ſchlimmer, wenn ſie ihre monatliche Reinigung hatten; und wenn ſie ſich nachher beſſer befanden, ſo ward

die Krankheit bey der abermaligen Wiederkunft der Monatszeit wieder heftiger, und ſie befanden ſich ſchlimmer.

In der oben angeführten Beſchreibung des Hrn. Müller finden wir dieſelben Zufälle, die auch Scrinc beſchrieben hat, nur mit dem Unterſchiede, daß Müller's Kranke insgeſammt Fieber hatten, welches bey der böheimiſchen Epidemie fehlte.

Im J. 1741, und den 3 oder 4 darauf folgenden, ſahe man eben dieſe Krankheit in dem nördlichen Theile Deutſchlandes und in Weſtphalen epidemiſch herrſchen. Es war ein harter Winter, der nicht viel gelinder, als der vor 30 Jahren war, (nämlich im J. 1709 und 1710) welcher die Lebensſäfte der Bäume, Früchte, Thiere, und ebenfalls der Menſchen, verderbte, und eine große Theurung verurſachte, vorhergegangen.

Im Nürnbergiſchen gelehrten Briefwechſel berichtet der wolfenbüttelische Leibarzt **Brückmann**, daß die braunſchweigiſchen Lande, der Menge der Kornzapfen ungeachtet im 1741 und dem folgenden Jahre, von der Kriebelkrankheit frey geblieben wären, daß dieſelbe aber in der Gegend Neuruppin, in der Mark ſtark gewütet habe. Die Zufälle waren eben die, wie bey der im J. 1770. Einigen war die Oberhaut des ganzen Körpers abgeſchworen. Bey 2 Perſonen war der Milchſtaar zurückgeblieben. Man leitete das Uebel von den Kornzapfen her, welche von der naſſen Witterung wären vergiftet worden (30).

Der Phyſikus zu Oranienburg, in der Mittelmark D. J. J. Hoffmeyer, gab ein Sendſchreiben an einen Geiſtlichen (31) heraus, in welchem die Krampfſucht beſchrie-

(30) *Franc. Ern. Brückmann* relatio de clavis ſecalinis morboque inde exorto epidemico, quem die Kriebelkrankheit vocant, cum eiusdem morbi hiſtoria, itemque de clavis ſiligineis & hordeaceis, ſt. im *Commerc litter. Nor.* 1743, hebd 7, n. 3. S. 50 — 52.

(31) Von der Kriebel- oder krummen und ſchweren Noth-Krankheit. Berl. 1742, 8.

ſchrieben, der Seele aber der Hauptantheil daran zugeeignet wird.

Einer vorzüglichen Aufmerkſamkeit iſt des Hrn. v. **Bergen**, in Frankfurth a. d. Oder, academiſche Streitſchrift (32) würdig. Die von ihm beſchriebene Krankheit hob ſich im Anfange des Herbſtes, um die Aerndtezeit, an. Die erſten Anfälle waren von gelinder Art. In der Folge giengen oft Spulwürmer von ſelbſt weg; viele hatten Durchfall, etliche hatten ſtarken Durſt, Würgen und Wahnſinn. Bey Kindern vermehrte ſich die Krankheit mit dem Mondwechſel. Wenn Zuckungen entſtanden, ſo begleitete dieſelben insgemein ein ſcharfer Freßhunger. Wenn die Krankheit ſich brach, welches bald den 8ten, bald den 14ten, bald am 21ſten Tage erfolgte, ſo war gewöhnlich die Kriſis ein heftiger Schweiß, oder ein rother Scharbock-Ausſchlag. Die Kräfte kamen ſehr langſam wieder. Unter der Geneſung blieben Dummheit, ſteife Glieder und ein beſtändiger Hang zu Krämpfen die langen Begleiter. Diejenigen, welche ſtarben, wurden an den kritiſchen Tagen ſchlimmer, und bekamen die Epilepſie. Als die Seuche eine Zeitlang gewütet hatte, verlor ſich die ſo genannte hitzige Art, und änderte ſich in eine langſame; und welche daran ſtarben, bekamen vorher die Auszehrung. Dieſe Seuche hatte nur ganz geringe Perſonen, und unter denſelben mehr Kinder, als Erwachſene, befallen. Da die Luft allen gemein iſt, ſo ſchließt Herr v. **Bergen** dieſelbe, bey Unterſuchung der Urſachen, von der Beſchuldigung gänzlich aus, und wirſt ſeinen ganzen Verdacht auf den Brand (Rubigo), welchen er auch Honigthau nennt, und mit dem die Bäume beſchädigenden Mehlthaue für einerley hält. Nachdem er verſchiedene Meinungen von der Entſtehungeart des Brandes im Rocken erzählt hat, tritt er der von **Fagon** behaupteten bey, daß nämlich der Brand von böſen Nebeln entſtände, welche, ob ſie wohl von **Ramazzini** und andern für ſaure Schärfe ausgegeben worden, doch mit Hoff-

(32) Diſſ. de morbo epidemico convulſivo contagii experte. Præſ. *Car. Aug. a Bergen*, Reſp. *J. M. F. Miller* Frf. a V. 1742, 4 Sie ſteht auch in der Sammlung praktiſcher Streitſchriften des Hrn. v. Haller, B. 1, S. 87, n. 6. nach dem Auszuge des Hrn. Bergr. Crell.

Hoffmann beſſer für alkaliſch zu halten ſey. Ein Einwurf, daß Verſchiedene von dem verdorbenen Rocken genoſſen hätten, und nicht in die Krankheit verfallen wären, zieht er in Zweifel, und läugnet eine Erfahrung davon ſicher erlebt zu haben. Als eine mitwirkende Urſache zur Ausbreitung der Seuche, wird nicht allein die Witterung, ſondern auch der Genuß verſchiedener Früchte, auf welche der Roſt gleichfalls gefallen ſey, angegeben. Die Erklärung der Zufälle dieſer Seuche iſt ſehr bündig abgefaßt. Bey der Heilung der Kranken wandte er Brechwurzel mit Mittelſalzen, zertheilende, balſamiſche und erdige Mittel an. Er verordnete Bibergeil und flüchtige Salze. Die äuſſerlichen Mittel beſtanden in Reiben, Blaſenpflaſtern, Salben und flüchtigen Waſſern. Aderläſſe und ſtarke Abführungen haben den Tod beſchleunigt. Die von ihm nicht bemerkten, von Andern aber angeführten, Zufälle ſind: Schmerzen in den Därmen, Lungen, Herzen, Leber, Geſchwulſt der Glieder, Blindheit und ſchweres Gehör.

Im J. 1745 und 1746 befiel die Kriebel-Krankheit in Schweden die Landleute von allerley Alter, gleich nach der Aernde und dem Genuſſe des friſchen Kornes, welche Hr. von **Roſenſtein** beſchrieben hat (33).

Das Krümel-Korn von allerley Gattungen gemiſcht und das daraus verfertigte friſch und warm genoſſene Brod, verurſachte viel heftigere Zufälle, welche auch einer Art Korn-Raupen zugeſchrieben wurden. Viele bekamen, bey dem Eintritte der Krankheit, Erbrechen und Naſenbluten, darauf Krämpfe und Zuckungen, welche, wenn die erſten in die Bruſt träten, oder wenn ein blutiger, auch eiterhafter Auswurf erfolgte, den Tod gar geſchwinde beförderten. Es werden 2 Krankengeſchichten angeführt, von welchen der Ausgang der erſtern nicht entſchieden iſt; denn ſie hat noch im folgenden Jahre das Ameiſenlaufen unter den Augen behalten, ob ſie gleich Brandblaſen unter den Fußſohlen bekommen hatte. Der zweyte Fall iſt

(33) Diſſ. de morbo ſpasmodico-convulſivo epidemico. Præſ. de Roſenſtein. Reſp. J. L. Heiligtag. Lund. Goth. 1749.

iſt eine langſame, aber gelinde Kriebelkrankheit geweſen. Die folgenden Abſätze enthalten eine Erklärung der Lehre von den Zuckungen, und Vermuthungen von den Urſachen dieſer Krankheit. Die Beſchuldigungen der Luft ſcheinen Hrn. v. Roſenſtein zu allgemein zu ſeyn. Er kommt deswegen auf das Mutterkorn, und unterſcheidet zweyerley Arten, wovon die verderbliche durch giftige Nebel oder Honigthaue gefährlich geworden ſeyn könne. Die Urſache mag indeſſen ſeyn, welche ſie wolle, ſo finde ſich doch gewiß, daß der Anfang des Uibels im Magen zu ſuchen ſey, worauf es ſich dann im Gehirne feſt ſetze. In der Heil-Art werden beyderley Ausleerungen, ſchweißtreibende und zertheilende Mittel, empfohlen. Unter den Warnungen findet man das Verboth, die kalte Luft zu meiden, Gemüthsbewegungen zu unterdrücken, nicht ruhig zu ſeyn, und den Gebrauch des Mohnſaftes zu unterlaſſen, wo eine baldige, ſchon eingetretene, oder zu befürchtende Dummheit zu vermuthen ſtehe.

Im J. 1754, äuſſerte ſich dieſe Krankheit in den Gegenden um Potsdam, deren Geſchichte Hr. geh. Rath Cothenius bekannt machte (34).

Hr. Cothenius ſetzt den Grund der Kriebel-Krankheit in dem Genuſſe des Mutterkornes, führt alle damit gemachte Erfahrungen an, und erzählt zugleich die Curmethode, deren er ſich bedient hat. Er wählt dabey ſolche Mittel, welche dem Vermögen des Landmannes gemäß ſind. Er ſchlägt die Brechwurzel, von 20 bis 30 Gran, mit 20 Gr. Nitr. antimoniat., zur Reinigung des Magens, vor; empfiehlt darauf Krebsſteine mit Wein-

(34) Chr. Andr. Cothenius Nachricht von denen Zufällen, welche aus dem Genuß des Mehls von den unter dem Roggen ſich befindlichen Brandkörnern entſtehen, ſt. im 112 St. der berl. Realſchulzeit. v. J. 1754, S. 894 — 896.

Und u. d. T. Nachricht von der Schädlichkeit des Mutterkors, in Schrebers Sammlung verſchiedener Schriften ꝛc. 2 Th. (Halle, 1756, gr. 8.) S. 413 — 416: im 79. Stück des hannov. Magaz. v. J. 1764; im 5 St. der gel. Beytr. zu den braunſchw. Anz. v. J. 1765; im 2. St. des 8 B. der phyſik. ökon. Auszüge ꝛc. (Stutg. 1766, 8.) S. 209 — 214, und im 89 St. der Strelitz. nützl. Beytr. v. J. 1770.

Wein, oder mit ſcharfen Biereſſig, und fleißig einen Kräutertheе von Scordien und Schafgarbe mit etwas Anieß und Fenchelſamen zu trinken, auch, wenn der Trieb zu ſtark nach dem Kopfe geht, Blaſenpflaſter zu legen.

Eine, in den J. 1754 und 1755, in Småland und Blakingen herrſchende Epidemie dieſer Krankheit, beſchrieb Hr. Prof. **Bergius** (35), und legte den Urſprung davon auf den Genuß des verdorbenen Kornes.

Chr. Fr. Joerdens, erlebte eine zwar kleine, aber deswegen hier mit anzuführende Epidemie, weil er ſie als eine wahre Nervenkrankheit behandelt wiſſen will, und ſogleich mit flüchtigen Arzeneyen anhebt (36).

In Frankreich theilte **Salerne** ſeine Anmerkungen der Acad. d. Wiſſ. in Paris mit (37).

Er ſetzt darin die Schädlichkeit des Genuſſes von zu vielem Mutterkorne, durch Erfahrungen feſt. Er führt nicht allein die dadurch krank gewordenen und geſtorbenen Thiere an, ſondern zeigt auch, daß der Mangel an nöthiger Unterhaltung die Einwohner von Sologne zwinge, ſich zu vergiften. Das Lazareth von Orleans war, von der Mitte des Aug. an, mit Perſonen beyderley Geſchlechtes, und von allem Alter, angefüllt, bey welchen der trockne kalte Brand theils ſchon eingetreten war, theils noch drohete. Es waren darunter über die Hälfte mehr Manns- als Frauens-Perſonen. Dieſe Fäulung gieng niemals über die Knie, und zwar häufiger an den Beinen, als an den Armen. Diejenigen, welche darnach wieder geſund wurden, lebten nicht lange. Das Abnehmen der vertrockneten Glieder beſchleuntgte mehrentheils den Tod. Ein

 Menſch

(35) *Peter Jonas Bergius* diſſ. de epilepſia acuta epidemica, Stockh. 1755. 1756.

(36) Ephem. Nat. Cur. Dec. III. A. 9 & 10, obſ. 93.

(37) Mémoire ſur les maladies, que cauſe le Seigle ergoté, par M. *Salerne* ſt. in den Memoir. de Math. & Phyſ. preſentés à l'Acad. &c. To. II. (à Par, 1755. 4.) S. 155—163.

Menſch hatte vor 18 Jahren in dieſer Krankheit die linke Hand verloren. Er kam das Jahr zuvor, mit dem trockenen Brande an der rechten Hand und Fuß in das Lazareth. Nachdem er daſelbſt einige Erleichterung bekommen hatte, gieng er wider zu den Seinigen, kam aber im Aug. 1755 wieder, und verlor alle ſeine Finger. In dieſem Jahre waren 24 Kranke in dem Lazarethe, welche den trocknen Brand hatten. Ob ſie gleich mit Alaun, weißen Vitriol und Merc. præcip. rubr. waren verbunden worden, ſo konnte doch das wilde Fleiſch nicht dadurch zurück gehalten werden. Die Abſonderung der Knochen hat man mit Guajac-Oehl befördert; die Natur beſorgte ſie ohnedies, aber langſam. Bey dem Abnehmen der Glieder iſt gar keine Verblutung zu befürchten. Alle dieſe Kranke haben eine Unempfindlichkeit in den Spitzen der Finger, und ſind dumm, welche Dummheit mit der Gefahr, worin ſie ſind, zunimmt. Die Sterbenden bekommen Bauchfluß, behalten aber Appetit. Das Uibel iſt nicht anſteckend. Die Gliederſalbe, und die Beſchreibung des rothen Balſames, welche beyde in dieſer Krankheit vortreffliche Dienſte thun, ſind vom Verfaſſer hier bekannt gemacht.

Die Erzählung der Zufälle einer merkwürdigen Krankheit in Schweden, welche der Ritter v. Linne in einer eigenen Streitſchrift beſchreibt (38), ſind mit der eigentlichen Kriebelkrankheit ſo zutreffend, daß man ſie für eine und eben dieſelbe halten könnte, wenn ſie der Verf. nicht von andern Urſachen herleitete; indeſſen ſetzte er doch die zu beſchreibende mit denen Epidemien, welche ich bisher erzählt habe, in eine Claſſe.

Linne beſchreibt hier die Krankheit, welche in dem J. 1746 und 1747 in dem untern Theile von Weſt-Gothland wütete. Die damit Befallenen empfanden Anfangs eine Taubheit in Händen und Füßen, welche bald darauf in Stechen, Jucken, Kriebeln und Rückenweh übergieng. Die Glieder wurden ſteif, und Sehnen und Nerven heftig be-

(38) Diſſ. de Raphania. Præſ. *Car. v. Linné* Reſp. *Ge. Rothman.* Upſ. 1763. 4. 3 B.

bewegt. Die Adern ſchwollen, die Haut ſchien abgeſtorben, und der heftige Schmerz gieng in Krämpfe über. Die Arme wurden gewaltſam gegen den Mund gepreßt, die Finger in einander in die Hand geklemmt, und die Augen ſtanden ſtarr. Die Kranken wälzten ſich winſelnd und unſinnig auf ihrem Lager. In der Wuth des Schmerzens ſtürzten ſich etliche bald in das Waſſer, bald in das Feuer. Der Krampf griff die obern Theile an, der Mund wurde verzerret, die Zunge zerbiſſen und zurück gezogen, wodurch dem Geſchrey abgeholfen wurde. Die Augen blieben in beſtändigen Zuckungen, bis ſie blind wurden. Dieſe Auftritte hatten ihre verſchiedene Dauer. Selten tödteten ſie frühzeitig, und zuweilen hielten ſie 2 Monathe an. Dieſe Krankheit nahm nicht eher ihren Anfang, als bis der Landmann Brod von friſch geärndetem Korne genoſſen hatte. Arme, aber keine Vermögende, welche ihr Korn nicht genug gereinigt hatten, waren der Krankheit mehr und heftiger unterworfen. Die Krankheit wurde beſonders an denen Orten bemerkt, wo Sommerkorn gebauet war. Aus dem Umſtande, daß Bediente und Arme ihr Brod von Gerſtenmehle genoſſen, wird nun behauptet die Urſache des Ubels liege in der Gerſte. In dieſen Gerſtenfeldern iſt, in Schweden, das gemeinſte Unkraut der Acker-Rettig, (Hederich, Raphanus Raphaniſtrum L.), daher auch die Benennung dieſer Krankheit: Raphania, entſtanden iſt; und weil derſelbe im vorhergehenden Sommer häufig gewachſen ſey, ſo wäre demſelben dieſe Seuche zu zuſchreiben. Die ganze Pflanzengattung der Tetradynamie beſitzt mindere oder mehrere Schärfe, je nach dem der Boden beſchaffen iſt; ſie verliert ſich aber durch das Trocknen. Hieraus kann die Urſache des Nachlaſſens der Krankheit gegen den Frühling, ſehr gut erkläret werden. Die Urſache, warum dieſe Krankheit in Schweden nicht eher bemerkt worden ſey, könne vielleicht dieſe ſeyn, daß der Same des gedachten giftigen Krautes mit der Gerſte aus fremden Ländern eingeführt ſey. Unter denen Mitteln, welche wider dieſe Krankheit angewandt worden ſind, zeichnet ſich eine Tinctur aus den Blättern des gemeinen Löwenfußes (Alchemilla vulgaris L.) beſonders aus.

Siehe auch im XXII. Th. S. 659, f.

Man findet Spuren, daß dieſe Krankheit auch in den J. 1756 und 1757, in den am Rhein liegenden Ländern graſſirt habe, wo das in einem Jahre öfters wiederkommende Erdbeben, und der ſiebenjährige Krieg, in welchen faſt ganz Europa verwickelt war, den nachher der große König **Friedrich II.** rühmlichſt endigte, die Menſchen mit Furcht und Angſt erfüllten. Sie verdient aber mehr für ſporadiſch, als für epidemiſch, gehalten zu werden.

Im J. 1763, ließ Hr. Hofr. **Detharding**, in Bützow, eine Streitſchrift vertheidigen (39), in welcher er, nachdem er die Entſtehungsart der vielerley Nebel erzählt hat, auch den Mehl- und Honig-Thau hieher rechnet. In der Folge wird von der Kriebel-Krankheit gehandelt, und die Meinung behauptet, daß, obgleich andere Urſachen vorhanden ſeyn können, doch die ungezweifelte Erfahrung lehre, ſie ſey von dem durch Roſt verdorbenen Mutterkorne entſtanden. Er räth an, den Rocken von Unreinigkeiten zu ſäubern, und, wenn gedachte Krankheit aus deſſen Genuſſe entſtanden ſey, durch Brechmittel und Säure das Ubel zu bändigen.

Hr. Leibmedicus **Zimmermann** (40) beſchreibt die Kriebelkrankheit nach einigen Epidemien, welche in der Schweitz geherrſcht haben, und beſonders derjenigen, die der lucerniſche Arzt, Hr. **Lang**, aufgezeichnet hat. Der kalte Brand iſt plötzlich in den Füſſen entſtanden, ſo gar, daß einige, bey dem Ausziehen der Schuhe oder Strümpfe, die Zehen mit fortgeriſſen haben. Die Schuld wird den Kornzapfen gegeben.

Der

(39) De nebularum effectu noxio in corpore humano.

(40) Von der Erfahrung in der Arzneykunſt, 2 Th. (Zürch, 1764, 8.) S. 241.

Der franzöſ. Leibarzt und Prof. in Montpellier, **Fr. Boiſſier de Sauvages**, führt in ſeiner Noſologia (41) den von dem Genuſſe der giftigen Korazapfen entſtandenen trocknen Brandt unter dem Namen Necroſis uſtilaginea an. Er räth an, wenn die Theile ſchon abgeſtorben ſind, alles der Natur allein zu überlaſſen, und dem Abſondern ſo wenig durch Umſchläge, als durch das Meſſer, zu Hülfe zu kommen, weil beydes den Tod beſchleunige. Im Anfange der Krankheit empfiehlt er den Theriak, etliche Aderläſſe, und einen Umſchlag von Weingeiſt mit Campher. Bey erfolgender Vereiterung verordnet er Terpentinöhl, und ein Pulver von Seeſalz und Vitriol.

Die franzöſ. königl. Ackergeſellſchaft der Généralitè Tours, Bureau von Mans, fand nöthig, durch einen ihrer Mitglieder, eine für den dortigen Landmann faßliche Schrift von der Schädlichkeit des Mutterkornes verfertigen, und unentgeldlich austheilen zu laſſen. Der Verf. derſelben war Hr. **Vetillart** (42).

Im J. 1770, entſtand die letzte Seuche dieſer Krankheit. Sie herrſchte im Hannoveriſchen, im Herzogthume Lüneburg, im Fuldaiſchen, in der Gegend von Wernigerode, von Naumburg, und, wiewohl ſparſam, doch in mehrern Dörfern und Häuſern in Vogtland. Sie iſt von den Hannoveriſchen Aerzten, beſonders vom Hrn. Hofmedicus **Wichmann** (43), vom

(41) Noſologia methodica, (Amſt. 1763.) To. 3. P. 1, p. 547.

(42) Mémoire ſur une eſpece de poiſon, connu ſous le nom d'ergot, ſeigle ergoté blé cornu, maue; ſur les maux qui reſultent de cette pernicieuſe nourriture, & la méthode curative que l'on doit mettre en uſage ſuivant les différens tems de la maladie, par M. *Vetillart*, á Tours 1770, 8. 1. u. e. h. B.

(43) Beytrag zur Geſchichte der Kriebelkrankheit im Jahr 1770, von D. Joh. Ernſt Wichmann. Leipzig und Zelle, 1771, 8. 5 B.

von Hrn. Hofmedicus Taube (44), vortrefflich und ſo beſchrieben worden, daß man die Werke dieſer beyden Aerzte (45) unſtreitig für die wichtigſten und beſten Schriften, welche über dieſe Krankheit geſchrieben worden ſind, halten muß.

Nach Hrn. Wichmanns Beſchreibung, fieng die Krankheit im Zelliſchen ſogleich mit dem Kriebeln in den Fingerſpitzen an, welches ſich bey andern bis zum Vorder-Arm erſtreckte, und bey vielen unter der ganzen Haut zu verſpüren war. In der Zunge war die Empfindung am ſchmerzhafteſten, und ihre Spitze ſchlug ſich dabey krampfhaft zurück. Der zweyte Grad trat mit dem krampfigen Verziehen der Finger, auch bey einigen der Zehen an den Füßen, ein, welcher Zufall bey vielen ohne andere ſchlimmere, einige Wochen fortdauerte. Den dritten Grad rechnet Hr. Wichmann vom Verziehen der Hände und Füße; in dieſem erkannte man theils durch das Geſicht; theils durch das Gefühl, eine zitternde Bewegung oder ein Springen einiger kleinern oder gröſſern Muskelfaſern im Geſichte, an den Händen, u. ſ. w. Endlich gieng das zunehmende Uibel in die ganze Claſſe der fürchterlichen Zuckungen und Krämpfe, auſſer der Starrſucht über, wovon der Emproſthotonus und

(44) Nachricht von der Kriebelkrankheit, welche in dem Herzogthume Lüneburg, 1770 und 1771, gewütet, und wie ſelbige geheilt worden. Zelle, 1771, 8.

Die Geſchichte der Kriebelkrankheit, beſonders derjenigen, welche in den Jahren 1780 und 1771 in den Zelliſchen Gegenden gewüthet hat, beſchrieben von Joh. Taube. Gött. 1782, 8. 2 A. 12 B.

(45) Hiezu kann man auch noch die Berichte und Bedenken, die Kriebelkrankheit betreffend, die von den königl. ſchleswig-holſteiniſchen Phyſicis an die königl. Kammer zu Kopenhagen eingeſandt worden, Kopenh. 1772, 8. und die in Hrn. Lentins Beobachtungen, (Götting. 1774, 8.) vorkommenden Beobachtungen über dieſe Seuche, rechnen.

und bey Kindern die Epilepſie, angemerket werden. Der Appetit ſowohl, als der Puls blieben natürlich. Viele klagten über Engbrüſtigkeit. Der heftige Krampf fieng gegen Morgen an, ließ gegen Mittag ohne Kriſe nach, und kam gemeiniglich am 9ten Tage wieder. Bey Einigen trat der Anfall des Krampfes plötzlich ein, und er war ſodann, wofern er nicht nachließ, ſchon am 3ten Tage tödtlich. Mehrere hatten denſelben in geringerm Grade, aber anhaltend und ohne Verſtärkung. Dieſe Gefahr war mit der Zunahme der Perioden oder Rückfälle in Verhältniß; bey Vielen blieb aber ſchon nach dem erſten Rückfalle eine Verdrehung der Glieder, ein Wahnſinn, oder eine Blödſinnigkeit zurück. Nach dem erſten Rückfalle fand Hr. W. bey Vielen eine wäſſerige Geſchwulſt in dem Gelenke der Hände, wodurch die Zufälle etwas abzunehmen ſchienen. Den trocknen Brand hat er nicht beobachtet. Der Tod iſt entweder bey dem erſten Anfalle, oder bey dem erſten Rückfalle und den fortdaurenden Krämpfen, oder am öfterſten im zweyten Rückfalle erfolgt, dergeſtalt, daß, an ſtatt langſamer Krämpfe plötzlich, tödtende Zuckungen, oder ein Schlag erfolgt ſind. Die Leichen ſind bald in Fäulniß gerathen. Im Amte Gifhorn waren die Anzeigen eines im Unterleibe liegenden Zunders merklicher, wohin das Drücken und die unangenehme Empfindung in der Herzgrube, der Magenkrampf, der Durchfall, und bey Einigen die Aufblähung des Unterleibes, gehört. Das Kriebeln abgerechnet, hat die Krankheit die größte Aehnlichkeit mit dem Veitstanze, welchen Hr. W. auch bey zwey Erwachſenen geſehen hat.

Von des Hrn. Hof. Med. Taube Bemerkungen werde ich weiter unten Nachricht ertheilen.

Bey Auswärtigen ſchien dieſe Krankheit ſeit einiger Zeit geruhet zu haben. Nur in No. 41 und 42 der Gazette ſalut. v. J. 1770 findet ſich ein warnender

der Aufſatz wider den Genuß der Mutterkörner in Brod ſowohl als Mehlſpeiſen. Der Verf. davon ertheilt die Beſchreibung einer Salbe für Krämpfe, und eines Balſames zu Heilung der Blaſen. Und am Ende des J. 1770 berichtete D. Fiſcher nach Wien, daß in der ganzen Grafſchaft Zemlin in Ungarn, die Peſt wüte, und das Gerücht verbreitete ſie ſchon bis nach Preßburg. Dieſer große Schrecken aber wurde noch vor Ablauf des Jahres durch die Nachricht, daß der Arzt ſich geirret und ein Scharbockfieber für Peſt gehalten hätte, gehoben. Dieſe Scharbockfieber hatten die Folge, daß faſt alle davon Angefallene ſtarben, kaum entging der Zwanzigſte dem Tode; welche aber die Krankheit überſtanden, verloren Finger, Zähne, Arme und Beine, welche ihnen faul abfielen. Die wieneriſchen Aerzte erklärten, einige Zeit darauf, dieſe Krankheit für die franzöſiſche faulende Kriebelkrankheit; ſie waren aber in der Beſtimmung der Urſache nicht einig. Von den ungariſchen Aerzten wird die Entſtehung derſelben dem häufigen Genuſſe der Fiſche zugeſchrieben, welche nach den zurückgetretenen vielen Ueberſchwemmungen der Ströme in großer Menge gefangen worden ſind, wovon aber doch noch der größte Theil ungenutzt verfault ſey, und die Luft vergiftet habe.

Im J. 1771 gab Read einen kleinen Tractat heraus (46), in welchem er die Krankheit den Kornzapfen, und dieſe dem Stiche eines Inſectes zuſchreibt. Er erzählt inſonderheit die Epidemie, welche 1764 in der Gegend von Arras wüthete.

Dieſe hob ſich mit heftigem Schmerzen der Gelenke und einer geringen Geſchwulſt an. Man fand keine ſichtbare Zeichen der Entzündung, aber doch einen Fieber-Puls. Die Umſtände dauerten 10 bis 14 Tage. Hierauf nahm die

(46) Traité du Seigle ergoté, par Mr. *Read* à Strasb. 1771.

die zweyte Periode der Krankheit ihren Anfang, nämlich die Schmerzen verloren ſich, und die Glieder wurden taub und unempfindlich; dabey war die Kälte in denſelben ſo groß, daß keine Hitze des Feuers ſie vertreiben konnte. Dieſe zweyte Periode dauerte bald weniger, bald mehrere, als 10 Tage. In der dritten Periode zeigte ſich der kleine Ausſchlag in der Haut, woraus der heiße Brand an den Zehen entſtand, welcher ſchnell um ſich griff; dieſer ſetzte ſich zuweilen allein in den Fuß feſt, zuweilen nahm er das Bein ein, manchmal gieng er bis mitten auf die Lenden, und allemal ſehr geſchwinde in den kalten Brand über. Die obern Glieder der Arme, verhielten ſich eben ſo. Bey dieſer dritten Periode ſonderten ſich die abgeſtorbenen Glieder aus den Gelenken. Der Puls ward dabey klein und zuſammengezogen. In der Cur, will der Verf., durch den ganzen Lauf der Krankheit, ſaure Getränke genoſſen wiſſen. Der Puls ſoll allein die Nothwendigkeit der Aderläſſe beſtimmen, überhaupt aber ſoll ſehr mäßig damit verfahren werden. Im Anfange der Krankheit ſollen Brechmittel, und am folgenden Tage Purganzen gegeben werden, wenn das Fieber nicht zu heftig iſt. Das Waſſer, worin Flieder, Pappeln und Königskerzen abgekocht ſind, und wozu etwas Honig, Weineſſig und Brech-Weinſtein gethan worden iſt, ſoll große Dienſte thun. Blaſenpflaſter, nahe an die Theile, welche unempfindlich ſind, gelegt, ſollen ſehr gut gethan haben. Er läſſet hernach die in Waſſer gekochte Chinarinde nehmen, und räth an, daſſelbe auch äuſſerlich zum Umſchlag zu gebrauchen. Wider den wirklich eingetretenen kalten Brand, läſſet er gebrannten Alaun, Vitriol und Küchenſalz, in Waſſer aufgelöſet, oft umſchlagen. Wenn endlich die Ablöſung eines Gliedes nöthig wäre, ſoll ſie nicht eher vorgenommen werden, als bis ſich der Strich zwiſchen den abgeſtorbenen und geſunden Theilen bemerken läſſet, wo das Abſetzen geſchehen ſoll.

Hr. Prof. Nebel (47), in Gießen, behauptet das Gift der Kornzapfen, und zeigt, daß die im J. 1770 daraus entſtandene Krankheit gewiß dieſelbe Kriebel-Krank-

(47) *Chr. Lud. Nebel* diſſ. de Secali cornuto ejusque noxa, experientiis atque experimentis chemicis nixa. Gieſſ. 1771 4.

Krankheit der Vorgänger ſey. Bey Gießen iſt ſehr wenig Mutterkorn im Rocken gefunden worden; in andern heſſendarmſtädtiſchen Gegenden hingegen iſt wenigſtens die Hälfte darunter geweſen, und im Brode mit verſpeiſet worden, wovon in 2 Dörfern mehr als 35 Perſonen erkrankt, und 5 geſtorben ſind.

Es haben aber auch ſehr viele Aerzte das Mutterkorn für unſchädlich erklärt. Bis 1717 ſcheinen die Aerzte ziemlich einig über die Urſache der Krankheit, die man von dem Mutterkorne herleitete, geweſen zu ſeyn: denn obwohl die mehreſten auch andere Grund- und Nebenurſachen mit anführen, ſo vergeſſen ſie doch das verdorbene Brod nicht, wenigſtens entſchuldigen ſie das Mutterkorn und anderes verdorbenes Getreide nicht; in der Folge aber fieng man an, anders zu denken. **Waldſchmidt** ſetzte zuerſt die Urſache der Kriebelkrankheit in der Luft, und bezweifelt die Entſtehungsart derſelben aus dem Mutterkorne ausdrücklich (48).

Die Krankheit nahm d. 26 Aug. ihren Anfang. Sie fiel damals ſtarke und geſunde Perſonen am mehreſten, Knaben weniger, und das hohe Alter am allerwenigſten an. Die krampfigen Glieder waren bey Allen etwas geſchwollen. Der Puls blieb groß, ſelten war er klein, auch nicht einmal bey Sterbenden. Die Kranken hatten vielen Durſt, ohne Hitze, beſtändige Schlafloſigkeit, und ſehr ſelten, wahre Epilepſie. Sie wurden ſehr langſam geſund; und diejenigen, welche harte Arbeiten unternahmen, befanden ſich beſſer, als die bey ruhiger Lebensart. Die Kälte beförderte Rückfälle. Die erſte Urſache der Krankheit ſucht er in der abwechſelnden Witterung, da in der Aernde die Tage ſehr heiß, die Nächte aber ſehr kalt geweſen waren, in welchen oft Nebel und Reiſe fielen. Er wirft aber die Frage auf: da ſich ſo viele Perſonen dieſer Witterung ausſetzten, warum denn nur ein kleiner Theil der-

(48) *Wil. Huldr. Waldſchmidt* diſſ. de morbo epidemico convulſivo per Holſatiam graſſante, oppido raro, Kil. 1717, 4.

derſelben dieſe Krankheit bekommen habe? Er ſucht alſo noch nähere Urſachen, und findet ſie in den harten Speiſen. Ob er nun wohl wegen der Geſahr und des Verdachtes der Mutterkörner, den Horſt, Brunner, Budäus, und eine eigene Erfahrung, welche die Meinung der gedachten Männer zu beſtättigen ſcheint, aufführt, ſo zweifelt er doch daran, weil er Kranke geſehen hat, ehe ſie Brod von friſchen Rocken genoſſen hatten, und nicht kriebelkrank geworden waren. Ihm ſcheint am Ende der Grund dieſes Übels am wahrſcheinlichſten, wie von allen Epidemien, aus der Luft zu entſtehen; dieſes beweiſet er damit, daß die erſten Empfindungen um das Zwerchfell verſpüret werden und mit Beängſtigung anheben, und daß Rückfälle auf Erkältung folgen. Den von ſeinen Vorgängern bemerkten Übergang in allerley Arten Zuckungen, hat er niemals beobachtet. Die ganze Krankheit iſt nicht anſteckend geweſen. Die Aderläſſe, welche bey 120 geſunden Perſonen eines Dorfes vorgenommen wurden, beſchützten den dritten Theil dieſer Anzahl, daß der Krampf nicht entſtand. Im Anfange der Krankheit räth er Brechmittel und Abführungen an, von welchen letztern er die Jalappe mit verſüßtem Queckſilber empfiehlt. Wenn die Krankheit ſchon wirklich da iſt, widerräth er, auch ſo gar bey Vollblütigen, die Aderläſſe, als woraus heftige Zuckungen entſtänden. Bey den Anfällen der Krämpfe hat er Hirſchhorn- und Ofenruß-Spiritus, Bibergeil und das Laud. liqu. Sydenhami angewandt. Auſſer dem Reiben und Ausdehnen der Glieder räth er das Binden, Waſchen mit Spiritus, und das Räuchern derſelben, an. In den Ruhezeiten hat er ſich des marburgiſchen, in etwas veränderten Pulvers mit großem Nutzen bedient. In dem Laufe der Krankheit hat er weniger abgeführt, als ſchweißtreibende Sachen angebracht, und am Ende derſelben ſtärkende und die Verdauung befördernde Gewürze gebraucht. Die Zuckungen, welche zuweilen entſtanden, giengen leicht vorüber, wenn den Kranken ein Kühlpulver mit Bibergeil und Zinnober, oft wiederholt gegeben worde.

Die breslauer Aerzte waren eigentlich die erſten, welche gegen das Gift des Mutterkornes Zweifel erregten (49), und beſtimmten den bisher noch nicht ge=

(49) Bresl. Samml. 1718. Sept. S. 76.

gemachten Unterſchied zwiſchen cauſam materialem efficientem und occaſionalem remotam. Aus den Nachrichten des Budäus, Wiliſch, Haberkorn, Longolius, Scheuchzer, Bruno und Lang, ſammelten ſie die ſächſiſche und ſchweizeriſche Krankheit, und beſchrieben ſie umſtändlich. Zu der Beſchreibung der holſteiniſchen gab ihnen Waldſchmidt's Diſſertation den Stoff (50).

In den Actis Nat. Cur. bemerkt Kannengießer die Epidemie in Holſtein, von 1742 (51), und legt deren Grund auf die Beſchaffenheit der Luft.

Die Krankheit fing ſich bey dem Landmanne am Ende des Aug. an. Sie befiel junge Perſonen mehr, als bejahrte. Nachdem er die verſchiedenen Arten der Zuckungen beſchrieben hat, leitet er aus den verſchiedenen Graden der Kälte in der Luft, die mehrere oder mindere Heftigkeit der Krankheit her, und führt den Vater und Waldſchmiedt an, welche behaupten, die Krankheit läge nicht in einem Fehler des Brodkornes, ſondern entſtände aus der Luft. Aus den Gründen, daß die Kriebelkrankheit gleichwohl nicht nachgelaſſen habe, da den Einwohnern des Landes der Genuß des friſchen Rockens unterſagt ſey, daß weder bey der Krankheit noch nach dem Tode, Zeichen des Giftes zu bemerken geweſen ſeyn, wird geſchloſſen, daß das Uebel von verdorbenen Rocken nicht entſtanden ſey. Aber da der Landmann überhaupt an harte Speiſen gewöhnt, und er der abwechſelnden Luft ſehr ausgeſetzt ſey, ſo werden dieſe beyde Umſtände als Urſachen der Krankheit angegeben. Nachdem er die Ausleerungen vorher angerathen hat, ſchlägt er die Spießglanz-Tinctur in wenigen Tropfen vor, und widerräth balſamica, antiſcorbutica, antivenerea und amara. Er ſpricht ferner den erdigen Mitteln das Wort, und rühmt inſonderheit den Bergkryſtall. Von Brechmitteln ſoll man ſich enthalten, dagegen ſollen Aderläſſe und Blaſenpflaſter angebracht werden. Zum äuſſerlichen lindernden Mit-

(50) Eb daſ. S. 87. und Dec. S. 397.
(51) Acta Nat. Cur. Vol. VII. p. 108.

Mittel empfiehlt er vorzüglich den Regenwürmer- oder Thymianſpiritus. Als ein Verwahrungsmittel will er den Aderlaß angeſehen wiſſen.

Im J. 1768 erklärte ſich Hr. Hofr. Model, in St. Petersburg, für die Unſchädlichkeit des Mutterkornes (52), indem er durch chemiſche Erfahrungen bewies, daß in demſelben kein dem menſchlichen Körper ſchädliches Gift enthalten ſey.

Zu den ſorgfältig angeſtellten Verſuchen iſt friſches Mutterkorn gebraucht worden, von welchem aber nicht gemeldet wird, ob es aus einer Gegend genommen ſey, wo damals die Kriebelkrankheit geherrſcht hat. Aus einer Anmerkung (53) iſt zu ſchließen, daß es ganz gewiß aus einer geſunden Gegend geweſen ſeyn müſſe, weil unter 800 Körnern nur ein einziges angefreſſen gefunden wurde. Das Mutterkorn brannte am Lichte, in heller Flamme; geſunder trockner Roggen that es nicht. Es enthält keinen Salpeter. Bey dem Deſtilliren, kam vom Mutterkorne zuerſt ein ſäuerliches Waſſer, hernach ein viel ſaureres, welches den völligen Gegenſatz des Aſchenſalzes hatte, und endlich ein braudiges Oehl. Aus gleichem Verſuche mit guten Roggenkörnern folgt der Schluß, daß das erſtere Oehl mehr erdige Theile habe, als das letzte. Das ausgelaugte Caput mortuum des erſtern war ſeifenhaft, eben auch die Art des ſogenannten Harzes, mit Spiritus ausgezogen. Mit Mehl zu gleichen Theilen gemiſcht, iſt geſundes Brod daraus gebacken worden. Der Unterſchied zwiſchen gutem Roggen und Mutterkorn wird darin geſetzt, daß das ſchleimige Weſen, welches die

(52) Jo. Ge. Model's Abh. vom Mutterkorn, ſ. in Deſſen Fortſetzung ſeiner chymiſchen Nebenſtunden, (St. Petersb. 1768, gr. 8.) S. 1—69.

(53) Dieſes bekräftigt Hr. Hofmedicus Taube mit einer gleichen Erfahrung. Die Mutterkörner der angeſteckten Gegenden aus der Aernde von 1770, waren alle, nicht ein einziges ausgenommen, wurmſtichig; hingegen hatte er bey unzähligem Nachſuchen aus der Aernde von 1771, von allerley Gegenden, nicht ein einziges angefreſſenes Korn finden können.

die öhligen Theile auflöſen ſollte, im Mutterkorne zerſtört ſey. Aus dieſem nun wird das Mutterkorn für unſchuldig erklärt. In dem Anhange, S. 92—96, erzählt er dasjenige, was er nach Verlauf beynahe eines Jahres, nachdem die Abhandlung vom Mutterkorn bereits völlig niedergeſchrieben war, von Entſtehung und Wachsthum des Mutterkornes aus eigener Erfahrung wahrgenommen hat.

Als im 141. St. der Götting. gel. Anz. vom J. 1770, des Hrn. H. M. Taube der kön. Geſellſch. vorgelegte Nachricht, von der im Zelliſchen herrſchenden Kriebelkrankheit, bekannt gemacht, und in gedachter Geſellſchaft deutſchen Sammlungen, S. 151, fgg. eingerückt wurde, in welcher er ſich gegen das verdorbene Mutterkorn erklärt, fand er viele Widerſprüche. Die Verſuche des Hrn. Hofr. Schleger in Caſſel, deren einen Theil der dortige geſchickte Roßarzt Kerſting, der zelliſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft mittheilte, waren die erſten (54).

Der Verfaſſer beweiſet in denſelben, durch Erfahrungen, daß die Mutterkörner weder Hunden nach Schweinen, und der Dampf des zur Gährung eingerührten Teiges auch keinem Menſchen geſchadet habe. Einem Huhne hat es keine Krankheit zugezogen. Ein Schwein, welches 9 Tage damit war gefüttert worden, iſt geſund geblieben. Ein Schaf hat 3 Tage, bey dem Genuſſe des warmen Mutterkornbrodes, ohne Saufen, wiedergekäuet, und iſt geſund geblieben; endlich iſt daſſelbe, nach Einſprützen in die Halsadern mit der wäſſerigen Einbeizung des Mutterkornes, in Bauchſchlagen verfallen, und getödtet worden. Bey der Oeffnung deſſelben hat man viele vorher kranke Theile, und das Blut in den Adern ſehr coagulirt gefunden. Endlich ſind auch ſogar Karpfen mit Mutterkornmehl geſtopfet, und, da ſie nicht davon erkrankten, ohne Nachtheil verzehrt

(54) Verſuche mit dem Mutterkorn, von D. Theod. Aug. Schleger, Caſſel, 1770, 4. 4. B. Hr. *du Boueix* widerlegt ſie im Journ. encyclop. Sept. 1771, S. 265, und nimmt gegen dieſe Verſuche die Schädlichkeit des Mutterkornes allgemein an.

zehrt worden. Nach dem Verhältniſſe der Berechnung, findet ſich in 6 Pf. ausgebackenem Brod, ½ Quent Mutterkorn, welcher Genuß Niemanden geſchadet hat, obgleich ein Jeder 4 bis 6 Wochen, ohne vorhergegangene Reinigung davon gegeſſen hat. Doch iſt das Mutterkorn, nach ſeinen Erfahrungen, ein verdorbenes Getreide; man muß mit demſelben nicht zu dreiſt verfahren, und es hat die Krankheiten, die 1597. im Heſſiſchen entſtanden, wirklich erregt.

In den duisburgiſchen Anzeigen nimmt Hr. Prof. Leidenfroſt die Kornzapfen in Schutz (55).

Im 99. und 100. St. der hamb. Adreß-Comtoir-nachr. v. J. 1770, findet man eine durch ihre gute Ausführung ſich ſehr empfehlende Abhandlung, in welcher mit wohlgewählten Gründen die Schädlichkeit des Mutterkornes geläugnet wird.

Des Hrn. Prof. Eſchenbach Bedenken (56), enthält einen Auszug des Briefes von Hrn. Tiſſot, über die Kriebelkrankheit, und erörtert nachher die Frage, ob das Mutterkorn wirklich die ſchädlichen Eigenſchaften habe.

Dieſe Frage wird dadurch beantwortet, daß das Mutterkorn jährlich, wiewohl nicht in gleicher Menge, genoſſen werde; daß bey deſſen außerordentlich häufiger Gegenwart, wie im J. 1771, aus 80 Scheffeln noch kein ganzer Scheffel Mutterkorn nebſt anderm unreinen Geſäme geſammelt, daß über die Heilart ganz verſchieden gedacht ſey; daß in einem Körper zwey Krankheiten herrſchen können, welche mit einander keinen Zuſammenhang haben; daß das Gift dieſer Krankheit ungewiß beſtimmt ſey, und daß, von einigen Aerzten, Nebenurſachen ſeiner Schädlichkeit hinzu geſezt werden; daß in den

(55) Im 47—52 Blatt v. J. 1770, und 1. St. v. J. 1771, unter der Aufſchrift: Nachricht von den Mutterzapfen oder Mutterkorn des Roggens, und wie weit die Furcht vor deſſen Schädlichkeit gegründet ſey.

(56) L. E. Eſchenbachs Bedenken von der Schädlichkeit des Mutterkornes. Roſtock, 1771, 8.

Schriften die Beweiſe von dem Verhältniſſe der Schädlichkeit, gegen das Verhältniß der Wirkungen auf den Körper fehlen. Daß das Mutterkorn höchſtens nur ſeinen Theil an denen Krankheiten, die als Folgen von deſſen Genuſſe angegeben werden, haben könne, bis bewieſen würde, daß daſſelbe ganz ohne Nachtheil verſpeiſet ſey; dieſer Satz wird aus Schriftſtellern, und einem Verſuche mit einem Schweine, erhärtet, aus welchem allen endlich der Schluß gezogen wird, der Genuß des Mutterkornes ſey nicht die Quelle der ſchädlichen Folgen, die ihm zugeſchrieben werden.

Hr. Leibarzt Vogel, in Göttingen (57), hat die Verſuche zum Beweiſe der Schädlichkeit des Mutterkornes ebenfalls zu entkräften geſucht, und beſonders daraus, daß das Mutterkorn allezeit genoſſen worden ſey, da man doch die Kriebelkrankheit erſt ſpät bemerkt habe, daß man dieſe Krankheit auch vor der Aernde entſtehen geſehen habe; daß die Krankheit zuweilen nicht erfolgt ſey, wenn auch in dem Roggen viel Mutterkorn enthalten war; daß nicht alle, die Mutterkorn genoſſen haben, krank, und viele krank geworden ſeyn, die keines genoſſen haben; daß die Seuche der Kriebelkrankheit periodiſch ſey, und Ruhezeiten halte; daß die Unterlaſſung des Genuſſes des Mutterkornes die Krankheit nicht hebe; daß die Zufälle der Seuche verſchieden ſeyn; daß ſie Rückfälle mache; daß in Schweden, wo doch kein Roggenbrod genoſſen wird, die Kriebelkrankheit vorkomme, und daß man, in Rückſicht auf die giftigen Beſtandtheile des Mutterkornes, noch ſehr ungewiß ſey, geſchloſſen, daß man das Mutterkorn ohne Grund beſchuldige.

Hr.

(57) Schutzſchrift für das Mutterkorn, als einer angeblichen Urſache der Kriebelkrankheit, von Rud. Auguſtin Vogel, Gött. 1771, 8. 3. B.

Hr. Prof. Leidenfroſt (58) hielt die Kriebelkrankheit für eine Folge des Mangels, aus welchem in vielen vorhergehenden Jahren mancherley Krankheiten entſtanden ſeyn, und nicht für eine Folge des Genuſſes des Mutterkornes, welches zwar, als ein verdorbenes Getreide, Krankheiten erzeugen könne, aber in der Gegend von Duisburg, wo kein Mangel an geſundem Korn geweſen, die Krankheit nicht erzeugt habe.

Der Hr. Verf. will jene epidemiſche ausſätzige Krankheit, die man im J. 1710 in der franzöſiſchen Provinz Orleans beobachtete, deren Entſtehung man damals dem Genuſſe des Mutterkornes zuſchrieb, mit der deutſchen nicht verwechſelt wiſſen, und hält jene von dieſer ganz unterſchieden. Er leitet den Urſprung derſelben aus dem Mangel her, als aus welchem in vielen vorhergehenden Jahren vielerley Krankheiten entſtanden wären. Bey Erklärung der Zufälle dieſer Krankheit, merkt er an, daß ſie epidemiſch gewütet habe, daß nur Landleute und Arme davon angefallen wären, daß kein Alter davon frey geblieben ſey, daß die Zufälle größtentheils plötzlich angehoben haben, daß gleich nach den erſten Beängſtigungen, Ohnmachten und Zuckungen, darauf Schwäche, Freßhunger, Rückfälle, Beben der Glieder, Wahnſinn und Albernheit, in verſchiedenen Verhältniſſen erfolgt ſey. Er verſichert insbeſondere, daß wenige daran geſtorben wären; welche es aber betroffen hätte, wären mehr durch Folgen des Mangels, theils auch durch unvernünftige Curart, hinweg geraffet worden. Die mehreſten beſſerten ſich langſam. Bey wenigen ließen die Zufälle ohne ſichtbare Kriſen nach. Andere bekamen Blutgeſchwäre, bald kleine,

 bald

(58) Diſſ. de morbo convulſivo epidemico Germanorum, caritatis annonae comite, vulgo die Kriebelkrankheit. Praeſ. Io. Gott. *Leidenfroſt*. Reſp. *Godofr. Guil. Danidis*. Duisburg. 1771. 4.

D. überſ. u. d. T. Des Hrn. Prof. Leidenfroſt Abh. von der Kriebelkrankheit, in den Jahren 1770 und 1771. Aus dem Lat. überſ. von Jo. Chr. Gottl. Ackermann, ſt. in Hrn. g. R. Baldinger Magazin für Aerzte, 4. St. 1776, S. 332—360.

bald große. Etliche ſtarben am kalten Brande. Zu eben der Zeit, als die Krampfſucht herrſchte, ſtellten ſich auch andere Krankheiten ein. Viele wurden mit fieberhaften Stickhuſten, mit kalten Fiebern, Ruhren, Drüſenentzündungen, u. d. gl. befallen. Alle dieſe Zufälle ſchienen bösartig zu ſeyn. Er behauptet, daß die Kriebelkrankheit, in gewiſſer Rückſicht fieberhaft zu nennen ſey; und aus dem vermehrten Reize der Theile wird geſchloſſen, daß die in Irrthum gerathene Natur hier Krämpfe hervor bringe, wo ſie Fieber machen ſollte. Die hieraus gezogene Folge beweiſet, daß der vornehmſte Sitz dieſes Uibels in dem Gehirne und dem Rückenmarke zu ſuchen ſey, welcher Satz durch Krankengeſchichten erläutert wird. Aus dem Verhalten der Betrunkenen, in Anſehung ihres vermehrten Verlangens nach Speiſen, wird zwiſchen ihnen und den Krampfſüchtigen eine Aehnlichkeit gefunden. Es wird die Frage aufgeworfen, ob die Urſachen dieſes Uebels im Körper liegen, oder ob ſie von außen hinein geführt werden. Obgleich von beyden Meinungen keine weder bejahet noch verneinet wird, ſo ſcheint doch der Hr. Verfaſſer ſich dahin zu lenken, daß ſie von außen herein gebracht ſey, wobey aber doch eine Neigung, ſie zu empfangen, vorausgeſetzt wird. Endlich wird das Mutterkorn von allem Verdachte losgeſprochen; und obgleich ein ſonſt verdorbenes Korn Krankheiten zeugen könne, ſo wäre doch im ganzen Lande kein Mangel an geſundem Korne geſpüret worden. Das Antheilnehmen der Würmer an dieſer Krankheit, wird deutlich verworfen; ob aber ein bösartiger Nebel nicht etwas dazu beygetragen habe, wird zwar vermuthet, aber nicht behauptet. Endlich zeigt Hr. Leidenfroſt an, daß Aderläſſe, Purgir- kühlende und ſchlafmachende Mittel mehr geſchadet, als genutzt haben; hingegen ſind Aloe, balſamiſche und ſchweißtreibende heilſam, die Chinarinde aber unwirkſam befunden worden.

Im J. 1771 ſchrieb der gelehrte Hr. geh. R. Baldinger ein Programma (59), in welchem er den Ge-

(59) Programma ad diſſertationem de metaſtaſi in morbis; Præfatio docet, Secale cornutum perperam a nonnullis ab infamia liberari, Jen. 1771. 4.

Gegenſatz wider die Herren Model, Schleger, Eſchenbach und Leidenfroſt annimmt, und behauptet, daß das Mutterkorn, in Menge genoſſen, allerdings die Kriebelkrankheit verurſache. Sein Aufſatz iſt mit vieler Mäßigung, und ſehr gründlich verfaſſet.

Die umſtändlichſte, beſte, die verſchiedenen Geſtalten und Zufälle dieſer ſonderbaren Krankheit am genaueſten anzeigende Beſchreibung, iſt diejenige des ehemal. kön. engliſchen Hofarztes, Hrn. Taube, der in den Jahren 1770 und 1771, 600 Kranke, wovon 97 ſtarben, an dieſer Krankheit beſorgt hat, und alſo aus einer größern Fülle der Beobachtungen, als je einer ſeiner Vorgänger, ſchreiben konnte. Seine oben, S. 410, angeführte Geſchichte der Kriebelkrankheit, iſt die Folge der Bemerkungen, welche er vom Anfange des Sept. 1770 geſammelt hat, nämlich von der Zeit an, da die Epidemie dieſer Krankheit in den zelliſchen Gegenden zu herrſchen anfieng. Ich werde dem Hrn. Verfaſſer in der Ordnung, die er ſelbſt hierin beobachtet hat, Schritt vor Schritt folgen.

Zuvörderſt liefert Hr. Taube die Geſchichte der Kriebelkrankheit, und zwar im erſten Abſchnitte die Geſchichte der Epidemie, die er 1770 und 71 beobachtet hatte. Hier kommen Bemerkungen vor, die ich nicht unberührt laſſen kann. Im J. 1770, war nach einem nicht anhaltend ſtrengen Winter, wobey aber der Frühling ſich lange verzog, in Anſehung der abwechſelnden Wärme, Kälte und Näſſe, der Sommer ſehr veränderlich. Im Jun. fielen öfters Nebel, welche vernünftige Landleute ſtrichweiſe ziehend bemerkt haben wollen, und wovon die häufigſten in und gleich nach der Blüthe des Sommerroggens waren. Auf dem damals noch grünen und weichen Korne wurden in vielen Gegenden die kleinen hellgelben Tropfen ſehr

häufig bemerkt, welche unter dem Namen des Honigthaues bekannt ſind. Aus dieſen angeſteckten Körnern leitet der Verfaſſer den Urſprung der Kornzapfen her. Auch wurde der Honigthau, da nach der Zeit keine Regengüſſe wieder erfolgten, vor der Aernde nicht abgeſpühlt. Der Landmann ſäumte nicht, theils aus Noth gezwungen, theils aus Neugierde, von ſeinem neu eingebrachten Roggen, und beſonders aus dem bey dem Einbringen geſammelten Abfalle, oder ſogenannten Krümelkorne, ſogleich Brod zu backen, welches eben ſo eilig, auch wohl warm, hinein geſchlungen wurde. Unter einem genau gewogenen, ausgedroſchenen, und auf gewöhnliche Art gereinigten Pfunde Roggen, waren beynahe zwey Loth Mutterkorn; und noch weit mehreres befand ſich unter dem Krümelkorne. Nach dem Genuſſe eines ſolchen Brodes zeigte ſich auch bald die Kriebelkrankheit mit allen ſchrecklichen Zufällen, woran im Anfange einige plötzlich ſtarben. In dieſem Abſchnitte wird auch noch erzählt, wie dieſe Krankheit ſich nach und nach an verſchiedenen Orten gezeigt hat. Man ſah augenſcheinlich, wie wohl den Kranken das aus landesväterlicher Fürſorge mitgetheilte Brod von altem, reinem und gutem Korne bekam, wie ſie ein beſſeres Anſehen erhielten, wie die Heftigkeit der Zufälle ſich verlor, und wie ſie ſich nach achttägigem Genuſſe deſſelben erholten. Sobald aber der ausgetheilte Vorrath verbraucht war, und die armen Kranken wieder von ihrem eigenen verdorbenen Roggen genießen mußten, ſtellten ſich die fürchterlichen, und zum Theil noch viel heftigere, Zufälle ein.

Was der Hr. Verf. von der Schädlichkeit des verdorbenen Roggens bey dem Viehe beobachtet hat, will ich auch noch kürzlich anführen. Er ſah nur ein einziges Schwein, welches krampfig war. Pferde fraßen das den Menſchen ſchädliche Brod, und es iſt kein

ein-

einziges krank geworden, noch, ſo viel er weiß, davon gefallen. Man hat dem Hornviehe das Krümelkorn vorgeſchüttet, und ſie haben es, aber theils mit Widerwillen, ohne Nachtheil, genoſſen. Keine Hunde ſind von dem Genuſſe des Brodes oder der Mehlſpeiſen erkranket oder geſtorben. Schafen hat es nicht geſchadet, außer daß in einem Dorfe 7 Stück mit allen Zufällen der Krampfſucht ſtarben. Im Frühlinge 1771 bemerkte Hr. Taube, auf ſeinen Reiſen zu den Kranken, einen ſehr allgemeinen Mangel an jungem Federvieh; er hörte jede Hauswirthin klagen, ihre Hühner wollten nicht brüten, und legten wenige Eyer. Dagegen hörte man in andern Gegenden, wo die Kriebelkrankheit unbekannt war, von dergleichen Unfruchtbarkeit nichts, wenigſtens bey weitem nicht ſo allgemein. Vielleicht, ſagt der Verf., kann dieſes den verdorbenen Roggen zum Grunde haben, wenn es nicht aus noch andern unbekannten Urſachen entſtanden iſt.

Dieſem Abſchnitte iſt noch die ganze Berechnung der Kranken und Verſtorbenen in der dem Hrn. Taube, als Landphyſikus anvertrauten Gegend, beygefügt. Die Anzahl der von der Kriebelkrankheit befallen geweſenen beläuft ſich auf 600, wovon 97 geſtorben ſind. Kindern von 2 bis 10 Jahren iſt dieſe Krankheit am tödlichſten geweſen.

Der zweyte Abſchnitt enthält die Geſchichte dieſer Krankheit von ihrem erſten Urſprunge an, bis auf die neuern Zeiten; und zwar ſind hier ſolche Nachrichten auszugsweiſe geliefert, in welchen das verdorbene Korn, und beſonders das Mutterkorn, als eine Urſache der Kriebelkrankheit angegeben wird. Siehe oben, S. 384, fgg.

Im dritten Abſchnitte werden diejenigen Beobachter nebſt ihren Schriften, die andere Urſachen dieſer

Krankheit angenommen haben, angezeigt. Siehe oben, S. 414, fgg.

Nach gelieferter Geſchichte der Kriebelkrankheit, wird nun dieſelbe nebſt ihren Zufällen ſo beſchrieben, wie ſie Hr. Taube ſelbſt geſehen hat. Die Krampfſucht erſchien in dieſer Epidemie auf zweyerley etwas verſchiedene Art. Die eine überfiel mit großer Heftigkeit, dauerte faſt ohne Aufhören, marterte die Kranken gewaltſam, und endigte ſich durch einen geſchwinden Tod; die andere gelindere Art war minder ſchreckhaft und heftig, ließ Ruhezeiten, und ward in der Folge nur durch üble Umſtände, oder durch ſchlechte Behandlung, tödtlich. Dieſe Epidemie fieng mit der erſtern Art an, und dieſes dauerte etliche Monate hindurch. Die von dieſer Art befallenen empfanden kurz vor dem erſten Anfalle nichts, auch kein Ameiſenlaufen oder Kriebeln; es überfiel ſie auf einmal Blindheit und Schwindel, welcher ſie zu Boden warf, ſie ihrer Sinne gänzlich oder zum Theil beraubte, Zittern der Glieder, heftiges aber vergebliches Würgen, ſtarke Zuckungen, wobey zugleich alle Gelenke krampfig zuſammen gezogen und einwärts gebogen wurden, ſo, daß gemeiniglich alsdann die Elbogen gegen die Bruſt gedrückt waren. Das Handgelenk war noch mehr gekrümmt, und alle Finger waren in eine geballte Fauſt geklemmt. Die Gewalt der biegenden Muskeln der Arme und Finger war dabey ſo ſtark, daß oft zwey ſtarke Männer, ſie gerade zu machen, oder aufzubrechen, nicht vermochten. Die Füße wurden auf gleiche Art zuſammen gezogen, die Ferſen aufwärts gegen die Achillisſehne getrieben, und die Zehen unter die Fußſohle gepreſſet. Den ganzen Leib bedeckte ein kalter Schweiß, und der Kranke wälzte ſich, mit einer unbeſchreiblichen Unruhe, auf ſeinem Lager. Das Geſicht war gelblich, eingefallen, und von widerlichem, fürchterlichem Anſehen. Nicht ſelten

ten floß ein ſchäumender, oft blutiger Schleim über die Lefzen. Die Kranken foderten ohne Unterlaß, und mit bebender Stimme, Getränke; die Beängſtigung wurde aber durch das Trinken vermehrt. Sie ſchrien beſtändig um das Ausdehnen der zuſammengezogenen Finger und Gelenke, und verſicherten, unter unaufhörlichem Winſeln, die davon entſtehende Erleichterung. Die Krämpfe in den innern Theilen waren nicht minder heftig und wüthend. In den kurzen Zwiſchenfriſten klagten die Kranken unaufhörlich über unausſprechliche Schmerzen, Drücken und Beklemmung der Herzgrube, welches mit einer beſtändigen fruchtloſen Neigung zum Erbrechen verbunden war. Die innerliche Angſt machte Drängen zum Stuhl und zum Urin; der erſtere folgte nie, der letztere aber nur ſelten, tropfenweiſe, und ohne Erleichterung. Der Puls blieb dabey klein, langſam, unterbrochen, und war oft, wenn die Krämpfe recht grauſam und wüthend anſetzten, kaum zu entdecken. Dieſe heftige Auftritte hielten, nebſt den wenigen ruhigen Zwiſchenzeiten, 24 Stunden, oft auch noch länger, an. Darauf erfolgten wahre Zuckungen, die auch oft, inſonderheit bey Kindern, ſchon zu Anfange eintraten, mit allmählichem Verluſte der Sinne und der Sprache verbunden waren, und ſich, bey öfterer Wiederkehr, nicht ſelten erſt am dritten Tage mit dem Tode endigten. Von dieſer Art der Krampfſucht genas kein Kranker; ſie raffte Perſonen beyderley Geſchlechts, Kinder, Junge und Alte, nur keine Säuglinge, hin. Bey ſäugenden Weibern verſiegte die Milch, wie überhaupt bey dieſer Krankheit, nicht, und Hr. Taube ſah einſt einen Säugling noch an der Bruſt ſeiner ſterbenden Mutter nagen.

Die Leichen der an dieſer erſten, heftigen Art verſtorbenen Perſonen giengen überaus geſchwind in eine gänzliche Fäulung über. Hr. T. wollte einige derſelben

ben am zweyten Tage nach ihrem Tode öffnen, aber eine ſo allgemeine Fäulniß, und ein ſo durchdringend ſcharfer, nicht eigentlicher Todtengeruch, nöthigten ihn davon abzuſtehen. Ein 14jähriger Knabe, welcher Morgens geſtorben war, wurde Nachmittags geöffnet. Seine Glieder waren noch eben ſo ſteif gekrümmt, als in der Heftigkeit des Krampfes, worin Hr. T. ihn ſterbend verlaſſen hatte, und konnten kaum gebogen werden. Die Haut des ganzen Unterleibes war gelbgrün, und das Geſicht aufgedunſen und gelb. Die Augenlieder waren eingefallen, und umher braunroth. Aus Mund und Naſe floß ein durchdringend ſtinkender Schleim. Auf dem Rücken und den vordern Theilen der Bruſt und des Halſes, war Blut unter der Haut ergoſſen. Das Netz war weich, daß es bey dem geringſten Berühren zerriß, und gegen die rechte Seite mehr faul, als an andern Stellen. Der Magen und die Därme hatten ein gelbes Anſehen; die Leber war hart, dunkelbraun, und von Blute ſtrotzend. Im Magen war eine Menge eines galligen ſchäumenden Waſſers, und in demſelben lag ein halb verfaulter Spuhlwurm. An mehrern Stellen ſah man in den Gefäßen, daß das Blut in denſelben beträchtlich ſtockte. Die Gallenblaſe war überaus ſtark und über die natürliche Größe erweitert, und die in derſelben enthaltene Galle hellgrün und wäſſerig. Die Milz war dunkler und blutreicher, als ſie ſeyn ſollte. Die Urinblaſe war, bis zum Zerſpringen, von wäſſerigem, geruchloſen Urin erweitert. Die Harngänge waren ganz voll und ausgedehnt. Die Lungen enthielten ſehr viel ſtockendes Blut; das Herz und die großen Gefäße waren leer; die Pulsadern der Gehirnhäute ſtrotzten von Blute, die Höhlen der harten Hirnhaut aber waren ganz leer. Die Pulsadern im Gehirne waren voll, die Feuchtigkeiten in den Gehirnkammern röthlich, und ein guter Theil

des

des feinen Gewebes über den Urſprung der Sehenerven (Plexus choroideus) war in Fäulniß übergegangen. Bey einer andern Leiche ſah er genau dieſelben Erſcheinungen.

Die zweyte oder gelindere Art der Kriebelkrankheit konnte oft im Anfange bezwungen werden. Die Mehreſten verſicherten, ſie hätten ſie einige Tage zuvor im Körper empfinden können. Die Beine und Arme wären damals ſchwer und taub, die Kräfte erſchöpft, und der Kopf eingenommen. Der Appetit mangelte, und in der Herzgrube regte ſich ein empfindliches, bald vorübergehendes, bald wiederkommendes Drücken. Es ſtellte ſich mehr Begierde zum Schlaf ein, ob er gleich nicht erquickte. Im Unterleibe ſpürten ſie die Empfindung einer Kälte, die ſich bisweilen über den Rücken verbreitete. Das Kriebeln, das weſentliche Merkmal der Krankheit, ſtellte ſich in den Armen, Beinen, und auf dem Geſichte, ein, und beſonders des Nachts im Bette erfolgten ganz gelinde Zuckungen, die bald vorüber giengen, aber immer zunahmen. Die Ausleerungen und der Schweiß waren dabey natürlich. Nach etlichen Tagen wurden die Zufälle heftiger und länger anhaltend. Der Schwindel ward ſtärker, es entſtand ein größeres Beklemmen in der Herzgrube, und ein Würgen. Sie erbrachen zuweilen einen gelben, bittern, zähen, widrigen Schleim, mit der augenſcheinlichſten Erleichterung, wodurch auch die Krankheit zuweilen überwunden wurde. Das Ziehen im Rücken vermehrte ſich darauf, und verbreitete ſich in alle Glieder, beſonders in die Hände und Füße, wo es bald langſam, bald geſchwinde in heftige Krämpfe übergieng. Darauf folgen Durſt, Verlangen nach ſauern Sachen, und, wenn der Durſt geſtillt iſt, wieder Würgen. Das gelbe eingefallene Geſicht wird bald blaß, bald roth; man ſieht das Ziehen der Muskeln in den Theilen deſ-

ſelben; und wenn die Krämpfe ſich in die Hände und in die übrigen Gelenke ausgebreitet haben, ſo beginnt das Winſeln, und das Schreyen um das Ausdehnen und Reiben. Sobald man mit Ziehen und Reiben nachläßt, werden die Glieder wieder krumm, und bey dem Ausdehnen empfinden die Kranken allemal Erleichterung. Der heftige Schmerz preßt vielen Schweiß, ohne alle Wallung des Blutes, aus. Der Puls bleibt ruhig, wie bey geſunden Perſonen, doch iſt er bey den heftigſten Schmerzen oft unterdrückt und tief. Nach einer bald längern, bald kürzern Zeit, legt ſich das höchſt ſchmerzhafte Ziehen in den Gliedern, die Kranken werden matt, ſtill, fallen in eine Art einer Entzückung, ohne Verluſt des Bewußtſeyns, holen ſehr tief Athem, und werden oft erſt nach einer halben Stunde wieder munter. Ihr erſtes Verlangen iſt nach Speiſen, die ſie in großer Menge nehmen, worauf ſie ihr Lager verlaſſen. Sie eilen aber wieder mit Winſeln und Seufzen zu demſelben, wenn ſie die Anwandlungen der Krämpfe von neuem verſpüren, die auch zuweilen ſchleunig tödtlich werden. In der Zwiſchenzeit zwiſchen den Zufällen haben die Kranken ein ſchüchternes, finſteres Anſehen; die Haut des gelben, oft erdgrauen Geſichtes ſcheint eingeſchrumpft und vertrocknet zu ſeyn. Der Augenſtern iſt ungemein erweitert, und hat das Anſehen des ſchwarzen Staares. Die Finger und Zehen ſind wie abgeſtorben und taub. Bey einigen bleiben ſchon nach dem erſten Anfalle die Gelenke ſteif, bey andern aber kömmt die Biegſamkeit nach den Anfällen wieder. Alle haben den beſten Appetit, einige gar einen unerſättlichen Freßhunger. Zwey Kranke verzehrten gleich nach der Mahlzeit, bey der ſie ſich vollkommen geſättigt hatten, noch 6 Pfund Brod in 7 Minuten. Die Begierde nach ſauern Speiſen iſt am größten. Die Oeffnung des Leibes iſt natürlich, und der Schlaf ſanft, wenn

wenn er nicht von dem Krampfanfalle geſtört wird. In den ruhigen Zwiſchenzeiten können die Kranken bloß auf den Zehen gehen, weil der Krampf die Waden-muskeln zuſammengezogen erhält. Sie glauben in kalter Luft erleichtert zu werden. Der Säugling leidet von der Krampfſucht ſeiner Mutter nicht, wenn er auch fort geſäuget wird. Die monatliche Reinigung änderte die Krankheit nicht, und auch mit der Schwangerſchaft ſchien die Krankheit in keiner Verbindung zu ſtehen. Die Krämpfe ſtellten ſich vormittags häufiger ein. Kalte Luft und Näſſe dabey, beförderte die Rückfälle ſehr. Alle heftige Gemüthsbewegungen, die bey den allemal mürriſchen und tückiſchen Kranken häufig ſind, erregten neue Krämpfe.

Nach dieſen Zufällen entſteht ein Stillſtehen der Zufälle, und die Kranken halten ſich für geſund, allein man entdeckt bald den ſchlafenden Feind. Die Spitzen der Finger und Zehen bleiben taub; an den äuſſern Theilen ſieht man die Krämpfe einzelner Muskeln deutlich, und das Kriebeln verliert ſich auch nicht gänzlich. Die Augen bleiben in dieſer Ruhezeit, wie bey dem ſchwarzen Staare, erweitert, und die Kranken ſehen viele Gegenſtände doppelt, andere aber einfach. Das Zittern der Glieder findet ſich in den Ruhezeiten am öfteſten ein; ſie laſſen alles, was ſie in den Händen haben, fallen, und pflegen zugleich über Schwindel und Herzdrücken, die Vorboten von neuen Zuckungen, zu klagen. Durch die oftmaligen Krämpfe werden die Spitzen der Finger und Zehen endlich ſo unempfindlich, daß dergleichen Kranke glühende Kohlen ohne allen Schmerz berühren und halten, und ſich die Fingerſpitzen durchſtechen können, ohne es zu empfinden.

Die Zuckungen entſtehen auf mancherley Art. Die gewöhnlichſte derſelben iſt der, der Starrſucht ſehr nahe kommende Tetanus, vor deſſen Anfall die

Kran-

Kranken kurz vorher nichts wiſſen. Wenn ſie denſelben ſitzend bekommen, ſo bleiben ſie erſtarrt in dieſer Stellung; nur die äußern Glieder, die doch auch zuweilen in der Lage bleiben, in der ſie waren, da der Tetanus kam, ſinken in die Lage, welche ihnen die Schwere giebt. Auf dieſe Anfälle folgen einige Verzuckungen, und die Kranken wiſſen nicht, was während derſelben mit ihnen vorgegangen iſt. Mit dem Tetanus vergeſellſchaftet ſich zuweilen auch der Emproſthotonus, wobey der Kopf oft dergeſtalt vorwärts dringt, daß das Gewicht des ganzen Körpers auf demſelben zu ruhen ſcheint. Bey dem Opiſthotonus wurde der Körper etlichemal geſchwinde hinterwärts gebogen, und allemal ganz auf die andere Seite des Lagers fort geſchoben. Dieſe Krämpfe giengen, ſo wie das ſardoniſche Lachen, nicht in die fallende Sucht über. Sie ließen nach, wenn Würmer abgiengen. Die wahre Epilepſie entſteht in dieſer Krankheit gar oft, und weicht nicht eher, als wenn Würmer abgegangen ſind, oder ein Ausſchlag ausgebrochen iſt. Der ſchlimmſte Zufall, in den die Krankheit übergeht, iſt die Tollheit (Mania), welche die Kranken nach überſtandenen erſten Krämpfen befiel. Der Blödſinn (Amentia) war eine ſo allgemeine Folge dieſer Krankheit, daß faſt alle Kranke, nach Verhältniß ihres Zufalles, mehr oder weniger, längere oder kürzere Zeit, davon befallen wurden. Auch alle wurden davon wieder befreyet. Die mehreſten verloren ihn völlig nach Abgang der Würmer, oder durch Blutgeſchwäre; die Kinder gröſtentheils durch ausgeſchlagene Köpfe. Oft fiel nach den erſten Krämpfen das Gift auch auf die Därme, und verurſachte Bauchflüſſe, welche die Kranken äußerſt entkräfteten und auszehrten. Sie waren ſehr ſchwer zu heben; ganz junge Kinder und Bejahrte ſtarben allemal an denſelben. Der Unrath roch faulicht, und die Speiſen giengen oft unverdaut

haut ab. Von allen, die davon befallen wurden, wurde nur der vierte Theil geheilt. Der Gebrauch der Arzeneymittel mußte bey dieſen Bauchflüſſen ſehr lange fortgeſetzet werden. Am meiſten erſchwerte die wenige Auswahl, welche die Kranken in den Speiſen machen konnten, die Kur. Eine Geſchwulſt der Füße geſellte ſich in der Folge, natürlicher Weiſe, zu dieſem Bauchfluſſe, und zuweilen auch eine Geſchwulſt des ganzen Körpers unter der Haut. Oft erfolgte auf dieſe Durchfälle eine Auszehrung. Bey Frauensperſonen hatte die Krampfſucht insgemein die Folge auf die monatliche Reinigung, daß ſie ausblieb. Die Mutterbeſchwerung, und die Mutterwuth waren eine häufige Folge dieſer Hemmung.

Je ſtärker das Uebel die Oberfläche der Haut berührte, deſto gewiſſer war die Beſſerung. Die Krankheit wurde einſt durch einen der Krätze ähnlichen Ausſchlag vollkommen gehoben. Kinder, die einen Grindkopf bekamen, beſſerten ſich ſogleich. Blutgeſchwäre, welche oft durch die Blaſenpflaſter veranlaſſet wurden, erleichterten die Kranken ebenfalls ſehr. Sehr langſam heilten ſolche Blaſen, die nur eine wäſſerige gelbe Feuchtigkeit in ſich enthielten, und das völlige Anſehen der Brandblaſen hatten. Wenn ſie zerplatzten, floß ein gelbes, oft übel riechendes Waſſer heraus. Sie nahmen insgemein die Finger und Zehen ein, und man hatte unter fünf bis acht Wochen keine Hoffnung, ſie zu heilen. Kritiſch waren dieſe Blaſen niemals. Einen andern kritiſchen Ausſchlag ſahe Hr. T., welcher der Elephantiaſis ſehr ähnlich war. Die Rinde, welche einen unerträglichen Geſtank von ſich gab, legte ſich fingerdick auf etliche Stellen, ward ſchneeweiß, und fiel in großen Brocken ab. Beſonders wurden die Gelenke der Arme und Beine davon beſetzt, obgleich das Geſicht nicht ganz verſchont blieb.

Der darauf folgende Ausſchlag war minder weiß, und ſetzte keine ſo hohe Kruſte, dauerte nicht ſo lange bis er abfiel, und hinterließ mehrentheils eine reine Haut. Die Krätze folgte auf die Krankheit niemals. Der Speichelfluß, der ſich bey einigen Kranken einfand, war blos zufällig. Mit dem Abgange der Würmer verloren ſich alle Zufälle der Kranken, und ſie genaſen, nachdem ſie durch den vorherigen Gebrauch der auflöſenden Mittel bereits viel Schleim durch den Stuhl ausgeleert hatten. Alte Perſonenn, bey denen keine Würmer abgiengen, brachten ſehr lange zu, ehe ſie genaſen, und überhaupt mußte im Fortgange der Heilung allemal ſorgfältig auf die Gegenwart der Würmer geſehen werden. Selbſt bey den durch dieſe Krankheit wahnſinnig gewordenen, erfolgte die Geneſung von dem Wahnſinne erſt, nachdem Würmer abgegangen waren.

Die Augenfehler ſind eines der grauſamſten Uebel, welches dieſe Krankheit in den Ruhezeiten zwiſchen den Krämpfen betreffen kann. Aus dem Krampfe entſteht der graue Staar, welcher durch viele, in andern Fälle ſehr wirkſame, Mittel nicht weichen will. Er entſtand zuweilen ſehr geſchwinde, und nach dem Doppelſehen der Kranken unmittelbar. Auch der grüne Staar, der zuweilen eine Folge der Krämpfe war, war ſehr bösartig.

Die Krämpfe, welche bey dieſer Krampfſucht eintreten, ſcheinen entweder auf die untern Kinnbacken-Muskeln, und die Muskeln der Zunge vorzüglich zu wirken, oder die Neigungen zum Erbrechen nöthigen die Kranken, die Zunge weiter hervor zu ſtrecken. Schrecklich wird ſie oft zerquetſcht, zerbiſſen, oder ganz und gar abgebiſſen. Auf dem Lande verletzten die Kranken ſich etliche Mal die Zunge ſo heftig, daß ſie davon ſtumm wurden.

Das

Das Kriebeln iſt der anhaltendſte Zufall dieſer Krankheit. Alle Aerzte, die von derſelben geſchrieben haben, haben daſſelbe als den weſentlichen Zufall derſelben mit Recht angeſehen. Es hält ſich die Empfindung deſſelben in dem Körper der Kranken am längſten auf, und durchwandert alle inn = und äuſſerliche Theile. Diejenigen, die es unter der Hirnſchale bekommen, ſcheinen am meiſten von demſelben zu leiden.

Die bisher beſchriebenen Zufälle und Abweichungen derſelben, beſtimmen die erſte Periode der Kriebelkrankheit. Wenn aber, vielleicht durch die Menge des Giftes, durch ein ſchwächeres Nervengebäude, oder durch unſchickliche Behandlung, die Krankheit Uebermacht gewinnt, ſo erfolgen Zufälle, deren Erzählung ſchrecklich iſt, und die Alle, nur etliche Wenige ausgenommen, getödtet haben. Das Gift ſcheint, wenn dieſe Periode eintritt, die äuſſern Theile zu verlaſſen, und deſto heftiger in den innern, beſonders in dem Kopfe, zu wüthen. Arme und Beine ſind zwar fühllos, und ſteif, aber ohne wirklichen ſchmerzhaften Krampf. Die Sinne dieſer Elenden ſind betäubt; ſie ſehen dunkel, hören ſchwach, reden mit ſchwerer Zunge, und ſelten anhaltend vernünftig, ſind äuſſerſt entkräftet, und können ſich ohne Beyhülfe nicht umwenden. Der vorige Appetit verliert ſich gänzlich, es erfolgt ein beſtändiges Würgen, und auch wohl ein wirkliches galliges Erbrechen, wodurch ein Theil der Beängſtigung auf eine kurze Zeit vermindert wird. Oft geſellt ſich ein heftiger Durſt dazu, und wenn dieſer reichlich geſtillt wird, ſo vermehrt ſich die Angſt. Die ſchlafloſen Nächte gehen unter abwechſelnden Verwirrungen hin. Der Puls iſt fieberhaft, aber nicht auſſerordentlich heftig. Die Hand brennt, die Haut iſt trocken, das Geſicht eingefallen, und verſtellt, und, wenn ſich ein Schweiß einfindet, etwas roth. Es entſteht gemeiniglich ein Durchfall,

und in der Folge geht der Unrath ohne Wiſſen des Kranken ab. Der Urin fließt ſehr wenig, bleibt ungekocht, und wird oft in den erſten Tagen gänzlich unterdrückt. Ueberhaupt leiden dieſe Unglückliche innerlich allgemein, ſie wiſſen aber insgemein keinen beſtimmten Ort des Schmerzens anzugeben; die meiſten aber klagten, wenn ſie ermuntert wurden, über einen bohrenden Schmerz im Gehirn. Bey dem fernern Verlaufe dieſer Krankheit übereilen die Zuckungen dieſe Leidende, und dabey wird die Zunge wieder öfters verletzt. Die letzten Tage dieſer fürchterlichen Periode verſchleichen, bey ſichtbarer Verringerung der Kräfte, in einem betäubenden Schlummer. Es treten mancherley Arten von Zuckungen, der Tetanus, Emproſthotonus und Opiſthotonus ein. Der Emproſthotonus iſt beſonders ſo heftig, daß der Kopf unbiegſam auf der Bruſt ruhet; und ſo liegt der traurige Körper, ohne Nahrung, ohne Sinne und Empfindung, bis in den dritten Tag, wo endlich der Tod entweder mit neuen Zuckungen, oder durch eine allgemeine Stockung der Säfte, dieſes jämmerliche Leben endigt.

Die Körper dieſer ſo elend und langſam verſtorbenen Kranken bleiben noch nach dem Tode ſteif. Die Leichen gehen nicht ſo leicht in Fäulniß über, als die in der erſten Periode Verſtorbenen. Von der innern Beſchaffenheit, und den Verheerungen ſolcher Leichen, hat Hr. T. keine Nachricht geben können, da der Eigenſinn der Landleute die Leichenöffnungen nicht verſtatten, und er ſolche nicht mit Gewalt erzwingen wollte.

Noch weit ſchrecklicher iſt der langſame heiße Brand (Gangraena lenta), die äuſſerſte Gränze, welche die Kriebelkrankheit erreicht. Dieſer ſcheint in Frankreich, nach dem Genuſſe des verdorbenen Rockens häufig, und ohne vorhergehende Krämpfe, zu entſtehen; bey der zelliſchen Seuche aber kam derſel-

be

be, der oben erwähnten Blaſen, und des Abſterbens der Fingerſpitzen ungeachtet, nicht vor. Oft war zwar aller Anſchein zu demſelben da, durch langen Gebrauch des Terpenthinöhles aber brachte Herr T. wieder Wärme und Empfindung in die Theile, welche er ſchon für halb geſtorben abhielt, und durch unermüdete Sorgfalt brachte er es dahin, daß ſich unter der ganzen Menge der Durchgeſeuchten kein einziger verſtümmelter, auſſer denjenigen, welche ſich in Zuckungen die Zunge abgebiſſen hatten, befand. Unterdeſſen mußte doch Hr. T. einen ſcheußlichen, eckelhaften Vorfall erleben, welcher bloß durch die Hoffnung zur Geneſung erträglich gemacht werden konnte. Ein Mädchen häutete ſich über den ganzen Körper dreymal, ehe alle Schuppen ſich verloren. Die erſte Häutung beſtand in der wahren und ganzen Haut (Cutis) ſo, daß man, wenn ein Theil abgeſondert war, Sehnen und Fleiſch ohne Bedeckung liegen ſahe. Wer jemals einen Flußkrebs im Waſſer ſeinen alten Harniſch ablegen geſehen hat, kann ſich einen Begriff von dieſer Häutung machen, die getrocknete Decke der Finger und Zehen ſprang auf, und dann war es Zeit, durch eine chirurgiſche Hilfe ſie abzuſtreifen. So hart die äuſſere Seite war, ſo weich war die innere. Selten ließ ſich ein Finger oder Zehe abziehen, ohne daß eine kleine Ader zerriß, und eine geringe Verblutung erregte. Das Unangenehmſte für die Kranke war die äuſſerſte Empfindlichkeit der entblößten Theile, und ſie ſchrie bey dem geringſten Berühren. Durch den Gebrauch der Bleyſalbe wurde die beſte Erleichterung geſchaffet, und die Haut ſetzte ſich wieder an. Bey der zweyten Häutung, da die Haut von neuem trocknete, und aufſprang, gieng nur das Oberhäutchen (Epidermis) ab, welches auch zum drittenmal nachher in Schuppen wieder abfiel. Etliche dieſer abgeſtreiften Finger, und die aus- und in-

wendige Seite eines Stückes der Haut vom Rücken, hat Hr. T. in Kupfer ſtechen laſſen, wovon die Erklärung ſich dabey befindet.

Wenn die Krankheit dieſe Periode erreicht hatte, konnten ſich die Kranken Jahre lang damit ſchleppen, und liefen allemal Gefahr, entweder das Leben bey derſelben zu verlieren, oder ſie bis in den Tod an ſich zu tragen. Alte Perſonen erlangten überaus ſchwer ihre Kräfte wieder, wenn ſie dieſelben ja überſtanden hatten. Kein Bejahrter ward nach dieſer Krankheit fett. Junge Perſonen erlangten ihre Kräfte leichter wieder. Kein Kranker bekam bey und nach der Geneſung ein kaltes Fieber, ungeachtet man hätte glauben ſollen, daß, bey der Gefräßigkeit derſelben, das Entſtehen ſolcher Krankheiten leicht ſey.

Nachdem Hr. T. die Beſchreibung der Kriebelkrankheit gegeben hat, ſo unterſucht er nun auch die Urſachen derſelben, um dieſe aber gründlich zu erforſchen, mußten Begebenheiten und Erfahrungen geſammelt werden. Der Luft ſey wohl nicht die Urſache dieſer Krankheit beyzumeſſen, obwohl kein Vernünftiger den Einfluß läugnen wird, welchen ſie überhaupt auf alle Krankheiten haben kann und mag. Ferner werden noch andere angebliche Urſachen gründlich geprüft. Dieſe Krankheit entſtand, in den zelliſchen Gegenden, gleich in den erſten Tagen, nachdem von dem eben eingeärndeten Rockenmehle, Speiſen oder Brod genoſſen waren. Auf keinerley Weiſe konnte Hr. T. erfahren, daß jemand krampfſüchtig geworden ſey, ohne von der Aernde von 1770 etwas genoſſen zu haben. Es war alſo billig die Eigenſchaft des Getreides zu unterſuchen. Tollkraut (Lolium temulentum) fand ſich ſo wenig, als Ackerrettig (Raphanum Raphaniſtrum), oder anderes verdächtiges Geſäme, aber wohl eine Menge Kornzapfen. Hr. T. nimmt aber, mit Hrn. Lang, Zimmermann und Müller, einen

Un-

Unterſchied unter vergifteten Kornzapfen, und unſchädlichen an, der ſich durch das Zuſammenhalten der Kornzapfen von verſchiedenen Jahren, und aus verſchiedenen Gegenden allerdings offenbarte. Das Mutterkorn aus der Gegend, wo die Krankheit herrſchte, war inwendig blaugrau, das innere Weſen war zähe, und ließ ſich nicht zerreiben, es hatte einen widrigen dumpſigen Geruch, und hinterließ auf der Zunge einen ätzenden Eindruck; dagegen war das von 1, 2, 3 und 4 Jahren, und aus geſunden Gegenden von der Aernde 1770, inwendig weiß, mehlreich und unſchmackhaft. Ob aber gleich dieſer Unterſchied bemerkt wurde, ſo wälzt doch Hr. T. nicht die ganze Schuld, und den Urſprung der Kriebelkrankheit auf die vergiftete Kornzapfen. Er giebt ſie für Mitſchuldige an, und legt einen gleichen Verdacht auf die mehreſten Rockenkörner ſelbſt, welche an den Orten, wo die Krankheit herrſchte, im Jahr 1770 gewachſen waren. Unter dem Rocken der angeſteckten Gegend konnte man füglich den dritten Theil für verdorben angeben. Auswendig hatten dieſe Körner zwar kein ſehr merkliches Unterſcheidungszeichen, ſie enthielten aber ein blaugraues Mehl in ſich, rochen dumpſig und drückten auf der Zunge auch einen, wiewohl geringen, ätzenden Geſchmack ein. Unter dem Mikroſkope zeigt ſich das inwendige Weſen der Mutterkörner hart, und als zuſammengepreßt, und eben ſo, aber nicht ganz ſo feſt war die Subſtanz der verdorbenen Rockenkörner. Die hellen Kügelchen des geſunden Mehles fehlten in dem verdorbenen Rocken, oder waren nur in geringer Anzahl vorhanden; ſchon die Hülſe war verletzt, und unter einer ſtärkern Vergrößerung ſahe man den Kern eingeſchrumpft. Das Gewicht dieſer Körner zu den guten verhielt ſich, wie 4 zu 7. Auſſerdem werden hier noch verſchiedene Verſuche mit den Kornzapfen und verdorbenen Rocken-

körnern durch das Einweichen und Kochen erzählt. Beyderley Körner wurden zu Pulver gemacht, und mit Sauerteige und warmem Waſſer gehörig vermiſcht; es erfolgte aber keine Gährung; dieſer Teig nahm nach zwey Tagen einen ſehr durchdringenden ſtinkenden faulen Geruch an.

Aus dem Angeführten wird es nun wohl klar ſeyn, was die Urſache der Kriebelkrankheit geweſen iſt. Obgleich nicht alle, die eine ſolche Nahrung genoſſen, in gleichem Grade erkrankten, ſo litten doch die mehreſten etwas von der Krankheit. Wie aber dieſes Gift gewirkt habe, läſſet ſich ſchwer erklären.

Woher dieſe Vergiftung des Getreides entſtanden ſey, getrauet ſich Hr. T. nicht zu beſtimmen. Wenn alle Kornzapfen, ſagt er: dergleichen Gift unbedingt bey ſich hätten, ſo wäre der Sache bald näher zu treten. Die Erfahrung lehrt aber hierin anders. So viel weiß man, daß durch glaubwürdige Perſonen unbezweifelt erhärtet worden iſt, daß um die Zeit der Kornblüthe etlichemal ſtrichweiſe ſtarke und übel riechende Nebel entſtanden waren, welche durch keinen nachfolgenden Regen abgeſpühlt wurden. Hr. Landdroſt v. **Münchhauſen** behauptet, daß in ſolchen Gegenden, wo Bergwerke ſind, oder wo in der Erde etwas Metalliſches, wenigſtens viel Ortſtein ſteht, zuweilen ein dicker blauer Nebel von metalliſchen, oder vielleicht arſenikaliſchen Dünſten aufſteige, der, wenn er bey ſtiller Luft nur auf der Erde fortgetrieben werde, alles verderbe.

Endlich kommt Hr. **Taube** auf die Mittel, die er gegen die Kriebelkrankheit angewandt hat. Zuerſt handelt er von den innerlichen Mitteln. Da er die erſt. Nachricht von mit dieſer Krankheit Behafteten erhielt, hatte er am erſten Tage noch keine Vermuthung von der wahren Urſache derſelben. Er vermuthete aus der Beſchreibung, daß die Kranken Gift bekom-

kommen hätten, und verordnete denſelben acht Gran Brechweinſtein in eine Unze Waſſer aufgelöſet. Auch nachdem er die Kranken geſehen hatte, ſchloß er noch nicht auf das Gift des Mutterkornes, und verordnete dem Kranken Kamphermilch, und zum Getränk abgekochte Schlangenwurzel. Nachher kam er auch auf das Mutterkorn, als Urſache der Krankheit, gab ſeinen Kranken zu wiederholten Malen Brechmittel, und je mehr er Kranke dieſer Art zu beſorgen bekam, deſto mehr wurde er von dem großen Nutzen der Brechmittel, und von dem verlornen Reize des Magens und der Därme vergewiſſert; denn das in allen andern Theilen des Körpers heftige Schmerzen erregende Gift erregte im Magen eine Fühlloſigkeit. Anfangs gab er 3 bis 4 Gran Brechweinſtein auf einmal; da aber dieſe Doſe nicht wirkte, ſo gab er ihn, in Waſſer aufgelöſet, ſo lange zu trinken, bis er zu wirken anfieng. Er ſtieg dreiſt mit dem Gewichte, und kam nicht ſelten bis auf 40 Gran, ehe er wirkte. Das gewöhnliche und mehrentheils zutreffende Gewicht, war 20 Gran Brechweinſtein, zu zwey Pfund Waſſer. Dieſe Quantität mußte oft ganz verbraucht werden, ehe Wirkung erfolgte. Bey einigen fehlte alle Möglichkeit zum Erbrechen; das Waſſer wirkte auf den Stuhlgang, und alsdann erfolgte die Erleichterung nicht, welche faſt allemal aus dem Erbrechen entſtand. Die allgemeine Hilfe, die durch das Brechen jedem widerfuhr, machte, daß die Kranken Mittel, es zu erregen, verlangten. In der Folge wurden die Zufälle wieder heftiger, und machten das wiederholte Erbrechen nothwendig, deſſen Wirkung auch in dieſem Falle glücklich war, und die Zufälle verminderte. Dies lehrte ihn, das flüſſige Brechmittel, wenn auch der Krampf vorüber war, zu wiederholen, welches er alle acht Tage, auch wohl noch öfter, that, und dadurch befreyete er den Magen von den denſel-

den beläſtigenden Flüſſigkeiten, und ſetzte ihn in den Stand, die häufig genoſſenen Speiſen gehörig zu verdauen. Die geſchwollene und heftig geſpannte Gallenblaſe, die er bey der Oeffnung etlicher Leichen entdeckte, bewog ihn, dreiſt mit der Verordnung der Brechmittel fortzufahren, bis die Kranken ſich über ein bitteres Erbrechen beſchwerten, woraus er ſchloß, daß die Gallengänge wieder frey gemacht wären. Durch das oftmalige Wiederholen des Erbrechens wurde der ſchmerzhafte Krampf merklich erleichtert, der Freßhunger vermindert, und das Gift, welches der Kranke immer von neuem zu genießen gezwungen war, ausgetrieben.

Am ſchlimmſten waren diejenigen daran, denen kein Brechmittel, der Gegenanzeigen beſonders einer ſchwachen Bruſt, und vorhandenen Brüche wegen, gegeben werden konnte, und bey dieſen fruchtete die Brechwurzel (Ipecacuanha) nichts, wenn ſie auch in großer Menge genommen wurde. Er verſetzte ſie mit Rhabarber, um beyderley Ausleerungen zu befördern; allein, ſie blieb nicht nur ohne Wirkung, ſondern verurſachte auch Verſtopfungen, die durch den aufgelöſeten Brechweinſtein gehoben werden mußten. Wenn die Krankheit auch Schwangere traf, mußte die Auflöſung des Brechweinſteines doch gegeben werden, und ſie ſchadete der Frucht nicht. Kinder befanden ſich nach dieſem Mittel eben ſo gut, als Erwachſene. Ueberhaupt war allemal zwey Stunden nach der Wirkung des flüſſigen Brechmittels, der Krampf recht merklich verringert, und ſelten blieb, wenn das Brechmittel wiederholt wurde, viel davon zurück. Das Uebel fand ſich aber in der Folge doch wieder zu unbeſtimmten Zeiten ein; oder es ſteckte noch tiefer in den Därmen, als daß es durch Brechmittel hätte weggeſchaffet werden können. Es mußte für deſſen Entfernung geſorget werden, und dieß geſchahe

durch

durch Purgiermittel. Auch dieſe mußten, wenn ſie hinlänglich wirken ſollten, in großer Menge gegeben werden. Es wurde insgemein das Purgierſalz zu drey Loth auf einmal gegeben, und an ſtatt daß man hätte glauben ſollen, der Bauer möchte über die große Menge des Mittels erſchrecken, ſchrieen vielmehr, von der guten Wirkung überzeugt, ganze Dorfſchaften um dieſes Mittel. Drey Loth Salz waren gemeiniglich hinlänglich; es kamen aber auch oft Fälle vor, wo sechs Loth davon an einem Morgen genommen werden mußten, ohne daß die Wirkung eben ſehr beträchtlich war. Hr. T. wählte insgemein das engliſche Salz. Wenn es genug wirkte, führte es gemeiniglich eine Menge eines zähen, grünlichen Schleimes, mit Erleichterung ſowohl der Krämpfe der Kranken, als auch des Gewichtes, worüber ſie ſich im Magen, und in den Därmen beſchwerten, ab. Diejenigen, die den Gebrauch des Purgierſalzes fortſetzten, blieben von den nachherigen ſchlimmen Zufällen frey; bey denen aber, welche die Ausleerungen verſäumten, kamen ſie an ungewiſſen Tagen wieder. Endlich verlor ſich, zum Nachtheil der Kranken, das Zutrauen derſelben zu den Salzen, weil ſo häufig Bauchflüſſe entſtanden, die man dem Gebrauche derſelben zuſchrieb.

Das Gummigutt wurde von Hrn. T. auch verſucht, um durch daſſelbe zugleich auch Thätigkeit in die erſten Wege zu bringen; aber in kleinen Doſen, zu 3 bis 4 Gran, wirkte es nicht, in großen aber erregte es Erbrechen, welches der Abſicht nicht gemäß war. Klyſtiere ließen ſich auf dem Lande nicht füglich anbringen.

In Fällen, wo abführende und ſtärkende Mittel nöthig waren, wurde Rhabarbar, zu ganzen und halben Quenten, ohne Erfolg gegeben. Auch die Jalappenwurzel wirkte für ſich nichts; das Harz derſelben wur-

wurde wenig gebraucht; wenn aber des Abends vorher verſüßtes Queckſilber gegeben wurde, und nachher des Morgens ein gut Theil Jalappenwurzel, ſo erfolgte eine erwünſchte Wirkung.

Auf den Gebrauch des verſüßten Queckſilbers bey dieſer Krankheit wurde Hr. Taube durch ſeinen Collegen, den Hrn. Hofarzt v. Leyſer gebracht. Er brauchte es von 10 bis 30 Gran, anhaltend und häufig, und allemal mit dem herrlichen Erfolge, daß die Krämpfe davon gelindert wurden. Es verurſachte niemals zu heftige und zu viele Stuhlgänge; und wenn es ja in gar zu großen Doſen gegeben wurde, ſo ſtieß es der Magen, nebſt vielem Schleime, durch das Erbrechen aus. Die Art, wie dieſes Mittel wirkte, war Hrn. Taube anfangs dunkel; endlich ſahe er im Hoſpitale, daß es, unter vielem Geſchrey, Spuhlwürmer abtrieb, und daß der Kranke unmittelbar darauf ſich beſſerte. Endlich fand er, daß das Mittel allemal Würmer abtrieb, und daß, nach dem Abgange derſelben, die Kranken ſich allemal beſſerten. Nun fragte es ſich, ob dieſes Mittel die Zuckungen nicht auch abhalten würde, da es dieſelben ſo ſichtbar hob, und die Würmer doch nicht während der Krankheit entſtanden ſeyn konnten. Hr. Taube ſtellte genaue Verſuchen darüber an, und fand, daß das verſüßte Queckſilber die Zuckungen, welche von Würmern verurſachet wurden, allemal hob, daß aber, wenn keine Würmer zugegen waren, die Krankheit nicht davon wich. Auch in dem Falle hatte es die heilſamen Wirkungen nicht, wenn es zu früh, ehe der Körper von dem ſehr zähen Schleime genug gereiniget worden war, gegeben wurde. Es wurde ſehr oft 3 bis 4 Mal vergebens gebraucht; wenn man aber nach dem Gebrauche anderer vorbereiteten Mittel daſſelbe wieder brauchte, ſo hob es die Zufälle, und trieb Würmer ab. Obgleich das verſüßte Queckſilber häufig hin-

hinter einander gegeben wurde, ſo erregte es doch niemals einen Speichelfluß, wofern das Mittel in den Därmen nicht gleichſam eingeſperret wurde. In dieſem Falle ſchien es Speichelfluß erregen zu wollen, welcher aber durch die Verdoppelung der Doſe, und die davon bewirkten Ausleerungen durch den Stuhl, allemal verhindert wurde.

Nach beyderſeitigen Ausleerungen wollte aber der Krampf ſelten weichen, und nun ſuchte man ihn durch ſchweißtreibende Mittel zu bekämpfen. Das natürlichſte Mittel zu dieſer Abſicht war der Kampher, erſt in Emulſionen, dann in einem Teige, und, da dieſe Zuſammenſetzungen ihre Unbequemlichkeiten hatten, und die Kranken nach Säuren ſehr begierig waren, in Eſſig aufgelöſet, gegeben. Die Doſes mußten ſehr ſtark ſeyn. Zu 1 Pfund Kampfereſſig wurden 6 Loth Wachholderſaft geſetzt. Dieſes Mittel bewirkte, auſſer ſeiner ſchweißtreibenden Kraft, eine mächtige Zertheilung des zähen Schleimes, und tödtete auch oft Würmer; nur mußten wenigſtens vier Pfund von demſelben verbraucht werden, wenn man Hülfe von ihm erwarten wollte. Ein Pfund Eſſig enthielt 1 $\frac{1}{2}$ Loth Kampher. Weineſſig für ſich allein that auch zuweilen gute Dienſte. Wenn die Zunge verletzt war, wurde dem Kamphereſſig noch Zuckerſyrupp beygemiſcht.

Die virginiſche Schlangenwurzel war auch von guter Wirkung; nur konnte ſie, wegen ihrer Koſtbarkeit, und wegen des Widerwillens der Kranken gegen dieſelbe, nicht genug und lange gebraucht werden.

Das von Hrn. **Hensler** in Altona empfohlene Pulver, aus gleichen Theilen von Kalmus, Arons-, Alant- und Baldrianwurzel, mit einem geringen Theile von Rhabarber, und noch geringern von Kampher, that bey den Kranken vortreffliche Dienſte, und wirkte beſonders ſehr vortheilhaft auf den Magen; nur woll-

wollten es die Kranken, ſeines übeln Geſchmackes wegen, nicht gern nehmen.

Die Chinarinde ſchien wider die Krankheit nicht ſonderlich wirkſam zu ſeyn, ſie mochte für ſich gebraucht, oder mit Rhabarber, Kampher, oder Regenwürmerpulver, verſetzt worden ſeyn. In dem langſamen trocknen Brande war ſie äuſſerlich und innerlich von Nutzen.

Alle Mittel, die, um Schweiß zu erregen, gegeben wurden, waren ſchädlich. Der Hirſchhorngeiſt, und die Bettwärme ſchadeten offenbar.

Wenn die Krankheit gar keine glückliche Wendung nehmen, und keine Kriſis erfolgen wollte, ſo wurde Dippel's thieriſches Oehl, beſonders Bejahrten, mit ſichtbarem Nutzen gegeben. Es wurde 3 bis 4 Mal des Tages zu 10 bis 15 Tropfen genommen, und 3 bis 4 Wochen damit angehalten. Es wirkte, was kein anderes Mittel thun wollte, durch Ausſchläge auf der Haut, bald durch den höchſt ekelhaften der Elephantiaſis ähnlichen Ausſchlag, bald durch eine Menge kleiner Schwären, bald durch groſse Blutgeſchwäre.

Eine Perſon, bey der alle andere Mittel vergebens waren gebraucht worden, wurde noch durch den Biſam von ihrem bevorſtehenden Tode gerettet; die Doſis war von 7 bis zu 10 Gran, alle 3 Stunden. Zur Cur wurden 4 Loth gebraucht. Die Koſtbarkeit dieſes Mittels hatte aber keine Verſuche weiter verſtattet.

Die von Linne wider die Raphania angerühmte Alchymilla, half nichts, oder nur ſehr wenig.

Wider die öftern Anfälle von Zuckungen war der mit Kalk bereitete Salmiakgeiſt, von 20 bis zu 60 Tropfen, dienlich; doch hob er die Zufälle nicht völlig. Die Verzuckungen in den Eingeweiden des Unter-

terleibes legten ſich nach dem Gebrauche des Extra-
cti panchymagogi Crollii.

Der Mohnſaft wurde auch nicht unverſucht ge-
laſſen. Die Kranken rühmten Erleichterung darnach
bekommen zu haben; das war es auch alles. Bey
Einigen änderte ſich aber, unter deſſen Gebrauche,
wobey auch die Salze nicht vergeſſen wurden, die
Krankheit in eine Albernheit, oder auch Blödſinn.
Sydenhams Laudanum machte Erleichterung und
einen guten Magen, änderte aber die Krankheit im
Ganzen nicht. Miſchungen aus Teufelsdreck, Kam-
pher und Hirſchhorngeiſt ſchienen ebenfalls wenig
wirkſam zu ſeyn. Der Kampher hob einſt die von
der Kriebelkrankheit entſtandene Tollheit.

Die Tinktur von dem Pulver des Wurmſamens
that große Dienſte, weil die Zuckungen insgemein
von Würmern herkamen. Als ein ſolches Wurmmit-
tel war auch das mit verſüßtem Salpetergeiſte aufge-
löſete ſpirituöſe Extrakt der Baldrianwurzel zu betrach-
ten. Dieſe Wurmmittel waren, nebſt dem verſüßten
Queckſilber, überhaupt von der beßten Wirkung.
Die Weinſteinkryſtallen leiſteten nichts. Das engli-
ſche Zinn trieb zwar Würmer ab, aber es erfolgte
auf den Gebrauch deſſelben eine Verhärtung des Un-
terleibes. Der in Milch abgekochte Knoblauch wurde
denen gegeben, die ſich die Zunge zerbiſſen hatten.
und denen ſchärfere Mittel nicht gegeben werden konn-
ten, aber auch ohne vielen Erfolg.

Die Verhärtungen im Unterleibe hob Seife mit
Rhabarber. Das Pyrmonterwaſſer beſchloß bey Meh-
reren die Cur.

Dieſes ſind die merkwürdigſten Verſuche und Er-
fahrungen, die Hr. Taube mit innerlichen Mitteln in
dieſer Krankheit angeſtellt hat. Eben ſo genau er-
zählt

zählt er nun noch, mit welchen äuſſerlich angewandten Mitteln er hierin etwas ausgerichtet hat.

Die Blaſenpflaſter thaten, bey Erwachſenen ſowohl als Kindern, augenſcheinlich gute Wirkung. Bey einigen Fällen der Dummheit auf den Kopf gelegt, haben ſie niemals einen auſſerordentlichen Nutzen geſtiftet; hatten ſich aber die Krämpfe aus den Gelenken im Halſe feſtgeſetzt, ſo wurde mit augenſcheinlichem Nutzen ein ganzes Band von Zugpflaſtern um den Hals gelegt.

Der Aderlaß zog zu Anfange der Krankheit traurige Folgen nach ſich, und er mußte in der Krankheit nur vorgenommen werden, wo ihn dringende Umſtände erforderten, denn er war allemal weit nachtheiliger, als er nützlich war. Wenn er oft wiederholt wurde, ſtarben die Kranken allemal. Das Schröpfen ſchaffete in den von dem Krampfe befallenen Theilen Erleichterung. Die häufig an die von den Krämpfen befallenen Glieder angelegten Blutegel, nahmen allemal die Schmerzen weg, auch die Dummheit minderten ſie, wenn ſie häufig an den Hals geleget wurden. Acht bis zehn Stück waren hinreichend; aber keiner von denen, welche einmal an Krampfſüchtigen geſogen hatten, behielt das Leben; ſie konnten ſich von dem eingeſogenen Blute nicht entledigen. Sie lagen unbeweglich 8 bis 10 Tage im Grunde des Waſſers, und ſtarben endlich. Wurden ſie mit Salz beſtreuet, ſo gieng zwar ein Theil des Blutes ab, aber ſie bekamen darnach eine tödtliche Dürrſucht.

Das Reiben der von dem Krampfe befallenen Theile; wurde von den Kranken oft gefordert. Es bezwang oft ziemlich heftige Krampfanfälle, und das Kriebeln noch eher. Wider die Taubheit der Fingerſpitzen vermochte es nichts.

Wenn die Kranken ſich verbrannten, indem ſie entweder bey ſtarken Zuckungen in das Feuer fielen, oder

oder bey dem Niederſinken mit kochendem Waſſer ſich verbrannten, und davon heftig eiternde Wunden bekamen, ſo hatten ſie Erleichterung. Fontanelle, Haarſeile, und andere lange unterhaltene künſtliche Ableitungen bewirkten wenig.

Eine Salbe aus gleichen Theilen friſcher Butter und Branntwein, der noch 2 Unzen Kampfer zugeſetzt waren, auf krampfhafte Glieder warm eingerieben, ſchaffete ſehr große Linderung. Es wurden Umſchläge von China und Salmiak mit Kalkwaſſer, auf Arme und Beine oft warm übergelegt. Auch der innerliche Gebrauch derſelben wurde hiebey nicht unterlaſſen. Zur Heilung des Brandes war, nebſt der China, die Bleyſalbe ſehr gut. Das Terpetinöl hob, warm eingerieben und anhaltend gebraucht, die Taubheit der Theile am beſten.

Unter allen äuſſerlichen Mitteln war aber keins von ausgebreiteterer Wirkung, als die warmen Bäder, wenn Schweiß auf dieſelben folgte, der durch das Einhüllen der Kranken in wollene Decken befördert werden mußte. Die Wärme des Waſſers mußte 60 höchſtens 70, fahrenheit. Grad betragen. In einem einzigen Falle bekam der Badende im Bade Zuckungen.

Von den elektriſchen Erſchütterungen rühmten auch die mehreſten Kranken, daß ſie dadurch in Schweiß kämen, daß die Krämpfe nachlieſſen, daß die Gliederſchmerzen ſich verringerten, daß der Kopf leichter wurde, daß das Geſicht ſich aufklärte, und daß die Taubheit in den Spitzen der Finger und das Ameiſenlaufen in der Haut ſich darnach verlöre. Insbeſondere leiſtete die Electricität bey Einigen, die mit dem ſchwarzen Staare behaftet waren, gute Dienſte. Ueberhaupt aber waren alle Fehler der Augen, die mit einem Mangel des Vermögens zu ſehen verbunden waren, ſehr hartnäckig.

Hr. Taube ſchließt ſeine Bemerkungen über die Kriebel-Krankheit mit folgenden Aphorismen, die er aus ſeiner vielfältigen Erfahrung gezogen hat. 1. Die Kriebel-Krankheit der hieſigen Gegenden, iſt eben dieſelbe, welche in Frankreich, und an andern Orten, unter dem Namen Feu de St. Antoine, Maladie d'ergot, Nécroſe, bekannt iſt; ſie unterſcheidet ſich nur in der Folge dadurch, daß hier Krämpfe, Zuckungen, Dummheit und Tod erfolgen, dort der trockne Brand. 2. Es iſt möglich, daß ſie bey jedem Menſchen geheilet werden kann, wenn ſie im Anfange und mit gehörigen Mitteln angegriffen wird. 3. Je länger ſie ſich im Körper aufgehalten hat, je ſchwerer iſt ſie daraus zu vertreiben. 4. Wenn ſich das Gift im vermehrten Wurm-Schleime zeigt, ſo erfolgt die Beſſerung unmittelbar nach deſſen Ausleerung. 5. Wo das Gift durch ſeine Schärfe Nerven äzet und Blut-Gefäße zerſtöret, da iſt die Heilung äuſſerſt ſchwer, und mehrentheils unmöglich. 6. Bey allen Auftritten der verſchiedenen Zufälle iſt noch nie ein Wechſel-Fieber bemerkt worden. 7. Nach wahren Bruſt-Krämpfen erfolgt der Tod gewiß, und oft ſehr ſchleunig. 8. Alle Arten der Zuckungen, welche nach den überſtandenen erſten Krämpfen in der Ruhe-Zeit entſtehen, können im Anfange völlig gehoben werden. 9. Aderläſſe, beſonders häufige, ſind im Anfange der Krankheit durch Erfahrung mehrentheils tödtlich gefunden worden, und in dem fernern Laufe derſelben haben ſie das Uebel unheilbar gemacht, wenn nicht beſondere Umſtände ſie erfoderten. 10. Die Folgen der Krampfſucht, als eine Nerven-Krankheit behandelt, laſſen ſich am ſicherſten bezwingen. 11. Jugendliche Körper ertragen die Anfälle der Krankheit und deren Folgen leichter, als das Alter; ſie werden auch viel ſicherer geheilt. 12. Die unterdrückte Reinigung bey dem andern Geſchlechte, macht in der Heilung große

Schwie-

Schwierigkeit, und ſie läſſet ſich bey oder nach dem Krampfe nicht leicht wieder herſtellen. 13. Wenn ſie eintritt, pflegen gemeiniglich Krämpfe zu entſtehen. 14. Die Kriebel-Krankheit ohne Zuckungen, ſcheint auf die Schwangerſchaft keine Wirkung zu haben. 15. Alle Ausſchläge in der Haut ſind die Kriſen geweſen. 16. Die Dummheit bey der Kriebel-Krankheit, unterſcheidet ſich von der Dummheit bey dem Genuſſe des Schwindelkornes, daß dieſe, in höchſtens 4 Tagen, ohne Hülfe, vergeht, jene aber anhält, und mit ſichtbarem Ameiſenlaufen in der Haut verknüpft iſt. 17. Die wahre Wut iſt, als Folge der Kriebel-Krankheit, leichter zu heilen, als die Epilepſie. 18. Eine gänzliche Unterdrückung des Urines, iſt ein Vorbothe des Todes. 19. Eine wäſſerige Geſchwulſt bey Bejahrten, bringt zum Grabe. 20. Ein nachfolgender grauer Staar iſt wohl etwas zu beſſern, aber nicht völlig zu zertheilen. Das Meſſer hat noch keinen dieſer Art gänzlich geholfen. 21. Wenn alle Vermuthungen eine Ineinanderſchlingung der Gedärme (Volvulus) befürchten laſſen, ſo thut das pyrmonter Waſſer große Dienſte. 22. Der Freßhunger verliert ſich nie, ehe nicht ein galliges Erbrechen erfolgt. 22. Leichte Krämpfe, welche ohne Ausleerungen überſtanden werden, kehren zuweilen nach Verlauf eines Jahres wieder, und werden tödtlich. 24. Körper, welche mit der Gicht beladen geweſen ſind, oder noch ſind; leiden von den Krämpfen mehr, als andere. 25. Es giebt viele Beyſpiele, daß die Kriebel-Krankheit nach einem ganzen Jahre anſcheinender völliger Geneſung wieder gekommen iſt. 26. Wenn die übrigens völlig Geneſenen in andere Krankheiten verfallen, ſo bekommen ſie gemeiniglich Krämpfe dabey. 27. Der Satz des Greg. Horſt, und des Hrn. Tiſſot, daß die Krankheit im Jan. und Febr. leicht wiederkehre, oder ſich verſchlimmere, iſt durch Erfahrung gar zu oft wahr befunden

funden worden. 28. Gemüthsbewegungen erregen neue Krämpfe, welche aber, wenn ſie einen gereinigten Körper antreffen, ohne Nachtheil vergehen. 29. Wenn Zuckungen in Krampfe oder Ameiſenlaufen übergehen, ſo iſt Hoffnung, die erſten zu vertreiben. 30. Es taugt nicht, wenn Brechmittel allein unterwärts wirken. 31. Bäder ſind nur alsdann nützlich, wenn in oder nach denſelben ein Schweiß erfolgt. 32. Das Elektriſiren, beſonders die Erſchütterungen, bekommen den mehreſten Kriebelkranken wohl. 33. Das überbleibende Ameiſenlaufen in den innern Theilen des Körpers, läſſet keine baldige Geneſung hoffen. 34. So lange noch in den Spitzen der Finger und der Zehen Taubheit, in den Gliedern Beben, in den Augen Schwäche, in der Haut Ameiſenlaufen, und in dem Magen Freßhunger, übrig ſind, ſo lange darf man keinen Kriebelkranken für geheilt halten.

Das Weitläuftigſte in dem Werke des Hrn. Hofmedic. Taube, iſt das Tagebuch, welches derſelbe über ſeine Kranke gehalten hat, die in dem Land-Wirthſchafts-Geſellſchafts-Krankenhauſe ſowohl, als auch in dem Beyſteuerlazarethe, ſeiner mediciniſchen Fürſorge und Cur anvertrauet worden waren. Dieſes Tagebuch iſt mit aller nur möglichen Vollſtändigkeit abgefaßt; man findet hier die merkwürdigſten praktiſchen Begebenheiten mit eingewebt; und ich könnte auch hieraus vieles auszeichnen, wenn ich nicht, gar zu weitläuftig zu werden, befürchten müßte.

Der Anhang zu dieſem Werke liefert noch verſchiedene intereſſante Aufſätze von andern Gelehrten, als:

1. Hiſtoriſche Nachricht von der Kriebelkrankheit, welche in der im Amte Giffhorn ungefähr 5 Meilen von Zelle gelegenen Hogräfſchaft Hankensbüttel im J. 1770 und 1771 graſſirte, von Hrn. Paſt. Hüſer. Obgleich der Verf. hievon kein Arzt iſt, ſo findet man doch in derſelben die Krankheit

heit nach ihren in die Sinne fallenden Zufällen genau und ordentlich beſchrieben, und ſie gehört mit zur ganzen Geſchichte. Die Urſache der Krankheit leitet auch dieſer Verf. aus dem Genuſſe des Brodes und der Mehlſpeiſen eines ſehr verdorbenen Rockens her; er ſahe hierin die Aerzte der Kranken mit Nutzen Brech- und abführende Mittel, Schwefelblumen, virginian. Schlangenwurzel, Kampfer, Klyſtiere, Blaſenpflaſter und Bäder, verordnet.

2. **Beytrag zur Geſchichte und Cur der Kriebelkrankheit von 1770 und 1771 von Hrn. Hofmed. Weber.** Hr. W. beobachtete auch bey ſeinen Kranken ſchreckliche Zufälle. Zwey Kinder, von 4 und 8 Jahren, hatten die Krämpfe immer ins Kreuz, z. B. im linken Beine und rechten Arme. Bey einem 63jährigen Manne, der aber erſt am 4ten Tage nach ſeinem Tode geöffnet wurde, fand man verſchiedenes gefault, entzündet und brandig; das Herz war ſehr welk, deſſen vordere Kammer mit vielem geronnenen Blute, die hintere nur mit ſehr wenigem, angefüllt, auch die Aorta vom Blute faſt ganz leer. Der Genuß des durch einen beſonders giftigen Mehlthau verdorbenen Rockens, ſcheint ihm dieſe Krankheit verurſachet zu haben. Das im Rocken gefundene Brandkorn, als Brandkorn hiezu anzunehmen, ſagt der Verf., ſtreitet wider meine Bemerkung, indem ich Kranke gehabt habe, unter deren genoſſenen Rocken faſt gar kein Brandkorn gefunden wurde.

3. **Einige bey der Kriebelkrankheit gemachte Bemerkungen, von D. Jo. Aug. Evers, im Giffhorn.** Von dem verdorbenen Rocken, als Urſache der Krankheit, hat dieſer Verf. ähnliche Bemerkungen gemacht, wie Hr. Taube. Er fügt dieſen noch bey, daß, wenn die Müller dieſen ſchlechten Rocken mahlten, ſie einen ganz beſondern Geruch davon empfanden, und wenn ſie ſich lange damit beſchäftigt, ſich bey ihnen eine ſchwindelnde Betäubung des Hauptes und eine gelinde Uibelkeit einſtellte, ſo, daß ſie gleich aus dem Geruche und den übrigen Folgen beſtimmen konnten, ob der Rocken, welchen ſie mahlten, gut oder ver-

dorben ſey. Ueberhaupt findet man die ſtärkſte Beſtätigung desjenigen, was ich ſchon oben aus Hrn. Taube eigener Schrift ausgezeichnet habe. Dieſer Verf. hat auch Beyſpiele gehabt, daß die Kriebelkrankheit ſich zu den Pocken, zu Flußfiebern, Bruſtkrankheiten und zur Gicht geſellete, und daß ſie gern bey Wöchnerinnen zum Ausbruch kam. Merkwürdig ſind die Reſultate, die er, aus ſeinen vielfältigen Beobachtungen gezogen, hier mittheilt.

4. **Beobachtungen über die Kriebelkrankheit, von Hrn. Leibarzt Hensler.** Dieſe Beobachtungen hat Hr. H. in den Jahren 1767, 68, 70 und 71, gemacht, und aus denſelben werden ſehr lehrreiche Folgen gezogen. Was eigentlich im Brode ſey, das dieſe Seuche veranlaſſet, wägt der Hr. Verf. nicht genau zu beſtimmen. Genug, ſagt er: es ſcheint im Brode etwas zu ſeyn, das mit der Wirkung narkotiſcher Gifte von der langſamen Art eine Aehnlichkeit hat. Wenn der Rocken alt wird, ſcheint er das ſchädliche Weſen zu verlieren, und das Narkotiſche im Rocken, ſo wie faſt alle narkotiſche Gifte, dunſtiger Natur zu ſeyn. Im friſchen Rocken iſt es in ſeiner völligen Stärke, und im warmen Brode ſcheint das Dunſtige mehr entwickelt und ſchneller wirkſam zu werden. Durch das Dörren des Rockens glaubt der Verf. der Seuche vorbeugen zu können.

5. **Geſchichte der Kriebelkrankheit, von Hrn. Hofmed. Meyer**; enthält einzig und allein die Geſchichte einer krampfhaften Krankheit eines Mädchens von 8 Jahren, wobey auch verſchiedene Nebenzufälle ſich äuſſerten. Durch abführende Wurmmittel beſonders, und durch Pillen aus Biſam, verſüßtem Queckſilber, und Baldrianwurzelertract, wurde das Kind geheilet.

6. **Verſuche mit der Elektricität, von Hrn. Rector Steffens in Zelle** (60). Man muß die Beſcheidenheit des Verf. rühmen, da er die Wirkung der Elek-

(60) Sie ſtehen auch im 50 und 51 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1771.

Elektricität nicht zu hoch anrechnet; daß aber das Elektriſiren mit unter die wirkſamſten Mittel, die bey der Kriebelkrankheit mit Nutzen angewandt worden ſind, gehöre, beweiſen die damit angeſtellten Verſuche unläugbar.

7 Nachricht von der Krankheit, die aus dem Genuſſe des Tollkornes entſteht, von J. Taube. Einige Schriftſteller haben, wie ich oben erwähnt habe, die Kriebelkrankheit auch dem Genuſſe des Tollkornes (Lolium temulentum) zuſchreiben wollen; wie aber die Krankheit von dem Gifte des Tollkornes, von der Kriebelkrankheit abweiche, können nun aufmerkſame Leſer ſehen, wenn ſie dieſe Nachricht von einer ſolchen Krankheit, die im Herbſte 1771 in einigen Dorfſchaften des Amtes Kneſebeck gewütet hat, mit der Geſchichte der Kriebelkrankheit vergleichen wollen.

Hr. Focken (61) hat entdeckt, daß die unmittelbare Urſache dieſer Krankheit in dem Blute und in dem ungleichen Verhältniſſe der feſten und flüſſigen Theile ſtecke. Er nennt ſie daher einen Rheumatiſmum ſpasmodicum, und glaubt, ſie beſtehe in der Verdickung des Seri, oder des zum Gerinnen geneigten Blutwaſſers. Nach dieſer Vorſtellung meint er berechtigt zu

 ſeyn,

(61) Jo. Ludolph Focken Verſuche, Beobachtungen, Erfahrungen und Curart in der ſo genannten Kribbelſucht. Mit Genehmhaltung königl. hoher Landesregierung. Zelle, 1771, 8. werden in No. 118 und 119 der Staats- und gel. Zeit. des hamb. unp. Correſp. v. J. 1771, recenſirt.

Unpartheyiſche Gedanken eines fleißigen und aufmerkſamen Leſers des hamb. Correſp., bey Gelegenheit der im 118 und 119 St enthaltenen Recenſion über J. L. Focken Verſuche ꝛc. ſt. in No. 131 derſ. v. e. d. J.

J. F. Antwort an den Hrn. X. Y. Z. auf deſſen in No. 131 dieſer Zeitung eingerückten gelehrten Artikel, ſt. in No. 138 derſ. v. e. d. J.

Vertheidigung eines ehrlichen Mannes, ſt. in No. 145 derſ. v. eb. d. J.

An den ehrlichen Mann des 145ſten Stückes des hamb. unpart. Correſp. v. F. ſt. in No. 153 deſſelb. v. eb. d. J.

ſeyn, den Kranken wenigſtens ſo oft die Ader öffnen zu dürfen, bis ſich die Speckhaut auf dem Blute zeigt, und den Durſt durch den Genuß der Häringe zu reizen. Er behauptet, ein vegetabiliſches Gift überhaupt, und das Mutterkorn inſonderheit, ſey nicht die Urſache dieſer Krankheit.

Hr. Hofmedicus Marcard, in Hannover beſchrieb, als er noch in Stade lebte, eine daſelbſt im Winter 1771 und 1772 beobachtete, der Kriebelkrankheit ähnliche Krampfſucht (62).

Der gelehrte Hr. Verf. hält es für wahrſcheinlich, daß die Krankheit, welche die Franzoſen Ergot nennen, und das unter dem Namen Kriebelkrankheit in Deutſchland bekannte Uebel, zweyerley ganz verſchiedene Dinge ſeyn. „Das Weſentliche des Ergot," ſagt er: „iſt Schmerz in einem Gliede, dieſem folgt Stupor darin, Veränderung der Hautfarbe und völlige Abſterbung, oder trockner Brand. Das Weſentliche der Kriebelkrankheit iſt: herumziehender vielfältig ſchmerzhafter Krampf; dieſer befällt meiſtens zuerſt muskulöſe Theile, ſonderlich an den Gliedern; ſeine materielle durch Reiz ſcheinbar wirkende Urſache verliert ſich entweder durch eine Art Metaſtaſis am gewöhnlichſten, ſelten durch einen deutlichen kritiſchen Auswurf, noch ſeltener unmerklich aus dem Körper; oder er fällt, wenn der Ausgang der Krankheit unglücklich iſt, auf edlere Theile, und zerſtört durch ſeine Wirkungen auf dieſelben das Leben oder die Geſundheit, aber nicht eben, wie beym Ergot, durch den Brand. Es haben alſo dieſe beyden Krankheiten das hauptſächlich mit einander gemein, daß ſie die Glieder anfallen, aber auf eine ſehr verſchiedene Weiſe; und ich halte die Aehnlichkeit, welche man unter ihnen findet, weniger für die Urſache ihrer, nicht ſowohl in der Natur gegrün-

(62) Von einer der Kriebelkrankheit ähnlichen Krampfſucht, die im Winter 1771 und 1772, zu Stade beobachtet wurde, von Henr. Matthi. Marcard, Hamb. und Stade, 1772, 8. Der Hr. Verf. hat dieſe Schrift mit einigen Anmerkungen, Zuſätzen, Verbeſſerungen und Auslaſſungen, im 2 Th. ſeiner mediciniſchen Verſuche, (Lzp. 1778, 8.) S. 1 — 62, wieder abdrucken laſſen.

gründeten, als vielmehr bloß für bekannt angenommen, Verwandtſchaft zu ſeyn, als die gemeinſchaftliche für beyde Krankheiten vorausgeſetzte Urſache.“

Und weiter unten ſagt er; „Es iſt zwar wahr, daß alle diejenigen, welche eigene Erfahrung von der Kriebelkrankheit haben, mehr für die Schädlichkeit des Mutterkorns ſtimmen; — dem ungeachtet aber halte ich die Schädlichkeit deſſelben keinesweges entſchieden, und wir werden noch zuvor Aernten erleben müſſen, in denen ſich viel Mutterkorn findet, und werden die Folgen davon beobachten müſſen, oder aber neue Epidemien, die ohne dieſes Gewächs entſtehen, werden die Gewißheit darüber an den Tag bringen; die Zeit wird uns darüber belehren, und keine neue chymiſche Verſuche eines Model's.“

Die Beobachtungen der Aerzte in dem Herzogthume Schleswig-Holſtein (63), leiden, da ſie meiſt einzelne, aber wichtige Thatſachen, und größten Theils bloß Geſchichten einzelner Krankheiten, und Bemerkungen über die Krankheiten des Getreides, welche die Kriebel-Krankheit verurſachen, enthalten, keinen Auszug. Das mediciniſche Collegium zu Kopenhagen rieth, um die Kriebel-Krankheit zu verhüten, das Korn nicht zu bald zu mahlen und zu verbacken, daſſelbe gut zu reinigen, zu dörren, die brandigen Aehren auszureiſſen, und, um die Nahrung des Landmannes zu ändern, andere Pflanzen, die genoſſen werden können, anzubauen. In den erſten Anfällen wird ein Brech-Mittel, welches zugleich durch den Stuhl ausführen muß, und hernach ein ſchweißtreibendes Mittel empfohlen. Eine Latwerge aus Baldrian-Wurzel, Myrrhe und Jalappe, wird von ihnen,

(63) Bericht und Bedenken, die Kriebelkrankheit betreffend, ſo von den Schleſwig-Holſteiniſchen Phyſicis an die königl. deutſche Kammer zu Kopenhagen eingeſandt worden, nebſt dem von dem Collegio Medico daſelbſt desfalls ausgefertigten Reſponſo. Kopenh. 1772, 8.

nen, ſo wie der Gebrauch aller Gewächſe aus der Gattung des Lauches (Allium), ſehr angerathen; Die Nahrung ſoll aus dem Pflanzenreiche, und fett ſeyn.

Die Beobachtungen des Herrn Bergarztes Lentin (64) kommen, in Rückſicht auf die Geſchichte der Krankheit, mit denen von Hrn. Taube überein. Die Gleichheit der Zufälle in mehrern Gegenden des Landes, in welchen die Krankheit herrſchte, iſt auffallend. Hr. L. brauchte erſt ein Brechmittel; darauf gab er, um Stuhlgänge zu erregen, Queckſilberpillen; ſodann ſuchte er das Gift auf die Haut zu treiben, und brauchte deshalb innerliche Mittel und Blaſenpflaſter. Um die Glieder zu ſtärken, ließ er innerlich das Cajeputöl nehmen. Auch ließ er die Kranken eine genaue Diät beobachten, und ſie laue Bäder brauchen. Der Phosphorus des Brand, den er anfänglich, um das Nervenſyſtem zu beleben, einigen Kranken gab, that gute Wirkung. Die beſtändig friſch angelegten Blaſenpflaſter, die Bäder, die Seife, und Purgiermittel, innerlich wiederholt gebraucht, trugen zur Cur das meiſte bey. Der Biſam, die Baldrianwurzel, und der in Vitrioläther aufgelöſete Kampher, waren unwirkſam.

Hr. Leibarzt Selle (65), hält ebenfalls die Kriebelkrankheit von der in Frankreich unter dem Namen Ergot bekannten Krankheit für ſehr verſchieden, wenigſtens den Erſcheinungen nach, ob ſie gleich beyde von ſchlechter und verdorbener Nahrung, beſonders vom

(64) Lebr. Fr. Ben. Lentins, Beobachtungen von der Gribbelkrankheit, der Entſtehung des Mutterkorns ꝛc. ſ. in Deſſen Beobachtungen einiger Krankheiten, (Gött. 1774, gr. 8.) S. 1 — 80.

(65) In ſeinem Handbuche der medieiniſchen Praxis, (3te Aufl. Ber. 1786. gr. 8.) S. 363.

vom Genuſſe eines ſchlechten Brodes bey feuchter und ungeſunder Witterung, entſtehen.

Ich ſchließe mit dem gründlichen und beyfallswürdigen Urtheile des Hrn. Hofr. **Beckmann**, über die Urſache der Kriebelkrankheit (66).

„Das Mutterkorn kann ſchädlich ſeyn, aber es muß nur ſelten die Kriebelkrankheit verurſachen. Höchſt ſelten iſt der Rocken ohne daſſelbe. Ich habe, ſo wie Hr. **Wichmann**, Gegenden geſehen, wo mehr als der 8te Theil unter demſelben geweſen, und wo dennoch nichts von der Krankheit gehöret worden. Der Rocken, welcher auf demſelben Felde, ja auf denſelben Aehren mit dem Mutterkorne wächſt, iſt geſund und gut, und was Hr. W. bemerkt hat, ſcheint uns noch keine Krankheit, ſondern nur höchſtens eine Nothreife anzuzeigen; aber wie oft wird Rocken, der nur nothreif geworden, ohne Schaden genoſſen! Hingegen vermuthe ich, daß allemal ganz **friſcher Rocken in Menge genoſſen** dieſe Krankheit hervor bringen werde, und daß ſie durch das unverdauliche Afterkorn nur beſchleunigt oder vergrößert werde, daß hingegen eben dieſer Rocken, mit dem Afterkorn, wenn er älter und trocken geworden, gar nicht mehr ſchade, ungeachtet Afterkorn immer wohl etwas unverdauliches bleiben wird. In Schweden lebt der größte Theil der Bauern von Gerſtenbrod, und auch nur dieſer bekommt die Krankheit, nicht derjenige reichere Theil der Landleute, welcher Rockenbrod und andere Speiſen genießt. Ich ſchließe hieraus, daß alſo auch friſche Gerſte, in Menge genoſſen, eben ſo ſchädlich, als friſcher Rocken, ſey. Die Krankheit wütet auch in Schweden nur gleich nach der Aernte, und läßt nach, wenn die Gerſte älter geworden, wie Linné ausdrücklich ſagt. Wie nachtheilig ganz friſches Getreide den Thieren iſt, iſt bekannt genug, und auch in der von **Wichmann** beſchriebenen Epidemie waren davon Beyſpiele. Iſt dieſe Vermuthung wahr, ſo iſt begreiflich, warum die Kriebelkrankheit nur nach magern Jahren, wann Getreidemangel den Landmann nöthigt, ſogleich vom

(66) In ſeiner phyſik. ökon. Biblioth. 2 B. 1 St. (Gött. 1771, 8.) S. 120, fgg.; und in den Grundſätzen der deutſchen Landwirthſchaft, (3te. Ausg. Gött. 1783, 8.) S. 147, f.

vom neuen Rocken zu zehren, einreiſſet; ſo iſt die Furcht vor dem Getreide, auf deſſen gar zu frühen und ſtarken Genuß ſich die Krankheit gezeigt hat, um ein vieles zu mindern; und ſo würde die Landespolizey nur dahin zu ſehen haben, daß die Landleute niemals ganz friſchen Rocken aus Mangel des ältern, zu genießen gezwungen wären; allenfalls müßte ihnen früh genug älterer Rocken gegen friſchen vertauſchet werden. Vielleicht verlöre auch das friſche Getreide durch künſtliche Austrocknung ſeine böſe Eigenſchaften. Hingegen iſt vielleicht das zu früh gemähete und zu früh und zu naß in die Scheune gebrachte Getreide am gefährlichſten; vielleicht verurſacht dieſes noch die Krankheit, wenn es gleich ſpät ausgedroſchen, aber nach dem Dreſchen gleich genoſſen wird. Iſt dies, ſo kann die Kriebelkrankheit auch ſpät im Winter entſtehen.“

Kriebeln, ein Neutrum, welches das Hülfswort haben erfordert, und nur im g. L. und der vertraulichen Sprechart üblich iſt.

1. Von vielen an einem Orte befindlichen kriechenden Geſchöpfen, wenn ſie ſich haufenweiſe an einem Orte hin und her bewegen, ſagt man: an dieſem Orte kriebelt (wimmelt, wiebelt, kriebelt und wiebelt) es von Mauraſſeln, Käfern, Würmern, u. ſ. f.

Im Niederſ. kribbeln, krimmeln, kremeln; Fr. fourmiller, grouiller.

2. Mit den Spitzen der Finger gelinde krauen, ſo, daß dadurch ein Jucken erreget werde. Jemand kriebeln.

Grabbeln drückt ſchon eine ſtärkere Berührung aus.

3. Eine juckende Bewegung empfinden, als wenn man gekriebelt würde, oder als wenn ſich kriechende Inſecten in dem Gliede befänden, als ein Impersonale. Es kriebelt mich in der Naſe. Ein Kriebeln empfinden. Siehe das vorige.

4. Figürlich. Das kriebelt ihn im Kopfe, bringt ihn auf, reizt ihm zum Unwillen.

Daher

Daher Kriebelkopf, oder Kribbelkopf, in Niederſachſen einen jähzornigen Menſchen bedeutet, der leicht zum Zorne zu reizen iſt.

Im Niederſ. in allen Bedeutungen kribbeln. Es iſt das Diminut. ſowohl von greifen, Niederſ. griſen, als kriechen, Niederſ. krupen, Engl. crawl, welche Zeitwörter ſehr nahe verwandt ſind.

Kriebs, (der), das Kerngehäuſe im Obſte; ſ. Griebs, im XX Th. S. 19.

Kriech, (das) an den Schiffen, das an dem Vorderſteven befindliche Holz, worauf das vordere Bild des Schiffes ruhet. Es ſteht vorn hinaus, macht die vordere Seite des Bauches aus, und wird auch das Kreech und Scheech genannt; Fr. Gorgères.

Es iſt ohne Zweifel mit der Griech- oder Griesſäule der oberſächſiſchen Landleute verwandt; ſ. im XX Th. S. 28, f.

Kriech-Aente, die kleinſte Art der wilden Aenten; ſ. Th. XI, S. 41.

In den niederſächſiſchen Mundarten geht das ch, wie in andern Fällen, in ein k über, Kriek-Aente, Krieke, Krikke. Im Franzöſ. heißt dieſe Aente Cercerelle, im L. Querquedula, im Dän. Krikand, im mittlern L. Cricella, Cercella, bey dem Golius Tröߋlein, und um Hamburg Wöbke. Wenn der Name Kriech-Aente nicht ein Ausdruck des eigenthümlichen Geſchreyes dieſes Vogels iſt, ſo bedeutet er ohne Zweifel ſo viel als kleine Aente, indem kriek im Meklenburgiſchen noch jezt klein bedeutet; ſo, daß dieſes Wort mit Kracke, und gewiſſer Maßen auch mit kriechen eines Geſchlechtes iſt. Siehe auch Krieche.

Kriech-Bohne, Krupbohne, ſ im VI Th. S. 110.

Kriech-Hahn, Kruphahn, das kriechende Huhn; ſ. im XXVI Th. S. 13.

Kriech-Röhre, eine Art Röhrenkoralle, Tubipora ſerpens *Linn.*; ſ. im XLIV Th. S. 275.

Kriech-Säule, ſ. im XX Th. S. 28, f.

Kriech-Stein, Lapis repens, wird von Klein in Scheuchzer's Sciagraphia lithologica, S. 51, eine Art Aſterien genannt, von der er ſagt, daß ſie, wenn ſie in Eſſig gelegt wird, hin und her kriecht, daß man meinen ſollte, ſie lebe.

Man hat verſchiedene Steine und Verſteinerungen, bey denen dieſe Erſcheinung ſich äuſſert. So haben z. B. die kleinſten Aſtroiten das Beſondere an ſich, daß ſie, wenn man ſie in Eſſig legt, ſich bewegen, und hin und her gehen. Unter den Thüringiſchen Trochiten, zeigen verſchiedene eben dieſe Erſcheinung. Von den Aſterien bezeugt es Klein; und wer ſich die Mühe geben will, mancherley Kalkſteinarten, inſonderheit ſolche, die nicht die Härte des Marmors haben, rund und platt zu ſchleifen, und ihnen eine Größe zu geben, welche der Schwere des Eſſiges angemeſſen iſt, der wird mehr kriechende Steine finden, als er vielleicht vermuthet. Wenn man ſolche Steine in ein glattes Gefäß, z. B. in eine Porzellanene Schüſſel legt, ſo liegt der Stein anfangs ruhig, man ſieht aber von ihm verſchiedene Luftbläschen aufſteigen; und hierin liegt der wahre Grund, warum ſolche Steine ſich bewegen. Sie haben feine Oeffnungen, und die Luft treibt ſie. Doch ſieht man dieſe Erſcheinung nicht, wenn man den Stein in bloßes Waſſer legt. Vom Weineſſige wird die Wirkung ſtärker und ſchneller, als vom gemeinen Biereſſige. Unter den Milleporen führt eine Art den Namen Millepora repens, weil ſie ſich gern auf andere Steine oder Korallen legt, und auf ihnen gleichſam herum kriecht. Man könnte ſie, wenn ſie verſteinert iſt, Lapis repens nennen, obgleich dieſer Name von ihr nicht gebräuchlich iſt.

Hrn. Superint. Schröter litholog. Lexikon, 3 B. (Frf. M. 1780, gr. 8.) S. 351.

Krieche. (die) 1. Eine Art kleiner wilden Aenten; ſ. Kriech=Aente.

2. Eine Art kleiner runder Pflaumen, oder vielmehr zahmer eßbarer Schlehen, deren Baum, welcher der **Kriechenbaum** genannt wird, ein ſchönes bunt geſcheckte Holz giebt; Prunus inſititia *Linn.* Es gibt ihrer mit weißen oder gelblichen Früchten, welche **gelbe Kriechen** genannt werden. Siehe Pflaume.

An einigen Orten Kriechlinge, in Meiſſen Tarnickel, in Nieder=Sachſen Kreeken, im Osnabrück. Wichtkens Wichterkens, im Franz. Creque, im Schwed. Krikon, im Dän. Kräge. Entweder gleichfalls mit Kriechänte, von kriech, kriek, klein, oder auch von krag, krach, rund, indem im Holländ. die Kirſchen Kricken genannt werden. Siehe Kragen und Krücke.

In Bretagne wird die wilde Pflaume Gregon. genannt, welches Pelletier von cryg, rauh, abſtammen läſſet, weil ſie den Hals zuſammen zieht und rauh macht.

Kriechen=Baum, ſ. im vorhergeh. Artikel.

Kriechen, ein Neutrum, welches das Hülfswort ſeyn erfordert. Es bedeutet:

1. Eigentlich, ſich vermittelſt der Füße langſam auf der Erde fortbewegen, wo es beſonders von den Inſecten und von dem Gewürme gebraucht wird; L. repere, Fr. ramper. Ueber alles Gewürm, das auf Erden kreucht, (kriecht), 1 Moſ. 1, 26. Alles was auf dem Bauch kreucht, und alles was auf vier oder mehr Füßen gehet — alles das auf Erden ſchleicht, 3 Moſ. 11, 42. Ein kriechendes Thier, das auf Erden ſchleicht, V. 44. Imgleichen von ſolchen vierfüßigen Thieren, welche ſich auf ihren kurzen Füßen nur langſam fortbewegen. Dieſe ſollen euch auch unrein ſeyn, unter den Thieren, die auf Erden kriechen: die Wieſel, die Maus, die Kröte, der Igel, der Molch, die Eidex, die Blindſchleich, und der Maulwurf, V. 29. wo man

man doch den Gang des Wieſels und der Maus kein Kriechen nennt, auſſer wenn es mit dem in der folgenden Bedeutung befindlichen Nebenbegriffe geſchieht. Wohl aber braucht man es von Menſchen, wenn ſie ſich vermittelſt der Hände und Füße zugleich auf der Erde forthelfen. *Ein Kind kriecht ſo lange, bis es gehen lernt. Auf allen vieren kriechen. Gekrochen kommen. Durch ein enges Loch kriechen. Die Höhle iſt ſo enge, daß man nicht darin gehen, ſondern nur kriechen kann.*

2. In engerer Bedeutung, mit dem Nebenbegriffe der phyſiſchen Erniedrigung, wo man dieſes Zeitwort auch von ſolchen Geſchöpfen braucht, deren gewöhnlichen Gang man ſonſt nicht ein Kriechen zu nennen pflegt.

1) Eigentlich, wo man es von allen Thieren braucht, wenn ſie ihren Körper niedriger machen, als er gewöhnlich iſt, und ſich ſo auf der Erde fort bewegen. *So kriecht der Hund, wenn man ihm drohet. Die Mäuſe kriechen in ihre Löcher, kommen aus ihren Löchern gekrochen. Das Küchlein kriecht aus dem Eye.*

So auch in den Zuſammenſetzungen:

Ankriechen, L. arrepere, repere in aliquid, herankriechen, ſich kriechend nähern, doch am häufigſten nur im Particip. Paſſ. mit dem Zeitworte kommen. *Das ankriechende Ungeziefer kann man wohl verhindern, aber nicht das anfliegende.* Imgl. in figürlicher Bedeutung, doch nur im g. L. *Er kommt mit ſeiner romanenhaften Liebe angekrochen.*

Auskriechen, herauskriechen; ſ. im III. Th. S. 234.

Bekriechen, L. perrepere, auf etwas kriechen. *Die Raupen bekriechen den Baum. Blätter, welche die Seidenwürmer bekrochen haben.*

Durch-

Durchkriechen, 1. ein Neutrum, ich krieche durch, durchgekrochen; durch eine Oeffnung kriechen. Das Loch iſt zu klein, es kann keine Maus durchkriechen. Sie iſt ſchon durchgekrochen.

2. Ein Activum, ich durchkrieche, durchkrochen. Alle Winkel durchkriechen, in alle Winkel kriechen. Er hat alles durchkrochen, in einer niedrigen Figur, er hat alles durchſucht, alles durchgrübelt.

Einkriechen, ſ. im X Th. S. 406, f.

Unterkriechen, unter etwas kriechen, mit deſſen Verſchweigung: Die Maus iſt untergekrochen, unter den Schrank, u. ſ. f.

Im Bergbaue kriecht man unter, wenn man mit dem Baue unter der Erde den Anfang macht. Eben daſelbſt ſagt man auch von einem Gange, er krieche unter, wenn er unter ein Geſtein in die Tiefe ſinkt.

Verkriechen, ſich durch Kriechen verbergen, an einen verborgenen Ort kriechen. Die Mäuſe verkriechen ſich in die Löcher. Sich unter das Holz verkriechen. Eigentlich nur von kriechenden Thieren, figürlich und mit Verachtung auch von andern, für verbergen. Die Iraeliten verkrochen ſich in die Höhlen vor den Philiſtern, 1 Sam. 13, 6. Die Dürftigen im Lande müſſen ſich verkriechen, Hiob. 24, 4. Er muß ſich vor ihm verkriechen, in der niedrigen Sprechart, er kömmt ihm an Vorzügen, an Reichthum, an Geſchicklichkeit, u. ſ. f. nicht bey.

(2) Figürlich.

a) Von Gewächſen, welche nicht in die Höhe ſchießen, ſondern ihre Zweige und Ranken auf der Erde und nahe an derſelben fortlaufen laſſen, ſagt man

man, daß ſie auf der Erde kriechen. In Niederſachſen, wo kriechen krupen heißt, nennt man verſchiedene ſolcher Gewächſe Krüper, Krupbohnen, Kruperbſen.

b) Ein Zeug kriecht zuſammen, oder kriecht ein, wenn er einſchrumpft, zuſammen läuft, an der Länge ab-, an der Dicke aber zunimmt.

c) Im verächtlichen Verſtande zuweilen für gehen, beſonders von dem Gehen in einen engen niedrigen Ort. In das Hundeloch, in das Gefängniß kriechen müſſen, welches man auch wohl einkriechen nennt.

d) Imgl. mit dem Nebenbegriffe der Verſtohlenheit. Zu Bette kriechen, in das Bett kriechen.

e) Noch mehr mit dem Nebenbegriffe der Demuth. Zum Kreuze kriechen; ſ. oben, S. 14. Wo es denn, nach einer noch weitern Figur,

f) ſich vor andern zu ſehr erniedrigen bedeutet. Vor einem kriechen, ſich auf eine unanſtändige Art vor ihm demüthigen oder erniedrigen. Er kriecht, iſt kriechend. Ein ſehr kriechendes Lob. Ein Mann, wie er, kann nur verzweifeln oder kriechen.

Bey dem Notker criechen, bey dem Strycker im Imperf. chruch, im Schwed. kräka, im Isländ. kreika. Mit einem andern Suffixo bey dem Notker chreſan. Mit einem noch andern Suffixo im Niederſ. krupen, im Angelſ. creopan, im Engl. creep, im Franz. croupir, im Schwed. krypa, im Isländ. kriupa, wozu auch das Lat. repere, und Griech. ἑρπειν, gehört. Eigentlich iſt es eine Nachahmung des Geräuſches, welches ein Thier im Kriechen macht, ohne doch die Begriffe des Anhaltens mit den Klauen, der Krümme, und der Niedrigkeit davon auszuſchließen, welche insgeſammt Figuren des eigentlichen Kriechens ſind, ſo, daß dieſes Wort mit Krücke und Kracke, und in Anſehung des Niederſ. krupen, mit Krapf, Krabbe, greifen, raffen, und andern mehr, verwandt iſt. S. auch Krüppel, und in Anſehung des Begriffes der

Niedrigkeit auch Kräcke, Krieche, Kriechänte. In Bayern hat man von kriechen noch das Intenſivum kräzen, eigentlich krächzen oder kriechzen, welches klettern, klimmen, bedeutet, welches gleichfalls eine Art des Kriechens iſt.

Kriechende Binde, ſchlangen- oder wurmförmige Binde, L. Faſcia repens, oder aſcialis, Fr. Rampant, in der Wundarzneywiſſenſchaft, eine Binde, welche man um das Glied, wo ſie angelegt wird, krumm, wie ein Wurm, oder ſchlangenweiſe, laufen, oder die Figur einer Schneckenlinie nehmen läßt. Man fängt damit von oben an, und führt ſie hinabwärts, oder von unten hinaufwärts; doch darf keine Umwickelung die andere berühren, ſondern es muß zwiſchen einer jeden ein leerer Raum gelaſſen werden. Es iſt eine einfache und auf einen Kopf gerollte Binde, ungefähr, 3, 4 bis 5 Ellen lang, je nach dem es das Glied erfordert, und 2 Querfinger breit. Die ältern Wundärzte bedienten ſich derſelben häufig wider heftige Entzündungen eines Gliedes, um das ſtockende Geblüt fort zu treiben und fort zu ſtoßen. Man gebrauchte ſie auch bey geſchwollenen Füßen, wobey ſie vortreffliche Dienſte thut; allein, ſie iſt heut zu Tage ziemlich aus der Gewohnheit gekommen, und die neuern Wundärzte bedienen ſich, an ihrer Statt, mehr der Hobelbinde.

Kriechender Stein, ſ. Kriech-Stein, oben, S. 462.

Kriecher, in der Geſchützkunſt, ein eiſernes Werkzeug, die Unreinigkeiten in den Kammern der Mörſer und Kammerſtücke los zu kratzen; welches auch das Kratzeiſen genannt wird. Siehe im XLVII Th. S. 721, und die dazu gehörige Fig. 2775.

Kriechling, ſ. Krieche, oben, S. 463.

Krieg. 1. Eigentlich, das Geſchrey, in welcher veralteten Bedeutung es zu dem alten Chrey, Chri,

Fr. Cri, Geſchrey, zu dem vermittelſt des Ziſchlautes daraus gebildeten ſchreyen, und zu den verwandten krähen, kreiſchen, kreiſſen, u. ſ. f. gehört, Sege unde lof men horde kriegen, Segen und Lob man hörte ſchreyen, eine gereimte Chronik in den Script. Brunſv. bey dem Friſch. De ön mit grotes Loves Kriege untfengen, die ihn mit einem großen Lobgeſchrey empfiengen, eb. daſ.

Da nach einer gewöhnlichen Figur Ausdrücke, welche eigentlich einen Schall bezeichnen, auf Dinge angewendet werden, welche in das Geſicht fallen, ſo bedeutet Kriek im Niederſ. der Schein, Glanz, und krieken, ſcheinen. Der Kriek van dem Tage, der Anbruch des Tages. Auf eben die Art wird brechen, welches gleichfalls einen in das Gehör fallenden Schall bezeichnet, mit ſeinen Ableitungen anbrechen, Pracht, u. ſ. f. von Dingen gebraucht, welche durch das Geſicht empfunden werden.

2. Figürlich.

1) Zank, Streit, im Schwabenſpiegel Krieg, wo auch kriegen, widerſprechen iſt, in einer Urkunde von 1400, Chrieg, im Wendiſchen Kreh. In dieſem Verſtande kommt es noch zuweilen vor. Errette mich von den böſen Menſchen, — die Böſes gedenken in ihrem Herzen, und täglichen Krieg erregen, Pſ. 140, 3. Woher kömmt Streit und Krieg unter euch? Jac. 4, 1. Immer Streit und Krieg haben. Beſonders im Scherze. Wir wollen deswegen keinen Krieg anfangen. Jmgl. nach einer noch weitern Figur. Zu heftig oder zu wenig begehren und verabſcheuen, iſt ein innerlicher Krieg unſers Willens mit dem Verſtande, Gell.

2) In engerer Bedeutung, ein Streit vor Gerichte, ein Proceß, im Schwabenſp. Krieg. Zu Kriege werden, in einen Proceß gerathen, in dem augsburg. Stadtbuche aus dem 13ten Jahrh. Der

mit

mit dir will kriegen am Gericht, in einer alten Ueberſetz. des N. Teſt. bey dem Friſch. Der Krieg Rechtens, ein Proceß, der Kriegsvogt oder kriegeriſche Vormund, erkriegen, durch einen Proceß erhalten, und andere Ausdrücke mehr, kommen in den Schriften der vorigen Zeiten noch häufig vor. Heut zu Tage aber iſt es in dieſer Bedeutung veraltet. Siehe Kriegs-Befeſtigung.

3) Im gewöhnlichſten Verſtand, der Zuſtand der öffentlichen Gewaltthätigkeiten zwiſchen Staaten oder beträchtlichen Theilen derſelben; im Gegenſatze des Friedens. Es iſt Krieg. Es iſt jetzt in Europa Krieg. Krieg im Sinne haben. Krieg anfangen. Den Krieg ankündigen. Krieg führen. Den Krieg in die Länge ſpielen. Viele Kriege geführt haben. Im Kriege verwickelt, begriffen ſeyn. Einen Staat mit Krieg überziehen. Sich zum Kriege rüſten. Den Krieg endigen. In den Krieg gehen, Kriegesdienſte nehmen. Jemanden in den Krieg ſchicken. Aus dem Kriege wieder zu Hauſe kommen. Ein innerlicher, bürgerlicher Krieg, unter den Gliedern eines Staates. Der kleine Krieg, Die Streifereyen der ausgeſchickten Parteyen. Der Landkrieg, ein Krieg, welcher zu Lande geführt wird, im Gegenſatze des Seekrieges, d. i. eines Krieges zur See, welcher mit Schiffen geführt wird.

In der letzten Bedeutung im Dän. und Schwed. gleichfalls Krig. Der Krieg hat in mehrern Sprachen ſeinen Namen von dem Schreyen, entweder wegen des Geſchreyes, in den Gefechten, welches noch bey vielen Völkerſchaften üblich iſt, oder überhaupt von den mit dem Kriege unzertrennlich verbundenen Geräuſche. Dahin gehören das Griech. Κραυγη bey dem Theophraſt, welches mit dem Deutſchen von einem und eben demſelben Stamme herkommt, Βοη, welches eigentlich auch Geſchrey bedeutet; das Lat. Bellum, ohne Zweifel von bellen, ſchreyen, brül-

 len,

len, und andere mehr. Indeſſen iſt es doch in dieſer Bedeutung neuern Urſprunges, indem es vor dem 13ten Jahrh. nicht gefunden wird. Die Alten gebrauchten dafür Orlog, Wig, Volkeswig von wegen, bewegen, Werre, Fr. Guerre, Ital. Guerra, von wirren, verwirren, welches eigentlich auch ein Onomatop. iſt, und andere Ausdrücke mehr.

Wir leben jetzt zu einer Zeit, wo ein heftiger Paroxysmus die Menſchheit wieder ergriffen, und die Muskeln ihres Rieſenkörpers bis zur äuſſerſten Anſtrengung geſpannt zu haben ſcheint; wo die verheerende Flamme des Krieges in Japan und China, in Indien und Marokko, in Rußlands und Oeſtreichs, in Schwedens und der Osmannen Staaten lodert; zu einer Zeit, wo ſie leicht noch weiter um ſich greifen, und den jetzt noch ruhigen Theil Europens ebenfalls zum Schauplatz des Schreckens, des Menſchenwürgens und der Verheerung machen kann, wenn der Genius des Friedens nicht bald die Herzen der gegen einander aufgebrachten Mächte beſänftigt, und jenes verderbliche Feuer verlöſchen heißt. Inſonderheit ſehen wir in den gereizten Muſelmännern jenen Geiſt der Barbarey und Grauſamkeit, jene Tollkühnheit und fanatiſche Wuth, welche das geſittete Europa in dieſes Jahrhundertes letzter Hälfte unwiederkehrlich verlaſſen zu haben ſchien, in ſeiner ganzen Ausſchweifung wieder erwacht.

Für den Weltbürger, dem das Wohl der Menſchen am Herzen liegt, den mit viel umfaſſender Liebe der Wunſch allgemeiner Glückſeligkeit ſeiner Brüder erwärmt, iſt die ausgebreitete Scene des Krieges eben ſo ſchauderhaft, als ſie für den gefühlloſen Neuigkeitshungerigen erwünſcht und angenehm iſt. Der Politiker findet im Kriege reichliche Nahrung, er ſey nun Diener des Staates in einem erhabenen Poſten, oder Privatmann, der die Welthändel zum Gegenſtand ſei-

ſeines Nachdenkens, oder ſeiner Klügeleyen macht. Dem Philoſophen giebt der Krieg wichtige Veranlaſſungen zu Betrachtungen und Unterſuchungen über den Geiſt des Menſchen, über ſeine Neigungen und Leidenſchaften. Er nimmt die Jahrbücher der Geſchichte zur Hand, beobachtet den ſtufenweiſen Fortgang der Cultur des Menſchengeſchlechtes, vergleicht Völker mit Völkern, ſpätere Zeiten mit früheren, und forſcht den verſchiedenartigen Quellen der Fehden nach.

Das erſte, höchſte Gut, ſagt man, nach deſſen Beſitz ein Volk, wenn es glücklich ſeyn will, trachten ſollte, iſt Friede. Friede iſt die Quelle aller Ordnung, alles Wohls. Was kann der für ſein Glück thun, den nichts als die Sorge des Angriffes oder der Vertheidigung beſchäftigt? Der Krieg erzeugt Wildheit und Grauſamkeit, und raubt dem Menſchen die edelſten Gefühle, Mitleid und Erbarmung. Er erweckt Muth und Tapferkeit; aber oft verwandeln ſich dieſe, ohnehin ſonſt ganz ſinnlichen, auch dem roheſten Wilden eigenen Tugenden in Tollkühnheit und thieriſche Wuth; er entflammt den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde; aber, indem er ſolcher Geſtalt die gefährlichſten Leidenſchaften in Aufruhr bringt, ſetzt er oft die Gewalt an die Stelle der Gerechtigkeit. Ein höchſt wichtiger Schritt für das Wohl der Menſchheit wäre es alſo, wenn die Kriege ſeltener, und folglich der Friede dauerhafter gemacht werden könnte. Aber wie wird, wie kann dies bewirkt werden? Unter welchen Vorausſetzungen und Umſtänden kann man, ohne an eine ewige Dauer des Friedens zu denken, welche eine mit der Natur des Menſchen unverträgliche Grille iſt, auf Verminderung der Fehden, mithin auf Fortgang der Volksglückſeligkeit ſicher rechnen? — Das iſt die große Aufgabe für Fürſten, die von dem Leben und Wohl ſo vieler tauſend Unterthanen, jene

 furcht-

furchtbarſte aller Rechnungen einſt abzulegen haben; das iſt das wichtige Problem für den Staatsmann, der die von dem Souverän ihm übertragene Gewalt, ſeinen Einfluß, ſeine Mitwirkung, ſeine Entſcheidung, auf das Beſte des Landes, der Welt, der Menſchheit richten ſoll! — Wer die beſten ausführbarſten Mittel zur Erreichung jenes edeln Zweckes angäbe, dem würde der ſchönſte Kranz des Verdienſtes um die Welt gebühren, der Kranz, den die Blüthe unſterblichen Ruhmes umſchlingt.

Der Krieg iſt ein ſolcher Zuſtand der Menſchen, in welchem ſie einander Schaden und Abbruch zu thun befugt ſind. In dieſer Beſchreibung können bürgerliche Kriege, und diejenigen, die ein Fürſt wider ſeine ſich empörende Unterthanen führt, mit begriffen werden. Eigentlich aber iſt der Krieg ein Zuſtand, wenn ſelbſtwaltige Fürſten oder Stände ihr Recht durch die Waffen gegen einander ſuchen. Die einen Obern haben, bey dem ſie ihr Recht ſuchen können, ſind Krieg zu führen nicht befugt; und wenn ſie ſich ſelbſt Recht ſchaffen wollen, wird es eine gewaltſame feindſelige Handlung, oder eine Thätlichkeit, genannt.

Der Krieg wird, in Anſehung 1. der Perſonen, welche denſelben führen; 2. der Form, nach welcher er geführt wird; 3. der Urſachen; und 4. des Endzweckes, warum er unternommen worden iſt, verſchiedentlich eingetheilt.

1. In Anſehung der Perſonen, wird der Krieg, wenn man auf den Stand derſelben ſieht, eingetheilt in den öffentlichen, Bellum publicum, welcher von einem ſolchen geführt wird, der die Landeshoheit beſitzt; in den Privatkrieg, Bellum privatum, welcher von einzelnen und Privatperſonen geführt wird; und in den vermiſchten, wel-

cher zwiſchen ſolchen geführt wird, wovon der eine Theil die Landeshoheit beſitzt, der andere aber nicht. In ſo fern von den Perſonen, einer der angreifende oder der angegriffene Theil iſt, wird der Krieg ferner eingetheilt: in den Angriffs- oder Offenſivkrieg, Bellum offenſivum, wenn einer Urheber der Beleidigungen iſt und den Krieg anfängt, und in den Vertheidigungs- oder Defenſivkrieg, Bellum defenſivum, wenn er nicht nur, wenn er ſchon wirklich angegriffen worden iſt, die Gewalt abzutreiben ſucht, ſondern auch, wenn er der gewiſſen Gefahr, überfallen zu werden, durch Ergreifung der Waffen zuvor kömmt. Endlich wird der Krieg, in Anſehung der Perſonen, wenn man diejenigen betrachtet, wider welche ein Krieg geführt wird, noch eingetheilt: in den *auswärtigen*, Bellum externum, welchen ein fremder Potentat mit einem andern Potentaten führt; und in den *innerlichen*, Bellum internum ſ. inteſtinum. Dieſer wird wieder eingetheilt: in den *öffentlichen innerlichen*, Bellum internum publicum, wenn ein Landesherr mit ſeinen Unterthanen, oder die Unterthanen mit ihrem Landesherrn, Krieg führen; und in den *innerlichen Privatkrieg*, Bellum internum privatum, wenn Unterthanen eines Staates unter einander ſelbſt Krieg führen; dieſer heißt, wenn es von mehrern Bürgern eines Staates geſchieht, ein *bürgerlicher Krieg*, Bellum civile, wenn es hingegen nur unter zweyen vorgeht, ein *Zweykampf*, oder *Duell*.

2. In Anſehung der Form, nach welcher ein Krieg geführt wird, wird derſelbe eingetheilt, in den *feyerlichen*, Bellum ſolenne, welcher mit den bey den Völkern üblichen Feyerlichkeiten geführt

 wird;

wird; und in den nicht-feyerlichen, Bellum minus ſolenne, welcher ohne die gewöhnliche Solennitäten geführt wird. Zu letzterm gehört, nach dem Völkerrechte, das Latrocinium gentis in gentem.

3. In Anſehung der Bewegurſachen, aus welchen ein Krieg geführt wird, entſteht die Eintheilung: in den gerechten, Bellum juſtum, welcher aus rechtmäßigen Urſachen geführt wird; in den räthlichen, Bellum ſuaſorium, welcher alsdann geführt wird, wenn aus allen Umſtänden es rathſam zu ſeyn ſcheint, einen Krieg anzufangen; und in den ungerechten, Bellum injuſtum, welcher unrechtmäßige Abſichten zum Grunde hat.

4. In Anſehung des Endzweckes, iſt der Krieg entweder ein Deciſivkrieg, Bellum judiciale, ſ. deciſorium, welcher die Entſcheidung einer ſtreitigen Sache zum Grunde hat; oder ein Entſchädigungskrieg, Bellum reparativum, wenn ein Krieg deswegen geführt wird, daß man denjenijenigen, der uns Schaden zugefügt hat, und denſelben nicht erſetzen will, zur Satisfaction anhalte; oder ein Defenſivkrieg, Bellum defenſivum, welcher zur Abwendung ſchon zugefügter oder noch bevorſtehender Beleidigungen geführt wird; oder ein Strafkrieg, Bellum punitivum, welcher einem Volke zur Strafe geführt wird.

Das Recht, Krieg zu führen überhaupt, hat ein jeder Landesherr und Staat, welcher die Landeshoheit beſitzt; nicht alſo Privatperſonen, woraus erhellt, daß die bürgerlichen und die Privatkr ege mit Recht unter die unrechtmäßigen gerechnet werden.

Unter

Unter Privatkrieg, verſtehen die neuen Philoſophen: wenn ein Theil der Nation mit einem Theile der andern Nation im Kriege begriffen iſt, ohne daß die ganzen Nationen daran Theil nehmen (*); oder, wie Grotius (**) will, Krieg, der nicht auf Veranlaſſung desjenigen, der die oberſte Gerichtbarkeit über die Nation hat, geführt wird. Jene Beſtimmung ſcheint nicht genau und paſſend genug zu ſeyn; ſie paſſet zwar auf eine Art der Privatkriege, nicht aber auf Privatkrieg überhaupt. Dahin gehören z. B. die Kriege, welche die oſt- und weſtindiſche Campagnie der Holländer und Franzoſen zuſammen führten; dieſes waren Theile zweyer Nationen, die, ohne daß die ganzen Nationen Theil daran nahmen, einander bekriegten. Hingegen auf Duell und Befehdung paſſet dieſe Beſtimmung gar nicht. Ich werde demnach die Definition des Grotius vom Privatkriege zum Grunde legen, und von der Befehdung eine beſondere geben. Fehde, iſt das von einzelnen Theilen der Nation uſurpirte Recht des Krieges der ganzen Nation, welches ſie gegen Theile ihres eigenen Volkes und anderer Völker gemißbraucht haben. Ich werde zuerſt etwas im Allgemeinen von dem Urſprunge des Krieges und ſeiner Haupttheile ſagen, und ſodann zu der Geſchichte der Fehde fortgehen.

Der Menſch in dem rohen Zuſtande, wie er aus den Händen der Natur kömmt, fühlt doch in ſich ſchon einen unwiderſtehlichen Trieb, Beleidigungen, die ihm ein anderer zufügte, zu rächen. Begriffe vom Eigenthum ſind ihm gewiſſermaſſen angeboren, und der Grundſatz, auf den das ganze Naturrecht ſich gründet: Was du nicht willſt, das dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch nicht! iſt ſelbſt bey

(*) Feder's Naturrecht, S. 442.

(**) *Hugo Grotius* de jure belli & pacis, L. 1, c. 3, §. 1, not. 1.

bey den roheſten Wilden ganz unläugbar. Dieſen Sätzen gemäß, ſchlägt der Wilde ſeinen Beleidiger todt, wo er ihn findet. Raubt ihm jemand ſein Vermögen, ſeinen Reichthum, obgleich dieſer nur in Waffen und Fellen beſteht, ſo iſt ihm alles erlaubt, wenn er ſich dadurch rächen und ſeinen Schaden erſetzen kann. So denkt der Wilde, wenn er noch auſſer aller Geſellſchaft ſich befindet. Er tritt in häusliche Verbindung, er wird der Vater einer Familie, und zugleich ihr Oberhaupt; nun werden Beleidigungen, die einem Gliede dieſer Geſellſchaft wiederfahren, als Beleidigungen des ganzen Körpers angeſehen, und ſchon ziehen Familien gegen einander zu Felde, d. h. ſie ſuchen ſich allen möglichen Abbruch und Schaden zu thun, bis der Beleidigte Rache genug zu haben glaubt. Die Feindſchaften des Vaters erben nun ſchon auf den Sohn, u. ſ. w. Das iſt der Urſprung vom Erbkriege. Eine Familie endlich, zu ſchwach den Anfällen einer andern zu widerſtehen, tritt mit ihren Nachbarn in Verbindung, man wählt ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, und ſo formirt ſich eine Geſellſchaft, die zu ihrer Sicherheit ſich unter einem gemeinſchaftlichen Anführer vereinigte, ein Staat. Zu ihrer Sicherheit, ſage ich, vereinigte ſich die erſte Geſellſchaft. Jeder wünſchte, ſein Eigenthum, ſey es auch nach unſern heutigen Begriffen ſo unbedeutend als es wolle, in Ruhe zu beſitzen. — Kaum aber fühlten ſie ſich ſtark genug, ſahen, daß andere Familien, die noch einzeln lebten, ſich vor ihnen fürchteten, ſo wurden ſie kühn, ihre Habſucht wachte auf, ſie griffen um ſich und nahmen weg, was ſie erreichen konnten; anfangs Vieh, Waffen ꝛc. dann Hütten, endlich Länder, und die Bewohner derſelben machten ſie zu Sclaven, — ſo finden wir die erſten Eroberer in ihnen.

So entſtanden zuerſt die mannigfaltigen Arten der Kriege. So lange der Wilde noch allein lebte, war ſein Rachkrieg nach unſern Begriffen freylich nur Mord und Diebſtahl, aber auch dieſe gehören unter die Störungen der Ruhe und Sicherheit. Da er in Familienverbindung lebte, ward es ſchon mehr dem Kriege ähnlich, und es entſtand Erbkrieg daraus. In bürgerlicher Geſellſchaft finden wir ihn als Rächer der Beleidigung im Rachkriege, woran ſchon ganze Nationen Theil nehmen, und endlich als Eroberer. Hier zeigen ſich nun auch ſchon die erſten Quellen des eigentlichen Privatkrieges deutlich. Wie? wenn Streitigkeiten unter den Bürgern des Staates ſelbſt entſtanden? — ich glaube, man ſahe frühzeitig ein, daß Geſetze, dergleichen beyzulegen, nothwendig wären. Das Oberhaupt der Nation ſchlichtete die Streitigkeiten nach der natürlichen Billigkeit, und bald nach Vorſchriften, die von der ganzen Nation eingeführet wurden, da man den Regenten entweder für zu despotiſch, oder für zu parteyiſch, hielt. Wir erblicken hier Gerichte, Volksverſammlungen oder Reichstage u. ſ. w. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß bey uncultivirten Nationen ſowohl Geſetzgebung, als Gerichte, ſchlecht beſchaffen waren. Man ließ es anfangs auf eine göttliche Entſcheidung durch gerichtlichen Zweykampf, u. d. gl. ankommen. Dieſen folgten bald Befehdungen, weil der abergläubiſche Haufen, ſowohl bey dieſen, als jenen, wähnte, die göttliche Gerechtigkeit werde nicht zulaſſen können, daß der, deſſen Sache die gerechte wäre, bey Entſcheidung der Waffen unterliegen müßte. Hiezu kam noch bey dem Anwachſe der Nationen, daß die Großen und Mächtigen nicht immer dem Ausſpruche des Oberhauptes ſich unterwarfen. Es hieng ihnen die alte väterliche Sitte noch an, ſelbſt ihre Sachen durch das Schwert auszumachen; ſie hielten [illegible] für ſchi[illegible] nicht ihre

eigene

eigene Richter ſeyn zu können; und ſo entſtand dieſe Art der Privatkriege, die öffentliche Befehdung.

So wie nun noch jetzt bey den amerikaniſchen Wilden dieſe Gewohnheit herrſcht, ſo war ſie nicht weniger ehemals bey den Barbaren im nördlichen Europa herrſchend. Sie rächten als kleine Völkerſtämme die zugefügten Beleidigungen durch Krieg mit ihren Beleidigern, weil ihr peinliches Recht, wenn man es ſo nennen kann, es mit ſich brachte. Da ſie in den mittlern Zeiten die großen europäiſchen Reiche überſchwemmten, da folglich durch ihre zunehmende Beſitzungen auch ihre Macht und die Gelegenheit zu beleidigen wuchs: ſo behielten ſie auch da, an ſtatt ihre unvollkommene Begriffe vom Recht, durch die geläuterte Begriffe der beſiegten Völker zu vervollkommnen, ihre alten Gewohnheiten bey, und führten, nach wie vor, ihre beſondere Kriege. Ein beſonderes, den rohen Zeiten eigenthümliches Kennzeichen, ſind dieſe Art der Kriege. Je mehr ein Volk ſich ſeiner Cultur nähert, deſto mehr ſchwinden, natürlicher Weiſe, alle Merkmale von Wildheit, aber eins der letzten iſt der Privatkrieg.

Man wird, wenn ich hernach von den Geſetzen der Privatkriege ſprechen werde, deutlich einſehen, wie feſt dieſe Gewohnheit im Lehensſyſtem gegründet war. Da beyde ſich immer einander unterſtützten, und keines von dem andern füglich getrennet werden konnte, ſo zog die Aufhebung des einen, auch den Verfall des andern nach ſich. Die Könige ſahen gar bald ein, wie gefährlich und ſchädlich die Lehensverfaſſung ihnen war, darum bemüheten ſie ſich auch auf alle mögliche Art und Weiſe, die großen Vaſallen zu ſchwächen, und nach und nach dieſes ſchädliche Syſtem gar abzuſchaffen. Man weiß, wie lange es ſich in Frankreich erhielt, und wie viel Unglück für Könige

und Nationen es mit ſich brachte, ehe ſie im Stande waren es abzuſchaffen.

Ich gehe nun zur nähern Beſchreibung der Befehdungen fort, und werde zuvörderſt etwas vom Urſprunge derſelben in Frankreich und Deutſchland ſagen, ſodann aber von ihren Geſetzen und der Art und Weiſe derſelben handeln.

Die häufigen verheerenden Einfälle der Normänner in Frankreich, da ſie in der Seine und Loire bis in das Herz dieſes Königreiches hinauf drangen, die Streifereyen und Plünderungen der Wenden und Ungarn in Deutſchland unter Ludwig des Deutſchen, ſeiner Brüder und ihrer Nachfolger Regierungen, gaben Gelegenheit zur Erbauung der Bergſchlöſſer, oder ſo genannten Bürge. Die Verfaſſung dieſer Staaten war nämlich durch die innern Kriege ihrer Könige dermaßen zerrüttet, daß man nicht im Stande war, ſich thätlich dieſen Barbaren zu widerſetzen. Carl der Kahle war genöthigt, den Normännern Tribut zu bezahlen, und Ludwig's Nachfolger mußten ſich eben hiezu bey den Ungarn verſtehen. Man war alſo auf eigene Sicherheit bedacht. Jeder Privatmann mußte ſich auf das beſte zu ſchützen ſuchen. Die Reichen und Mächtigen zogen ſich daher aus dem flachen Lande weg, und baueten ſich auf Bergen Schlöſſer, um gegen den erſten Ueberfall gedeckt zu ſeyn, und ihre Habſeligkeiten in Sicherheit bringen zu können. Dieſes thaten nicht nur Grafen und andere weltliche Herren, ſondern auch geiſtliche Prälaten, welche ihre Kloſtergüter, Aebte und Biſchöfe, die ihre Schätze den Plünderungen der Barbaren entziehen wollten, baueten in der Nähe ihrer Klöſter feſte Bergſchlöſſer. Da aber jene weltliche Herren nicht Leute genug hatten, und die Geiſtlichen nicht perſönlich ihre Bürge vertheidigen konnten, ob man gleich Beyſpiele hat, daß die Geiſtlichen oft in den Krieg zogen, ſo nutzten beyde das

da-

damals ſchon in ganz Europa aufblühende Lebensſyſtem. Sie gaben Aermern gewiſſe Stücke Landes oder kleinere Güter, unter der Bedingung, die Be[illegible]ung der Bürge auszumachen, und im Fall der Noth ihnen zu helfen; kurz, ſie machten jene zu ihren Vaſallen. So kam nun das Recht der Waffen, welches eigentlich nur dem Ganzen der Nation gehört, in die Hände eines jeden Privatmannes. Dieſe ſahen ſich nun mächtig. Wenn nun ein Edelmann z. B. hörte, dieſes oder jenes Kloſter beſitze von ſeinen Vorfahren ein Gut, dazu es nicht rechtmäßig gelangt iſt, ſo ſagte er: entweder gebt mir das Gut wieder heraus oder — hier ſind meine Vaſallen, die euch ſogleich mit Gewalt dazu nöthigen werden. Dergleichen Fälle kamen häufiger. Gerichte hatte man nicht, und wo man ſie hatte, wurden ſie nicht geachtet. Man gieng weiter, und ſuchte ſich wegen Verletzungen ſeiner Ehre zu rächen; kurz, es entſtanden Fehden aller Art. Die Bürge alſo zogen in Frankreich und Deutſchland dieſes Elend nach ſich, und ſo lange das Lehensſyſtem ſich erhielt, ſo lange nicht ernſtlichere Mittel und Verbeſſerungen der Gerichtspflege angewandt und gemacht wurden, erhielt es ſich in ganz Europa.

Die vornehmſten Befehdungen unter allen barbariſchen Völkern ſind, wie ich bereits geſagt habe, Familienfehden. Den Anverwandten war es nicht nur erlaubt, die Beleidigungen ihrer Familie zu rächen, ſondern es war auch ihre Pflicht. In Amerika herrſcht unter den Wilden noch eben dieſes Geſetz, und die meiſten ihrer Kriege ſind Nachkriege wegen der Ermordung eines Verwandten, oder eines aus ihrem Stamme. Die Rathsverſammlungen der indianiſchen Nationen halten ein genaues Verzeichniß derjenigen, die heimlich von einer andern Nation ermordet worden ſind; und man erneuert deren Andenken ſo lange, bis man ſich im Stande befindet, eine

aus=

ausnehmende Genugthuung dafür zu fordern. Eine Aehnlichkeit hiermit hat noch heut zu Tage die ſo genannte Blutrache bey den Morgenländern.

Es hatte ferner bey den europäiſchen Nationen niemand, als ein Edelmann, oder Perſonen von hoher Geburt, das Recht, Privatkriege zu führen. Streitigkeiten unter geringern Leuten wurden von Schiedrichtern geſchlichtet, und eben ſo Mißhälligkeiten zwiſchen Edelleuten und Perſonen von niederer Geburt. Das Recht des Privatkrieges ſetzte hohe Geburt und Gleichheit des Standes unter Streitenden voraus. Die Geiſtlichen hatten ihre Bizthume, Advocatos, welches gewöhnlich Perſonen von hohem Range waren, die als Beſchützer der Kirchen und Klöſter erwählt wurden, und die Händel derſelben ausfechten mußten. Oft aber ſtellten ſich Geiſtliche ſelbſt an die Spitze ihrer Vaſallen, und fochten ihr Recht perſönlich aus. Wir haben von den Fehden der Geiſtlichen ein merkwürdiges Beyſpiel an der Fehde des Biſchofes **Rudolf von Würzburg** und ſeiner Brüder, wider den Graf **Adelbert** von Bamberg und deſſen Brüder, in den Jahren 904 und 905, welches zugleich die erſte Fehde iſt, davon in der deutſchen Geſchichte Meldung geſchieht.

Die Beleidigungen, welche einem Edelmanne zugefüget wurden, waren nicht alle gleich geſetzmäßig fähig zu einer Befehdung. Grobe Mißhandlungen von Gewaltthätigkeit und öffentliche Beſchimpfung, waren durch Geſetz beſtimmte Urſachen, die Waffen gegen den Beleidiger zu ergreifen. Alle Verbrechen, die heut zu Tage bey geſitteten Nationen an Leib und Leben geſtrafet werden, rechtfertigten in jenen Zeiten Privatkriege. Ob aber gleich Rache wegen Beleidigungen der einzige Bewegungsgrund war, der eine Fehde geſetzmäßig entſchuldigen konnte, ſo waren doch oft urſprünglich Streitigkeiten über ein Eigenthum, Gelegenheit

heit zu Feindſeligkeiten, und dieſe wurden bloß durch das Schwert ausgemacht.

Was die Perſonen betrifft, die in einen ſolchen Krieg mit verwickelt wurden, ſo mußten alle, die gegenwärtig waren, wenn ein Zank entſtand, oder eine Gewaltthätigkeit begangen wurde, einer oder der andern Partey in dem daraus entſtehenden Privatkriege zu Hülfe kommen; denn man glaubte, es wäre unmöglich, daß jemand bey ſolchen Umſtänden gleichgültig bleiben könnte, und ſich nicht einer oder der andern ſtreitenden Partey annehmen ſollte. Alle Verwandte der beyden Hauptperſonen des Krieges mußten Theil an demſelben nehmen, und waren verbunden, auf der Partey zu ſtreiten, deren Anführer mit ihnen verwandt war. Es war dieſes ſchon ein alter Grundſatz der Deutſchen, ſowohl Freundſchaft als Feindſchaft ihrer Verwandten zu übernehmen (*). Da aber, natürlicher Weiſe, nahe Verwandte mehr zu dieſem Grundſatze verpflichtet waren, als weitläuftige, ſo waren die Grade der Verwandſchaft beſtimmt, innerhalb welchen Jeder ſeinen Verwandten beyſtehen mußte. Man war aber, bey Beſtimmung dieſer Grade, der Kirche gefolgt: und da dieſe Ehen unter Perſonen, die im ſiebenten Grade mit einander verwandt waren, unterſagte, ſo dehnte man das Geboth der Kriegshülfe auch ſo weit aus. Als die Kirche aber ſich bis auf den vierten Grad einſchränkte, wurde eben dieſe Einſchränkung auch hier eingeführt. Ein Privatkrieg konnte demnach auch nicht unter zwey leiblichen Bürdern geführt werden, weil dieſe einerley Verwandte haben, und folglich hätte keiner von beyden ſolche Perſonen gehabt, die ihm in ſeinem Streite beygeſtanden hätten. Aber zwey Halbbrüder konnten wohl Krieg zuſammen führen,

(*) *Tacitus* de mor. Germ. c. 21.

führen, weil jeder von ihnen verſchiedene Verwandte hatte. Die Vaſallen beyder kriegenden Parteyen waren in die Streitigkeiten mit verwickelt; denn nach dem Lehenrechte iſt der Vaſall ſeinem Lehensherrn zu allerley Dienſt verpflichtet, dafern er deſſelben bedarf. Da dieſe Verbindung des Lehensherrn mit ſeinem Lehenträger eine künſtliche Verwandtſchaft iſt, ſo ſtanden die Vaſallen mit den Verwandten auf einerley Fuß. Wenn daher ein Edelmann den andern befehdete, ſo hatte er bald einen großen Haufen beyſammen; daher kam es, daß, wenn jemand glaubte nur mit Einem zu thun zu haben, ihm ſogleich bis hundert auf den Hals kamen. Wenn es ſich ereignete, daß Perſonen, die in Lehensverbindung mit einander ſtanden, einander befehdeten, ſo mußte nur der Vaſall ſeinem Lehensherrn vorher die Lehen aufſagen; und eher fand auch kein Friede Statt, bis die aufgeſagte Lehen dem Vaſallen wieder gegeben war.

Dieſe Privatkriege waren etliche Jahrhunderte hindurch ſehr häufig. Sie waren Urſache, daß die Unordnungen in der Regierung und die Wildheit der Sitten ſo lange anhielt, welche in dieſem Zeitraume die Völker von Europa in einen ſo elenden Zuſtand ſetzte. Sie waren Schuld an den ſchlechten Verbeſſerungen der Juſtizverfaſſung; und die Künſte des Friedens, Ackerbau und Manufacturen, mußten unter ihnen gänzlich erliegen. Man führte die Fehden mit aller zerſtörenden Wut, die man von Rachgier, welche die Waffen in den Händen führt, und von den Geſetzen berechtigt iſt, befürchten kann. Die Einfälle der Barbaren verwüſteten Deutſchland nicht ſo ſehr, als dieſe Befehdungen, und die traurigen Gemählde, welche uns von den damahligen Zeiten gemacht wurden, zeugen genug von der Grauſamkeit derſelben (*).

(*) Robertſon's Leben Carl V. 1. B.

Dieſem Uebel zu ſteuern, wurden endlich von geiſt= und weltlichen Fürſten verſchiedene Mittel angewendet. Zuerſt entlehnte man aus den Sitten der alten Deutſchen ein Mittel, der Privatrache Einhalt zu thun. Bey dieſen und noch andern rohen Völkern mußte eine Geldbuße zur Erſtattung gegeben werden (*). Man pflegte dieſe, theils durch einen Vergleich der ſtreitenden Parteyen, theils durch einen ſchiedsrichterlichen Ausſpruch, theils durch den Ausſpruch der Obrigkeit, zu beſtimmen. Die noch vorhandenen Geſetze der Franken, und anderer Nationen der mittlern Zeiten, geben noch davon Beyſpiele genug an die Hand. Gegen Anfang des 9ten Jahrh. ſuchte Carl der Große dieſes Uebel von Grund aus zu heben. Er befahl alſo, wenn jemand ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht, oder eine Unthat begangen hätte, ſo ſollte er ſich ſogleich der Strafe unterwerfen, die ihm die Kirche auferlegte, und die Erſtattung bezahlen, die ihm das Geſetz vorſchriebe; und ſollte die beleidigte Perſon, oder ihre Verwandten, ſich weigern, die Geldbuße anzunehmen, und ſich gelüſten laſſen, ſich ſelbſt mit gewaffneter Hand zu rächen, ſo ſollten ſie ihrer Ländereyen und ihres Eigenthumes dadurch verluſtig ſeyn. Ferner gab er den Befehl: wenn einer in einer Fehde iſt, ſo ſoll man unterſuchen, wer von beyden ſich nicht zum Ziel legen will, und man ſoll ſie zum Frieden zwingen, wenn ſie auch nicht wollen. Wenn es nicht anders ſeyn kann, ſoll man ſie ihm vorführen. Wenn einer, nach dem von ihm geſtifteten Frieden, den andern umbringen wird, ſo ſoll er deſſen Wehrgeld zahlen, die Hand verlieren, womit er falſch geſchworen hat, und zugleich den Königsbann zahlen. Allein, Carl ging hierin weiter, als es der Zeit,

(*) *Tacitus*, a. ang. O.

Zeit, in der er lebte, angemeſſen war. Man hatte damals noch viel zu ſchlechte Begriffe von Regierung, und viel zu wilde Sitten, als daß man ſich dieſen Geſetzen würde unterworfen haben. Nach ſeinem Tode wurden alſo auch die Privatkriege wieder häufiger, als jemals; denn ſeine Thronfolger waren zu ohnmächtig, ihnen Einhalt zu thun. Die Kirche war endlich genöthigt, ſich hier in das Mittel zu ſchlagen. Wir finden die erſten Verſuche hierin gegen das Ende des 10ten Jahrh. Im Jahr 990 verſammelten ſich im ſüdlichen Frankreich eine Anzahl Biſchöfe, und machten verſchiedene Schlüſſe, den häufigen und gewaltthätigen Befehdungen Gränzen zu ſetzen; daß, wenn eine Perſon ihres Sprengels wagen würde, dieſe Verordnungen zu übertreten, ſo ordneten ſie, daß dieſelbe zeitlebens von allen chriſtlichen Vorrechten ausgeſchloſſen ſeyn, und nach ihrem Tode ein chriſtliches Begräbniß ihr verſaget werden ſollte. Dieſes waren aber nur Mittel für einige Gegenden. Daher wurde im J. 994 eine Kirchenverſammlung zu Limoges gehalten. Man brachte hier die Körper und Reliquien der Heiligen her, und beſchwor die Menſchen bey dieſen Heiligthümern, die Waffen niederzulegen, und ſich eidlich zu verpflichten, den öffentlichen Frieden ins künftige nicht durch ihre Befehdungen zu ſtören. Verſchiedene andere Concilien bemüheten ſich in eben dieſen Angelegenheiten, durch ihre Decrete. Man ſuchte durch vorgegebene Wunder und Erſcheinungen den Adel zu bewegen, den Befehlen der Kirchenverſammlungen ſich zu unterwerfen, und von allen Feindſeligkeiten abzuſtehen. Ein Biſchof von Aquitaine gab 1032 eine Erſcheinung vor; ein Engel nämlich habe ihm eine Schrift vom Himmel gebracht, die den Menſchen befähle, ihre Streitigkeiten beyzulegen, und ſich mit einander zu verſöhnen. Es war um dieſe Zeit eben eine Landplage in dieſen Gegenden, und die Ge-

müther waren alſo deſto williger, fromme Eindrücke anzunehmen, um die Strafe Gottes von ſich abzuwenden. Es erfolgte demnach ein allgemeiner Friede von 7 Jahren. Man faßte den Schluß, daß jedermann alle 3 Tage bey Waſſer und Brod faſten, den Sonnabend aber ſich des Fleiſches enthalten ſollte, und ins künftige niemand, während großer Feſttage der Kirche, oder vom Donnerstag Abend jeder Woche, bis zum Montag Morgen der folgenden Woche, ſeinen Feind beunruhigen oder angreifen ſollte. Dieſe ſo ſchleunige Veränderung in den Geſinnungen der Menſchen, die man als ein göttliches Wunder betrachtete, wurde Treuge, Treuga Dei, Gottes Friede, genannt. Anfangs war dieſes nichts weiter, als Abrede in einem Königreiche. Bald aber nahm man ihn in der ganzen Chriſtenheit an, durch die Autorität der Päpſte wurde er beſtätigt, und alle Uebertreter wurden in den Bann gethan. Man hätte ſich nun wohl von dieſen Verträgen den größten Nutzen verſprechen ſollen; allein der Adel kehrte ſich an die Stillſtandzeiten bald nicht mehr, und fuhr ununterbrochen in ſeinen Fehden fort. Weil nun keine Bitten und Drohungen der Geiſtlichen helfen wollten, ſahen die Biſchöfe ſich genöthigt, die Beſitzungen dieſer in Fehde begriffenen Edelleute mit dem Interdicte zu belegen, d. h. ſie unterſagten den Pfarrherren ſolcher Edeln, bey denſelben keine heilige Amtsverrichtungen vorzunehmen. In Deutſchland führte Kaiſer Conrad II den Frieden Gottes zuerſt ein, wie ich weiter unten melden werde.

Das bedrängte Volk ſuchte ſich aufs neue gegen die Grauſamkeit der Privatkriege zu ſchützen, und man fiel abermal auf neue himmliſche Offenbarungen. Ein Zimmermann gab gegen das Ende des 12ten Jahrh. vor, Jeſus Chriſtus und die h. Jungfrau wären ihm erſchienen, und hätten ihm befohlen, das menſchli-

menſchliche Geſchlecht zum Frieden zu ermahnen; zum Siegel dieſer Erſcheinung habe ſie ihm ein Bild der h. Jungfrau gegeben, die ihren Sohn im Arme hielt, mit der Ueberſchrift: Lamm Gottes! das du trägeſt die Sünden der Welt, gib uns den Frieden! Dieſes verurſachte eine Verſammlung der geiſtlichen und weltlichen Herren zu Puy, und man verband ſich hier eidlich, nicht allein mit allen eigenen Feinden Frieden zu machen, ſondern auch diejenigen, welche die Waffen nicht niederlegen wollten, mit gewaffneter Hand anzugreifen. Dieſe Verbindung nannten ſie die Brüderſchaft Gottes. Aber auch der Einfluß dieſes abergläubiſchen Schreckens dauerte nicht lange. Doch fing nunmehr die weltliche Obrigkeit an, ſich zu bemühen, dieſem Gebrauche, welcher ſo viel Unordnung veranlaſſete, Einhalt zu thun. Philipp Auguſt, oder, nach Andern, der h. Ludwig, gab im J. 1245 eine Verordnung heraus, daß niemand gegen die Freunde und Vaſallen ſeines Gegners eher Feindſeligkeiten begehen ſollte, als 40 Tage nach Verübung des Verbrechens oder der Beleidigung, die zum Kriege Anlaß gäbe; und wer ſich unterſtände dieſem Geſetze zuwider zu handeln, ſollte als ein Friedensſtörer angeſehen, und als ein Verräther von dem ordentlichen Richter verhört und geſtraft werden. Dieſes wurde der königliche Friede genannt, deſſen Folgen ſo erwünſcht waren, daß die nachfolgenden Könige denſelben immer beſtätigten. Philipp der Schöne gab, gegen das Ende dieſes Jahrh., 1296, eine andere Verordnung, welche alle Privatkriege verboth, ſo lange der König ſelbſt gegen die Feinde des Staates beſchäftigt wäre. Weil die nachfolgenden Könige jene Verordnung beſtätigten, und die königliche Gewalt ſie unterſtützte, ſo thaten ſie den Streitigkeiten des Adels ziemlich Einhalt, und beyde Verordnungen fanden bey andern Nationen bald Nachahmer. Allein, bald nachher fingen die großen

Vaſallen an, aufs neue ſich unter einander zu befeh- den. Nach Philipp des Schönen Tode, traten ſie in verſchiedenen Provinzen Frankreichs in Verbindung, und überreichten ſeinem Nachfolger Ludwig eine ſchrift- liche Vorſtellung, in welcher ſie auf die Wiederherſtel- lung vieler Vorrechte ihres Ordens, und unter andern auch als eins der wichtigſten und vornehmſten, der Privatkriege, drangen. Der König mußte es ihnen gewähren, und zu dem Ende mußten der Friede Got- tes, der königliche Friede, und die Verordnung vom J. 1296, aufgehoben werden. Die Söhne Philipp's vermieden theils die Forderungen, theils mußten ſie ihnen nachgeben. Man erfand nachher noch ein neues Mittel, dieſen Unruhen einiger Maßen abzuhelfen. Die ſtreitenden Parteyen nämlich mußten ſchriftliche Verſicherung von ſich ſtellen, einander entweder in ei- ner beſtimmten Zeit nicht, oder gar nicht, zu befeh- den; die Uebertreter dieſer Verſicherung ſollten einer harten Strafe unterworfen ſeyn. Die weltliche Ob- rigkeit erzwang bisweilen dieſe Scheine, und bisweilen gab man ſie ſich einander freywillig. Es war auch gewöhnlich, ſtatt der Scheine, Bürger zu ſtellen. Ur- ſprünglich waren dieſe Scheine und Bürgen in den Städten aufgekommen, bald nachher aber fanden ſie auch bey dem Adel Anwendung. Die Städte waren von je her auch hauptſächlich den Befehdungen des Adels ausgeſetzt geweſen. Eben die Unſicherheit in freyen, offenen Oertern, welche den Bürgen ihren Urſprung gab, war auch die Urſache zu ihrer Er- bauung. Aber ſie gelangten durch ihren ausgebreite- ten Handel, durch Anlegung von Manufacturen, durch Privilegien, die ihnen von den Königen nach und nach ertheilt wurden, und wodurch ſie viele Men- ſchen lockten in ihnen ſich niederzulaſſen, und Bürger zu werden, zu großer Macht und Reichthum. Weil bey ihnen die Adeligen mehr fanden, was ſie reizen

konnte,

konnte, als bey ihres gleichen, nutzten ſie alle mögliche Gelegenheit, und drückten ſie wo ſie konnten. Die Städte nahmen darauf zum Theil Adelige in ihre Dienſte, um ſich gegen die Angriffe ihrer Feinde zu ſchützen, und bisweilen geriethen ſie auch mit dieſen wieder in Streitigkeiten (*). Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, daß die Städte bald auch auf andere Mittel dachten, den Privatkriegen des Adels Einhalt zu thun, weil ſie dadurch auf mehr als Eine Weiſe litten. Hierher iſt nun auch die Erfindung mit Scheinen und Bürgen zu rechnen.

Der Adel trat endlich, da das Ungemach, welches dieſe Kriege begleitete, zu ſehr überhand nahm, in freywillige Conföderationen, und man entſchloß ſich, alle Streitigkeiten, ſowohl Eigenthum als Ehre betreffend, dem Ausſpruche der mehreſten Stimmen unter den Verbündeten zu überlaſſen. Und zuletzt, da alles dieſes noch nicht hinreichend war, dem Unweſen zu ſteuern, gab Carl VI. im J. 1413 eine Verordnung, durch welche alle Privatkriege ohne Ausnahme verbothen wurden, alle Perſonen ſich derſelben unterwerfen ſollten, und die Widerſpenſtigen und Ungehorſamen durch Gefängniß, Einziehung der Güter und gerichtliche Execution, ſollten beſtraft werden. Wollte man die Uebertreter nicht perſönlich in Verhaft nehmen, ſo ſollte man ſich ihrer Freunde und Vaſallen ſo lange bemächtigen, bis ſie Bürgſchaft geſtellt hätten, daß ſie den Frieden halten wollten. Und doch mußte Ludwig XI. noch im J. 1451, durch ein beſonderes Edict die Privatkriege in Dauphiné abſchaffen. So viel von der Geſchichte dieſer Kriege in Frankreich.

(*) Ein merkwürdiges Beyſpiel davon iſt die Fehde Winrichs von Siſchnich gegen die Stadt Speyer, im J. 1480.

Ich übergehe die vielen Bemühungen anderer Länder, dieſem reiſſenden Strohme Dämme entgegen zu ſetzen. Frankreich fing zuerſt an, darüber nachzudenken, und ſich dawider zu beſtreben. Seine Mittel wandte man in andern Reichen auch an, und fand oft nicht geringe Vortheile davon. Ich wende mich nun zu den Bemühungen, welche in unſerm deutſchen Vaterlande angewandt wurden, dem Unweſen zu ſteuern. Die unglückliche Verfaſſung, worin Deutſchland durch die Streitigkeiten der Kaiſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe mit den Päpſten ſich befand, ward durch die häufigen Fehden der kleinern deutſchen Fürſten noch unglücklicher. Alle Geſchichtſchreiber dieſer Zeiten beſchreiben die traurigen Zerrüttungen, die der Krieg in Deutſchland anrichtete. Kaiſer **Conrad** II. führte zuerſt in Burgund 1038, die treugam dei ein, von wo ſie bald auch nach Deutſchland kam; allein, ihre Wirkungen waren ſchwach und von kurzer Dauer. Die nachfolgenden Kaiſer ſuchten die öffentliche Sicherheit durch ſo genannte Landfrieden (ſ. Th. XLVIII. S. 530) wieder her zu ſtellen, wohin beſonders Kaiſer **Friedrich's** I. Landfriede gehört. Er ſetzte feſt, daß, wer den Andern beſchädigen wolle, gehalten ſeyn ſolle, ihm wenigſtens 3 Tage vorher, durch einen ſichern Bothen die Fehde anzuſagen, um nämlich, wenn der Beſchädigte vorgeben würde, daß er ungewarnt überfallen worden ſey, es ihm beweiſen zu können. Es war deshalb nöthig, daß derjenige, welcher den Andern befehden wollte, ihm einen Fehdebrief zuſchicken mußte. War der Beleidiger in gewiſſen Verbindungen mit ſeinem Gegner, als: Vaſall, oder Söldner ꝛc. ſo mußte ein Abſagebrief vorhergehen. Kaiſer **Friedrich** II. publicirte, im J. 1235, einen Landfrieden auf dem Reichstage zu Maynz, und erlaubte hierin die Befehdung nur in dem Falle, wenn ihm von dem Richter nicht iſt gehörig Recht geſprochen worden, und

deſshalb gebiethet er denn auch bey den Reichshulden, daß alle Fürſten recht richten ſollen, als des Landes Sitte und Gewohnheit iſt. Wilhelm von Holland brachte 1255 einen Landfrieden in Oppenheim zu Stande; aber in der Anarchie, nach ſeinem Tode, war an keine Vollſtreckung deſſelben zu denken, und jeder mußte ſich ſelbſt ſo gut ſchützen, als er konnte. Um dieſe Zeit wurden in Deutſchland noch immer mehr Bürge erbauet, die ihren adeligen Beſitzern bloß zum Rückenhalt dienten, wenn ſie ihre Nachbarn befehdeten, oder die Landſtraßen plünderten. Die Städte traten endlich mit einem Theile des Adels in Verbindung, und verpflichteten ſich, den öffentlichen Landfrieden zu behaupten, und gegen die Friedensſtörer Krieg anzufangen. Dieſes war der Urſprung des rheiniſchen und ſchwäbiſchen Bundes, wie auch noch anderer kleinerer Conföderationen, die aber nicht ſo wichtig waren als dieſe. Der rheiniſche Bund war, auf Anrathen des Grafen von Waldeck, von ungefähr 70 Städten geſchloſſen, und der ſchwäbiſche durch einen 10jährigen Landfrieden Kaiſer Friedrich's III. im Jahr 1487 veranlaſſet, und 1488 zwar anfangs nur von einigen wenigen Fürſten und Städten geſchloſſen, aber bald ſehr erweitert und verſtärkt worden. Die Städte machten ſich beſonders durch den hanſeatiſchen Bund mächtig und furchtbar, welche unſtreitig eine der wichtigſten Erſcheinungen in der Geſchichte iſt. Alle Ruhe, die man vom Anfange des 12ten Jahrh. bis zum Ende des 15ten in Deutſchland wahrnimmt, hatte man dieſen Verbindungen zu danken; und die großen Vortheile, die dem deutſchen Reiche dadurch zuwuchſen, laſſen ſich ſchon einiger Maßen aus dem Gegentheile einſehen. Doch aber wurde, ſo lange die kaiſerliche Autorität noch ſo wenig feſt war, das Recht der Privatkriege nicht eher völlig abgeſchaffet, als im J. 1495. Nämlich Kaiſer Maximilian I. arbeitete auf dem Reichstage zu Worms,

ſehr ämſig an einem ewigen Landfrieden; er brachte ihn auch wirklich in kurzer Zeit zu Stande, und aller Schwierigkeiten ungeachtet wurde er endlich auch allgemein eingeführt, und ſeitdem 1521 und 1547 erneuert. Zu Abthuung der Zwiſtigkeiten wurde das kaiſerliche Reichskammergericht geſtiftet, deſſen Ordnung, ſo wie der ewige Landfriede, unter des heil. römiſchen Reiches Grundgeſetze gehört. Es iſt dieſes unſtreitig eine der größten Wohlthaten und der beſten Einrichtungen, die Deutſchland Maxen zu danken hat; denn ihm haben wir öffentliche Ruhe und Sicherheit zu verdanken, und dürfen jezt froh, ohne alle Furcht den Edelmann auf ſeiner alten Burg herrſchen ſehen, ohne Fehde von ihm befürchten zu dürfen. Dem allen ungeachtet dauerten unter Maxens Regierung die Fehden noch fort, und erſt unter ſeinem Nachfolger Carl V. konnten ſie ganz vertilget werden. Die wichtigſten Beweiſe davon, ſind wohl unſtreitig die Fehden Götzens von Berlichingen, Franzens von Sickingen, Hans Selbitzens, und mehrerer Ritter dieſer Zeiten.

Vom Privatkriege; eine Beylage zum Leben Götzens von Berlichingen, von Hrn. C. Meißner, ſt. im 94. und 95. St. des hannov. Magaz. v. J. 1782.

Der Krieg zwiſchen einzelnen und Privatperſonen iſt zwar nach dem natürlichen Rechte erlaubt; da aber heut zu Tage, der Streitigkeiten wegen, öffentliche Gerichte eingeführt ſind, ſo haben Privatperſonen nicht mehr das Recht, mit Gewalt ſich Genugthuung zu verſchaffen. Eine andere Bewandtniß hat es mit denjenigen Perſonen, welchen ein Landesherr erlaubt, den Feind aufzuſuchen und demſelben Abbruch zu thun. Zu Lande heißen dieſelben **Partevgänger**, zur See **Caper**.

Die

Die Natur gibt den Menſchen nur alsdann die Freyheit, Gewalt zu gebrauchen, wenn dieſes zu ihrer Vertheidigung und zur Erhaltung ihrer Rechte nöthig iſt. Hieraus läſſet ſich leicht folgern, daß dieſes Recht, welches in der Ausübung ſo gefährlich iſt, einzelnen Perſonen nur in ſolchen Fällen auszuüben zukomme, wenn die Geſellſchaft ſie nicht mehr vertheidigen und unterſtützen kann. Die Regierung entſcheidet in dem Schooße der Geſellſchaft alle Streitigkeiten der Bürger, verhindert und unterdrückt alle Gewalt und Thätlichkeiten. Will ein Unterthan ſein Recht an einen Andern Fremden verfolgen, ſo kann er ſich an den Souberän deſſelben, und die Obrigkeit, welche die oberſte Verwaltung hat, wenden. Erhält er hier aber keine Gerechtigkeit, ſo muß er ſich bey ſeinem eigenen Herrn, der ihn zu beſchützen verbunden iſt, melden. Es wäre gefährlich, wenn man die Freyheit, ſich gegen Fremde Recht zu ſchaffen, einer jeden Privatperſon überlieſſe; es würde in der ganzen Nation keine einzige ſeyn, die ihr nicht einen Krieg zuziehen könnte. Und wir würden alsdann, da jeder einzelne Mann den Frieden ſtören könnte, denſelben zu erhalten unfähig ſeyn. Ein ſo großes Recht, das Recht zu beurtheilen, ob die Nation eine gegründete Urſache zu klagen habe, ob ſie in dem Falle ſich befinde, da ſie die Waffen ergreifen und einen rechtmäßigen Krieg anheben müſſe, ob dieſes dem Nutzen des Staates gemäß ſey, ob es die Klugheit anrathe und erlaube; dieſes Recht, ſage ich, kann allein der geſammten Nation, oder dem Monarchen, welcher ſie vorſtellt, zuſtehen. Es iſt unſtreitig mit der höhern Staatsverwaltung verbunden, weil ohne daſſelbe keine heilſame Regierung Statt finden kann.

Das Recht, Krieg zu führen, ſteht alſo niemanden, als der höchſten Regierung, zu; da aber die verſchiedenen, dieſe Macht enthaltenden Rechte or-

dentlich in dem Ganzen der Nation verſammelt ſind, und auch nach ihrem Gefallen getheilet und begränzet werden können, ſo muß man aus der beſondern Staatsverfaſſung eines Volkes erlernen, wer von demſelben die Macht erhalten habe, den Krieg im Namen des Volkes und des Ganzen zu führen.

Das Recht, zur See Krieg zu führen, haben nur die Seemächte (*), d. i. diejenigen Monarchen und Staaten, deren Länder an die See gränzen, oder ganz damit umgeben ſind, und alſo über einen gewiſſen Diſtrict des Meeres, der an ihre Länder ſtößt, Herrſchaft ausüben (**).

Die Perſonen, welche das Recht Krieg zu führen haben, beſitzen folgende beſondere Rechte:

1. Jus foederum, das Bündnißrecht, oder das Recht, mit andern Potentaten, in Abſicht auf den Krieg, Bündniſſe zu ſchließen.
2. Jus Armandiae, das Recht, Zeughäuſer, Pulvermühlen, Gewehrfabriken ꝛc. zu errichten, und den Verkauf des Pulvers und Bleyes an Auswärtige zu verbiethen.
3. Jus ſubditos armandi & exarmandi, das Recht, den Unterthanen Wehr und Waffen anzulegen, und ihnen wieder den Gebrauch der Waffen zu unterſagen.

4. Jus

(*) Deswegen werden von dieſem Rechte ausgeſchloſſen: die Corſaren, Seeräuber, Avanturiers, Freybeuter ꝛc. Zuweilen wird aber doch auch Privatperſonen von der Admiralität erlaubt, ein Schiff wider den Feind auszurüſten, und ſolche Perſonen heißen Caper, Armateurs ꝛc. Die Briefe, wodurch ſie die Erlaubniß von der Admiralität bekommen, heißen Markbriefe.

(**) So üben z. B. die Venetianer die Herrſchaft aus, über das adriatiſche Meer; über das baltiſche Meer, die Könige von Dänemark; über das liguſtiſche Meer, die Genueſer; über das britanniſche Meer, die Engländer ꝛc.

4. Jus ſequelae, die Heeresfolge, die Verbindlichkeit dem Heere ſeines Herren zu folgen, die Waffen für ihn zu ergreifen; der Heerbann, die Heeresfolge, die Landfolge, ehedem auch der Kriegsbann, die Heerfahrt, die Reiſe. Dieſes Recht iſt der Urſprung der Ritterpferdegelder, und in preuß. Landen der Urſprung der Enrollirungscantons. Siehe Kriegsbann.

5. Jus muniendi, das Feſtungsbaurecht, vermöge deſſen man in ſeinem Lande Feſtungen haben, anlegen, auch wieder niederreiſſen darf, wofern nur ſolches dem Kaiſer, dem Reiche, und dem allgemeinen Reichsfrieden nicht nachtheilig iſt.

6. Jus praeſidiorum, das Beſatzungsrecht, d. i. das Recht, Städte und Feſtungen mit Garniſonen zu beſetzen.

7. Jus aperturae, das Oeffnungsrecht, daß man einem zu Kriegs- und Friedenszeiten, zur Sicherheit Herberge, oder zum Durchzug Städte, Schlöſſer oder Feſtungen öffnen muß.

Wenn dieſes Recht der Landesherr fordert, kraft deſſen die befeſtigten Städte, adelige Schlöſſer und andere feſte Oerter, dem Landesfürſten, zu ſeiner und der Seinigen Retirade, Sicherheit und Bequemlichkeit, ohne Widerrede offen ſtehen, und dienen müſſen, ſo gebührt ihm ſolches vermöge habender hohen Landesobrigkeit, auch wegen der ihm zuſtehenden Schutz- und Schirmgerechtigkeit in ſeinen Landen; wie denn auch der Landesherr befugt iſt, ſolche Oerter in ſeinem Lande, wenn die Nothwendigkeit und der allgemeine Nutzen es erfordert, niederreiſſen zu laſſen (*). Dem Landesherrn geſchieht die Oeffnung der befeſtigten Oerter nicht nur für ſich und die Seinigen, ſondern auch für

(*) *Kyllinger* de ganerb. caſtr. Diſcurſ. 4, n. 3, ſqq. & no. 149. ſqq. *Beſoldus* Theſ. pract. v. Oeffnung.

für die von ihm hierzu abgeſchickten Bedienten, Officiers und Soldaten. Es werden ihm die Schlüſſel zu den Thoren überreicht, zur Freudensbezeigung die Stücke und anderes Gewehr gelöſet, die Unterthanen ziehen mit Gewehr auf, und rufen: Vivat! auch wird an manchen Orten ein Geſchenk von Wein, Haſer und andern Sachen, präſentirt (*). Einem Fremden hingegen, dem das Oeffnungsrecht zugelaſſen iſt, werden dergleichen Ehrenbezeigungen nicht erwieſen, ſondern es wird nur dasjenige dabey beobachtet, was durch Verträge oder Gewohnheit ausgemacht, oder durch die Verjährung erworben iſt; vielmehr muß derſelbe denjenigen, der die Gerichtbarkeit über den Ort hat, darum, auſſer im Nothfall, requiriren, und ihm ſeine Ankunft zu wiſſen thun, auch die verurſachten Schäden und Unkoſten erſetzen.

8. Jus conſcribendi milites, & luſtrationis militum, das Recht, Soldaten zu werben, ingleichen Muſterplätze und Muſterungen anzuſtellen.
9. Jus collectas imponendi, das Recht, zu Erhaltung ſeiner Soldaten, die Unterthanen zur Contribution anzuhalten, und Tribut, Schoß, Anlagen, Steuern, auf Geld, Güter, Kopf zu ſetzen.
10. Jus metatorum Albergariae, das Recht, Soldaten einzuquartieren, und daß die Unterthanen ihnen frey Quartier, Futter und Mahl, geben und reichen müſſen.
11. Jus obſides dandi, das Recht, die Unterthanen, auch wider ihren Willen, zu Geißeln zu geben.
12. Jus repreſſaliorum, das Recht, vermöge deſſen ſich ein Potentat der Perſonen und Sachen eines andern Staates, der entweder ihn oder ſeine Unter-

(*) Schönberg de Advocatia armata, c. 10. n. 593. p. 499.

terthanen beleidigt, oder das Recht verſagt hat, bemächtigt.

13. Jus Angariarum, das Recht, die Unterthanen in Kriegszeiten zur Fortbringung der Bagage, Artillerie ꝛc. zu Fuhrfrohnen, anzuhalten.

Die Seemächte, haben, in Anſehung des Seekrieges, folgende beſondere Rechte.

1. Jus Armandiae maritimum, das Recht, Seezeughäuſer zu errichten,
2. Jus naves bellicas exſtruendi, & milites illis imponendi, das Recht, Kriegsſchiffe auszurüſten und zu bemannen.
3. Jus portus erigendi, & introitum, ac exitum navibus denegandi, das Recht, Seehäfen anzulegen und zu ſperren.
4. Jus litteras maritimas impertiendi, das Recht, Markbriefe (ſ. oben, S. 494, Anm.) zu ertheilen, d. i. das Recht, Privatperſonen vermittelſt gewiſſer Briefe die Freyheit zu ertheilen, Caper auszurüſten, und wider die feindlichen Kriegsſchiffe zu ſtreiten.
5. Jus Angariarum, das Recht, Schiffe in Beſchlag zu nehmen, d. i. das Recht, alle Schiffe in einem Hafen aufzuhalten, und nicht auslaufen zu laſſen, um ſich im Nothfalle derſelben ſelbſt zu bedienen.
6. Jus nautas cogendi, das Recht zu preſſen; das Recht, wenn eine Flotte, wegen Mangel der Seeſoldaten und Matroſen, am Auslaufen gehindert wird, durch gewiſſe Perſonen, welche Preſſer, Preßmeiſter, oder der Preßgang, heißen, die Seeſoldaten und Matroſen von den Schiffen der Particuliers oder ſonſt andere Perſonen, mit Gewalt weg zu nehmen und auf die Kriegsſchiffe zu bringen.

Der Krieg wird, wie ich bereits erwähnt habe, entweder zum Angriff, oder zur Vertheidigung geführt. Derjenige, welcher die Waffen ergreiſt, um ſich gegen einen, der ihn anfällt, zu wehren, führt einen Defenſivkrieg; derjenige hingegen, welcher zuerſt gerüſtet, ein Volk, welches im Frieden lebt, anfällt, führt einen Offenſivkrieg. Die Selbſtvertheidigung iſt der ſehr einfache Gegenſtand des Defenſivkrieges; des Offenſivkrieges Gegenſtand aber iſt, nach den Umſtänden und Verhältniſſen der Nationen verſchieden. Man greift ein Volk an, entweder um etwas, worauf man Forderung hat, von ihm zu erhalten; oder, um ſich wegen eines Unrechtes und einer Beleidigung zu rächen, oder auch demjenigen, welches es uns vorbereitet, zuvor zu kommen; oder endlich, eine Gefahr, womit es uns zu drohen ſcheint, abzuwenden.

Die verſchiedenen Gegenſtände, welche, die Waffen in die Hände zu nehmen, bewegen, können entweder billige Urſachen, oder auch nur ungerechte Scheingründe, welche wenigſtens die Schminke des Rechtes an ſich führen, ſeyn. Daher zähle ich unter die Bewegungsgründe zum Kriege nicht die Eroberung, die Begierde fremde Beſitzungen einzunehmen; denn ſolcher Grund hat auch nicht einmal einigen Schein, er bewegt nicht zu einem förmlichen Kriege, ſondern es iſt eine Räuberey.

Wer einen Begriff vom Kriege hat, und über ſeine ſchreckliche Wirkungen, die traurigen Folgen, die ihn begleiten, wovon ich weiter unten ſprechen werde, nachdenken will, wird geſtehen, daß er nicht ohne die ſtärkſten und dringendſten Urſachen unternommen werden müſſe. Die Menſchlichkeit empört ſich gegen einen Monarchen, welcher ohne Noth das Blut ſeiner getreuen Unterthanen vergießt, und ohne dringende Urſachen ſein Volk dem Elende des Krieges ausſetzt, wenn

wenn er einen ruhmvollen und heilſamen Frieden genießen kann. Wenn er dieſes aber nicht nur aus Mangel an Klugheit thut, oder weil er ſein Volk nicht liebt, ſondern weil er auch gegen diejenigen, welche er angreift, ungerecht verfährt; was für ein Verbrechen begeht er nicht, oder welcher Reihe von Frevelthaten macht er ſich ſchuldig! Er hat alles Uibel, nicht nur dasjenige, welches er ſeinen Unterthanen verurſachet, ſondern auch das, welches er einem unſchuldigen Volke zuführt, zu verantworten. Das vergoſſene Blut, geplünderte Städte, verheerte Länder, alles dies ſind ſeine Frevelthaten. Jeder Menſch, der getödtet, jede Hütte, welche abgebrannt worden iſt, machen ihn vor Gott ſchuldig, und vor der Menſchlichkeit verantwortlich. Alle, aus der Frechheit der Soldaten entſtehende Unordnungen, Verbrechen und Gewaltthätigkeiten, fallen ihm zur Laſt. Er, als der Urheber des Krieges, beſchwert dadurch ſein Gewiſſen, und vermehrt ſeine Schuldrechnung.

Wären die Menſchen allezeit ihrer Vernunft getreu, ſie würden nur mit denen Waffen ſtreiten, welche ihnen dieſelbe anbiethet. Das natürliche Recht, die Billigkeit würden ihre Regel oder Richter ſeyn. Wer aber die Vernunft nicht hört, die Billigkeit aus den Augen ſetzt, gegen den bleibt das traurige Mittel der Gewalt allein übrig, zu welchen doch gegriffen werden muß, wenn ſonſt nichts helfen will. Ein gerechtes Volk, ein guter Fürſt thut es aber nur im äuſſerſten Falle. Sie können dazu zweyerley Urſachen haben, nämlich: rechtfertigende Urſachen, und Beweggründe. Jene zeigen, daß der Kriegende Recht habe, daß er einen rechtmäßigen Gegenſtand, den Krieg zu führen, habe; dieſe werden aus dem Nutzen und der Nothwendigkeit hergenommen, und zeigen, ob der Krieg mit Vortheil und Nutzen angehoben wor-

den iſt. Jene beweiſen die Billigkeit der Sache; dieſe, die Klugheit des Regenten.

Das Recht, Gewalt zu gebrauchen, oder Krieg zu führen, ſteht den Völkern nur zu ihrer Vertheidigung, und zur Aufrechthaltung ihrer Rechte, zu. Wenn man aber eine Nation angreift, oder ihre Rechte antaſtet, ſo thut man ihr Unrecht, man beleidigt und beſchimpft ſie. Dann, und nur alsdann iſt ſie berechtigt, den, der es thut, zurück zu treiben und zum Rechten zu weiſen. Sie iſt aber auch berechtigt, wenn ſie bedrohet wird, zuvor zu kommen. Es iſt alſo überhaupt der Grund oder die Urſache eines gerechten Krieges, das Unrecht, welches entweder ſchon angethan worden iſt, oder womit man bedrohet wird. Die rechtfertigenden Gründe beweiſen, daß man dergleichen entweder wirklich erhalten habe, oder, daß man damit ſo ſtark bedrohet werde, daß man, denſelben durch Ergreifung der Waffen zuvor zu kommen, ſich genöthigt ſieht. Uibrigens iſt hier, wie man leicht ſieht, nur von den Hauptparteyen; nicht aber von denen, welche als Verbundene an der Sache Theil nehmen, die Rede.

Um demnach zu beurtheilen, ob ein Krieg gerecht ſey, muß man ſehen, ob derjenige, welcher ihn unternimmt, wirklich beleidigt worden iſt, oder ob er damit thätlich bedrohet wird. Damit man aber auch wiſſe, was eigentlich eine Beleidigung, ein Unrecht gegen einen Staat ſey, muß man die eigentlichen, vollkommenen Rechte deſſelben wiſſen. Sie ſind, ſo vielfältig und häufig ſie auch vorkommen, alle auf einige Hauptgegenſtände zu bringen. Alles, was dieſe Rechte antaſtet, iſt eine Beleidigung, und kann eine gerechte Urſache zum Kriege ſeyn.

Aus dem bisher Angeführten folgt, daß eine Nation einen ungerechten Krieg führe, wenn ſie ihn, ohne beleidigt zu ſeyn, anhob. Denn nur derjenige, dem man

man wirklich beleidigt hat, oder dem man damit drohet, hat das Recht, dergleichen anzufangen. Eben hieraus folgere ich den Zweck der billigen Abſicht eines jeden Krieges, und ſetze ihn darin, daß man ſich räche, oder dem Unrechte zuvor komme. Sich rächen, heißt hier: auf Erſetzung des Schadens; auf Vergütung der Beleidigung dringen, ſo bald dergleichen möglich iſt; oder, eine billige Genugthuung zu erhalten, wenn das Uebel nicht zu erſetzen iſt; oder man thut es, um den Beleidiger im erforderlichen Falle in der Abſicht, zu beſtrafen, daß er in Zukunft die Sicherheit nicht mehr ſtören könne, wozu uns das Recht auf die Sicherheit vollkommen berechtigt. Man kann alſo einen dreyfachen Zweck eines rechtmäßigen Krieges feſtſetzen; 1. uns das wiedergeben zu laſſen, was uns gehört; 2. für unſre künftige Sicherheit dadurch im voraus zu ſorgen, daß man den Angreifenden oder Beleidigenden beſtraft; 3. uns gegen eine Beleidigung zu decken oder zu vertheidigen, indem wir eine Gewaltthätigkeit abwenden. Jene erſte Puncte gehören für den Offenſiv=, der letzte aber für den Defenſivkrieg.

Camillus zeigte, als er im Begriff war, die Gallier anzugreifen, in wenigen Worten ſeinem Heere alle Umſtände, die den Krieg bewirken, und ſein Recht beſtätigen. Omnia quae defendi repetique & ulciſci fas eſt (*).

Da ein Volk oder deſſen Regent, nicht nur bey allen Unternehmungen die Gerechtigkeit beobachten, ſondern ſich auch beſtändig nach demjenigen richten müſſen, was dem Wohl des Staates beförderlich iſt, ſo müſſen die Beweggründe eben ſo rechtſchaffen und billig ſeyn, als die rechtfertigenden Urſachen wahr ſind. Dieſe beweiſen das Recht der Regenten, die Waffen zu ergreifen; die Beweggründe aber beweiſen, daß es

(*) *Livius*, L. 5, c. 49.

es nützlich, ſchicklich, und für dieſen Fall bequem ſey, das Recht zu behaupten; ſie nehmen ihre Beweiſe aus der Klugheit, wie jene Rechtfertigungen aus der Billigkeit her.

Rechtſchaffene und löbliche Beweggründe nenne ich die, welche von dem Nutzen des Staates, dem Wohl und gemeinen Vortheile der Bürger hergenommen werden. Sie können ohne die Billigkeit nicht beſtehen; denn es iſt niemals vortheilhaft, ungerecht zu handeln. Geſetzt, ein ungerechter Krieg bereicherte den Staat auf eine Zeit, er erweiterte deſſen Gränzen; ſo macht er zugleich alle andere Völker aufſätzig, und verleitet ſie, den Staat zu überläſtigen. Machen aber Reichthümer, oder ausgedehnte Beſitzungen, das Wohl einer Nation aus? Die römiſche Republik verlor ſich in Triumphen, in dem Uebermaße der Eroberungen und der Macht. Da die Stadt, welche Beherrſcherin der Welt war, unter den Tyrannen ſtand, unter dem Jahre der militariſchen Regierung ſeufzte, hatte ſie Recht, das Glück der Waffen zu beweinen, und die glücklichen Zeiten, da ihre Macht ſich nicht über Italiens Gränzen erſtreckte, ja, ſo gar diejenigen, in welchen ihre Herrſchaft faſt mit ihren Mauern umgränzt wurde, zu bedauern. Fehlerhafte Beweggründe beziehen ſich nicht auf das Wohl des Staates, ſie fließen nicht aus dieſer reinen Quelle, ſondern aus heftigen Leidenſchaften, als: ſtolzer Herrſchſucht, Begierde zu prahlen, Geiz, Eroberungsſucht, Haß und Rachſucht.

Alle Rechte der Natur, folglich auch die Rechte des Regenten, beruhen auf dem Wohl des Staates, und müſſen darnach abgemeſſen werden. Die Pflicht, welche ſie beyderſeits haben, dieſes Wohl zu befeſtigen und auszubreiten, giebt der Nation, deren Wohlfahrt bedrohet und angegriffen wird, das Recht ſich zu rüſten, und die Waffen gegen den zu ergreifen, welcher dieſes

edle

edle Gut antaſtet. Wenn dieſe beleidigte Nation aber die Waffen nicht, um ſich eine billige Genugthuung zu verſchaffen, ſondern aus einem fehlerhaften Beweggrunde ergreift, ſo mißbraucht ſie ihr Recht. Die Waffen werden durch dieſelben unlöblich, die Gerechtigkeit zum Grunde haben konnten; denn man führt den Krieg nicht mehr wegen des billigen Beweggrundes, den man wirklich hatte, und dieſer wird jetzt nur zum Scheingrunde. Aber ein Monarch, ein Regent, mit was für Recht kann er das Wohl des Staates, das Blut und das Glück der Bürger verſchwenden, und der Gefahr ausſtellen, um ſeine Leidenſchaften zu befriedigen? Ihm iſt die oberſte Gewalt nur zum allgemeinen Beſten anvertrauet; er muß ſich derſelben auch nur hiezu bedienen.

Es giebt auch an ſich wahre Gründe, die aber nicht wichtig genug ſind, den Krieg anzufangen, und welche nur vorgeſchoben werden, um die ehrgeizigen Abſichten oder andere fehlerhafte Motiven zu verbergen. Von dieſer Art war die Klage des Czares, Peter I., daß man ihm bey ſeiner Durchreiſe durch Riga nicht genug Ehre angethan habe.

Derjenige, welcher einen Krieg nur ſeines Nutzens wegen, ohne rechtfertigende Gründe zu haben, anhebt, handelt ohne Recht, und ſein Krieg iſt ungerecht. Auch derjenige, welcher wirklich einige Gründe, die Waffen zu ergreifen, hat, und dieſes doch nur aus geizigen Abſichten thut, kann zwar nicht gerade heraus einer Ungerechtigkeit beſchuldiget werden; aber er zeigt ſeine Neigung zum Böſen. Seine Anführung iſt tadelhaft; durch das Mangelhafte in ſeinen Motiven befleckt. Der Krieg iſt eine ſo ſchreckliche Geiſſel; daß nur die Gerechtigkeit und die Nothwendigkeit deſſen Unternehmung rechtfertigen, und, wo nicht löblich machen, doch wenigſtens über allen Tadel hinaus ſetzen können.

Die Nationen, welche immer fertig ſind, Krieg anzufangen, ſo bald ſie einigen Vortheil voraus ſehen, ſind ungerech und Räuber. Diejenigen aber, welche ſich von der Raſerey des Krieges zu ernähren ſcheinen, und ihn allenthalben ohne Grund, ohne Vorwand, und ohne ſcheinbaren bewegenden Vorwand, wohin ſie nur können, ausbreiten, keine andere Motiven, als eine wilde Kriegsſucht, haben, ſind Ungeheuer, und des menſchlichen Namens unwürdig. Sie ſind als Feinde des menſchlichen Geſchlechtes und der bürgerlichen Geſellſchaft anzuſehen, und, ſo wie die Meuchelmörder und Mordbrenner, nicht nur in Anſehung derer, welche ſie beſchädigen, und die das Opfer ihres Raubes werden, ſonderlich auch in Anſehung des Staates, deſſen erklärte Feinde ſie ſind, ſchuldig. Alle andere Völker ſind berechtigt, ſich zu vereinigen, dieſe Wilden nicht nur zu ſtrafen, ſondern auch auszurotten.

Ein Defenſivkrieg iſt unſtreitig gerecht gegen einen ungerechten Anfall. Die Vertheidigung gegen eine ungerechte Gewaltthätigkeit iſt nicht nur billig, ſondern ſie iſt auch Pflicht der Nation. Wenn aber der angreifende Feind Recht hat, ſo iſt man nicht befugt, ihm Gewalt entgegen zu ſetzen, und die Vertheidigung iſt alsdann ungerecht; denn der Feind übt nur das aus, was ihm zuſteht, er hat die Waffen ergriffen, um ſich das, was man ihm verſagte, zu verſchaffen. Dem aber, der ſein Recht ausübt, widerſtreben, iſt unbillig. Es bleibt dem ſich Vertheidigenden in ſolchem Falle nichts übrig, als daß er dem Angreifenden eine billige Genugthuung antrage. Will dieſer ſolche nicht annehmen; ſo hat er redlich das Recht auf ſeine Seite gezogen; die Feindſeligkeiten des Angreifenden ſind alsdann ungerecht, und er vertheidigt ſich rechtmäßig gegen einen Feind, der ihn jezt ohne Grund und Urſache zu beleidigen ſucht. Wenn aber über die Beſchaffenheit eines Offenſivkrieges zu urthei-

theilen iſt, ſo muß man die Urſachen, um deren willen die Waffen ergriffen worden ſind, unterſuchen. Man muß von ſeinem Rechte ſehr überzeugt ſeyn, wenn man es auf eine ſo harte Weiſe geltend machen will.

Betrifft die Frage demnach eine offenbar gerechte Sache, ſoll man das Seinige wieder bekommen, ein gewiſſes und unſtreitiges Recht geltend machen, eine billige Genugthuung wegen eines offenbaren Unrechtes bekommen, und kann man alles dieſes durch kein anderes Mittel erhalten; als durch die Waffen: ſo iſt der Angriffs= (Offenſiv=) Krieg erlaubt. Um ihn alſo gerecht zu machen, werden zwey Dinge erfordert: 1. ein Recht, welches man geltend machen will, d. i. man muß Grund haben, etwas von einem Volke zu fordern; 2. man muß dieſes Recht nicht anders, als durch die Waffen, erhalten können. Die Nothwendigkeit allein giebt Recht zur Gewalt, und dieſe iſt immer ein gefährliches und betrübtes Mittel, welches die Natur, die gemeinſchaftliche Mutter aller Menſchen, nur im äuſſerſten Falle, und in der Ermangelung aller andern, erlaubt. Gegen ein Volk Gewalt gebrauchen, ehe man weiß, ob es Gerechtigkeit wiederfahren laſſen will, oder nicht, iſt eine große Beleidigung; und diejenigen, welche ſogleich den Degen zucken, und ſolches bey jeder, auch geringen, Gelegenheit thun, ohne friedfertige Wege einzuſchlagen, zeigen dadurch, daß ihre Rechtfertigungsgründe nur ein Vorwand ſind, daß ſie begierig jede Gelegenheit, ihren Begierden zu folgen, ergreifen, und daß ſie ihre Ehrſucht unter einem Anſcheine von Billigkeit befriedigen wollen. Iſt die Sache aber zweifelhaft, und ſind die Gerechtſamen ungewiß, oder nicht klar und ſtreitig, ſo kann man, vernünftiger Weiſe, nichts thun, als verlangen, daß die Frage unterſucht werde, und daß man, wenn ſie nicht entſchieden werden kann,

friedlich ſich darüber vergleiche. Will alsdann eine der Parteyen die Vergleichmittel nicht annehmen, ſo hat die andere Recht, die Waffen zu ergreifen, um ſie zum Vergleiche zu zwingen. Hiebey iſt aber zu merken, daß der Krieg nicht die Sache entſcheidet, ſondern daß der Uiberwundene nur durch ſeinen Nachtheil genöthigt wird, die Hände zum Vergleiche zu biethen. Es iſt daher ein ſo ungereimter als unſchicklicher Irrthum, wenn man glaubt, der Krieg könne zwiſchen denjenigen entſcheiden, die Streitigkeiten, und keinen Richter über ſich haben. Der Sieg hängt insgemein eher auf der Seite der Klugheit uud Macht, als auf der, wo das gute Recht iſt, und daher wäre es ein ſehr unbilliges Mittel zum entſcheiden; aber er iſt vermögend, den, der die Wege der Billigkeit ausſchlägt, zu zwingen, und er wird in den Händen des Fürſten, der ihn geſchickt und zu einem billigen und redlichen Zweck gebraucht, gerecht.

Der Krieg kann auf beyden Seiten nicht gerecht ſeyn; einer verlangt ein Recht, welches der andere verſagt; einer beſchwert ſich über eine Beleidigung, der andere läugnet ſie begangen zu haben. Hier ſind zwey Perſonen, welche über die Wahrheit eines Satzes ſtreiten, und es iſt unmöglich, daß die entgegen ſtehende Meinungen beyder zu gleicher Zeit wahr ſeyn können. Indeſſen iſt es doch möglich, daß beyde Parteyen ehrlich ſeyn, und Recht zu haben glauben. In einer zweifelhaften Sache iſt es alſo auch ungewiß, auf welcher Seite Wahrheit und Recht ſtehen. Da nun alle Völker unabhängig und gleich ſind, ſo können ſie über einander nicht richten, und es folgt, daß in zweifelhaften Fällen beyderſeitige Waffen für gleich rechtmäßig gehalten werden können, wenigſtens ſo weit es das Aeuſſere betrifft, und bis zum Austrage der Sache. Es hindert dieſes aber andere Völker nicht, ihr Urtheil zu fällen, und zu entſcheiden, was

ſie zu thun, und wem ſie Hülfe zu leiſten haben. Bey aller Unabhängigkeit der Nation, kann aber doch der Urheber des Krieges ſehr ſtrafbar ſeyn. Handelt er aber mit gutem Glauben aus einer unüberwindlichen Unwiſſenheit, ſo kann man ſeine Waffen nicht für ungerecht halten.

Wenn der Offenſivkrieg geführt wird, um eine Nation zu beſtrafen, welches man einen Strafkrieg nennt, ſo muß derſelbe, wie jeder andere, auf Recht und Nothwendigkeit gegründet ſeyn; denn dieſer Fall allein berechtigt zum Kriege, folglich iſt man Wiederersatz zu fordern befugt. Iſt es aber nicht möglich, daß dieſer geſchehen kann, ſo findet die Strafe Statt, und ſo hat man Recht, ſeine und anderer Völker Sicherheit zu behaupten, indem man den Beleidiger eine Strafe empfinden läßt, die ihn beſſern und ihm zum Beyſipel dienen kann. Dieſer Krieg muß aber auch nothwendig ſeyn, und dieſer Umſtand muß ihn rechtfertigen; er muß das einzige Mittel ſeyn, um Genugthuung für dieſen Fall zu erhalten, welche eine gehörige Sicherheit auf die Zukunft verſpricht. Wird ſie alſo angetragen, oder kann ſie ohne Krieg erhalten werden, ſo iſt die Beleidigung zu tilgen, und das Recht der Sicherheit rechtfertigt die Sache nicht. Das ſchuldige Volk muß ſich der verdienten Strafe unterwerfen, und ſolche leiden, um Genugthuung zu geben; aber es iſt nicht verbunden, ſich der Willkühr eines aufgebrachten Feindes zu überlaſſen. Wird es alſo angegriffen, ſo muß es anfragen, was für Erſatz man von ihm verlange. Will der Feind ſich nicht erklären, oder treibt er ſeine Forderungen zu hoch, ſo kann es widerſtreben, und ſeine Vertheidigung wird rechtmäßig. Uebrigens iſt offenbar, daß der Beleidigte allein das Recht hat, die Unabhängigen zu beſtrafen.

Es fragt ſich: Ob man, wenn eine benachbarte Macht ſteigt, und man von derſelben unterdrückt zu werden befürchtet, hieraus einen billigen Grund zum Kriege machen könne; ob man mit Billigkeit die Waffen ergreifen, und ſich deſſen Vergrößerung entgegen ſetzen könne, entweder um dieſe Macht zu ſchwächen, oder auch, ſich gegen die Gefahr, mit welcher eine übermäßige Macht faſt immer den ſchwächern drohet, zu ſichern? Dieſe Frage macht den Staatslehrern eigentlich keine Schwierigkeit, aber ſie ſetzt diejenigen, welche die Klugheit mit der Billigkeit in allen Fällen vereinigen wollen, in Verlegenheit. Auf einer Seite thut ein Staat, wenn er ſich durch eine gute Regierung und alle daraus entſtehende Kräfte vergrößert, nichts anders, als was ſehr löblich iſt. Er erfüllt die Pflichten gegen ſich ſelbſt, ohne die Pflichten gegen andere zu verletzen. Ein Monarch, welcher neue Provinzen, ganze Königreiche, ſo gar durch Erbſchaft, freye Wahl, oder durch andere billige und rechtmäßige Mittel erwirbt, nutzt ſeine Gerechtſamen, und thut niemand Unrecht. Wie ſollte es denn erlaubt ſeyn, eine Macht darum anzugreifen, weil ſie ſich durch billige Mittel vergrößert? denn wer einen gerechten Krieg unternehmen will, muß, wie oben bewieſen worden iſt, Beleidigung erhalten haben, oder damit offenbar bedrohet werden. Auf der andern Seite aber lehrt uns die traurige und beſtändige Erfahrung, daß die überlegenen Mächte gemeiniglich ihre Nachbarn zu beläſtigen, zu unterdrücken, ja ſie ſo gar, ſo bald ſie dergleichen ungeahndet thun können, unterthänig zu machen ſuchen. So ſtand ganz Europa in Gefahr, in die Sclaverey Carl's V. zu fallen, weil es ſich deſſen anwachſenden Glücke nicht zeitig genug widerſetzte. Soll man die Gefahr abwarten, das Gewitter ſich zuſammen ziehen laſſen, wenn man es im

An-

Anfange hätte vertreiben können? Soll man den Anwachs eines Nachbarn ruhig anſehen, und gelaſſen den Augenblick erwarten, da er uns feſſelt? Wird alsdann wohl Zeit zur Vertheidigung ſeyn, wenn man dazu keine Mittel mehr hat? Die Klugheit iſt eine Pflicht aller Menſchen; vornämlich aber der Regenten, denen die Sorge für die Wohlfahrt der Völker anvertrauet iſt. So ſteht nun dieſe Frage. Ich werde ſie nach den Grundſätzen des Natur- und Völkerrechtes zu entſcheiden ſuchen, und man wird hieraus erſehen, daß Gerechtigkeit allezeit von der wahren Staatskunſt unzertrennlich iſt.

Zuerſt iſt zu bemerken, daß die Klugheit, die den Regenten nöthigſte Tugend, niemals unerlaubte Mittel, um zu einem billigen und löblichen Zweck zu gelangen, anrathen kann. Man ſetze mir nicht den Satz entgegen, die Wohlfahrt des Volkes ſey das vortrefflichſte Geſetz, denn eben dieſe Wohlfahrt, das Wohl aller Völker, verdammt den Gebrauch ſolcher Mittel, welche gegen die Gerechtigkeit und Menſchlichkeit ſind. Warum ſind gewiſſe Mittel ungerecht? Darum: weil man bey einer nähern Betrachtung findet, daß es, wenn ſie eingeführet würden, der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich, und allen Nationen verderblich ſeyn würden. Der Nutzen, die Wohlfahrt der Völker beſtätigt daher den heiligen Satz, daß der Zweck die Mittel nicht rechtfertige. Iſt nun der Krieg allein erlaubt, um ſich wegen einer erlittenen Beleidigung Erſatz, oder gegen eine drohende; Sicherheit zu verſchaffen, ſo iſt es auch ein feſtes Geſetz der Völker, daß der Anwachs einer Macht an ſich ſelbſt, und durch ſich allein, niemanden, wer es auch ſey, das Recht giebt, ſich mit gewaffneter Hand dagegen zu ſtellen. Die Macht hat, wie die Frage es ſchon vorausſetzt, niemand beleidigt, folglich müßte man Grund haben, eine Bedrohung dieſer Art von derſel-

ben

ben zu befürchten, wenn man rechtmäßig zu den Waffen greifen wollte. Drohet aber wohl die Macht an ſich Gefahr oder Unrecht, wenn der Wille dazu ſich nicht dabey befindet? Unglücklich genug iſt es für die Menſchen, daß man die Luſt zu unterdrücken faſt allemal zu finden glauben kann, wo die Gewalt, es ungeſtraft zu thun, ſich befindet. Sind aber dieſe beyde Dinge nicht auch zertrennlich? Es giebt folglich das gewöhnliche oder häufige Zuſammenſtehen derſelben nur das Recht, den erſten Schein davon für ein zureichendes Zeichen zu halten. So bald demnach ein Staat Zeichen von Unbilligkeit, Habſucht, Stolz, Ehrgeiz, und die Begierde allenthalben zu gebiethen, gegeben hat, ſo iſt er ein gefährlicher, ein verdächtiger Nachbar. Man muß ihn in dem Augenblicke, da er fürchterlich wird, ertappen, und Sicherheit fordern. Weigert er ſich, ſie zu geben, ſo müſſen Maßregeln genommen werden, wie man ſeine Abſichten mit dem Degen in der Fauſt vernichte. Die eigennützigen Ausſichten der Völker ſind von ganz anderer Beſchaffenheit, und von einer größern Wichtigkeit als der einzelnen Perſonen ihre. Der Regent kann nicht zu viel darauf halten, er kann den Verdacht nicht der Großmuth aufopfern. Da die Menſchen einmal genöthigt ſind, ſich in den meiſten Stücken nach dem Wahrſcheinlichen zu richten, und da es hier auf eine Nation ankommt, die man gegen einen eben ſo ſtarken, als ehrgeizigen Nachbar decken ſoll, ſo verdient die Wahrſcheinlichkeit dieſes Falles auch, nach dem Verhältniſſe der Wichtigkeit, die Aufmerkſamkeit der Fürſten. Einer Gefahr muß man, nach dem Verhältniſſe der Größe des Uibels, welches man uns drohet, und nach dem Grade der Wahrſcheinlichkeit, entgegen gehen. In dem Falle eines erträglichen Uibels und eines geringen Verluſtes, muß man ſich nicht übereilen, denn es iſt, die Gewiß-

heit

heit von demjenigen, was uns gedrohet wird, zu erwarten, nicht ſo gefährlich. Aber hier kommt es auf das Wohl des Staates an, und in dieſem Falle kann die Vorſicht nicht zu weit gehen. Soll man, um gegen den Umſturz zu arbeiten, abwarten, bis derſelbe wirklich da iſt? Glaubt man dem Anſcheine dazu vielleicht etwas geſchwinde, ſo iſt es die Schuld dieſes Nachbarn, wenn er öftere Zeichen ſeiner Herrſchſucht gegeben hat. Geſetzt aber, ein mächtiger Staat gebe durch eine gerechte und kluge Aufführung keine Gelegenheit, kann man ſeine Vergrößerungen mit einem ruhigen Auge anſehen, und ſoll man blindlings den Abſichten und Entwürfen, dazu er gereizet werden könnte, ausgeſetzt bleiben? Eine ſolche unvernünftige Nachläſſigkeit in einer ſo wichtigen Sache wäre nicht zu verzeihen. Das Beyſpiel der Römer kann hierüber den Regenten zur Lehre dienen. Hätten die damaligen mächtigen Staaten vereinigt über die Unternehmungen der Römer gewacht, ſo würden ſie nicht, einer nach dem andern, in die Knechtſchaft gerathen ſeyn. Aber man kann ſich auch durch andere Mittel, auſſer den Waffen, gegen eine furchtbare Macht decken. Es giebt leichtere und ſtets billige dagegen; das wirkſamſte iſt, daß die übrigen minder mächtigen Staaten ſich mit einander verbinden, und, durch die vereinigten Mächte, mit derjenigen, die ſie ſcheuen, in ein Gleichgewicht kommen. Eines jeden Sicherheit wird befeſtigt ſeyn, wofern ſie nur ſtandhaft und getreu in ihren Bündniſſen bleiben. Sie ſind auch berechtigt, ſich unter einander Vorzüge zu gönnen, und den, welchen ſie fürchten, davon auszuſchließen. Sie können beſonders im Handel unter einander wechſelſeitig den Unterthanen der Verbündenen favoriſiren, und dieſe Vortheile denen, die unter der gefürchteten Macht ſtehen, verſagen; dadurch werden ſie ſich ſelbſt verſtärken, und jene ſchwächen,

ohne daß ſie ſich wird beſchweren können, weil jedermann die Freyheit hat, ſeine Gunſt, wem er will, zu bezeigen. Europa macht einen Staatskörper; alles iſt in demſelben durch die verſchiedenen Verhältniſſe der Nationen, Abſichten und Vortheile, verbunden. Seine Theile liegen nicht mehr, wie vormals, ohne Ordnung, ohne Zuſammenhang ſo bey einander, daß keiner, ſich um das Wohl des andern zu bekümmern, für nöthig hielte, und nur ſelten, und wenn es ihn unmittelbar beträfe, Theil an den Begebenheiten nähme. Heut zu Tage ſind die Regierungen auf alles, was vorgeht, aufmerkſam, ſie unterhalten ihre Miniſter, Reſidenten und Agenten an den Höfen, und ſtehen in beſtändigen Unterhandlungen. Hiedurch wird Europa eine Art von Freyſtaat, deſſen Glieder unabhängig, ſich durch den gemeinſchaftlichen Vortheil vereinigen. Dadurch wird Ordnung und Freyheit erhalten. Eben dieſes hat zu jener Vorſtellung einer Staatswage und des Gleichgewichtes der Mächte Gelegenheit gegeben, wodurch man eine ſolche Einrichtung verſteht, da keine Macht über andere zu herrſchen, und Geſetze zu geben, im Stande iſt. Das ſicherſte Mittel, dieſe Balance und dieſes Aequilibrium zu haben, wäre, es ſo einzurichten, daß keine Macht die andere um vieles überträfe, und daß alle, oder vielmehr der größte Theil, beynahe gleich mächtig wären. Man hat dieſe Ausſicht Heinrich IV. zugeſchrieben, aber die Sache ſelbſt hätte nicht ohne viele Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit zu Stande kommen können. Und geſetzt nun, dieſe Gleichheit wäre einmal eingeführt worden, wie hätte ſie durch rechtmäßige Mittel erhalten werden können? Der Handel, die Induſtrie, die militairiſchen Vorzüge, hätten ſie bald aufgehalten; das Erbſchaftsrecht, welches denen von der weiblichen Linie mit ihren Nachfolgern zum Vortheil auch für monarchiſche Staaten

mit

mit ſo vielen Albernheiten eingeführt, aber doch einmal befeſtigt iſt, würde das Syſtem über den Haufen werfen. Die vorher angeführte Methode iſt leichter und billiger. Man muß Verbindungen ſchließen, die ſich dem Mächtigſten entgegen ſetzen und ihn verhindern, Geſetze zu geben. Die Verbindungen wären ein ſicheres Mittel, das Gleichgewicht, und mithin die Freyheit der Nationen zu erhalten, wenn alle Regenten ihren wahren Nutzen verſtänden, und ihre Unternehmungen durch das Wohl des Staates regierten. Aber, es gelingt den großen Mächten nur zu oft, daß ſie ſich Anhänger und Hülfe verſchaffen, welche ihren Abſichten blindlings folgen. Die Verblendung eines gegenwärtigen Vortheiles, die Neigungen des Geiſtes, der Betrug ungetreuer Staatsdiener, machen nicht wenig Fürſten zu Werkzeugen einer Macht, welche ſie und ihre Nachfolger erſchlagen wird. Das Sicherſte bleibt demnach, den zu ſchwächen, der das Gleichgewicht aufhebt, ſo bald man eine günſtige Gelegenheit findet, und es mit Billigkeit thun kann, oder, daß man allerley ehrliche Mittel anwende, wodurch er, ſich zu furchtbar zu machen, gehindert werde. Aus dieſem Grunde müſſen alle Völker beſonders aufmerken, daß er ſich nicht durch Waffen vergrößere, und ſolches können ſie immer mit allem Rechte thun. Denn fängt dieſer Herr einen ungerechten Krieg an, ſo hat jeder das Recht, den Unterdrückten zu helfen. Iſt der Krieg gerecht, ſo müſſen die neutralen Mächte ſich darein mengen, einen Vergleich zu machen ſuchen, den Schwächern bewegen, daß er eine billige Genugthuung leiſte, billige Bedingungen eingehe, ſo hindern ſie, daß er nicht unterdrückt wird; biethet man aber billige Artikel an, ſo kann der, welcher den gerechteſten Krieg führt, weiter nichts verlangen, denn die Gerechtigkeit ſeiner Sache gibt ihm niemals, wie ich hernach zeigen werde, das Recht

den Gegner zu unterdrücken, es ſey denn, daß dieſes äuſſerſte Mittel zu ſeiner Sicherheit unentbehrlich, und kein anderes zur Schadloshaltung übrig iſt. Hier iſt aber nicht der Fall; und die Nationen, welche vermitteln, können ihm auf eine andere Art Sicherheit und billigen Erſatz verſchaffen. Es iſt auſſer allen Zweifel, daß, wenn dieſe furchtbare Macht, welche wirkliche Unterdrückung und Eroberungen im Sinne hat, ihre Abſichten durch Vorbereitungen verräth; oder durch anderes dergleichen äuſſert, die andern Recht haben, ihr zuvor zu kommen, und, wenn ihnen das Kriegsglück geneigt iſt, dieſe bequeme Gelegenheit zu nutzen, um dieſe Macht, welche dem Gleichgewichte zu gefährlich ſcheint, und der allgemeinen Freyheit drohet, zu ſchwächen. Noch klärer iſt dieſes Recht gegen einen Fürſten, wenn er immer in Waffen iſt, ohne Urſachen und wahrſcheinlichen Vorwand Krieg anfängt, und die allgemeine Ruhe dadurch unaufhörlich ſtöret.

Dieſes leitet mich auf eine andere, der abgehandelten ſehr ähnliche, Frage. Iſt es erlaubt, einen Nachbar anzugreifen, um die Gefahr, wodurch wir uns bedroht glauben, abzuwenden, wenn derſelbe mitten im Frieden auf unſern Gränzen Feſtungen anlegt, ſeine Truppen vermehrt, eine große Armee zuſammen zieht, ſeine Vorrathshäuſer anfüllt, und kurz, wenn er Anſtalten zum Kriege macht? Die Entſcheidung dieſer Frage wird ſehr nach den Sitten und dem Character des Nachbars zu beſtimmen ſeyn. Man muß ihm Erklärung, die Urſachen der Anſtalten abfordern, wie man es in Europa hält, und man kann, wenn man einen Verdacht hat, Sicherheit verlangen. Seine Weigerung iſt ein zureichendes Merkmal ſeiner übeln Abſichten, und ein billiger Grund ihm zuvor zu kommen. Hat dieſer Herr aber niemals Zeichen einer verrätheriſchen Niederträchtigkeit gegeben, haben wir

wir mit ihm überdem nichts auszumachen, warum ſollten wir nicht auf ſein Wort ruhig bleiben, und uns begnügen, diejenige Vorſicht zu gebrauchen, welche die Klugheit erfordert? Wir dürfen nicht ohne hinreichenden Grund vorausſetzen, daß er ſich Schande machen, und Verrätherey mit Gewaltthätigkeit verbinden wolle. So lange alſo ſein Wort nicht verdächtig und der gute Glaube verloren iſt, ſo haben wir kein Recht mehr, mehrere Sicherheit von ihm zu verlangen. Wenn indeſſen ein Herr im Frieden viel Truppen unterhält, ſo können ſeine Nachbarn nicht auf ſein Verſprechen ruhig bleiben; die Klugheit räth ihnen, auf ihrer Hut zu ſeyn; denn wären ſie der Redlichkeit deſſelben auch vollkommen verſichert, ſo können doch Zwieſtigkeiten vorfallen, die nicht voraus zu ſehen ſind. Sollten ſie ihm alsdann wohl den Vortheil überlaſſen, daß er alte und geübte Truppen den neu geworbenen entgegen ſtellen könne, die ſie in das Feld führen, ſo hieße dieſes, ſich ihm auf Gnade ergeben. Sie ſind alſo, ſo ſehr es den Staat beläſtigt, ihn nachzuahmen und ebenfalls eine große Armee zu halten, genöthigt. Vormals, und auch noch im 17ten Jahrh., pflegte man in den Friedensſchlüſſen feſt zu ſetzen, daß man beyderſeitig abdanken wollte. Wollte alsdann ein Fürſt mitten im Frieden große Armeen halten, ſo nehmen die Nachbarn ihre Maßregeln, verbinden ſich, und zwingen ihn die Waffen niederzulegen. Warum hat man dieſe heilſame Gewohnheit nicht beybehalten? Dieſe zu allen Zeiten unterhaltene Armeen berauben den Acker ſeiner Arbeiter, ſie verhindern die Vermehrung der Menſchen, und unterdrücken die Freyheit des Volkes, welches ſie ernährt. Ich werde hievon im Art Kriegsheer ein Mehreres ſagen.

Alles Recht zu kriegen, beruhet auf der Gerechtigkeit der Urſachen. Ein Ungerechter, welcher an-

greift, drohet, oder das Zuſtändige verſagt, kurz, wer beleidigt, macht die Vertheidigung oder Behauptung des Rechtes mit den Waffen nothwendig; er gibt ein Recht, alle Feindſeligkeiten auszuüben, welche nöthig ſind, um eine völlige Genugthuung zu erhalten. Wer die Waffen ohne gültige Urſachen ergreift, hat folglich gar kein Recht, und alle ſeine Feindſeligkeiten ſind ungerecht.

Wer Beleidigung zufügt, iſt verbunden, den Schaden zu erſetzen, oder, wenn das Uebel unerſetzlich iſt, eine gehörige Genugthuung zu leiſten. Er iſt auch unter die Strafe gefallen, wenn dieſe zum Beyſpiel und zur Sicherheit des Beleidigten nöthig iſt. In dieſem Falle befindet ſich nun ein Fürſt, der einen ungerechten Krieg anhebt; er muß, was er genommen hat, erſtatten, die Gefangenen auf ſeine Koſten wieder ſchicken, dem Feinde ſeinen Verluſt erſetzen, ihn für alles angethane Uebel entſchädigen, die unglücklich gemachten Familien wieder in vorigen Stand ſetzen, wo möglich, den Verluſt eines Vaters, Sohnes, oder Gemahles, erſetzen. Wie ſoll aber alles dieſes geſchehen? Viele dieſer Uebel ſind unheilbar, und wie ſoll der unbillige Krieger auch für die, welche erſetzet werden können, es hernehmen, um das Aequivalent zu geben? Des Fürſten eigene Güter werden nicht zureichen, ſoll er die Güter ſeiner Unterthanen hingeben? Sie gehören ihm ja nicht. Soll er einen Theil des Landes dafür abtreten? Dieſes gehört dem Volke, es iſt nicht ſein Eigenthum, und er kann damit nicht nach Gefallen verfahren. Obgleich nun auch die Nation, bis auf einen gewiſſen Punct, für die Thaten des Regenten ſtehen muß, ſo wäre es zuerſt ungerecht, dieſelbe wegen der Fehler, woran ſie nicht Schuld iſt, zu ſtrafen; und hiernächſt iſt dieſelbe, wenn ſie das, was ihr Fürſt thut, zu vertreten verbunden iſt, ſolches nur gegen andere Nationen, die an ſie ſelbſt fordern, verpflichtet.

Der Fürſt kann ſie nicht die Schuld ſeiner Ungerechtigkeit tragen laſſen, noch ſie entblößen, um jene zu erſetzen. Geſetzt aber, er könnte es thun, wäre er darum rein, und in ſeinem Gewiſſen frey? Er iſt mit dem Feinde quit, iſt er es auch gegen ſeine Unterthanen? Eine ſeltſame Gerechtigkeit, wenn man ſeine Unbilligkeiten auf Koſten eines Dritten erſetzt! Es wird nur der Gegenſtand der Beleidigung verändert.

Wenn die Unbilligkeit des Krieges eingeſehen iſt, ſo leidet die Wiedererſtattung der Eroberungen, der Gefangenen und des Entwandten, welches noch vorhanden iſt, gar keinen Zweifel. Die Nation überhaupt, und jeder Particulier, müſſen, wenn ſie einſehen, daß ſie ungerechtes Gut beſitzen, ſich davon los machen, und alles übel erworbene wieder erſtatten. Aber ſind denn auch wohl bey der Schadloshaltung die Truppen, die Generale, Officiers und Gemeine, auch nach ihrem Gewiſſen verbunden, das Uebel zu erſetzen, welches ſie nicht vor ſich ſelbſt, ſondern als Werkzeuge in der Hand des Regenten, zugefügt haben? Grotius hat dieſe Frage ohne Unterſchied bejahend beantwortet. Dieſe Entſcheidung aber kann nur in dem Falle Statt finden, wenn der Krieg gar offenbar ungerecht iſt, und wenn man auch keine innere verborgene Staatsurſache annehmen kann, die denſelben rechtfertigen könnte, welches aber faſt unmöglich iſt. In allen zweifelhaften Fällen muß die ganze Nation, und die Einzelnen, beſonders aber die Soldaten, ſich auf die Entſcheidung des Regenten verlaſſen. Hiezu werden ſie durch die weſentlichen Grundſätze der bürgerlichen Geſellſchaft und die Regierungs-Art verpflichtet. Wohin würde man gerathen, wenn die Unterthanen bey jedem, was der Regent thut, die Gerechtigkeit und Gründe des Verfahrens abwägen wollten, oder wenn ſie ſich weigern könnten, in einem

Krieg zu ziehen, der ihnen nicht gerecht vorkommt! Ihre Schuldigkeit iſt, da die Klugheit dem Fürſten ſehr oft nicht erlaubt, ſeine Gründe bekannt zu machen, ſolche als gerecht und weiſe anzunehmen, ſo lange bis das Gegentheil ganz offenbar am Tage liegt. Haben ſie alſo, in dieſer Meinung, in einem ungerechten Kriege gefochten, ſo iſt der Fürſt allein ſchuldig, und allein zum Erſatz verbunden. Die Unterthanen, und beſonders die Krieger, ſind unſchuldig, ſie haben nur aus Gehorſam gehandelt, ſie müſſen nur das aus den Händen laſſen, was ſie in einem ſolchen Kriege verdient haben, denn ſie werden es ohne rechtmäßigen Titel beſitzen. So glaube ich, urtheilen rechtſchaffene Leute, und ſo iſt die Denkungsart redlicher und ehrliebender Krieger. Sie ſind hier in dem Falle, wie alle, welche die Befehle des Beherrſchenden ausführen, und es wird alles Regieren unmöglich gemacht, wenn jeder Bediente des Staates den Grund, die Urſachen, die Billigkeit der Befehle, unterſuchen ſoll, ehe er ſie vollbringt. Sie ſind aber nichts von dem zu verantworten ſchuldig, weil ſie annehmen müſſen, daß dieſe Befehle heilſam ſeyn.

Alles bisher Angeführte iſt eine Folge der wahren und einzigen Regel des Rechtes, Einrichtungen des heiligen Geſetzes, welches die Natur, oder vielmehr ihr göttlicher Urheber, allen Völkern gegeben hat. Derjenige, dem das Recht und die Nothwendigkeit die Waffen in die Hand geben, der nur allein iſt befugt, Krieg anzuheben, den Feind anzugreifen, ihm Leben, Güter und Vermögen zu nehmen. So entſcheidet das nothwendige Völkerrecht und das Naturgeſetz; zu deren Beobachtung aber ſind alle Nationen ohne Ausnahme verbunden, jeder muß dieſe Regel in ſeinem Gewiſſen befolgen. Doch, wie ſoll man ſie in den Händeln der Völker und Fürſten geltend machen, die im Stande der Natur gegen einander gehal-

halten leben? Sie erkennen keinen Obern; wer will ſie richten, jedem ſeine Rechte und Pflichten bezeichnen, dieſem ſagen, er habe Recht, die Waffen zu ergreifen, den Feind anzufallen, und ihn mit Gewalt zu zwingen, dem andern aber, ſeine Siege, ſeine Mordthaten, ſeine Eroberungen wären Räubereyen? Ein jeder freyer Staat und Beherrſcher muß gewiſſenhaft ſelbſt beurtheilen, worin ſeine Pflichten beſtehen, und was ihm recht oder unrecht iſt. Wenn andere Nationen ihn beurtheilen, ſo taſten ſie deſſen Freyheit an, und verletzen ſein vornehmſtes Vorrecht. Jeder wird endlich die Billigkeit auf ſeiner Seite ſehen, allein das Recht des Krieges haben, ſeinem Feinde gar nichts zugeſtehen wollen; er wird behaupten, daß deſſen Unternehmungen Räubereyen, Eingriffe in das Völkerrecht ſeyn, und von allen Nationen beſtrafet werden müſſen. Die Entſcheidung darüber, wer Recht habe, iſt alſo um nichts weiter gekommen, der Streit wird heftiger und ſchädlicher in ſeinen Wirkungen, und ſchwerer beyzulegen. Aber noch mehr, alle Neutrale werden in die Ungelegenheit mit eingeflochten. Wenn ein ungerechter Krieg kein Recht unter den Menſchen geben kann, ehe ein Richter (und dieſer iſt nicht da) endlich entſchieden hat, auf welcher Seite das Recht iſt, ſo kann man keine im Kriege genommene Sachen mit Sicherheit an ſich bringen, ſie bleiben immer wieder zu fordern, ſo wie es die Dinge ſind, welche geraubet worden ſind.

Wir wollen alſo die Strenge des Naturgeſetzes, welches dem Gewiſſen der Fürſten ſo nöthig iſt, denſelben zur Richtſchnur dienen laſſen, davon ſie ſich nie entfernen müſſen. Man muß aber da, wo von den äuſſern Wirkungen des Rechtes unter den Menſchen die Rede iſt, nothwendig auf ſolche Regeln gehen, deren Anwendung ſicherer und leichter iſt. Dieſes iſt zum allgemeinen Wohl und Vortheil der großen Ge-

ſellſchaft des menſchlichen Geſchlechtes nothwendig. Dieſes ſind nun aber die Regeln des Völkerrechtes. Das Naturrecht wacht über das große Wohl der menſchlichen Geſellſchaft, vertheidigt und beſchützt die Freyheit jeder Nation, und will, daß ihre Strenge die Sachen der Monarchen einen Ausgang gewinnen laſſe, daß ihre Strenge ſich bald lege: dieſes Geſetz befiehlt ſelbſt die freywillige Beobachtung des Völkerrechtes zum allgemeinen Beſten, eben ſo, wie es die Veränderungen gutheißt, welche durch das bürgerliche Geſetz in den Regeln des Naturrechtes gemacht werden; beydes in der Abſicht, um ſie beſſer zur Anwendung in der Geſellſchaft einzurichten. Ich will nun dieſe allgemeine Beobachtung auf den beſondern Fall des Krieges anwenden. Ein Fürſt, ein Volk, müſſen bey der Berathſchlagung über das, was ſie zu Erfüllung ihrer Pflicht zu thun haben, niemals die nothwendigen und ſtets verbindenden Rechte des Gewiſſens aus dem Geſichte verlieren. Aber wenn ſie beurtheilen, was von andern Völkern zu fordern ſey, ſo müſſen ſie das willkürliche Geſetz der Völker achten, und auch ihre gerechte Forderungen nach den Regeln dieſes Rechtes einſchränken, deſſen Grundſätze dem Wohl und Vortheile der Geſellſchaft aller Nationen gewidmet ſind. Das nothwendige Recht muß ihre Richtſchnur für ſich ſelbſt ſeyn; aber ſie müſſen leiden, daß andere für ſich Vortheile aus dem Völkerrechte zu ziehen ſuchen.

Die erſte Regel dieſes Rechtes bey der vorhabenden Materie iſt, daß man den förmlichen Krieg, was ſeine Wirkungen betrifft, auf beyden Seiten für gerecht anſehe. Dieſes iſt durchaus nöthig, wenn bey dem gewaltſamen Mittel der Waffen einige Ordnung erhalten, dem Elende und Unglücke, welches daraus entſteht, Schranken geſetzt, und immer eine Thür für dem zurück kehrenden Frieden offen gelaſſen werden ſoll. Man kann auch

auch nicht anders zwiſchen zwey Nationen verfahren, denn dieſe kennen keinen Richter. Demnach hangen die auf den Kriegsſtand gegründeten Rechte, die Rechtmäßigkeit ſeiner Wirkungen, die Gültigkeit der durch die Waffen gemachten Eroberungen, äuſſerlich und vor den Menſchen, nicht von der Gerechtigkeit der Sache, ſondern von der Rechtmäßigkeit der Mittel, oder von dem, was zu einem förmlichen Kriege nöthig iſt, ab. Wenn der Feind alſo alle Regeln eines förmlichen Krieges beobachtet, ſo können wir uns nicht vor der Welt beklagen, daß er gegen das Völkerrecht gehandelt habe. Er hat eben die Anſprüche, wie wir, auf das Recht, und uns bleibt nichts übrig, als ſiegen, oder capituliren.

Die zweyte Regel iſt: Alles was einem vermittelſt des Kriegsrechtes erlaubt iſt, muß dem andern auch frey ſtehen, weil man annehmen muß, daß beyde gleich viel Recht haben. Man ſieht daher auch nicht, daß eine Nation unter dem Vorwande, das Recht auf ihrer Seite zu haben, über die Feindſeligkeiten des Gegners ſich zu beklagen habe, ſo lange er nach dem Geſetze des Krieges verfährt. Ich habe oben gezeigt, was im gerechten Kriege erlaubt ſey. Dieſes und nichts mehr, autoriſirt das gemeine Völkerrecht, dieſes macht die Sachen für beyde Parteyen gleich, aber es erlaubt keinem etwas, was ſonſt ungerecht iſt, und kann keinen zügelloſen Muthwillen geſtatten. Treten alſo die Nationen aus ihren Schranken, und treiben ſie die Feindſeligkeiten weiter, als es das innere und zur Unterſtützung der Billigkeit nöthige Recht erlaubt, ſo muß man dieſe Ausſchweifungen nicht auf das Recht des Krieges ziehen, ſondern vielmehr als Folgen der verdorbenen Sitten anſehen, welche ungerechte und barbariſche Gewohnheiten hervor gebracht haben. Dergleichen begeht der Soldat zuweilen, wenn er eine Stadt mit Sturm erobert.

Die dritte Regel: Man muß nie vergeſſen, daß dieſes willkürliche Völkerrecht aus Noth, und um große Uebel zu vermeiden, angenommen worden iſt. Es gibt alſo dem, der unrechtmäßig krieget, kein wahres Recht und keine gültige Entſchuldigung ſeines Verfahrens. Es kann ſein Gewiſſen nicht beruhigen, wenn es gleich die Wirkungen des Krieges vertheidigt, und ihn vor den Menſchen von der Strafe befreyet. Der Monarch alſo, deſſen Waffen nicht gerecht ſind, wird nicht weniger ungerecht, nicht weniger ſtrafbar nach den heiligen Naturgeſetzen gemacht, ob gleich dieſes ſelbſt, um die Sachen nicht ärger zu machen, und das Uebel der menſchlichen Geſellſchaft zu vermehren, da man es zu vermeiden ſucht, ihm eben die äuſſern Rechte im Kriege zugeſteht, welche derjenige hat, der den gerechteſten Krieg führt. So kann ein Schuldner, nach den bürgerlichen Geſetzen, eine Zahlung verweigern, wenn er die Verjährung für ſich hat; aber er handelt gegen Pflicht und Gewiſſen, wenn er ſich eines Geſetzes bedient, welches nur darum gegeben wurde, um viele Proceſſe zu verhindern; bey allem handelt er ohne Billigkeit und ohne ein wirkliches Recht.

Von der Vorſtellung des Krieges unter dem Begriffe eines Looſes; oder eines göttlichen Gerichtes, werde ich im Art. Kriegserklärung ſprechen.

Bey Unterſuchung der Frage: Ob der Krieg überhaupt vortheilhaft, oder nachtheilig, oder gar landverderblich, ſey? muß man verſchiedene Unterſcheidungen machen. Zuvörderſt muß man einen Staat, der ſeine Waffen in entfernte Gegenden ſchickt, von einem Staate, der ſein eigenes Land zum Kriegs-Schauplatze machen muß, unterſcheiden. Im erſten Falle, wenn ein Staat Krieg auſſer dem Lande führt, iſt es augenſcheinlich, daß der Staat nicht nur alles baare

baare Geld verliert, was er zu Unterhaltung ſeines Heeres, zu allen Bedürfniſſen der Artillerie, Waffen, Montirungsſtücke, Zelte, u. d. gl. zahlt, ſondern auch alle Kriegsleute, die in demſelben umkommen. Dieſer Verluſt iſt ſehr beträchtlich, weil er auch durch den allerglücklichſten Erfolg und durch die wichtigſten Eroberungen nicht erſetzt werden kann. Denn wie will doch eine ſolche Eroberung einem Staate diejenigen Summen wieder vergüten, die er aufgewandt hat? Höchſtens gewinnt der regierende Herr dabey, und die Einkünfte eines neu eroberten Landes bleiben faſt allezeit wieder darin, wegen der Beſoldungen der Armeen, Bedienungen und Beamten, die der Eroberer daſelbſt halten muß. Die Früchte, die der alte Staat daraus ziehen kann, ſind insgemein ſehr ſpät, ſehr mittelbar, und ſehr zweydeutig. Es folgt ferner hieraus, daß; je länger ein auswärtiger Krieg dauert, deſto mehr die Abgaben, natürlicher Weiſe, ſteigen müſſen. Je mehr nun die Abgaben zunehmen, deſto mehr verſchwinden die Quellen, aus welchen man ſie geſchöpft hat. Je länger der Krieg geführt wird, deſto mehr verliert die Nation die Mittel, die Auflagen zu bezahlen; kurz, deſto beſchwerlicher wird der Krieg. Denn, da die Fähigkeit, die Ausgaben eines Staates zu beſtreiten, von der ganzen Maſſe der Reichthümer, die darin verbreitet ſind, und von den Natur- und Induſtrieproducten abhängt, ſo muß nothwendig die Verminderung dieſer Reichthümer, und der Zehrung überhaupt, die Mittel, dieſe Auflagen zu leiſten, vermindern. Wird der Krieg in dem Lande ſelbſt geführt, ſo iſt es zwar wahr, daß alle Ausgaben beyder Kriegsheere ſich in dem Staate ausbreiten, daß die Zehrung über die Maßen theuer wird, daß Gold und Silber daſelbſt circuliren, und daß viele Unterthanen hievon Nutzen ziehen. Allein wenn man von dieſen Vortheilen die ſchrecklichen Contributionen ab-

abzieht, welche die Kriegsheere, inſonderheit die ſieg-reichen, ſich zahlen laſſen; die gräulichen Verheerungen in allen Sachen; die theils trocknen, theils friſchen Futter, die das Land liefern muß; die Räubereyen, Bombardierungen und Schleifungen der feſten Plätze; die Drangſale, die dem Unterthan durch den Muthwillen der Befehlshaber und Soldaten, der ſchärfſten Mannszucht ungeachtet, geſchehen; die Gefahr in welcher jede Stadt oder Provinz ſich befindet, unter einen andern Herrn zu kommen, und den Verluſt, der mit dergleichen Veränderungen verknüpft iſt: ſo wird man finden, daß die Meinung derer, die da glauben, daß der Krieg einem Lande vortheilhaft ſey, faſt allezeit irrig iſt.

Es iſt ferner ein Unterſchied in der Art Krieg zu führen; und in Anſehung deſſen iſt der Krieg allezeit dem Lande, worin er geführt wird, mehr oder minder vortheilhaft, nach dem die Menſchlichkeit, Beſcheidenheit und Behutſamkeit der Heerführer, die ſie in der Art, ihn zu führen, beweiſen, groß iſt.

Drittens, muß man unterſcheiden, ob der Krieg, der in einem Lande geführt wird, von einem glücklichen oder unglücklichen Erfolge für den Landesherrn begleitet werde. Da man aber den Grad des Glückes, den ein Krieg haben kann, nicht zum voraus einſieht, ſo muß man deſſen Ausgang erwarten, wenn man beſtimmen will, wie weit er das Land, in welchem er geführt worden iſt, arm oder reich gemacht habe.

Ein vierter Unterſchied endlich iſt derjenige, der von der Abſicht und dem Endzwecke des Krieges ſelbſt hergenommen iſt. Ein großer Herr, der recht aus Muthwillen, oder in Hoffnung ſein Land zu bereichern, oder durch unvorſichtige Handlungen, einen ſchlech-

ſchlechterdings leidenden Krieg in den Schooß ſeiner Staaten ziehen wollte, würde ſich ſehr in ſeiner Rechnung betriegen, und ſeine Unterthanen zu Grunde richten. In einem thätigen Kriege, mag ein Monarch, aus bloßem Triebe einer eingebildeten Ehre, ſeine Eroberungen, die er zu behalten nicht im Stande iſt, bis an das Ende der Erde verbreiten. Es mag ſich ein neuer Karl XII. erſchöpfen, Königreiche zu erobern, um ſie wegzuſchenken: ſo wird er gewiß ſeine natürliche Unterthanen, durch eine ſolche kriegeriſche Thorheit nicht reich machen. Wenn aber der Zweck eines leidenden Krieges, eine billige Vertheidigung oder Erhaltung gewiſſer wichtiger Vorzüge iſt; oder, wenn man bey einem wirkſamen Kriege, der in entfernten Gegenden geführt wird, die Eroberung irgend einer reichen Colonie vor Augen hat, deren Behauptung unſerer Nation Handel und den Verkauf unſerer Manufactur- und Fabrikwaaren vermehren kann; wenn dieſer Krieg inſonderheit zur See mit unſern eigenen Schiffen geführt wird: ſo kann er unſtreitig einer Nation ſehr vortheilhaft ſeyn. So waren die Kriege beſchaffen, welche die Holländer, Portugieſen, und andere Nationen, in Indien, Braſilien, und an andern Orten geführt haben. Kurz, ein jeder Krig, deſſen Gegenſtand vernünftig iſt, der auf eine Eroberung abzielt, welche die wahre und verhältnißmäßige Stärke unſers Staates zu vermehren vermögend iſt, kann entweder plötzlich, oder doch mit der Zeit, die Unterthanen reich machen. Fehlt aber dieſer Gegenſtand, ſo muß der Krieg nothwendig verderblich ſeyn.

Wenn man durch Eroberungen, Handel und Gewerbe zu vergrößern und empor zu bringen gedenkt, ſo verſieht man die Urſachen und deren Wirkungen gar ſchlecht, und will Dinge, die ſich ſchnurgerade zuwider ſind, mit einander vereinbaren. Ich empfehle, bey dieſer Gelegenheit, eine gründliche Abhandlung des Hrn. Schedel, über

Kriege

Kriege, die des Handels wegen unternommen werden (*)

Ein Fürſt muß demnach den Krieg als ein wahrſcheinliches Uebel und als ein zweydeutiges Gut für ſeine Unterthanen anſehen, als das lezte Mittel zu ſeinen rechtmäßigen Abſichten zu gelangen, wozu er aber nicht eher ſchreiten darf, als bis alle andre, inſonderheit die Mittel einer geſchickten Unterhandlung, erſchöpft ſind. Eine anſehnliche Macht muß ſich zwar nicht unter die Füße treten laſſen, oder leiden, daß andere ihr dasjenige verſagen, was ſie nach der ſtrengen Gerechtigkeit zu fordern Urſache hat. Ehe ſie aber zu den Waffen greift, muß ſie ſorgfältig auf die Billigkeit der Beweggründe, auf die Weisheit des Gegenſtandes, und auf den Augenſchein des Erfolges desjenigen Krieges, den ſie unternehmen will, ſehen. Wenn ein Fürſt ſeinen Entſchluß auf dieſe drey Gründſätze gründet, ſo kann er den Krieg nur getroſt anfangen, und deſſen Ausgang von der Vorſehung erwarten.

Es iſt heut zu Tage ſo was Seltenes, Uſurpatoren oder unrechtmäßige Beſitzer der Thronen bis an ihr Ende glücklich zu ſehen, daß die Fürſten wohl von der ungerechten Thorheit zurück gekommen ſeyn ſollten, fremdes Gut ohne rechtmäßige Urſachen an ſich zu reiſſen. Die geſunde Staatskunſt iſt eine ſo große Feindinn der Ungerechtigkeit und der Gewalt, daß ſie keinen Rath zu geben weiß, wie diejenigen ſich verhalten ſollen, die durch dieſes Mittel die Beſitzungen eines andern an ſich reiſſen. Sie müſſen den Unterricht hierüber in Schriftſtellern, die dem Machiavell ähnlich ſind, ſuchen. Aber man muß auch keinen Fürſten als

(*) S. Deſſen Geiſt der Handlung oder gemeinnützige Aufſätze für Kaufleute, (Flensb. Schlesw. und Lpz. 1789, 8.) S. 24 — 59.

als einen unrechtmäßigen Beſitzer anſehen, der ſich genöthigt ſieht, einen Krieg zu unternehmen, und ſich in den Beſitz einer Provinz oder eines Landes zu ſetzen, worauf er rechtmäßige Anſprüche hat, der mit Vortheil wider den alten Beſitzer ſtreitet, den das Glück begünſtiget, der ſeine Eroberungen noch über die Gränzen ſeiner Anſprüche ausdehnt, der mehr Land einnimmt, als er zu fordern hatte, und der durch einen folgenden Frieden Mittel findet, es zu behalten. Ein ſolcher Fürſt wird durch das Kriegsrecht rechtmäßiger Beſitzer des Landes, worauf er gar kein vorläufiges Recht hatte. Dies iſt eine Art von Schadloshaltung deſſen, was er im Kriege gewagt hat, und der Koſten, die er hat aufwenden müſſen.

Noch weniger muß man als einen rechtmäßigen Beweggrund zum Kriege, den raſenden Eifer eines Fürſten, oder Volkes, anſehen, den ſie für ihre Religion haben, und der ſie treibt, andere Nationen, die von verſchiedener Religion ſind, anzugreifen, Europa iſt nur allzu lange durch die Gräuel der Religionskriege gekränket worden. Es iſt eine ehrloſe Lehre, die da ſagt: es ſey erlaubt, ein Volk zu bekriegen, weil es einen andern Glauben hat, als wir. Jeder gerechte Krieg ſetzt eine Beleidigung voraus. Da nun die Religion Anderer uns nicht anders beleidigen kann, als wenn ſie unſerm eigenen Rechte Gewalt anthut: ſo folgt nothwendig daraus, daß kein Menſch um der Religion willen angefochten werden müſſe, da weder der natürliche noch der bürgerliche Zuſtand einem das Recht ertheilen, Andern Glaubens-Lehren vorzuſchreiben, oder ſeine Meinungen durch äuſſerliche Kräfte zu erweitern. Das Völkerrecht gibt auch den Fürſten eben ſo wenig Vollmacht, die Waffen wider ein Volk, welches nicht der wahren Religion zugethan iſt, zu ergreifen. Und was

was für einen Schiedsrichter will man denn am Ende in dieſer zweydeutigen Sache wählen? Bey welches Fürſten Anſehen wird man ſich beruhigen, daß er entſcheide, welche Religion die wahre ſey? Werden nicht die Muhamedaner und Heiden aus eben dem Grunde gewaffnet zu uns kommen? Wenn man die Geſchichte zu Rathe zieht, ſo wird man finden, daß alle Religionskriege, nur den Eigennutz, die Ungerechtigkeit, den Haß, und einen niederträchtigen Neid zur Grundlage gehabt haben, und daß die Religion nur den abergläubiſchen und gottloſen Vorwand dazu hat hergeben müſſen. Doch muß man auch einen Unterſchied machen, wenn man vom Religionskriege redet. Den andern mit gezucktem Schwerte zu ſeinem Glauben und zur Annehmung der Taufe zu zwingen, wie Karl der Große die Sachſen, und der deutſche Orden der Kreuzherren die alten Preußen bekehren wollte: das iſt eine unverantwortliche Grauſamkeit; allein, ſich ſeiner Haut zu wehren, und ſeine Gewiſſensfreyheit zu ſchützen, wenn man gewaltſam deswegen angegriffen wird, iſt allemal eine Nothwehr, der ſich kein Vernünftiger zu ſchämen hat.

Ich wende mich zur Unterſuchung der Maßregeln, die man ergreifen muß, wenn uns gerechte und billige Urſachen die Waffen in die Hände geben.

Iſt der Krieg einmal beſchloſſen, ſo muß man dieſen Entſchluß ſo geheim halten, als möglich iſt, und den Anfang mit einem guten und gründlichen Operations = Plan machen. Der glückliche Ausgang kommt bloß hierauf an. Iſt der Entwurf, den man zu deſſen Führung macht, nicht gut, iſt er unüberwindlichen Schwierigkeiten unterworfen, führt er nicht zu dem vorgeſetzten Endzwecke, ſo läuft man Gefahr,

fahr, entweder ſeine Abſichten zu verfehlen, oder unter der Macht des Feindes zu erliegen. Ein blinder Zufall macht zwar, daß zuweilen die ſeltſamſten und ſchlechteſten Entwürfe gelingen; allein, man traue nicht zu viel, man iſt nicht allezeit auſſerordentlich glücklich, und ein geſchickter Feind macht ſich unſere Fehler gar ſehr zu Nutze. Der Fürſt, und ſeine Feldherren müſſen dieſen Entwurf machen, und ihn ſorgfältig überlegen. Man muß mehr als einmal daran denken, nicht gleich bey ſeinen erſten Einfällen ſtehen bleiben, ſondern allen ſeinen Scharfſinn, und alle ſeine Erfahrung zu Hülfe nehmen. Ungeachtet die Kunſt Krieg zu führen, eigentlich nicht für einen Staatsmann gehört, ſo thut doch ein Regent ſehr wohl, wenn er auch ſeinen erſten Kabinetsminiſter bey den Konferenzen über den Entwurf der Kriegsanſtalten zu Rathe zieht, und zwar aus folgenden zwey Urſachen. Erſtlich: weil die Feldherren zuweilen Angriffe vorſchlagen, die uns mit andern Mächten ganz entzweyen können, und es unbedachtſam iſt, ohne die höchſte Noth die Zahl ſeiner Feinde zu vermehren. Zweytens: weil der Miniſter der auswärtigen Affairen von allen Geſinnungen der Feldherren und ihren Abſichten unterrichtet ſeyn muß, damit er ſie durch Unterhandlungen unterſtützen, und an ſeinem Hofe nur das Nöthigſte ſagen laſſen könne, daß ſie nicht vereitelt werden. Der große Staatsmann, der große Krieger, und der große Finanzminiſter, müſſen bey Abfaſſung des Operationsplanes ſich vereinigen, indem man unter allen möglichen Mitteln, den Krieg vortheilhaft zu führen, ſolche wählen muß, die 1. am ſinnreichſten ſind; 2. den glücklichſten Erfolg verſprechen; und 3. für uns am wenigſten koſtbar ſind, dem Feinde aber den ſtärkſten Aufwand zuziehen.

Hat man Bundesgenoſſen, die zu gleicher Zeit thätig ſeyn ſollen, ſo iſt es unumgänglich nöthig, den Entwurf der Angriffsanſtalten mit ihnen zu verabreden, damit man nicht in den Unternehmungen einander hinderlich falle, ſondern vielmehr alle Anſtalten von jeder Seite auf den Zweck, als auf den gemeinſchaftlichen Mittelpunkt hingeleitet werden. Ein ſolcher Entwurf muß von neuem bey Eröffnung eines jeden Feldzuges verabredet werden, weil der gute oder ſchlimme Erfolg des vorhergehenden, und die gegenwärtige Lage der Sachen, allezeit die auf das Künftige zu nehmenden Maßregeln beſtimmen. Man kann bey Verfertigung eines ſolchen Operationsplanes nicht heimlich genug verfahren, weil ein bey guter Zeit bekanntes Vorhaben unſers Feindes faſt allezeit ein verfehltes Vorhaben iſt. Uebrigens muß man ſich auf Bundesgenoſſen nicht gar zu ſehr verlaſſen. Tauſend Urſachen können ſich vereinigen, ihre Sache entweder übel oder ſchwach, oder gar nicht, zu betreiben. Man muß ſeine Unternehmungen immer ſo einrichten, daß man ſich zurück ziehen, oder gegen widrige Fälle in Sicherheit ſetzen kann, im Fall man von einem ſeiner Bundesgenoſſen verlaſſen, oder verrathen würde.

Hat man Hülfsvölker, ſo iſt es nöthig, ſie unſerm Kriegsheere einzuverleiben, und ſie ſchwören zu laſſen, ehe man ſie mit der Armee verbindet, und ſie dem Befehle des oberſten Feldherrn zu unterwerfen. Da der General, welcher dieſe Hülfsvölker für den Fürſten, der ſie hergiebt, anführt, oft geheimen Befehl hat, ſie entweder zu ſehr zu ſchonen, oder ſie wohl gar bey bedencklichen Gelegenheiten nicht agiren zu laſſen; ſo muß man zu erfahren ſuchen, was daran iſt; und wenn man bey dieſen Truppen eine Widerſetzlichkeit im Gehorchen, Schläfrigkeit, Aufſätzigkeit und Unwillen bemerkt, ſo darf man gar kein

Be-

denken tragen, ſie zu zwingen, daß ſie etwas thun müſſen, ſie von einander abzuſondern, unter andere Regimenter zu ſtecken, ſie, troz aller Widerſprüche, vor den Feind zu führen, und ſie eben der Gefahr, wie unſere eigene Leute, auszuſezen. Bemerkt man aber, daß eine Verrätherey bey ihnen iſt, oder, daß ſie ſich öffentlich empören, ſo iſt man berechtigt, alle Befehlshaber anhalten zu laſſen, die Soldaten zu entwaffnen, oder fortzujagen, die Regimenter zu trennen, und das ganze Korps zu vertilgen. Hingegen iſt es offenbar wider alle Regeln der Billigkeit und Staatskunſt, aus dieſen Hilfsvölkern wahre Märterer zu machen, ſie ohne Unterlaß zu quälen, ſie allen Arten von Gefahren auszuſezen, ſie allezeit in das heißeſte Feuer zu ſtellen, ſie der ganzen Wuth des Feindes zu überlaſſen, weder für ihr Dach und Fach, noch für ihren Unterhalt zu ſorgen, u. ſ. w. Ein ſolches Betragen wäre gar nicht großmüthig; und wenn der Fürſt, der dieſe Hülfsvölker hergiebt, dieſes gewahr wird, wäre er, ſie zurück zu rufen, ſehr berechtigt. Kurz, die Hilfsvölker müſſen mit unſern eigenen Soldaten ganz gleich ſtehen, aber auch gleich mit ihnen arbeiten.

Wenn der Entwurf zu den Unternehmungen und den kriegeriſchen Anſtalten, alle Einrichtungen in Anſehung der Hilfsquellen, und des innern des Staates, ganz geheim, und mit aller möglichen Betriebſamkeit gemacht ſind, ſo iſt es gebräuchlich, der feindlichen Macht den Krieg anzukündigen. Dieſe Ankündigungen geſchahen ehemals, wie ich im Artikel Kriegserklärung zeigen werde, mit großen Feyerlichkeiten, welche aber weder weſentlich noch nothwendig ſind. Der Zug des Kriegsvolkes, und der Weg, den es nehmen ſoll, zeigen der feindlichen Macht deutlich genug, was ihr Herr im Sinn haben mag, Gleichwohl muß man wenigſtens eine rechtfertigende Schrift kund machen, ehe man die Feindſeligkeiten anfängt,

um das Publikum vortheilhaft für ſich einzunehmen. Daher begleitet man gemeiniglich die Kriegserklärungen mit einem Manifeſte, einer Deduktion, oder andern öffentlichen Schrift, die zu gleicher Zeit heraus kommt, und die Urſachen und Beweggründe enthält, auf welche der Regent ſeine Rechte und Anſprüche gründet. Dies ſind Arten von Vertheidigungsſchriften, die man von ſeinem Verfahren macht; worauf die feindliche Macht gemeiniglich durch eine Widerlegung zu antworten pflegt. Daher entſteht öfters ein Federkrieg, der nur den ehrlichen Namen angreift. Die Publikation dieſer Manifeſte iſt unvermeidlich. Man ſieht ſo gar, daß auch ungerechte Fürſten, gewaltſame Eroberer, und offenbare Tyrannen, dergleichen heraus geben, um ihre Ungerechtigkeit zu bemänteln. Sie hägen doch noch ſo viel Achtung für das Publikum, daß ſie wenigſtens dasjenige zu ſeyn ſcheinen wollen, was ſie in der That nicht ſind. Ein ſolches Manifeſt muß von einem Manne gemacht ſeyn, welcher der Staatsſachen, und der Geſetze völlig kundig iſt. Die juriſtiſchen Beweiſe, welche man darin anführt, müſſen mit aller nur möglichen Richtigkeit der Thatſätze und mit den klärſten Beweiſen des Rechtes verſehen ſeyn. Doch muß man auch darin die pedantiſche Declamation vermeiden, und ſich inſonderheit in Acht nehmen, daß man ſich keiner anſtößigen und verhaßten Ausdrücke bediene. Eine unhöfliche Sprache, eine grobe Schreibart, die mit Beleidigungen vermiſcht iſt, iſt einem Fürſten ſehr unanſtändig, wenn er von einem andern Fürſten redet. Die Herrn des Erdbodens ſind einander wegen ihrer Würde, Hochachtuug und Ehrfurcht ſchuldig. Ueberdem beweiſen dieſe Ausdrücke nichts; vielmehr, je höflicher man iſt, je mehr Stimmen gewinnt man von dem geſitteten Europa, und deſto weniger erbittert man ſeinen Gegner. Man muß allezeit denken,

daß

daß der Friede auf den Krieg folgt, und muß deswegen die Thür zum Vergleich offen laſſen. Der Endzweck aller ſolcher Schriften, iſt, ſein Verhalten zu rechtfertigen, oder ſich eine Partey zu machen. Man kommt ziemlich leicht dazu, wenn man Mittel findet, die Religion in ſeine Streithändel zu miſchen. Die Berührung dieſer Seite erſchüttert, wenn ſie mit Geſchicklichkeit geſchieht, alle Regenten, inſonderheit das Volk, welches ſo zahlreich iſt, und ſo laut ſchreyet. Doch muß man dasjenige nicht misbrauchen, was billig heilig ſeyn ſollte, noch die Religion zum Deckmantel blos ehrgeiziger Abſichten brauchen. Aber wenn man ſich dieſes Mittels bedienen kann, ſo muß es ſehr behutſam, und mit aller erſinnlichen Vorſicht geſchehen, damit nicht der zurück prallende Stoß ſelbſt dem Reiche, und uns, einen wirklichen Religionskrieg zuziehe, welcher allemal eine Schande für das menſchliche Geſchlecht iſt. Auſſer dieſem iſt die Religion die mächtigſte Triebfeder, zu allerley politiſchen Abſichten zu gelangen; und wenn man die Sache recht betrachtet, ſo ſind die gröſten Veränderungen in den Reichen und Staaten der Welt durch ihre Beyhülfe bewirkt worden.

Wenn der Krieg alſo angekündigt worden iſt, giebt man auch Edikte, oder Erklärungen, die man Advokatorien nennt, heraus, wodurch man allen Unterthanen der feindlichen Macht, die ſich in unſerm Lande als Fremde, oder Reiſende, oder ſonſt unter irgend einem andern Vorwande aufhalten, ankündigt, daß ſie ſich in einer gewiſſen, geſetzten Zeit entfernen ſollen. Dieſe Behutſamkeit iſt nützlich, um zu verhindern, daß ſich nicht in den Staat oder in die Armeen Spione einſchleichen, die mit unſerm Feinde heimliches Verſtändniß, zum Nachtheil der wichtigſten Unternehmungen, unterhalten. Eben dieſe Edikte beſtimmen auch die Art, wie man es mit parteyloſen oder neutra-

len Mächten ihrem Handel und ihrer Schifffahrt halten werde, was für Arten von Waaren als frey, oder kontraband, angeſehen werden ſollen, d. h. die man unſerm Feinde zu zu führen erlaubt, oder die man wegnimmt, wenn man ſie bekommen kann, als: Waffen, Kriegsvorrath, Lebensmittel ꝛc. Alle dieſe Dinge müſſen nach den Grundſätzen des Völkerrechtes eingerichtet ſeyn; und man thut wohl, wenn man nicht gar zu ſtrenge in dieſem Stücke iſt, damit man nicht neutrale Nazionen wider ſich aufbringe, und die Zahl ſeiner Feinde zur Unzeit vermehre.

Der Avvokatorien bey Reichskriegen, wird unten beſonders Erwähnung geſchehen.

Sobald der Krieg angekündigt iſt, entfernen, ſich die öffentlichen Miniſter beyder kriegender Mächte von den Höfen, wo ſie geſtanden haben. Oft warten ſie nicht einmal auf dieſen äuſſerſten Fall; entweder, um keine Augenzeugen eines Schauſpieles zu ſeyn; oder, um ſich nicht dem Uebermuthe eines aufgebrachten Pöbels auszuſezen, der zu ſolchen Zeiten nicht allemal den öffentlichen Charakter, den ſie haben, reſpektirt, und den der Landesherr kaum im Zaum halten kann. Es giebt Staatsmänner, welche meinen, es wäre beſſer, daß dieſe Miniſter an den beyden feindlichen Höfen während des Krieges blieben, um deſto geſchickter ſich jeden vortheilhaften Umſtand zu Nuze zu machen, und einen Vergleich zu ſtiften. Allein, wenn die Sachen ſchon einmal ſo weit gekommen ſind, daß ſie einen öffentlichen Bruch gewirkt haben, ſo muß man wohl ihren Ausgang erwarten; und wenn eine der kriegenden Mächte ihre Rechnung nicht mehr bey dem Kriege findet, ſo hat ſie ja tauſend Mittel in Händen, Friedensunterhandlungen anzuſtellen; entweder, daß ſie etwann jemand ohne Charakter an den feindlichen Hof ſchickt, die Gemüther zu erforſchen; oder, daß ſie geheime Konferenzen unter denen

Feld-

Feldherren, welche die feindlichen Heere kommandiren, vorſchlägt; oder durch Vermittelung irgend einer freundſchaftlichen Macht; oder, daß ſie einem ihrer Miniſter, der an einem neutralen Hofe lebt, befiehlt, ſich in Geſpräche mit dem Geſandten der Macht, welche Krieg mit uns führt, einzulaſſen. Uebrigens würde ein ſolcher Miniſter immer eine traurige Rolle an einem Hofe ſpielen, der im offenbaren Kriege mit ſeinem Herrn ſtände; und er wäre ein ſo viel gefährlicherer Spion, da er unter dem Schutze des Völkerrechtes, und von Amts wegen, ſeine Geſchäfte treiben könnte.

Nach allen dieſen vorläufigen Präkautionen fängt der Krieg an, die militäriſchen Unternehmungen werden mit allem Nachdrucke getrieben, der Landesherr ſelbſt führt ſein Heer an, oder er vertrauet deſſen Anführung den geſchickteſten ſeiner Feldherren an. Der glückliche Erfolg hängt von ſeiner Fähigkeit, von ſeiner Klugheit, von ſeiner Tapferkeit, und von der Güte der Kriegsvölker, ab. Es werden in den Kirchen öffentliche Gebete an das höchſte Weſen um das Glück der Waffen gerichtet. Unſere Wünſche werden erhört; wir nehmen Städte ein, und gewinnen Schlachten. Doch darf dieſes Glück den Fürſten nicht ſtolz machen, noch ihn in eine gefährliche Sicherheit einſchläfern; vielmehr muß er bey dieſen glücklichen Vorfällen Munterkeit und Thätigkeit verdoppeln, und allezeit bedenken, daß der Krieg ſeine Gunſtbezeigungen, aber auch ſeine Widerwärtigkeiten habe; daß ein widriger Fall des Glückes auch die vortheilhaften Siege zernichten könne; und daß mehr Kunſt dazu gehöre, den Sieg recht zu brauchen, als ihn davon zu tragen. Sobald die Nachricht von einem wichtigen Siege in der Reſidenz ankommt, läſſet man daſelbſt und im ganzen Lande ein feyerliches Te Deum anſtimmen, wobey man Gaſtmahle, und öffentliche

Luſtbarkeiten anſtellt. Nichts erhebt den Muth des Volkes mehr, und ſchlägt den Feind mehr nieder. Der Unterthan giebt mit Freuden Geld zum Kriege, wenn er ſieht, daß daſſelbe zum Vortheil angewendet wird. Man pflegt auch dergleichen Siege allen freundſchaftlichen Höfen durch die Miniſter, die daſelbſt ſtehen, melden zu laſſen. Aber man muß nicht bey dem geringſten kleinen Scharmützel, den man dem Feinde geliefert, oder bey dem geringſten Städtchen, welches man eingenommen hat, die Landſtraßen mit Kourieren bedecken, die Luft mit Jubelgeſchrey und Freudenfeuern, und die Zeitungen mit Ruhmredigkeiten, anfüllen.

Die Menſchlichkeit, die ſchönſte Tugend der Regenten, muß einen Fürſten niemals verlaſſen, wenn er zu Felde geht. Ein Fürſt entehrt ſich ſelbſt, ſeine Nazion, und ſein Kriegsheer, auf ewig, wenn er gegen die überwundenen Völker oder Einwohner eines Landes, welches er unter das Joch bringt, grauſam iſt. Das iſt der Grundſatz der Tatarn und Straßenräuber, die Gegenden, durch welche ſie ziehen, zu verwüſten. Alles zernichten, alles mit ſich fort führen, Städte und Dörfer anzünden, plündern, rauben, das ſind lauter Handlungen, eines Helden unwürdig, und welche auch die ſchönſten Lorbeeren beflecken. Die Staatskunſt lehrt uns, daß man ſo gar wider ſein eigenes Beſtes handelt, wenn man nicht die Soldaten zu einer ſtrengen Mannszucht anhält, oder wenn man Grauſamkeiten an den Einwohnern des platten Landes ausübt, ſie ohne Noth plündert, kurz, wenn man unnütze Gewaltthätigkeiten ausübt. Man wird ſelbſt am erſten dadurch geſtraft. Der Ruf davon verbreitet ſich überall hin. Der böſe Name, das Schrecken, der Haß, gehen vor unſerm Heere jedesmal her, wenn es zu Felde zieht. Der Landmann flieht, führt ſeine Heerden und ſein Vieh in den

Wald,

Wald, auf die Berge, und an unwegſame Oerter; er ſelbſt flüchtet in die Städte, oder zieht in ein angränzendes Land, und nimmt ſeinen Vorrath mit; alsdann kommt man an, aber die Schlöſſer, die Dörfer, die Meierhöfe, alles ſteht leer, alles iſt verlaſſen; der Soldat hat höchſtens nur ſein Kommißbrod zum Unterhalte; der Offizier kann ſich auch nicht einmal für ſein Geld die mindeſte Nothdurft kaufen; die Pferde und das Rindvieh finden kein Futter und kein Stroh; nirgends findet ſich irgend eine Hülfe, oder ein Wegweiſer. Das ganze Land iſt gegen einen räuberiſchen Feldherren aufgebracht. Mit jedem Schritte nimmt die Verwirrung zu; die Krankheiten finden ſich unter der Armee ein; die ſchönſten Anſchläge werden rückgängig. Oftmals muß man wieder umkehren, und ſeinen ganzen Operationsplan zerſcheitern ſehen. Es iſt ausgemacht, daß, je menſchlicher, großmüthiger und mitleidiger man bey Führung des Krieges iſt, und je mehr man bey dem Soldaten auf genaue Mannszucht hält, man deſto glücklicher in allen kriegeriſchen Unternehmungen iſt.

Eben dieſelben Grundſätze der Menſchlichkeit, Billigkeit, Uneigennützigkeit und Großmuth, müſſen bey Erhebung der Kontributionen in der Anordnung des Proviantweſens und bey Eintheilung der Winterquartiere, welche jedes Land, wo Krieg geführt wird, zu geben verbunden iſt, Statt finden. Ein jeder Regent, der einen gerechten Krieg führt, iſt nach dem Natur- und Völkerrechte befugt, Kriegsſteuer und Kontribution zu fordern. Sein Kriegsheer muß leben; ſeine Soldaten müſſen Dach und Fach haben, wenn die Strenge des Winters ſie verhindert, im Felde zu ſeyn. Der Kriegsherr muß ſogar eine Schadloshaltung der auſſerordentlichen Summen, welche das Heer gekoſtet hat, aus dem feindlichen Lande nehmen. Kurz, man führt nicht Krieg,

um dem Feind zu ſchmeicheln, und ihn reich zu machen. Aber auch aus bloßer Raubbegierde ein Land zu erſchöpfen, es ſogleich im erſten Jahre auſſer Stand zu ſetzen, daß man daſelbſt einen zweyten Feldzug halten könne; unſchuldige Privatperſonen ganz und gar zu Grunde zu richten; das iſt eine nicht rühmliche, und nicht politiſche Maxime für einen Monarchen, der nach dem Titel eines Großen ſtrebt. Uebrigens iſt es unmöglich, gewiſſe Regeln anzugeben, was man in jedem Falle zu thun habe. Die Umſtände verändern die Sache auch im Kriege ſo ſehr, daß man nur allgemeine Grundſätze geben kann, und daß man die einzelne Maßregeln der guten Aufführung, der Klugheit und Einſicht des gebietenden Feldherrn, des Miniſters, der die Sachen lenket, und des Regenten, anheim ſtellen muß.

Was die Wiedervergeltung betrifft, ſo behaupten die berühmteſten Schriftſteller des Natur- und Völkerrechtes (*), daß ſie nicht ungerecht ſeyn, und daß die Güter und das Leben eines jeden Unterthans gleichſam für die Schulden des Staates, davon er Mitglied iſt, haften, ſo wie auch für den Schaden, den der Staat, bey Zuziehung einer Beleidigung, einer Ungerechtigkeit, einer Grauſamkeit an den feindlichen Unterthanen, oder in einem fremden Lande veranlaſſet haben kann. Ich würde ziemlich der Meinung dieſer berühmten Männer ſeyn, die ſo viele alte und neue Beyſpiele für ſich haben, inſonderheit was die Güter betrifft; aber in Anſehung des Lebens dieſer unſchuldigen Unterthanen, ſcheint dieſe Meinung in dem Irrthume ihren Grund zu haben, in welchem man ehemals ſtand, daß jeder ein unbedingtes Recht über ſein Leben habe, und daß man es auch dem Staate

(*) *Grotius* L. 3. c. 2. §. 4. ſqq. *Puffendorf.* L. 8. c. 5. §. 13.

Staate übertragen könne. Die Religion und das natürliche Recht widerſetzen ſich der Ausübung des Rechtes, der Wiedervergeltungen, über das Leben eines jeden Menſchen, der nicht perſönlich ſtrafbar iſt; und jeder Fürſt, jeder Miniſter, jeder Feldherr, der nur Menſchlichkeit beſitzt, und nicht ſeine Ehre durch Niederträchtigkeit beſchimpfen will, wird keinen Unſchuldigen aus Rachgier umkommen laſſen.

Die feſten Städte werden durch Sturm, oder durch Kapitulation eingenommen. In dem erſten Falle iſt es der Menſchlichkeit und dem Chriſtenthume gemäß, an den Einwohnern einer ſolchen Stadt keine Grauſamkeit auszuüben, da ſie ohnehin ſchon zu bedauern ſind, wofern ſie nicht ſelbſt die Waffen ergreifen. Die Feldherren und Befehlshaber müſſen alle ihre Bemühungen anwenden, um den Ausſchweifungen der Gewaltthätigkeit, und des Uebermuthes der Soldaten Einhalt zu thun. Man muß niemals den Kriegsleuten erlauben, unter was für einem Vorwande es auch seyn könnte, ſich ſelbſt ſo ſehr herunter zu ſetzen, daß ſie Thaten begiengen, die ſie den Tiegern, Löwen, und andern wilden Thieren, gleich machen. Von den Kapitulationen werde ich unten in einem beſondern Artikel handeln.

Die feindlichen Kriegsheere ſtehen einander im Geſichte, und bereiten ſich zur Schlacht. Die gebietenden Feldherren ſuchen, ein jeder den vortheilhafteſten Platz zu erwählen, um eine große Fronte darzuſtellen, ihre Flügel gut zu unterſtützen, die Flanken zu decken, Anhöhen zu gewinnen, und ihre Artillerie vortheilhaft brauchen zu können; ja, Kavallerie und Infanterie ſo zu ſtellen, daß jeder Mann ſeine Handgriffe mit gutem Erfolge machen könne, und weder ein Graben, noch ein Teich, noch ein Fluß, noch ein hohler Weg, noch andere Hinderniſſe, ſie abhalten mögen, ihre Stärke zu zeigen; da ſie

ſie zwey, und zuweilen drey Linien oder Arrieregarden ſtellen können, auch das Gepäck und alles Uebrige gut bedecken, oder gut entfernen können. Der Angriff hebt an; man giebt ſich auf beyden Seiten erſtaunliche Mühe zu ſiegen; die ganze Natur bebt alle Augenblicke; das Feld wird mit Leichen und Verwundeten bedeckt; das Blut ſtröhmt; der ſchwächere Feind muß nachgeben, ſich zurück ziehen, fliehen, und ſeinem Gegner den Wahlplatz überlaſſen. Bey einer ſolchen Gelegenheit nun kann der Feldherr große Tugenden, aber auch unanſtändige Schwachheiten blicken laſſen. Iſt er wirklich ein großer Mann, und ein guter Staatskundiger, ſo wird er auch bey dem glänzendſten Siege beſcheiden ſeyn; er wird alle mögliche Menſchlichkeit gegen die Verwundeten und Sterbenden, auch von den Feinden, und gegen die Gefangenen, äuſſern; er wird alle mögliche Sorgfalt für ſie tragen, ſie verbinden laſſen, in Quartiere legen, und ſo gut, als die Umſtände es erlauben, ſie ſpeiſen laſſen; er wird verſichert ſeyn, daß dieſes mildthätige Betragen ihm die Bewunderung der ganzen Welt zuziehen werde, anſtatt daß eine entgegen geſetzte Aufführung ihn auf immer in den Rang eines halben Helden herab ſetzen wird. Was ſonſt von Kriegsgefangenen, und deren Auswechſelung, zu bemerken iſt, wird unten in einem beſondern Artikel vorkommen.

Ich wende mich zu Beſchreibung der Kriegsgebräuche, oder der mancherley Arten, Krieg zu führen, bey verſchiedenen Völkern.

Die Hebräer oder Iſraeliten, fiengen mehrentheils ihren Krieg, wenn ſie dergleichen zu führen hatten, mit dem Anfange ihres Jahres, im März und April, an, welches der Monat Niſan war, da man in das Feld zu ziehen pflegte. Es erhellt dieſes ſchon

aus

aus 2. Sam. 11, 1. 1. Chron. 12, 15. Joſ. 4, 19. Vielleicht hat dieſer Monat Niſan ſelbſt von dieſer Gewohnheit der morgenländiſchen Völker den Namen Fahnenmonat (von Nes, Fahne, Kriegszeichen,) bekommen, eben ſo wie der Monat März (Martius) von dem Kriegsgotte Mars den Namen führt, wie ſchon Bochart (1) bemerkt hat. Denn Sommer über ſetzte man gern, wenn es möglich war, wegen der großen Hitze, den Krieg aus, wozu der Herbſt die günſtigſte Jahrszeit war, und im Winter bezog man, nach Art der Europäer, die Winterquartiere. Dieſes war deſto nothwendiger, da der weiche und der Wärme gewohnte Morgenländer die Kälte des Winters weniger, als der rauhere Europäer, vertragen konnte, wenn gleich die Winterkälte im Orient bey weitem nicht ſo ſtrenge iſt, wie bey uns (2).

Zu Kriegsdienſten war bey den Iſraeliten jeder, der das zwanzigſte Jahr erreicht hatte, verbunden; 4. Moſ. 1, 3. 26, 2. Man findet aber auch hier eine Ausnahme von dieſer Verbindlichkeit bey dem Kriege derſelben gegen die Amalekiter (2. Moſ. 17, 9. 10.) Midianiter (4. Moſ. 31, 1—6.), und in ſpätern Zeiten, wo nur 40,000 Mann von den dritthalb Stämmen den Jordan paſſirten, um ihren Brüdern die Länder jenſeits des Jordans einnehmen zu helfen. Bey dem Kriege Sauls gegen die Ammoniter bietet Saul das ganze Iſrael auf; 1. Sam. 11, 7. Die Aushebung des zum Kriege beſtimmten Volkes verrichteten, nach Moſis Verordnung, die ſo genannten Schoterim (5. Moſ. 20, 5. 8. 9.), und wer dazu erwählt war, wurde mit einem Stabe berührt, wodurch er zum Feld-

(1) Hierozoic. Tom. 1, 2, 50.

(2) S. Fabers Anmerkung zu Harmars Beobachtungen, Th. 2, S. 283.

Feldzuge beſtimmet wurde, woraus der Ausdruck Volksmuſterer (Richt. 5, 14.), welcher eigentlich ſo viel heißt, als: die den Staab des Zählenden ergreifen, ſein Licht bekommt. Das hier im Hebr. vorkommende Wort Sopher, bedeutet hier und in andern Stellen (vergl. 2. Kön. 25, 19. 2. Chron. 26, 11.) einen vornehmen Offizier, der zur Aushebung der zum Kriege beſtimmten Mannſchaft beſtimmt war, wenn es gleich **Luther** immer durch Schreiber überſetzt. S. auch 2. Sam. 8, 17. 20, 25. 1. Chron. 18, 16. Einige Fälle nimmt **Moſes** aus, in welchen jemand ohne Schande von Kriegsdienſten befreyet wurde; 5. Moſ. 20, 5—7. 24, 5; und wer furchtſam und feige war, konnte auch zu Hauſe bleiben; 5. Moſ. 20, 8. (3). Die oben angeführten Schoterim ernannten auch Hauptleute, Offiziers. Auch findet man zu den Zeiten **Davids**, einen Generalfeldmarſchall, den **Joab**; 2. Sam. 8, 16.

Die Kriege der Hebräer gegen ihre Feinde waren gemeiniglich von zweyerley Beſchaffenheit. Einige unternahmen ſie auf göttlichen Befehl, als: den Krieg gegen die Einwohner Canaans. Andere unternahmen ſie, wenn ſie eine Beſchimpfung oder andere Beleidiqung von den benachbarten Völkern erlitten hatten, wovon Beyſpiele 1. Sam. 11, 1, f. 2. Sam. 10, 4, f. vorkommen. **Moſes** hatte verordnet, daß man den Feinden, vor Eröffnung des Feldzuges gegen dieſelben, erſt den Frieden anbieten, und die Erſetzung des zugefügten Schadens von ihnen verlangen ſollte; 5. Moſ. 20, 10, f. Doch waren die cananitiſchen Städte, gerechter Urſachen wegen, von dieſer Verordnung ausgeſchloſſen; vergl. V. 15. Nun erfolgte eine förmliche Kriegserklärung; Richt. 11, 12.

15,

(3) S. Michaelis moſ. Recht, Th. 3, §. 175—177, S. 231-347.

15, 10 f. 2. Kön. 14, 8, f. Bey einer zu liefernden Schlacht fragte man Gott immer um den Ausgang des Krieges, und rief denſelben um ſeinen Beyſtand an. daher es glaublich iſt, daß die Hebräer ohne den Willen Gottes keinen Krieg angefangen haben; 2. Moſ. 14, 1, f. 17, 1. Dieſer that ihnen ſodann ſeinen Willen in Abſicht des zu führenden Krieges kund, und offenbarte ihnen auch manchmal, wer unter den iſraelitiſchen Stämmen eigentlich den Krieg führen ſollte; Richt. 1, 1. 2. Die Soldaten unter den Iſraeliten pflegten im Kriege ſich mit Lebensmitteln, Waffen, und andern Nothwendigkeiten zu verſehen; 1. Sam. 17, 13. 17, f. Der Krieg war ſelbſt am Sabbath nicht verbothen, ſondern erlaubt, da er unter die am Sabbath erlaubten Nothwerke gehörte, und es läſſet ſich, nach der Meinung des Hrn. R. Michaelis (4), von Nehemia, wegen der Stelle Neh. 13, 15—19. vermuthen, daß er die Gegenwehr am Sabbath gegen die Feinde nicht für unerlaubt gehalten habe, wenn man gleich in den folgenden Zeiten am Sabbath die Gegenwehr unterließ; 1. Macc. 2, 31, fgg. Vor und in der erſten Zeit der Könige nahm man oft die Bundeslade mit zu Felde; 1. Sam. 4, 4. 5. 2. Sam. 11, 11. 15, 24. Das Lager der iſraelitiſchen Armee mußte reinlich, und ſonſt gute Ordnung darin gehalten werden, wovon Moſes, 5. Moſ. 23, 10 fgg. einige Geſetze gegeben hat; ſ. Kriegslager. Zuweilen konnte ein Krieg der Iſraeliten auch durch einen Zweykampf entſchieden werden; Sam. 17, 8. 9, f. Eben dergleichen findet man auch bey andern Völkern (5). Hieher gehören auch

(4) Moſ. Recht, Th. 1, §. 196, S. 134, Anm.

(5) *Grotius* de jure belli et pacis. L. 2. c. 23. Dieterichs Anmerk. zu Chandiers Leben Davids, Th. 1, S. 77.

auch die Stellen 2. Sam. 2, 14. 21, 15—22. 23, 9. wo von den Helden Davids gemeldet wird, daß ſie die Kriege mit den Philiſtern durch einen Zweykampf geendigt hätten.

Im Kriege mußten die Iſraeliten ſich ſelbſt bekö= ſtigen, auch die Offiziers; nur daß dieſe letztern bis= weilen von ihren Anverwandten ein Don gratuit be- kamen; 1. Sam. 17, 28. Aus dieſem Grunde wird von dem Amaſia, dem Sohne Sichri, als etwas Ruhmvolles bemerkt, daß er freywillig General ge= worden ſey, und ein Korps der ſo genannten Frey= willigen des Herrn kommandirt habe (2. Chron. 17, 16.) weil ein General der Iſraeliten eigentlich keine Gage bekam, ſondern ſich ſelbſt erhalten mußte (6). Wenn ein Krieg angefangen wurde, ſo wurde erſt dem Volke davon Nachricht gegeben, und demſelben befoh- len ſich zum Kriege bereit zu halten, wohin die Stelle Jeſ. 13, 3. zielet. Hierauf wurde an dem Tage, da die Armee ſich verſammeln ſollte, ein öffentliches Feldzeichen, oder eine Fahne auf einen der höchſten Berge ausgeſteckt, welches Luther Panier aufwerfen nennt; Joſ. 13, 2. 11. 12. (7). Wenn die Armee verſammelt war, ſo wurde das Zeichen zum Aufbruch durch die Trommete gegeben; Jeſ. 18, 3. Eben ſol= cher Poſaunen bediente man ſich auch bey dem Angriffe der Feinde (Neh. 4, 20.) und wenn man aufhören ſollte, dieſelben weiter zu verfolgen und zu beunruhigen; 2. Sam. 2, 18. Bey einer vorzunehmenden Feldſchlacht pflegte man ſich in eine ordentliche Schlachtordnung zu ſtellen, und ein Feldgeſchrey zu erheben; 1. Sam. 17, 20. Des letztern bediente man ſich auch bey Ver= folgung der Feinde; ſ. Kriegsgeſchrey. Der Angriff der Feinde geſchahe mehrentheils mit drey Haufen

Richt.

(6) S. Hezel's Bibel, bey 2 Chron. 16 Th. 3, S. 190.

(7) S. Faber's Archäolog. S. 235, f.

Richt. 7, 16. 1 Sam. 11, 11. Hiob 1, 17; in welcher letztern Stelle dieſe drey Haufen in Luther's Ueberſetzung Spitzen heißen. Auch gehört zum Kriegsweſen der Hebräer, die Stelle 2 Chron. 26, 11 fgg.

Gemeiniglich waren die Feinde den Iſraeliten, die vor den Zeiten David's lauter Fußvolk hatten, an Reiterey überlegen, wovon man unter andern Sam. 13, 5. ein merkwürdiges Beyſpiel findet. Sie bedienten ſich im Kriege der Waffen; in Ermangelung derſelben aber, zumal wenn ihre Feinde aus Liſt die im Lande befindlichen Waffenſchmiede weggeführt hatten, der Ochſenſtecken, Knüttel, und anderer Werkzeuge; Richt. 3, 11. 1 Sam. 13, 19. Nach geendigter Schlacht wurde Beute gemacht. Mehrentheils behielten die iſraelitiſchen Soldaten dasjenige, was ſie geraubt hatten, jeder für ſich; 4 Moſ. 31, 33; doch das Koſtbarſte, königliche Kronen ꝛc. fielen dem Könige anheim; 2 Sam. 8, 12. 12, 30. Die Beute an Menſchen und Vieh gehörte eigentlich allen Iſraeliten, wurde auf einem Haufen zuſammen gebracht, gezählt, und diejenigen, welche mit zu Felde gegangen waren, bekamen davon die eine Hälfte, ſo wie die andere Hälfte den andern Iſraeliten, die nicht mit in den Krieg gezogen waren, unter einer mäßigen Abgabe an die Prieſter und Leviten, anheim fiel; 4 Moſ. 31. Joſ. 22, 8. David verordnete, man ſollte die Beute in gleiche Theile unter diejenigen, die gegen den Feind gezogen, und denen, die zu Hauſe geblieben wären, theilen; 2 Sam. 30, 2 — 25 (8). Ein Mehreres hievon wird unten im Art. Kriegsbeute vorkommen.

Das

(8) S. Michaelis moſ. Recht, Th. 3, §. 181, S. 268, fgg.

Das Kriegsrecht gegen die überwundenen Völker war ſehr hart, beſonders gegen cananitiſche Nationen (9). Man findet, daß ſie Dreſchwägen, die mit ſpitzigen Zacken verſehen waren, über die gefangenen Feinde haben hergehen laſſen; Richt. 8, 7. 16. 2 Sam. 8, 2. 12, 31. Oft bediente man ſich der eigenen ökonomiſchen Werkzeuge der Feinde, um ſie umzubringen, (keiner Kriegswaffen,) weil zuweilen der iſraelitiſche Feldherr die Kriegswaffen für ehrloſe Nationen, die ohne gegebene gerechte Urſachen, bloß aus Muthwillen, Krieg angefangen hatten, für zu edel hielt, und dergleichen Frevler vielmehr eines unehrlichen und ſchmählichen Todes ſich ſchuldig gemacht hatten. Hatte eine Stadt ſich der Abgötterey ſchuldig gemacht, und wurde ſie nun von den Iſraeliten erobert, ſo mußte dieſelbe der Erde gleich gemacht und verbrannt werden; 5 Moſ. 23, 13 f. Die Beute einer ſolchen Stadt wurde mehrentheils verbrannt (V. 17.), und gehörte zum Heiligthum. Beyſpiele davon findet man an der Stadt Jericho, und andern; 5 Moſ. 2, 34. 25, 19. Joſ. 6, 17. Alle Einwohner derſelben nebſt ihrem Viehe, wurden getödtet, und niemand von den Iſraeliten durfte ſich an der Beute derſelben vergreifen, wenn er nicht am Leben geſtraft ſeyn wollte; Joſ. 6, 17. 18. vergl. Cap. 7. Weiber und Kinder geriethen in die Gefangenſchaft (4 Moſ. 31, 35), wodurch nachher die Vielweiberey befördert wurde. Mehrentheils brauchte man die im Kriege erbeuteten Mädchen als Concubinen oder Kebsweiber: 5 Moſ. 20, 10 — 14. Moſes verboth dieſes zwar nicht, doch führte er gewiſſe beſondere Ceremonien ein, die ein ſolches im Kriege gefangenes Frauenzimmer beobachten mußte; 5 Moſ. 21, 10. 11. Die übrigen feindlichen Soldaten, die

(9) Eb. daſ. Th. 1, §. 62. S. 318, fgg.

die noch beym Leben blieben, wurden zu Sclavendienſten gebraucht. Indeſſen findet man, daß in dem Kriege gegen die Midianiter auch Weiber und Kinder getödtet, und keine andere, als Jungfrauen, zu Sclaven gemacht worden ſind; 4 Moſ. 31, 11 — 14. 18. 35. Von den im Kriege gebrauchten Waffen und Schilden, ſ. die Art. Schild, Spieß, Waffen.

Von dem Militärweſen in den kön. preuſſiſchen und kurf. brandenburgiſchen Ländern, wird zum Theil weiter unten, in den beſondern Artikeln, das Meiſte vorkommen. Von den Kriegsgebräuchen und der Kriegsverfaſſung der übrigen europäiſchen Völker, wird bey Beſchreibung eines jeden Landes gehandelt. Hier will ich nur der occidentaliſchen Tatarn, in der europäiſchen Türkey, Erwähnung thun. Das Oberhaupt dieſer Völker wird Chan genannt; er kann mehr als 100,000 Mann in das Feld ſtellen. Sein Reichthum, ſeine Macht und ſein Anſehen, beſtehen in der Anzahl ſeiner Horden. Jede Horde hat ihre Fahne oder Panier, welches ein Stück Stoff iſt, das an eine 12 Fuß lange Lanze angebunden wird. Man ſieht darauf das Bild einer Kuh, eines Pferdes, eines Kameles, oder eines andern Thieres, worunter der Name des Stammes geſchrieben ſteht. Wenn eine Horde marſchirt, wird die Fahne vorn an der Spitze, unmittelbar hinter den Oberſten, getragen. Die vornehmſten Waffen beſtehen in großen Bogen und Pfeilen, welche ſie eben ſo beherzt, als richtig, zu ſchießen wiſſen. Sie bedienen ſich ihrer mit gleicher Geſchicklichkeit im Vorwärtsgehen, oder Zurückweichen, nach Art der alten Parther, die auch in der Flucht noch zu ſchlagen pflegten. Sie führen hienächſt Röhre, 6 Fuß lang, wovon der Lauf über 1 Zoll dick iſt. Um ſolche los zu ſchießen, bedienen ſie ſich einer Lunte, und der Kernſchuß trägt 600 Schritt weit. Auf dem Marſche neh-

men ſie dieſelben, ſo wie ihre Köcher, auf den Rücken, die Bogen aber haben ſie auf der linken Seite in einer Art von Futteral. Weil ſie nie zu Fuße dienen, ſondern nur zu Pferde Krieg führen, tragen ſie faſt insgeſammt Lanzen, Panzerhemden und eiſerne Hauben. Jede Horde oder Stamm wird von ſeinem Oberhaupte angeführt, ſo, daß ein Trupp tatariſcher Reiter, nach der Stärke der Stämme, mehr oder weniger zahlreich iſt. In der Schlacht wiſſen ſie nichts von Reihen und Gliedern. Ohne Ordnung theilen ſie ſich in ſo viel Truppe, als ihre Armee Horden ausmacht, und jeder marſchirt, mit der Lanze in der Hand, unter der Anführung eines Oberſten. Die Geſchwindigkeit ihrer Pferde kommt ihnen ſehr zu Statten. Oftmals wenn man glaubt, ſie wären gewichen, fallen ſie mit größerer Hitze aufs neue an; und demjenigen Feinde geht es übel, der bey dem Verfolgen keine Glieder hält. Dieſe Völker ziehen niemals zu Felde, ohne alle ihre Reichthümer mit ſich zu führen; und wenn ſie eine Schlacht verlieren, bleiben ihre Weiber, Kinder, Vieh und alles was ſie haben, in der Gewalt des Ueberwinders. Uebrigens hat der Soldat keine andere Löhnung, als was er dem Feinde abnimmt. Weil ſie zur Hütung ihres Viehes, worin ihr ganzes Vermögen beſteht, Niemand nöthig haben, als ihre eigene Familie, ſind ſie nicht ſehr begierig, Sclaven zu machen; ſie beläſtigen ſich nicht gern mit unnützen Männern. Wenn der Fürſt Kriegsgefangene macht, behält er eine gewiſſe Anzahl davon in ſeinen Dienſten, die übrigen theilt er unter die Vornehmſten ſeiner Armee aus.

Die Art und Weiſe, wie dieſe Völker ihre Kriege führen, wird aus Folgendem deutlicher erhellen. Es iſt einige Zeit verfloſſen, daß der Kaiſer von China mit dem Tartarchan, wegen etlicher Oerter, die an-

der

der Gränze lagen, Krieg führte, welche Letzterer weggenommen hatte, und wozu er ſein Recht vor der Spitze einer anſehnlichen Armee behauptete. Die Chineſer ſtelleten ihm, unter dem Commando eines Prinzen vom Geblüte, 30,000 Mann entgegen. Der Ueberlegenheit an Mannſchaft ungeachtet, wurde Dieſer in etlichen Treffen geſchlagen, der Kaiſer aber genöthigt, ſich zu vergleichen und Friedensvorſchläge zu thun. Die Chineſer hatten einen langen und beſchwerlichen Weg, durch Wüſten und durch ein unbebauetes Land, machen müſſen; ſie hatten überdies ein zahlreiches Geſchütz und eine Menge Proviantwägen bey ſich, ſo, daß ſie entkräftet waren, noch ehe ſie an den Feind kamen. Der Chan hingegen, nach erhaltener Nachricht von dem Anmarſche einer Armee, hielt ſich ruhig, und erwartete ſie etliche Tagereiſen weit von ſeinem Lager. Alsdann ſchickte er die leichte Reiterey ab, ließ das Land verbrennen und verwüſten, und ſcharmuzirte mit den Chineſern Tag und Nacht, bis ſie keine Lebensmittel mehr hatten, und nach einem anſehnlichen Verluſte zwang er ſie abzuziehen.

Die Art, durch Verwüſtung der Länder Krieg zu führen, iſt bey dieſen Völkern ſehr alt, ſie werden dadurch den regulären Truppen furchtbar, und benehmen ihnen allen Unterhalt; ſie hingegen, die Tatarn, haben allezeit Pferde im Ueberfluſſe bey ſich, die ſie tödten und eſſen, daß ſie alſo an Erhaltungsmitteln faſt niemals Mangel leiden.

Der Chan hat allezeit etliche tauſend ſeiner Unterthanen, die um ihn herum campiren, und er begegnet ihnen ſo liebreich, als wenn ſie ſeine leibliche Kinder wären. Seine Truppen ſind durchgängig gute Soldaten, ſie campiren das ganze Jahr, und ändern ihren Aufenthalt, ſo oft die Nothdurft oder ihre Neigung es erfordert.

Kriegs-Gebräuche und Kriegs-Verfaſſung einiger Völker in Aſia.

1. In der Türkey reiſet, der häufigen Straßenräubereyen wegen, Jedermann bewaffnet. Kein Reiſender iſt ohne Flinte, Piſtolen und Säbel. Der Bauer geht mit den beyden letzten hinter ſeinem Pfluge her. Niemanden iſt auch das Jagen verboten. Man darf ſich alſo nicht verwundern, daß, weil ein Jeder die Mordgewehre bey ſich führt, Mord und Todſchlag ſehr gemein, aber auch faſt jeder Bauer ein Landſoldat iſt, die türkiſchen Pferde aber ohne Scheu den Flintenſchuß vertragen können.

Zur eigentlichen Landmacht gehören zuvörderſt die Soldaten. Die wirklichen Fußvölker ſind die Janitſcharen. Es ſind das aber nicht mehr die alten, welche in den vorigen Zeiten den Feinden der Pforte ſo zum Schrecken waren. Sie beſtehen jetzt nicht aus Chriſtenkindern und Chriſtenſclaven, ſondern ſind faſt alle geborne Türken, ja Söhne der Janitſcharen, die gleichſam erbſchaftsweiſe den Sold ihrer Väter bekommen haben. Es iſt ſolcher nicht einerley; denn des Alters oder ausgeſtandener Kriege wegen wird er ſehr erhöhet, der geringſte möchte täglich ungefähr auf 3 bis 4 Para (*) ſich belaufen. Dazu kömmt auch hin und wieder Brod und Reiß. Es ſteht ihnen dabey frey, den Ackerbau, auch alle Künſte und Profeſſionen, auch Handel zu treiben. Denn in Abſicht der Kriegsübungen ſind ſie völlig frey und müßig, weil keine Statt finden. Exerciren, auf der Parade und Wache ſeyn, iſt ihnen völlig unbekannt. Daraus kann man leicht urtheilen, daß das Schießen in Reihe und Gliedern, das

(*) Ein Para beträgt, nach unſerm Gelde, 5 bis 6 Pfenn.

das Aufmarſchiren, die Wendungen, Evolutionen, Bataillon- und Peloton-weiſe feuern, ein Bataillon quarré, und noch wichtigere Kriegsſachen, ihnen, ſprichwörtlich zu reden, böhmiſche Dörfer ſind. Sie ſind in eine große Menge Compagnien, welche Oda heißt, eingetheilt. Ihr allgemeines Oberhaupt iſt der Janitſcharen-Aga in Konſtantinopel, wo der beträchtlichſte Haufe iſt, indem der Ueberreſt in die größten Städte vertheilt iſt. Sie werden ſo wenig zum Kriegsweſen angehalten, daß ihnen daſelbſt das Gewehr zu tragen verboten iſt, indem man ihren Aufſtand noch eher befürchten müßte, denn ſie geben dazu die Lärmbläſer und die Rädelsführer ab. Sie ſind alſo nicht Soldaten, weil ſie das Kriegshandwerk nicht verſtehen, denn das findet nicht Statt; ſondern weil ſie ihres Soldes wegen in den Krieg gehen müſſen, da übrigens jedermann zu Hauſe bleiben kann. Im Kriege ſelbſt iſt es eine unruhige und zärtliche Miliz. Fehlt der Reiß und Kaffee, und wird nicht täglich friſch Brod gebacken, ſo iſt Murren und Aufruhr zu befürchten. In einer Schlacht ſind ſie bloß zu einem dreymaligen Angriff zu bringen. Weicht damit der Feind nicht, ſo ziehen ſie ſich zurück; und dringt er noch dazu vorwärts, ſo begeben ſie ſich auf die Flucht. Ein Mehreres von den Janitſcharen, ſ. im XXIX Th. S. 7, fgg.

Die Reiter der Türken heißen Spahi. Wer ſich darunter eine Cavallerie, wie die unſrige iſt, vorſtellen und ſich einbilden wollte, ihre Pferde müßten ſo geſchloſſen ſeyn, als die unſrigen, und ſie könnten aus einander prellen und ſich wieder in Ordnung fügen, der würde ſehr irren. Es iſt ein unordentlicher Haufe, der ſich freywillig auf das Wettrennen gelegt hat, und deſſen ganze Uebung darin beſteht, daß einer hinter dem andern herjagt, und ihm einen Knüppel von ungefähr $1\frac{1}{2}$ E. lang (Scherid), gegen den Kopf zu wer-

ſen, derjenige aber, auf welchen er geworfen werden ſoll, ihn im Fluge aufzufangen ſucht.

Die Janitſcharen und Spahi ſind die ordentlichen Kriegsvölker, welchen Namen ſie indeſſen nicht verdienen, weil ſie etwa regulär wären, ſondern weil ſie des Soldes wegen dienen müſſen. Allein, dieſe machen den geringſten Theil der türkiſchen Armee aus. Es geſchieht ein allgemeines Aufgeboth im Lande; es wird in den Moskeen öffentlich ein Kriegsgebet, und darin eine Aufmunterung wider die Ketzer (das ſind die Perſer), oder die Ungläubigen (das ſind die Chriſten,) zu Felde zu ziehen, vorgeleſen, und dadurch entſteht eine durchgängige Kriegsbegierde. Das ſind lauter Freywillige. Alle Straßenräuber und alles unnütze Geſindel verfügt ſich nach dem angezeigten Kriegsplatze. Jedermann, der nichts zu verlieren hat; Leute, die von Schulden gedrückt ſind, ziehen zu Felde, ſelbſt viele, die etwas haben, verkaufen es, und gehen, auf Hoffnung einer reichen Beute, in den Krieg. Sie bekommen eigentlich keinen Sold, ſondern nur etwas weniges von Mundbedürfniſſen; hingegen iſt alles, was ſie erbeuten, ihr Eigenthum. Dieſe Freywillige ſchonen oft die türkiſchen Oerter nicht, aber wehe einem feindlichen Lande, worin ſie eindringen! Kann aber eine feindliche Macht ihre Gränzen decken, ſo, daß kein Plündern und der Lebensunterhalt aus dem Raube Statt finden kann, oder gehen gar die Sachen in Angriffen oder Feldſchlachten ſchief, ſo zerſtreuen ſich dieſe Freywillige ſehr bald von den Janitſcharen und Spahi, und kehren in ihr Land zurück, oder laufen anderswo hin; daher eine große türkiſche Armee in wenigen Tagen bis auf wenige Tauſend zuſammen ſchmelzen kann. Uebrigens iſt ſo wenig bey den ordentlichen Soldaten, als den Freywilligen, eine wahre Subordination. Die Erſten ſpinnen bey dem mindeſten Mißvergnügen einen

nen Aufruhr an; die Letzten gehen und kommen, ſie fechten und unterlaſſen es, je nachdem ſie wollen. Eine türkiſche Armee iſt alſo, bey der jezigen Verfaſſung, ein unordentlicher Hauſe, wo, auſſer den Janitſcharen und Spahi, Bediente, Mordbrenner, Straßenräuber, Müßiggänger, u. d. gl. für Soldaten gerechnet werden, der, ſo lange es gut geht und es etwas zu rauben giebt, im Fortrücken wie ein Schneeball ſich ſtets vergrößert, aber auch bey einem unglücklichen Vorfalle, wie der Schnee durch warmes Wetter, auf einmal zuſammen ſchmilzt.

Vor der Seemacht darf kein europäiſcher Staat von einiger Beträchtlichkeit ſich fürchten. Ihre Schiffe ſind, weder der Anzahl, noch der Bauart nach, dem Feinde gefährlich. Die Kriegsſchiffe des Großherrn (Karavellen) ſind von einer erſtaunenden Größe, und ſehen wie Kaſtelle aus. Sie ragen auch, zumal hinten, gegen drey mittelmäßige Stockwerke aus der See hervor, und können deſto leichter von den Kanonen getroffen und zernichtet werden. Die ſchwere und große Bauart verurſachet, natürlicher Weiſe, eine große Schwierigkeit und Langſamkeit, ſie umzudrehen. Nach der ungeheuern Größe ſind auch nicht Kanonenlöcher genug durchgebohrt. Alles, was dem Schiffe das Leben der Bewegung geben muß, iſt ſchlecht und unförmlich. Maſten, Ruder, Taue, Segel ꝛc. ſtimmen mit der Größe gar nicht überein. Sie führen zwar ſehr große Kanonen, allein die Höhe der Lage verhindert das Treffen, und die Richtung derſelben wird auch ſchlecht verſtanden; zu geſchweigen, daß das Laden langſam von Statten geht und viele Zeit erfordert. Sie haben Galeeren von mancherley Art; die Mängel aber, die bey den Kriegsſchiffen im Großen Statt finden, finden bey dieſen im Kleinen Statt. Doch die Schiffe ſind ſchwimmende Häuſer und Feſtungen, die für ſich un-

 kräftig

kräftig ſind, wenn die Seeleute darauf nicht den rechten Gebrauch davon machen können. Dieſe heißen Leventi, und alles, was von der Unerfahrenheit und dem Ungehorſam der Landſoldaten geſagt worden iſt, gilt auch von dieſen. Und was kann man von dieſen erwarten, da der Capitän Baſcha ſelbſt von dem Seeweſen nichts weiß? Die türkiſchen Kriegsſchiffe gereichen den europäiſchen Kauffahrdeyſchiffen durch ihre Unwiſſenheit und durch ihr abentheuerliches Betragen ſtets zum Geſpötte. Das Hauptſächlichſte darauf geſchieht durch Sclaven, verurtheilte Miſſethäter und Griechen, auf welche man ſich wenig verlaſſen kann.

Die Befeſtigungskunſt iſt bey den Türken nicht zu der Stufe gelangt, daß man von ihnen etwas lernen könnte. Was alſo noch bey ihnen anzutreffen iſt, findet ſich bey Oertern, welche in der Chriſten Händen geweſen, und wovon die Feſtungswerke entweder ganz, oder wenigſtens ſchadhaft in ihre Hände gekommen ſind. Die Städte innerhalb Landes ſind entweder noch mit alten griechiſchen Mauern umgeben, haben auch wohl ein verfallenes Kaſtell, oder ſind offen, wie bey uns die Dörfer. Die Rheden und Häfen, auch Städte an der See, haben gemeiniglich Kaſtelle, welche von den Genueſern oder Venetianern herrühren; beſonders iſt der Erſtern unglaubliche Bemühung darin noch bis auf den heutigen Tag ſichtbar. Allein dergleichen Befeſtigungen ſind für unſere Zeiten unbrauchbar; und einige wohl gerichtete Schüſſe von Kriegsſchiffen ſetzen die Beſatzung auſſer Stand, zu laden und ſich zu vertheidigen.

Die Art der Kriegsführung bey den Türken, iſt gar nicht von der Beſchaffenheit, welche kriegeriſche Volontairs der Europäer anlocken könnte, ſich zu ihnen zu begeben. Bey bedenklichen Feldzügen wurde ſonſt die Fahne Mohammed's mitgenommen. Dieſem

ſem alten Lumpen, welcher der Ueberreſt der wirklichen Fahne jenes Betriegers ſeyn ſoll, wird eben und faſt noch eine gröſsere Kraft beygelegt, als in den finſtern Zeiten von dem einfältigen Haufen der von dem Papſte geweiheten Fahne zugeſchrieben wurde. Sie bleibt jezt mehrentheils in dem Serail; doch das Waſſer, worein ſie eingetaucht worden iſt, wird für kräftig gehalten, und wenigſtens den Heerführern mitgetheilt. Eine türkiſche Armee, welche zu Felde ziehen will, iſt ein Unglück für alle die Provinzen des Reiches, welche ſie berührt; dieſe werden zu Wüſten und Einöden gemacht. Die Landeschriſten ſind zu ſolchen Zeiten übel daran. Die Reichen verlieren Leben und Güter unter der Auklage von Verrätherey, heimlichen Briefwechſel mit den Feinden, u. d. gl. Junge, zum Kriege tüchtige Perſonen werden weggenommen, mit Gewalt vermittelſt der Beſchneidung zu Muhammedanern gemacht, und dann unter die Janitſcharen geſteckt; der ſchweren und auſſerordentlichen Auflagen, beſonders Plünderung ihrer Kirchen und Häuſer, und anderer Gewaltthätigkeiten, nicht zu gedenken. Müſſen die Türken defenſive gehen, ſo ſind ſie überaus geſchwinde fertig, ſich zurück zu ziehen, ſich durch aufgeworfene Gräben oder Arten von Schanzen zu ſichern, u. d. gl. Thun ſie den Angriff, ſo geſchieht er von den Fuſsvölkern mit einem heftigen Anlaufe und Schreyen, und faſt mit einer viehiſchen Wut. Was alsdann nicht ſteht, oder wohl geſchloſſen iſt, wird zertrennt, oder über den Haufen gerennt. Dieſer Angriff wird bey den gröſsern Haufen dreymal wiederholt. Sind ſie aber alsdann mit Kartätſchen oder einem Flintenfeuer abgefertigt worden, ſo iſt kein Türke weiter zum Angriff zu bringen; und dringt darauf der Widerpart an, ſo iſt eine gänzliche Niederlage der Türken, Verlaſſung ihrer Generale, und Hinterlaſſung der Kanonen,

nen, des Gepäckes, und des Mund- und Kriegsvorrathes, gewiß. Wer ſie alsdann zum Stehen bringen wollte, läuft in Gefahr, über den Haufen geſtoßen zu werden. Daß ſie ganz keilformig in Reihe und Gliedern den Anfall verrichteten, iſt eine romanenmäßige Erdichtung. Bey beſondern Umſtänden machen einige Wenige, deren Köpfe durch ihre Meinungen von dem Kismeth oder einem abſoluten Schickſale erhitzt worden ſind, einen fanatiſchen Anfall, welchen mehrere nachfolgen, in der Hoffnung, durch die von jenen gemachten Lücken leichter einzudringen. Ihre Reiterey thut keinen Angriff in geſchloſſenen Reihen und Gliedern, ſie iſt auch dazu nicht angeleitet worden; ſie prellt an, dreht ſich, wenn ſie Widerſtand findet, und ſetzt von neuem an. Wo ſie geringen Widerſtand, oder den Feind wehrlos, oder auf der Flucht findet, richtet ſie eine große Niederlage an, denn die Türken verſtehen ſich auf den Hieb gut, wenn man ſie dazu kommen läßt. Allein, ihre Soldaten können es gegen keine geſchloſſene Armee aushalten. Ihre commandirende Oberhäupter verſtehen nichts von dem Kriegshandwerke. Die Renegaten, und auch die Ausländer, welche niederträchtig und gottlos genug ſind, ſie etwas lehren zu wollen, machen hierin bey ihnen ſchlechtes Glück. Man will von ſolchen nichts lernen, und ſie werden von den Türken, wie der Bär in der Gellertſchen Fabel, angeſehen, der bey ſeiner Zurückkunft aus fremden Ländern, des erlernten Tanzes wegen, von den andern Bären weggebiſſen wurde, weil ſie nicht vertragen konnten, daß er mehr verſtände, als ſie. **Bonneval** hat dieſes hinlänglich, auch bey ſeinem ſonſt großen Credit, erfahren. Sie haben von ihm nichts weiter, als den Grundſatz angenommen, ihre Armee nie mehr auf einmal wider den Feind anzuführenr, ſondern zu zertheilen, damit, wenn ein Heer

ge-

geſchlagen würde, man ein anderes zur Erſetzung hätte; und nächſtdem haben ſie ſich nur in der Stückgießerey eines Beſſern belehren laſſen. Vielleicht dürfte die Erinnerung der vormaligen Siege, der obigen Vorſtellung in Anſehung des ſchlechten Kriegszuſtandes der Türken entgegen geſetzt werden; allein, die Türken waren vormals ganz andere Helden, als heut zu Tage, wo ihr martialiſcher Character ſehr ausgeartet iſt; und ein Schriftſteller, welcher mit der Kenntniß und Freymüthigkeit des königl. Verfaſſers der brandenburgiſchen Denkwürdigkeiten ſchreiben könnte, würde von den vormaligen Siegen der Türken, zumal wider das Haus Oeſtreich, Eugen's Zeiten ausgenommen, ganz andere Urſachen, als ihre Kriegserfahrenheit und ihren Muth, anzuzeigen wiſſen. Erhalten ſie ſich bey einem Kriege in dem Zuſtande, worin ſie geweſen ſind, oder gewinnen noch wohl gar, ſo iſt ihr Uebermuth unbegränzt; die ganze Welt dünkt ihnen nichts zu ſeyn, und die Vorſtellungen davon ſind ſo orientaliſch und ſchwülſtig, daß des **Donquichotte** Abenteuer dagegen nur gemeine Sachen zu ſeyn ſcheinen. Wehe indeſſen den eroberten Provinzen! In der Furcht, daß ſie ſolche vielleicht nicht behalten werden, und hauptſächlich den Kriegsleuten ihren Raub zu gönnen, werden die Menſchen zu Sclaven gemacht, die Oerter verbrannt, und alle Habſeligkeiten weggenommen. Unterliegen ſie aber, ſo iſt auch nichts verzagter, als ein türkiſches Kriegsheer. Bey einmal erfolgter Flucht, iſt daran nicht zu denken, es wieder zum ſtehen zu bringen. Weil es ſich faſt gänzlich zerſtreuet, ſo jagt es allen übrigen Soldaten Furcht und Schrecken ein, und ſetzt das ganze türkiſche Reich in Zittern und Zagen. Um ſo nachtheiligen Folgen zuvor zu kommen, thut die Pforte alles mögliche, und indem ſie einen Verluſt über den andern hat, läßt ſie doch in Konſtantinopel, dem

Volke

Volke ein Blendwerk zu machen, die Kanonen abfeuern. Uebrigens mangelt es den Türken an Kriegsbedürfniſſen nicht. Pulver und Bley, Kanonen, Piſtolen, Säbel, Flinten haben ſie entweder ſelbſt, oder von auswärts im Ueberfluſſe; allein, es iſt nichts in Ordnung, und auch nicht unter einander gleichförmig.

Nach der Vorſchrift des Koranes, kann keine mohammediſche Macht, und alſo auch nicht der Großherr, einen beſtändigen Frieden mit einem chriſtlichen Staate machen. Die berühmte Benennung eines ewigen Friedens, welcher oft kaum die Kraft hat, chriſtliche Potentaten wenige Jahre zu verbinden, iſt den Türken unbekannt; ſie geſtehen nur einen Waffenſtillſtand auf gewiſſe Jahre zu, und ſie ſtehen in der Meinung, daß diejenige Partey, die ihn vor abgelaufener Zeit durch einen Krieg bricht, unglücklich ſey. Es müſſen daher auch beſondere Umſtände vorfallen, wenn dies von ihrer Seite geſchehen ſoll. Soll aber ein Krieg angehen, ſo geſchieht der erſte Schritt ihrer Erklärung dadurch, daß ſie den Abgeſandten der feindlichen Macht in die ſieben Thürme ſetzen laſſen, worin er bald ſchlechter, bald beſſer, behandelt wird. Dies wird zwar nach unſerm Geſandtſchaftsrechte für barbariſch angeſehen, und in der That nicht unbillig; allein, die Türken halten die feſten und beſtändigen Geſandten zu Konſtantinopel nicht eben für etwas anderes, als für bevollmächtigte Staatsſpione, und diejenigen nur für wahre Abgeſandte, welche, wie die perſiſchen, polniſchen, marokkaniſchen 2c. zu gewiſſen Unterhandlungen kommen, und nach deren Verrichtung wieder abgehen. Nächſtdem behalten ſie auch die Geſandten als Geißel, damit, wenn die Gefangenſchaft eines Großvezirs oder irgend eines andern Großen ſich ereignete, man die Auswechſelung um ſo viel mehr erleichtern könnte.

Mit

Mit der Feſtſetzung der Geſandten iſt auch die Gefangenehmung aller zu ſeiner Nation gehörigen Perſonen, und die Confiscation ihrer Güter, verbunden. Es pflegen dabey gewiſſe, doch nicht allemal eben dieſelben, Feyerlichkeiten in der Kriegserklärung zu Konſtantinopel vorzugehen. Als der Hof noch zu Adrianopel war, wurde die Fahne Mohamed's an dem Serail, und ein Roßſchweif an demjenigen Thore, wo der Kriegsauszug geſchehen ſollte, aufgeſteckt; worüber die Türken erzählen, daß, als ein gewiſſer Kaiſer dem Großvezier den Roßſchweif aufzuſtecken befahl, und derſelbe fragte: an welchem Thore? er ihn hinrichten ließ, welches noch bey zwey andern geſchahe, bis der darauf ernannte Großvezier auf einen ähnlichen Befehl an jedes Thor einen aufſtecken ließ, und alsdann auf die Anfrage des Kaiſers, wo der Roßſchweif aufgeſteckt worden ſey, verſetzte: „an allen! Eu. Maj. können hinaus ziehen, „wo Sie wollen!" da denn ſolcher deswegen als eine beſonders tüchtige Perſon angeſehen worden iſt.

Der Verf. eines Aufſatzes: **Etwas über den Krieg, in Anſehung ſeiner Urſachen und Folgen, nebſt einigen Ausſichten über die Zukunft** (*), welcher ſich St. unterzeichnet hat, fällt ein gar zu vortheilhaftes Urtheil über die Türken, wenn er ſagt:

„Die neueſten Erfahrungen lehren uns, daß ein Hyder-Aly und Tippo-Saib erfahrne Krieger und gefährliche Feinde der Engländer waren, und die Osmanen zeigen durch die Pläne zu ihren kriegeriſchen Operationen, ihre Stellungen, ihre Märſche, ihre Angriffe und Vertheidigungen, daß ſie nichts weniger als jene dumme Barbaren ſind, die ſich der große Haufe gemeiniglich unter ihnen vorſtellt. Sie übertreffen vielmehr alle Erwartung, und ſiegreich blinkt ſchon in Ungarns Provinzen der beynahe verachtet geweſene halbe Mond. Unaufhaltſam wie ein reißender Waldſtrohm bricht

(*) In der neuen Litteratur und Völkerkunde, 2 Jahrg. 2 B. No. XII, Dec. 1788.

bricht ihre Macht allenthalben, ſelbſt durch die felſenfeſteſten Zugänge, und ein paniſches Schrecken geht vor ihnen her. Juſſuph Paſcha (*) ſcheint ſich mit jedem öſtreichiſchen Heerführer meſſen zu dürfen, und der alte löwenmüthige Haſſan Paſcha (**) iſt nach jeder verlornen Seeſchlacht den Ruſſen fürchterlicher, als vorher."

Der durch den Degen ſowohl als durch die Feder berühmte Hr. v. Archenholz, berichtigt vorſtehendes Urtheil durch folgende getreue und wahre Darſtellung.

„Der Hr. Verf. wird es mir verzeihen, wenn ich mit ſeinem Urtheile über die Türken nicht einſtimme. Hier ſind einige Bemerkungen über dieſen Gegenſtand, der jetzt ſo ſehr die Cabinette der Könige, als die Bierſchenken des Pöbels beſchäftigt.

Die Türken ſind noch völlig jenes rohe, uncultivirte, Wiſſenſchaften und Künſte haſſende, alles zerſtörende und nichts aufbauende, kurz, in jeder Rückſicht verachtungswürdige Volk, wie man bisher geglaubt hat, und diejenigen, die einen Augenblick daran zweifeln, thun ihnen wahrlich zu viel Ehre an (***). Ich berufe mich auf zwey Männer von vielem Verſtande, die, mit großen Kenntniſſen verſehen, und mit der türkiſchen Sprache bekannt, dieſe Nation ſo wie ſie iſt, durch einen langen Aufenthalt in der Nähe haben kennen lernen. Der Ritter Tott und Volney, zwey Volksbeobachter der erſten Claſſe, zeigen uns durch zahlloſe Thatſachen die Türken in ihrer eigenthümlichen Geſtalt. Der jetzige Krieg beweiſet nichts, gar nichts zu ihrem Vortheil. Iſt ihr Vorrücken mit einer Art Ordnung geſchehen, ſo war es, weil ſich kein Heer demſelben widerſetzte, und Plane, von Europäern entworfen, dabey befolgt wurden. Es iſt bekannt, daß einer derſelben das Ohr des Großveziers hat. Wenn das Wort Kriegskunſt kein leerer Schall ohne Bedeutung iſt, ſo muß es

(*) Der commandirende türkiſche Vezier in Ungarn.

(**) Der commandirende türkiſche Admiral im ſchwarzen Meer.

(***) Hier iſt gar nicht die Rede, wer bey dieſem Kriege Recht oder Unrecht hat, noch auf welche Seite ſich der Wunſch eines unbefangenen Politikers neigen müſſe, ſondern blos von den Türken, als Krieger betrachtet.

es Jedem einleuchten, daß dieſe ſo ſchwere mit den ſublimſten Wiſſenſchaften verbundene Kunſt, worin noch die meiſten europäiſchen Nationen troz ihren Bemühungen zurück ſind, nicht das Lob unwiſſender Kriegsbefehlshaber barbariſcher Horden ſeyn könne. Sie kennen ſo wenig die erſten Elemente derſelben, daß ſie vielmehr glauben, durch ihren Muth die ihnen mangelnde Kunſt, die ſie verachten, vollkommen zu erſetzen.

Wenn es einem im Kriege gedienten und mit militäriſchen Jahrbüchern nicht unbekannten Soldaten erlaubt iſt, über die gegenwärtigen Kriegsoperationen in Ungarn (geſchrieben d. 10 Oct. 1788) ſeine Meinung zu ſagen, ſo kann ich mein Erſtaunen nicht bergen, daß man die Macht der Kunſt ſo auſſerordentlich dabey vernachläſſigt hat. Eine ungeheure Strecke Landes durch Verſchanzungen decken zu wollen, iſt ein Plan, der mit der neuern Taktik nichts gemein hat, und den **Laudon** wohl nie entworfen haben würde. Er gehört zu den Zeiten, wo die Chineſer ihre Mauer, und die Tatarn die precopiſchen Linien aufführten. Man weiß, daß die Mongalen die Mauer verlachten, und allemal, wenn ſie nur wollten, in China einbrachen, die Ruſſen aber die berühmten Linien in der Krim noch in unſern Tagen überſtiegen. Daß ähnliche Maßregeln, die ſonſt nur Unmacht anzeigten, und nie wirkſam geweſen ſind, im J. 1788, und zwar mit 200,000 im Kriege geübten braven Soldaten genommen wurden, gehört zu den auſſerordentlichen Begebenheiten unſers Jahrhunderts. Die Folgen waren, wie gewöhnlich. Verſchanzungen, die Millionen koſteten, wurden verlaſſen, die mühſehligen Arbeiter ſtreckten die Krieger ohne fechten zu Boden; die koſtbare Zeit wurde nicht genuzt; der Feind erhielt die nie gehoffte Muße, ungehindert ſeinen langwierigen Zug fortzuſetzen, und bekam von der gefürchteten Kriegskunſt ſehr kleine Begriffe.

Man entweiht den Namen der Tapferkeit, wenn man ſie den Türken beylegt. Sie ſind, ſo wie faſt alle barbariſche Nationen und wilde Völkerſchaften, bey ihren kriegeriſchen Kämpfen wütend. Was ſie aber vor allen andern Völkern im Kriege auszeichnet, und ihr Reich groß gemacht hat, ſind die ihnen eigenen fanatiſchen Begriffe: Der Gedanke, daß derjenige Muſelmann, der im Streit wider die Unglaubigen fällt, ſogleich in Muhameds wol-

 luſt-

luſtathmendes Paradies verſetzt werde, wo die ſchönen Houris auf ihn warten, muß natürlich den Entſchluß erzeugen, den Tod im Treffen zu ſuchen. Hieraus iſt die Wut der Türken bei ihrem Angriff, und deſſen Nachdruck und Dauer erklärbar, wie ſie die Palliſaden mit ihren Zähnen anpacken, und an Kanonen wie Raſende nagen. Was vermag die bloße Tapferkeit der braven deutſchen und Ungarn gegen eine ſolche Schwärmerey, die nicht die zufällige Stimmung eines Haufens, ſondern Grundſatz zahlloſer Heere iſt? Die Taktik allein muß hier entſcheiden. Sie lehrt künſtliche Stellungen, Bewegungen, Läger und Märſche; ſie lehrt die ungeheuern Chaos ähnlichen Maſſen von Menſchen, Pferden, Geſchütz und Wagen, zur Ordnung umzuſchaffen; ſie lehrt die hohe Diſciplin, wovon bey allen Heeren geredet wird, die aber im Alterthum nur allein von den Römern (*), und in der neuern Zeit von den Preuſſen und den brittiſchen Seetruppen eigentlich ausgeübt wurde; ſie lehrt mannigfaltige Mittel, durch welche Armeen gegen doppelt und dreyfach ſtärkere mit Vortheil fechten können; ſie lehrt jene Heerkörper formiren, bey deren Angriff der größte Theil der feindlichen Schaaren unthätig bleiben muß, wo der Flügel einer Armee mit Gewalt durch den Choc zum Weichen gebracht, auf den ruhigen Mittelpunkt geworfen wird, und hier alles wie ein Strohm mit fortreißt, wodurch denn alle Vortheile von Ubermacht und Wut vernichtet werden, und der Sieg gleichſam erzwungen wird; ſie lehrt zahlloſe Mittel, dem Feinde die Subſiſtenz zu erſchweren, ihn wider Willen zu Stellungen zu nöthigen, wo er, zwiſchen Ströhmen, Wäldern, Hohlwegen und Moräſten eingeſperrt, von Flüſſen und Bedürfniſſen abgeſchnitten wird. Kurz, ſie lehrt ſich unaufhörliche Hülfsmittel zu verſchaffen, alle ſich ereignende Kriegshinderniſſe zu überwinden, und dem Feinde ohne Unterlaß neue zu erzeugen.

Viele griechiſche und römiſche Feldherren verſtanden dieſe Kunſt in einem hohen Grade; daher ihre Siege über die ſtreitbarſten Völker der Vorwelt, die an Kriegsmuth ihren Schaaren gleich, an körperlicher Stärke und Anzahl aber

(*) Die Griechen, ſo ſehr ſie auch ſonſt die Taktik verſtanden, ſind doch in der Diſciplin nicht als Muſter zu betrachten.

aber ihnen ſo ſehr überlegen waren. Im mittlern Zeitalter wußte man zwar auf Schlachtfeldern zu morden, aber die Taktik ſelbſt kannte man ſo wenig, wie alle andere Künſte. Mit dieſem zugleich ſtieg ſie, aus dem Schutt hervor, große Heerführer ſtudierten ſie, und übten ſie glücklich aus. **Friedrichs** und **Ferdinands** Feldzüge liefern dazu den größten Commentar. Noch einmal: die Kriegskunſt behauptet ihre Rechte, wenn bewaffnete Völker gegen einander auftreten, es mag an der Donau, am Ganges oder am Ohio, ſeyn, nur muß der Künſtler nicht fehlen."

2. In Perſien, beſteht die Kriegsmacht aus dreyerley verſchiedenen Truppen: aus der Landmiliz, aus den Kurtſchen, und aus den Sclaven. Leztere machen einen Haufen von 22,000 Mann aus, Infanterie und Cavallerie, die auf königliche Koſten unterhalten werden, und mehrentheils Georgier und Fremde ſind. Die Kurtſchen ſind Nachkommen der alten Tatarn, welche vordem, unter dem großen Tamarlan, Perſien bezwungen haben. Es ſind ihrer 30,000, lauter Viehhirten, die ſich bey dem Landleben abgehärtet haben. Die Landmiliz pflegt immer das wichtigſte Corps, wenigſtens der Anzahl nach, auszumachen. Sie beſteht aus Truppen, welche die Statthalter in den Provinzen zur Sicherheit und Bewachung der Gränzen unterhalten. Dieſe, und die Kurtſchen, dienen zu Pferde. Was aber die vornehmſte Stärke einer Armee und eines Staates ausmacht, nämlich die Kriegszucht und die Uebung in den Waffen, iſt bey den Perſern ſo unbekannt, als bey den andern orientaliſchen Völkern. Man darf ſich daher nicht verwundern, daß Perſien, wie ganz Aſien, ſo oft ein Raub der Feinde geworden iſt. Bald jagte eine Handvoll wohlgeübter Griechen ganze Völkerſchaften in die Flucht; bald überſchwemmte ein Strohm von Barbaren dieſe weitläuftige Länder, und erwarb

dem Alexander und Tamerlan den Titel großer Helden.

In den Schlachten haben die Perſer noch die alte Weiſe der Parther. Sie ſchwärmen um den Feind herum, ermüden ihn durch beſtändige Scharmützel, fliehen, ſobald ſie angegriffen werden, und fallen wieder an, wenn niemand ſie verfolgt. Sie ſind zu nachläſſig, ein Lager zu verſchanzen, und begnügen ſich, einen vortheilhaften Poſten, einen dichten Wald oder einen Weg zu beſetzen. Sobald eine Provinz von feindlichen Einfällen bedrohet wird, verwüſten die Einwohner alles, vergraben ihr Hausgeräth und Getreide, und verlaſſen das Land. Eine in verſchiedene kleine Haufen vertheilte Obſervationsarmee beſetzt alsdann die ſchwerſten Zugänge, vertheidigt ihren Platz Schritt vor Schritt, und lauert auf Gelegenheit, den Feind mit Vortheil anzugreifen. Wenn ihr der Feind etwann zunahe auf den Hals kommt, zieht ſie ſich zurück, verheert alle Oerter, die ſie verläßt, und die Einwohner müſſen ſich in das Innerſte des Landes begeben. Die perſiſchen Truppen nehmen kein ſchweres Geſchütz und kein Gepäck mit zu Felde; ſie bleiben ſo wenige Zeit an einem Orte, daß ſie gar leicht Unterhalt finden; der Landmann aber beeifert ſich, Lebensmittel in das Lager zu bringen. Ein an ſich mäßiges Volk, welches von ein wenig Reiß und Früchten zu leben gewohnt iſt, braucht keine andere Lieferungen; daher eine Armee von 40,000 Mann ſich hier eben ſo geſchwinde bewegt, als ein Trupp Huſaren in Europa.

Eine große Beſchwerlichkeit für die perſiſchen Generale iſt es, daß ſie verbunden ſind, bey allen Kriegsoperationen die Sterndeuter zu Rathe zu ziehen. Weil nun dieſe für ihre Prophezeyungen ſtehen müſſen, richten ſie ihren Rath ſehr behutſam ein. Uiberdies ſind dergleichen Leute, natürlicher Weiſe, Feinde vom

Kriege; ſie ſuchen daher allezeit den Fürſten davon abzurathen, und verſichern, er werde unglücklich ausfallen.

Man ſollte glauben, daß, bey der vortheilhafteſten Lage dieſes Königreichs, zwiſchen dem perſiſchen Meerbuſen und dem kaspiſchen Meere, das Seeweſen in der blühendſten Verfaſſung ſeyn müßte; allein, es iſt völlig vernachläſſigt, und das Beyſpiel der Europäer, die in alle Theile der Welt handeln, hat die Perſer noch nicht aufmuntern können, Häfen anzulegen und Schiffe zu bauen. Und obgleich der Schach Nadir die Nothwendigkeit, eine Flotte auf dem kaspiſchen Meere zu haben, einſahe, auch dieſerhalb den Engländer Eltel in ſeine Dienſte nahm, ſo iſt doch dieſe Sache, wegen des Abſterbens dieſes Mannes, und wegen der ihm gemachten Schwierigkeiten, nicht zu Stande gekommen.

3. Die Kriege, welche von den Einwohnern in Mingrelien, welches vor Alters Kolchis hieß, mit ihren Nachbarn geführet werden, ſind nichts als Streifereyen und Plünderungen. Wenn ſie gewinnen, verfolgen ſie den Feind ohne Unterlaß, plündern und verheeren das Land, führen ſo viel Gefangene weg, als ſie können, und ziehen mit eben dem Ungeſtüme wieder zurück, als ſie ausgefallen ſind. Von Auswechſelung der Gefangenen wiſſen ſie nichts. Jeder Theil verkauft, was er kann, und fordert die Verlornen ſelten zurück. Jeder Kommendant, ſo gar jeder Soldat, kann ſeine Gefangene tödten, oder leben laſſen; doch iſt es gebräuchlicher, ſie zu verkaufen. Das iſt auch bey ihren Streifereyen ihre vornehmſte Abſicht, daher führen ſie allezeit in dem Gürtel einen Strick, um die Gefangenen zu binden: haben ſie aber keinen Feind, den ſie gefangen nehmen können, ſo bedienen ſie ſich gemeiniglich dieſes Strickes, ihre Nachbarn

und eigenen Landsleute zu knebeln, um ſie als Feinde und Sclaven zu verkaufen.

Die Kriegsmacht in Mingrelien bedeutet ſehr wenig; ſie iſt nicht über 4000 Mann ſtark, und darunter ſind nur 300 zu Fuße. Ordnung oder Zucht hat man unter ihnen gar nicht zu ſuchen. Die Truppen ſind auch nicht Regimenter = oder Compagnieweiſe abgetheilt. Jeder Herr, jeder Edelmann geht, im Gefolge ſeiner Unterthanen, zu Felde; dieſe richten ſich nach ſeinen Bewegungen; ſie gehen vorwärts oder rückwärts, verfolgen oder fliehen mit ihm, ſo, daß alſo ihre Tapferkeit bloß von der ſeinigen abhängt.

Die mingreliſchen Edelleute gehen allezeit gewaffnet. Sie und ihr Gefolge ſetzen ſich niemals zu Pferde, ohne vom Fuße bis auf Kopf geharniſcht zu ſeyn, und niemahls legen ſie ſich, ohne den Degen an der Seite, welches ein gerader Säbel iſt, ſchlafen. Ihr übriges Gewehr beſteht in einem Bogen, in Pfeilen, in einem Streitkolben, und in dem Schilde. Der Lanze und des Bogens wiſſen ſie ſich mit einer beſondern Geſchicklichkeit zu bedienen. Mit dem Pfeile ſchießen ſie die kleinſten Vögel im Fluge. Mit Feuergewehr hingegen wiſſen ſie nicht gut umzugehen, pflegen es auch nicht ſo oft zu brauchen. Übrigens ſtehen ſie in dem Rufe, eben ſo berühmte Räuber, als tapfere Krieger, zu ſeyn.

4. In Indoſtan, oder dem Gebiethe des Großmogols. Die zahlreiche Armee, welche der Großmogol beſtändig im Solde unterhält, macht ihn zum furchtbarſten Fürſten von Indien. Der Kaiſer mag ſich aufhalten wo er will, ſo hat er allezeit eine Wache von 50,000 Mann zu Pferde bey ſich, und die Zahl derer zu Fuße iſt noch einmal ſo ſtark. Dieſe Menge Soldaten folgt ihm überall nach, und zieht vor ſeinem Pallaſte auf die Wache, bald zu Delli (Deheli), bald

bald zu Agra, welche die zwey gewöhnlichen Sitze des Kaiſers ſind. Wenn ſich dieſer Monarch aus Delli begibt, ſo herrſcht die Einſamkeit daſelbſt, und ohne die Kaufmannsſtraßen, welche die Banjanen bewohnen, wäre dieſe ganze Stadt wie ein wüſtes Feld. Wenn der Kaiſer verreiſet, pflegt ihm dieſes Kriegsheer nachzufolgen, es ſchlägt ſein Lager um das Zelt des Kaiſers auf, und der Platz, den es einnimmt, übertrifft an Größe die größten Städte in Europa. Die Gaſſen und Zelte ſind in einer geraden Linie. Man trifft auch daſelbſt Marketender und Krämer von aller Art an; und die Eintheilung der Buden iſt ſo bequem angelegt, daß ein jeder gleich finden kann, was er nöthig hat. Die Zelte des Kaiſers ſind in der Mitte; niemand darf ſich denſelben bis auf einen Flintenſchluß nähern. Sie haben das Anſehen eines weitläuftigen Pallaſtes, in deſſen Mitte ein Hof iſt, in welchem der kaiſerliche Thron unter einem Himmel von Brokat ſteht. Die Zelte ſeiner vornehmſten Officiers ſind von verſchiedener Geſtalt und mancherley Farben. Einige ſind ſo groß, und ſo herrlich geziert, als die größten und prächtigſten Zimmer.

Der anſehnlichſte Theil der Miliz, woraus die Leibwache des Kaiſers beſteht, iſt derjenige, welchen man die Sclaven des Kaiſers nennt. Er beſteht aus 4000 Mann, und ihr Anführer iſt ein Officier vom Range, dem öfters das Commando der Armeen anvertrauet wird. Alle Soldaten von dieſem Heere ſind an der Stirn bezeichnet. Aus ihnen nimmt man die geringen Officiers, um ſie zu höhern Stellen zu erheben, welche unſern Generalsſtellen gleich kommen. Es gibt noch drey andere ausgeſuchte Mannſchaften, welche gleichfalls verſchiedene Zeichen an der Stirn haben, nämlich: die Leibwachen des goldenen, des ſilbernen und des eiſernen Streitkolbens.

Ihr Sold iſt ſtärker und ſchwächer, nach dem Metalle, von welchem ihre Streitkolben den Namen führen, und die Größe des Soldes entſcheidet auch zugleich den Grad ihres Ranges. Wer monathlich 2000 Rthlr. zur Löhnung bekommt, führt den Titel eines Omka, welcher dem Range unſerer Generallieutenants gleich kommt; er muß alsdann einen Elephanten und 250 Reiter zu des Kaiſers Dienſten halten. Weil aber ſein Sold zu dieſem Aufwande nicht zureichen würde, indem jeder Reiter wenigſtens 2 Pferde haben muß, ſo läſſet ihm der Kaiſer etliche herrſchaftliche Güter dazu anweiſen. Er muß nothwendig gedient, und ſich in einem dieſer vier Haufen hervor gethan haben, wenn er zu den Staatswürden ſteigen will; denn die Geburt gibt hier, wie in Perſien und in der Türkey, keinen Rang. Die Verdienſte beſtimmen den Vorzug, und der Sohn eines Omka befindet ſich oft unter dem gemeinſten Haufen der Soldaten. Man erkennt hier keinen andern Adel, als die Abſtammung aus kaiſerlichem Geblüthe, und von einigen Nachkommen des **Muhamed's**, für den man noch einige Achtung hat.

Auſſer dieſen Kriegsvölkern unterhält der Kaiſer in den Provinzen, auch noch andere Truppen zu Pferde, deren Anzahl unglaublich ſcheinen wird. Man ſetzt die Zahl der Reiterey auf 300,000, und der Infanterie auf 600,000 Mann; denn bey der Mogolſchen Armee muß die Zahl der Fußvölker jederzeit noch einmal ſo ſtark ſeyn, als die Reiterey. In auſſerordentlichen Fällen muß, nebſt den Truppen, welche diejenigen Fürſten, die dem Großmogol zinsbar ſind, liefern müſſen, auch jede Landſchaft, die zum Reiche gehört, doppelte und dreyfache Mannſchaft ſtellen. Die ganze Reiterey iſt in verſchiedene Haufen getheilt, welche aus einer ſehr ungleichen Anzahl Soldaten beſtehen. Die wichtigſten machen an 12 bis

bis 15,000 Pferde aus, welche von einem Prinzen vom Geblüthe oder einem andern Großen des Landes angeführet werden. Es giebt Compagnien bis zu 3300 Mann. Die meiſten Pferde kommen aus Arabien, Perſien, und vornämlich aus der Tatarey. Die Mogolſchen Pferde ſind ſtätig, ſcheu und ohne Muth. Die beſten werden zum Dienſt des Fürſten ausgeleſen, die übrigen aber werden an diejenigen, welche, ihres Amtes wegen, die Reiterey mit Pferden zu verſehen ſchuldig ſind, verkauft. Die Reiter ſind mit einem Bogen, einem Köcher voll Pfeile, einem Wurfſpieße, einem Säbel und einem Dolche bewaffnet. Sie haben einen kleinen Schild, welchen ſie beſtändig am Halſe hangen, haben aber kein Feuergewehr. Das Fuß-Volk bedient ſich der Muskete, bisweilen auch des Bogens und der Pfeile, und einer 10 bis 12 Fuß langen Pieke. Sie haben nicht eben den Ruhm der Tapferkeit, welchen die Reiter beſitzen. Ein jedes Oberhaupt verſorgt ſeinen Haufen mit Waffen und Montirung, welches viele Verwirrung bey den Regimentern verurſachet. Die Löhnung der Soldaten beruhet ebenfalls auf dem Belieben des Hauptmannes, wobey durch den Geiz der Oberhäupter große Ungerechtigkeiten veranlaſſet werden. Man überſieht dieſe Bedrückung, weil die Reichthümer, welche ſie zuſammen ſcharren, nach ihrem Tode dem Kaiſer wieder zufallen.

Das Geſchütz des Kaiſers iſt zahlreich. Seine Stücke ſind ſehr alt, und jedes hat ſeinen eigenen Namen. Der Kaiſer hat ein beſonderes Zeughaus von ſehr großer Pracht. Seine Wurfſpieße, Säbel, Bogen und Köcher, ſind in der ſchönſten Ordnung aufgeſtellt; alles glänzt daran von Golde, Diamanten und andern Edelſteinen. Der Kaiſer verrichtet bisweilen ſein Gebet in dieſem Zeughauſe, um Gott zu bitten, daß er ihm mit ſeinen Waffen den

Sieg über ſeine Feinde wolle glücklich erfechten laſſen.

Die Elephanten machen einen wichtigen Theil der Armeen des Kaiſers aus. Man ſetzt ihre Anzahl auf mehr als 14000, davon einige in den Ställen des Kaiſers, andere aber in den Häuſern der Großen ſind. Keiner kann unter 10 Thlr. des Tages erhalten werden. Man füttert ſie mit Getreide, Butter, ſtarkem Getränke und Zucker. Jeder Elephant hat wenigſtens 10 Sclaven zu ſeiner Bedienung. Einige ſind geſetzt ihn abzurichten, zahm zu machen, um ein Feuerwerk vor ſeinen Augen abzubrennen, um ihn kriegeriſch zu machen; andere lehren ſie die Stadtthore einſtoßen, große Laſten auf dem Rücken tragen, und ihre Bewegungen zu den Feldzügen einrichten. Die Indoſtaner bedienen ſich ihrer, als einer Verſchanzung wider den erſten Anfall der Feinde. Ein jeder Elephant hat einen hölzernen Thurm auf ſeinem Rücken, welcher mit Feuerröhren, und mit Menſchen, welche ſie regieren, beſetzt iſt. Es geſchieht aber oft, daß das Geräuſch dieſer Waffen und das Feuerwerk, deſſen der Feind ſich bedient, ſie ſcheu zu machen, ſie dermaßen in Verwirrung bringt, daß ſie ihrem eigenen Haufen mehr Schaden thun, als demjenigen, wider welchen ſie gebraucht werden.

5. Auf der Küſte von Malabar, machen die Nairen, welche, nach den Braminen, der vornehmſte und zahlreichſte Stamm daſelbſt ſind, insgeſammt von den Waffen Profeſſion, und ſuchen nur im Adel und in der Tapferkeit Ruhm. Ein Naire, der auſſer einem Stücke Kattun, den er um ſeine Lenden hat, und welcher bis auf die Kniee herab geht, nacket iſt, mit oben auf dem Kopfe in einen Wulſt geknüpften Haaren, in der einen Hand einen Säbel und in der andern ein Feuerrohr, bringt ſein ganzes Leben in dieſem Stande zu. Wenn ſie in den Krieg ziehen, neh=

nehmen ſie niemals über zwey Tage Lebensmittel und Kriegsbedürfniſſe mit ſich; und damit ſie ſich mit Unterhalt verſorgen können, ſo ſind beſtändig einige Haufen Kriegsvölker dergeſtalt in Bewegung, daß der vierte Theil ihrer Truppen ſich nach und nach, und beſtändig, entfernt befindet. In dem Treffen rückt ein jeder vor, oder weicht zurück, nach dem er mehr oder wenig beherzt iſt. Sie ſpringen aus einem Geſträuche in das andere, und geben Feuer. Wenn man ſie in ihren Verſchanzungen angreift, wehren ſie ſich bis auf den letzten Augenblick mit ſolcher Entſchloſſenheit, daß ſie niemals um Gnade bitten. Eine ſo hartnäckige Standhaftigkeit macht den Europäern, die in das Land dringen wollen, den Krieg ſehr ſchwer, und koſtet ihnen viel Blut. Die öftern Kriege, welche die malabariſchen Könige unter ſich führen, machen, daß die Nairen von demjenigen leben können, was ihnen die Fürſten, denen ſie dienen, geben, und was die Ländereyen eintragen, die ſie den Tiren, einem niedrigen Stamme, der unter ihnen ſteht, verpachten.

6. Im Königreiche Siam. Alle freye Unterthanen des Königes von Siam müſſen, wenn er es verlangt, mit zu Felde gehen, und für ihre eigene Koſten dienen. Sein Fußvolk iſt ſchlecht bewaffnet, ſeine Reiterey ſchlecht beritten, und ſeine größte Stärke beſteht in der Menge Elephanten. Er führt auch ſchweres Geſchütz, welches ihm aber wenig nützet, weil ſeine Truppen, ſich deſſen zu bedienen, nicht Geſchicklichkeit genug beſitzen. Seine Seemacht iſt in eben ſo ſchlechten Umſtänden, als die zu Lande; ſie beſteht in einer gewiſſen Anzahl Fregatten und Galeeren, die aber weder mit guten Matroſen, noch mit guten Officieren und Soldaten, beſetzt ſind. Er hat auch eine anſehnliche Menge Barken, deren er ſich wider ſeine Feinde, ſowohl auf dem Fluſſe als zur

See,

See, mit Vortheil bedient, weil ſeiner Nachbarn Seeweſen noch ſchlechter beſchaffen iſt, als das ſeinige; alles dieſes aber würde nicht wider die geringſte europäiſche Flotte Stand halten. Die Könige von Pegu und Siam leben faſt im beſtändigen Kriege mit einander. Beyde Königreiche ſind dadurch ſo verheeret worden, daß die Armeen nicht mehr darin dauern können; ſie haben daher bey ihren Einfällen fliegende Lager, und beyde ſind weiter auf nichts bedacht, als Sclaven zu machen; ein jeder iſt vergnügt, wenn er mit anſehnlicher Beute davon kommen kann. Wenn die Armeen einander gegen ſtehen, und eine Schlacht nicht vermieden werden kann, ſo fangen ſie mit etlichen Salven aus den Kanonen an, welche in die Luft geſchoſſen werden. Es iſt eine faſt ausgemachte Sache, daß keiner gerade auf den andern, ſondern höher, ſchießt. Mit dem Abſchießen der Pfeile und des kleinen Gewehres hat es gleiche Bewandtniß; und wenn dieſer Regen von Kugeln und Pfeilen auf den Feind herunter fällt, nimmt die Partey, die es zuerſt gewahr wird, ſogleich die Flucht. Ihre Art zu ſchießen iſt, daß ſie mit dem einen Knie auf die Erde fallen, das Gewehr an dem andern anlegen, und das Geſicht wegkehren. Ein bloßer Degen kann 100 Siamer in die Flucht jagen, und ein Europäer mit einem Stocke in der Hand macht ſie zittern. Ein Volk von Sclaven kann nicht tapfer ſeyn.

Auſſer den Nationaltruppen unterhält der König noch einen Trupp fremder Soldaten von Mogoln, Malayen, Tatarn, Chineſern, Rasbuten ꝛc. die einen Theil ſeiner Leibwache ausmachen. In das Innerſte des Pallaſtes kommen ſie nicht, ſie beſetzen ihn nur von auſſen, und begleiten den Fürſten auf ſeinen Reiſen. Ihr Sold iſt nicht gleich; der Sold der Mogoln iſt der ſtärkſte; weder die einen, noch die andern ſind gute Soldaten, doch aber allemal beſſer, als die Siamer

amer, die gar keine Luſt zum Kriege haben, und höchſt unwiſſend ſind. Sie wollen ſich an keine Kriegszucht gewöhnen, und wiſſen weder regelmäßig anzugreifen, noch ſich zu vertheidigen. Weil ſie aber mit Feinden zu thun haben, welche nicht beherzter und geſchickter, als ſie ſelbſt, ſind, geſchicht es öfters, daß ſie den Vortheil davon tragen.

Die Siamer haben auch zu allen Zeiten den Vortheil der Feſtungen vernachläſſigt; die wenigen, welche ſie haben, würden den erſten Angriff regulärer Truppen gewiß nicht aushalten. Ueberhaupt die Unterhaltung der feſten Plätze und der Armeen koſten dem Könige von Siam ſehr wenig.

7. Der König von Tunquin unterhält ordentlich eine Armee von 150,000 Mann, worunter 10 bis 12,000 zu Pferde ſind. In auſſerordentlichen Vorfällen wird dieſe Armee doppelt verſtärkt. Der Fürſt hält jährlich eine allgemeine Muſterung ſeiner Truppen, wobey er ſehr auf die Größe der Soldaten ſieht. Die anſehnlichſten werden zu ſeiner Leibwache ausgehoben. Die Tunquiner ſind aber ſchlechte Soldaten; dieſes iſt theils dem weiblichen Character ihrer Obern zuzuſchreiben, welche gemeiniglich aus den Verſchnittenen des Hofes gewählt werden, theils kennt man keine Kriegsbelohnungen. Selbſt bey denen, die Gelegenheit haben ſie hervor zu thun, ändert die Tapferkeit ihren Zuſtand nicht. Man hat faſt kein Beyſpiel, daß ein niedriger Officier, ſeiner Tapferkeit oder Geſchicklichkeit wegen, wäre befördert worden. Geld und Gunſt ſind die einzigen Wege, wodurch man ſich heben kann. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß die Tunquiner bey Feldzügen mit ihren ſchlechten Truppen ſo wenig ausrichten. Sie bringen ihre Zeit hin, ſich zu verſchanzen, die Mauern der Städte anzuſehen, und ſich in Schlachtordnung zu ſtellen; ſie nehmen aber keine Belagerung vor, und liefern keine Schlacht,

ſie

ſie ziehen ſich mit Geſchwindigkeit zuſammen, marſchiren hitzig an, und lagern ſich mit großer Zurüſtung, bey dem geringſten Anfalle aber verſchwinden ſie ſo ſchnell, als ſie ſich verſammelt hatten.

8. Von der militariſchen Verfaſſung im Königreiche Korea, ſ. im XLIV Th. S. 535.

9. von der Kriegsverfaſſung bey den Kamtſchadalen, im XXXIV Th. S. 106. f.

10. In China, beruhet das Soldatenregiment auf einer Art von Bedienten, die Kriegsmandarine genannt werden. Man unterſcheidet ſie nach 5 Claſſen, die mehr als 18000 dergleichen Befehlshaber enthalten. Die von der erſten Claſſe heißen Mandarine vom Nachzuge; die von der zweyten, Mandarine vom linken Flügel; die von der dritten, Mandarine vom rechten Flügel; die von der vierten, Mandarine von der mittlern Schlachtordnung; und die von der fünften, Mandarine vom Vortrabe. Dieſe verſchiedene Ordnungen werden von 5 Gerichtshöfen commandirt, die wieder unten einem ſechsten ſtehen, welcher gleichfalls von dem Obergerichte in Peking abhängt, welches den eigentlichen geheimen Kriegsrath ausmacht. Das Haupt dieſer Leztern iſt einer der größten Herren des Reiches, und ſeine Gewalt erſtrecket ſich auf alle Kriegsvölker, ſowohl um das Hoflager, als auch in den Provinzen. Seine Würde bedeutet ſo viel, als eines Generalfeldmarſchalles, oder eines Krongroßfeldherrn. Aus Furcht, daß ſolcher ſein Anſehen mißbrauchen könnte, iſt ihm ein Mandarin aus dem gelehrten Stande zugeſellet, der den Titel eines Oberkriegsaufſehers führt; auſſer dem wird ſein Betragen noch von zwey andern hohen Kriegsbedienten, die von dem Heere genommen ſind, beobachtet. Der Feldherr darf nicht das mindeſte unternehmen, ohne dieſe drey Herren zu Rathe gezogen zu haben, und dieſe geben

wieder

wieder von ſeinen Anſtalten vor dem Oberkriegsrathe Rechenſchaft. Dieſe 18000 Kriegsmandarine haben mehr als 700,000 Mann Infanterie, und 200,000 Mann Cavallerie, unter ihren Befehlen. Alle dieſe Völker dienen zur Wache und Bedeckung der Mandarinen, der Statthalter, der Kriegsbedienten, und anderer obrigkeitlichen Perſonen. Sie begleiten dieſelben auf ihren Reiſen, und wachen des Nachts um die Wirthshäuſer herum, über die Sicherheit derſelben; und ſo oft der Mandarin ſich irgentwo aufhält, werden ſie von friſchen Wachen abgelöſet. Man hat ſie in Legionen abgetheilt; jede Legion beſteht aus 10,000 Soldaten, die wieder 100 Compagnien, jede von 100 Mann, ausmachen. Die Tatarn führen gelbe, und die Chineſer grüne Fahnen. Die Befehlshaber jeder Abtheilung müſſen ihre Völker fleißig in den Waffen üben laſſen. Von Zeit zu Zeit werden Muſterungen angeſtellt, und dabey Pferde und Gewehre beſichtigt. Wenn alle dieſe Sachen nicht im gutem Stande ſind, werden die Nachläſſigen auf der Stelle beſtraft, die Chineſer mit dem Rohre, und die Tatarn mit der Peitſche. Der Sold eines Infantriſten, iſt etwas über 18 Pfenn. den Tag nebſt einem Maße Reiß. Der Cavalleriſt hat doppelt ſo viel, und 2 Maß kleine Bohnen für ſein Pferd. Dieſe Kriegsvölker ſind wohl bewaffnet und gut gekleidet. Ihr Sold wird ihnen alle 3 Monathe richtig ausgezahlt, und ſie ſtehen überhaupt ſo gut, daß jedermann Soldat werden will. Man hat hier gar nicht, wie in Europa, nöthig, mit Gewalt, Geld oder Liſt die Leute zu werben, denn ſie geben ſich von ſelbſt dazu an. Allein, die von Natur furchtſamen Chineſer ſind ſchlechte Soldaten; der erſte Angriff wirft ſie ſogleich über den Haufen. Das wollüſtige Klima hat ſelbſt die Tatarn verzärtelt. „Es ſind gute Soldaten“, ſagte der große Kaiſer Cang-Hi: „wenn ſie mit ſchlechten zu thun

thun haben, und ſchlechte, wenn ſie gegen gute agiren ſollen.“ Der lange Friede, den China genießt, und der nun, ohne die geringſte Unterbrechung, über ein ganzes Jahrhundert gedauert hat, hat den Muth dieſes Volkes vollends entkräftet. Der Vorzug, den ſeine Einwohner dem Studieren und den Wiſſenſchaften ertheilen, die gewöhnliche Erziehung der Jugend, die nichts als Bücher zu ſehen und nichts als Sittenlehren zu hören bekommt; die Abhängigkeit des Kriegsweſens von den Gelehrten: alles dieſes ſind Hinderniſſe der Tapferkeit dieſes Volkes.

Die Heeresmacht der Chineſer iſt hauptſächlich dazu beſtimmt, Meutereyen zuvor zu kommen, oder Empörungen zu unterdrücken, und ſich daher in Städten und Provinzen überall finden zu laſſen; ihnen iſt auch auferlegt, die öffentlichen Straßen von Räubern und Landſtreichern rein zu erhalten. Bey der beſtändigen Aufmerkſamkeit, ſolches Geſindel auszuforſchen und ertappen, entwiſchen nur wenige ihren Händen. Sind ordentliche Feldzüge zu unternehmen, ſo werden aus jeder Provinz Kriegsvölker abgeſchickt, die dann zuſammen eine fürchterliche Armee ausmachen. Die Soldaten tragen gemeiniglich ihre Montur nur, wenn ſie im Dienſte ſind, d. h. wenn ſie auf die Wache ziehen, ihre Kriesübungen machen, ſich zur Muſterung ſtellen, oder einen Mandarin bedecken. Zur andern Zeit treiben ſie die Handthierung, in welcher ſie gebohren ſind.

Die Kriegsübungen werden folgender Maßen angeſtellt. Die Soldaten werden in zwey Linien geſtellt, und haben Flinten mit Lunten. Die Oberbefehlshaber ſind zu Pferde, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, und die Unterbedienten zu Fuße mit längern oder kürzern Degen: jeder nach ſeinem Range. Alle dieſe Kriegsvölker beobachten eine tiefe Stille, bis auf den Augenblick, da der Befehlshaber ein kleines

nes Stück, welches auf dem Rücken eines Kameles befeſtigt iſt, abbrennen läſſet. Auf dieſes Zeichen gehen ſie bald vor = bald rückwärts und machen ihre Schwenkungen, nach der Kriegszucht des Landes, mit vieler Regelmäßigkeit. Sie theilen ſich alsdann in verſchiedene Compagnien, werfen ſich dicht neben einander auf die Knie, und bleiben einige Minuten in dieſer Stellung. Hierauf richten ſie ſich wieder in die Höhe, nehmen ihren Poſten ein, und ſtellen ſich mit großer Geſchwindigkeit, und ohne die mindeſte Verwirrung, von neuem in Reihen und Glieder. Aus dieſen Bewegungen iſt zu ſchließen, daß dieſe Truppen leicht auf den europäiſchen Fuß abgerichtet werden könnten.

Die Kriegsbedienten ſelbſt, ja ſo gar die tartariſchen Soldaten, haben den Geiſt der Sanftmuth und der Zurückhaltung angenommen. Bey Heerzügen hat man Fleiſch und Zugemüſe mit eben der Sicherheit auf dem Markte feil, als wenn bloß eine Proceſſion von Geiſtlichen vorbey gienge. Es iſt in China etwas Unerhörtes, wenn ein Soldat einem Unterthan des Reiches einen Schaden verurſachet. Einem Tatarn wurde der Kopf herunter geſchlagen, der ſich unterſtanden hatte, von einer Waare, die er einmal behandelt hatte, 3 Pfenn. abzuziehen. Nach den Grundſätzen der Chineſer iſt der Soldat dazu beſtimmt, ſein Vaterland gegen den Feind zu vertheidigen; denn wenn das Land ſich vor ſeinen eigenen Beſchützrrn zu fürchten hätte, ſo wäre demſelben viel zuträglicher, gar keine Vertheidiger, als ſtatt eines Feindes ihrer zwey, zu haben.

Die Kriegsbedienten oder Kriegsmandarine, tatariſcher oder chineſiſcher Nation, in der Provinz Canton, tragen alle Zeichen ihrer Würde. Es giebt Generallieutenants, Generalmajors, Oberſten, Obriſtlieutenants, Hauptleute, Lieutenants, Fähnriche, u. ſ. w. Der General der Tatarn hat über 5000 Mann zu befeh-

len. Unter dem erſten Befehlshaber über die chineſiſchen Kriegsvölker ſtehen in jeder Provinz alle Truppen von ſeiner Nation; der von Canton aber hat nicht, wie der tartariſche General, ſein Quartier in dieſer Hauptſtadt, ſondern in einem andern Orte vom erſten Range, und 5000 Mann Infanterie und Cavallerie ſind ihm untergeordnet. Ueberdies ſind noch andere Generalsperſonen zum Dienſte dieſer Provinz beſtellt, die über verſchiedene Corps zu befehlen haben, ſo daß alles zuſammen gerechnet, allein in der einzigen Provinz Canton, eine Armee von mehr als 30,000 Köpfen heraus kömmt. Der tatariſche General allein, hat alle ſeine Kriegsvölker um ſein Hauptquartier verlegt. Dieſe Caſernen, die meiſtentheils in der Mitte von Hauptſtädten angelegt werden, machen gleichſam eine eigene Stadt aus, und ſind mit Mauern umgeben. Die chineſiſchen Befehlshaber aber vertheilen die ihrigen in alle Plätze ihrer Provinz.

Wenn einer der Kriegsbedienten irgend eine löbliche Handlung, welche Aufmerkſamkeit verdient, gethan hat, wird er ſogleich mit einem Ehrenzeichen belohnt. Dieſe Ehrenzeichen werden den erſten Mandarinen von den höchſten Gerichtshöfen, den Mandarinen aber vom zweyten Range durch ihre Vicekönige zuerkannt. Ein Oberſter, der ſeine Soldaten wohl geübt hat, erhält dergleichen Ehrenzeichen. Vier dergleichen geben einen Grad der Würde, mit welchem nur wichtige Dienſte begnadiget werden. Dieſe Grade werden in ein eigenes Verzeichniß eingetragen, welches man allemal nach Hofe ſchickt. Wenn aber einer etwas verſieht, ſo wird, an ſtatt ihn abzuſetzen oder an Gelde zu ſtrafen, ihm aus dieſem Verzeichniſſe ein oder mehrere ſeiner Grade wieder geſtrichen.

Zu

Zu den Ehrenſtellen, zu welchen man durch die Kriegswiſſenſchaft gelangt, hat man gewiſſe Prüfungen auszuhalten, wenn man darin ſein Glück machen will. Erſtlich muß man Proben ſeiner Geſchicklichkeit mit Pfeil und Bogen ablegen, ein guter Reiter ſeyn, große Steine werfen und ſchwere Laſten tragen können. Ferner läſſet man ſo ganz ungekünſtelte, aber wohl überdachte, die Kriegskunſt betreffende Ausarbeitungen machen; und legt ihnen Aufgaben über die Kunſt vor, ſich vortheilhaft zu lagern, Heerzüge anzuordnen und Kriegsliſten zu gebrauchen; und dieſe Fragen müſſen ſie beantworten. Diejenigen, welche die meiſte Fähigkeit zeigen, erhalten die wichtigſten Stellen, und auf dieſe Art zieht der Staat vortrefliche Kriegsbediente.

Der Gebrauch des ſchweren Geſchützes iſt in China ziemlich neu; d. h. man bedient ſich der Kanonen erſt ſeit ungefähr 200 Jahren. Die Portugieſen von Maho waren es, die dem Kaiſer damit ein Geſchenk machten; und nach dem Muſter derſelben verfertigte man eine Menge andere. Allein; hiebey mußte man zu den Jeſuiten ſeine Zuflucht nehmen.

11. Auf der Inſel Ternate. Dieſe Inſel iſt eine der größten unter den moluckiſchen Inſeln, und in viele kleine Königreiche vertheilt. Alle dieſe kleine Monarchen leben in beſtändigem Kriege mit einander. Der Krieg iſt für ſie eine Art von Gewerbe, weil ſie Gefangene und Sclaven bekommen, die ſie den andern Inſeln wieder verkaufen. Sie nehmen manchmal ihre eigene Kinder dazu, und wo ſie einen Verwandten oder Freund habhaft werden können, da verhandeln ſie dieſen ebenfalls. Wenn ſie im Kriege ihren Feind erlegt haben, ſchneiden ſie ihm den Kopf ab, und hängen ihn auſſen an ihre Häuſer.

12. Die Kriegsmacht des Königes von Candy, beſteht aus ſeiner Leibwache, die wechſelweiſe ihre

Dienſte thut, und aus den Landſoldaten, welche durch die ganze Inſel zerſtreuet ſind. Die Leibwache iſt von Natur auf den Sohn erblich, und ſtatt des Soldes ſind ihnen gewiſſe Ländereyen angewieſen, welche ſie verlieren, wenn ſie ihre Schuldigkeit nicht beobachten. Sie haben die Freyheit, den Dienſt aufzugeben, wenn es ihnen gefällt; aber alsdann müſſen ſie auch ihre Grundſtücke denjenigen, welche an ihre Stelle kommen, abtreten. In der Anzahl dieſer Leibwache, in der natürlichen Feſtigkeit des Landes, und mehr in der Liſt, als in der Tapferkeit der Soldaten, beſteht die Macht des Königreiches. Sie ſchlagen niemals auf freyem Felde, viel weniger nach den Regeln der Kriegskunſt. Ihre Geſchicklichkeit beſteht darin, daß ſie ſich in einen Hinterhalt legen und die Wege verhauen; daß ſie ſich zwiſchen die Felſen und das Gebüſch verſtecken, wo man ſich vor ihrem Feuergewehre fürchten muß; daß ſie große Bäume auf ihre Feinde fallen laſſen, welche ſie mit Fleiß umhauen, und daß ſie einen Regen von Pfeilen und Kugeln ihnen zuſchicken, wenn ſie ſehen, daß ſie in Unordnung ſind.

13. Auf der Inſel Banda. Die Bandaner leben mit ihren Nachbarn in faſt beſtändigem Kriege, und unter verſchiedenen Arten von Waffen, die bey ihnen eingeführt ſind. Sie bedienen ſich kleiner Pfeile mit Angelhaken, woran ſie einen Strick binden. Dieſe wiſſen ſie auf den Feind mit vieler Geſchicklichkeit zu werfen, ziehen den Pfeil mit dem Stricke wieder zurück, und bemächtigen ſich zu gleicher Zeit des Verwundeten. Ihre Gewohnheit iſt, den Ueberwundenen kein Quartier zu geben. Die Köpfe ihrer Feinde bringen ſie, als Siegeszeichen, auf der Spitze einer Piecke zurück, legen ſie an einem öffentlichen Orte zur Schau, und zeigen ſie hernach mit vielem Stolze. Wenn das Volk ſie geſehen hat, pflegen

gen ſie die Köpfe in einen benachbarten Wald zu vergraben.

14. Auf den marianiſchen, auch Diebsinſeln genannt. Diejenigen Marianer, welche nicht unter dem ſpaniſchen Joche ſtehen, machen ihren Streit, wenn er ganze Völkerſchaften angeht, durch die Waffen aus. Ihre Kriege ſind bald geendigt, und nicht ſo blutig; ſo wie ſie ſich leicht erzürnen, ſo beſänftigen ſie ſich auch bald wieder. Der Tod von zwey oder drey Menſchen entſcheidet gemeiniglich den Sieg. Wenn ſie zu Felde gehen, machen ſie ein großes Geſchrey, um ſich unter einander aufzumuntern; und weil ſie von Natur weichlich und zaghaft ſind, ſuchen ſie ihren Feind nicht ſo wohl anzugreifen, als vielmehr heimlich zu überfallen. Sie kennen keine Kriegszucht und Ordnung, nehmen auch weder Lebensmittel noch Proviant mit ſich, und bringen öfters 2 bis 3 Tage hin, ohne zu eſſen. Sie ſind nur beſchäftigt, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, und ihn durch Hinterliſt zu verführen; ſehen ſie aber, daß einer ihrer Cammeraden verwundet iſt, ſo nehmen ſie die Flucht. Die überwundene Armee ſucht Frieden zu machen, und erhält ihn durch Geſchenke; die Ueberwinder aber machen ihre Triumphe durch ſatyriſche Verſuche kund, welche ſie bey feyerlichen Gelegenheiten abſingen, und von Geſchlecht zu Geſchlecht aufbehalten.

Als noch etwas beſonderes bey dieſer Nation kann man rechnen, daß ſie weder Bogen, Pfeile, noch Säbel, haben. Sie führen kein anderes Gewehr, als lange Stöcke, mit ziemlich ſauber gearbeiteten Menſchenknochen beſchlagen, woran die Enden ſehr ſpitzig ſind. In der Schlacht bedienen ſie ſich auch der Steine, die ſie mit vieler Stärke und Geſchicklichkeit zu werfen wiſſen. Vertheidigungswaffen kennen ſie gar nicht. Sie ſuchen bloß, den Stößen,

 die

die man ihnen beybringen will, durch geſchickte und geſchwinde Bewegung des Leibes auszuweichen.

15. Von der Kriegsmacht in dem Königreiche Japan, ſ. im XXIX Th. S. 99, f.

Kriegs-Gebräuche und Kriegs-Verfaſſung einiger Völker in Afrika.

16. In dem Königreiche Maroko. Zu den Zeiten der Römer waren die Mauren für ſehr gute Reiter bekannt, die ohne Sattel und Zaum ritten, und die Pferde mit einem kleinen Stocke zwiſchen den Ohren, oder auch mit den Füßen lenkten; und die numidiſche Reiterey war die mächtigſte, welche man damals kannte. Sie hatten ehemals Bogen und Pfeile, die ſie ſo gar vergifteten, aber nun haben ſie insgeſammt Büchſen und Säbel. Doch haben ſie noch keine Exercitia oder Tempo's mit dem Gewehre, oder ſchießen ihren Feind nach irgend einem ordentlichen Tacte todt, ſondern derjenige, der am geſchwindeſten laden und ſchießen kann, iſt der beſte Soldat. Mulei Ismail hatte eine große Armee auf den Beinen, die vorzüglich aus Negern beſtand, welche nach gerade ſo mächtig wurden, daß ſie nicht allein dieſen Tyrann bis in ſein hohes Alter auf dem Throne erhielten, ſondern ſo gar von ſeinen Kindern, welche ſie wollten, auf den Thron ſetzten, und dieſelben nach den Umſtänden auch wieder abſetzten, bis Mulei Abd Allah und ſein Sohn, der jetzt regierende König, dieſen Fehler einſahen, und deswegen die Zahl der Schwarzen von 50,000 (*) bis zu höchſtens 6000 einſchränkten. Hinge-

(*) Mulei Ismail ſoll 60,000 Pferde gehabt haben, von welchen er zu einer Zeit täglich 8000 geſattelt hielt, und hernach nie weniger als 2000. Miſſion hiſtorial de Marueccos, L. 1, c. 14.

Hingegen hat der König mit den Arabern die Einrichtung gemacht, daß einige Provinzen von den ſtreitbarſten Stämmen militäriſch ſind, und dieſe müſſen nicht allein auf den erſten Wink fertig ſeyn, mit ihm zu Felde zu gehen, ſondern diejenigen von ihnen, die zu Hauſe bleiben, müſſen ſogar auch die Ausrüſtung für die andern bezahlen, wogegen ſie kein Schutzgeld erlegen.

In Friedenszeiten hält der König nicht mehr Soldaten, als die vorgemeldeten 6000 Negern, und eben ſo viele Araber, theils von dem Stamme Ludaia, und theils von andern Stämmen, auf die er ſich verlaſſen kann. Dieſe ſind auch hinreichend genug; denn der König an der Spitze von 4000 Mann, iſt ein Fürſt des Schreckens, vor dem alle laufen. Er hat dieſe Soldaten in Taredant, Suira, Laraiſch, Tanſghia; Meknes, Neufes, Tedla und den größten Theil davon in Maroko vertheilt, wo täglich 1000 Mann die Wache haben; oder auf verſchiedenen Stellen in der Arbeit des Königes ſind. Dieſe erhalten jährlich 2 leinene Hemden und Beinkleider, einen Kaftan von rothem Tuche, und einen Zolhem von blauem Tuche, und bekommen täglich von 1 bis 4 Usghio oder Blankillen; auſſer ihren Gewehren. Die andern bekommen täglich 1 Blankille, oder auch jährlich leinene Kleider; die Offiziers erhalten beydes. Weil aber diejenigen, die bloß Kleider bekommen, davon nicht leben können, ſo nehmen ſie etwas anders vor, als: Landbau, Fiſcherey, u. d. gl. wodurch ſie ſich etwas verdienen können. Oefters verſchaffet ihnen der König ſelbſt Gelegenheit dazu; wenn ein Geſandter oder Conſul nach oder von dem Hofe begleitet werden ſoll, wobey es gute Gefälle giebt; bisweilen reicht er ihren Frauen ein kleines Brautgeſchenk, oder ihren Kindern ein kleines Geſchenk, wann ihre Beſchneidung geſchehen ſoll.

Wenn der König in den Krieg will, ſammelt er erſt ſo viele von ſeinen eigenen Truppen, als auf ihren

Poſten entbehret werden können, und giebt einem jeden von ihnen 10 bis 15 Ducaten, und an ihre Weiber 1 Ducaten, welches der Lohn für den ganzen Kriegszug iſt, er mag lange oder kurz dauern. Sodann ertheilt er Befehl an den Baſchia über eine Provinz, eine gewiſſe Anzahl aufzubiethen, und der Baſchia giebt wieder Befehle an den Schech in jeder Duar, ſo viele auszuheben, als nöthig ſind, welches gemeiniglich einer von 10 Chaimen oder Zelten iſt, wenn die Anzahl der Provinz 1000 Mann iſt; 5 von 10, wenn ſie 5000 Mann iſt, und ſolcher Geſtalt verhältnißmäßig, bis zu jedem Manne, der Waffen tragen kann, ſo, daß ſehr geſchwinde 100,000 Mann im Felde ſeyn können. Was in den militäriſchen Provinzen etwa mangelt, das wird von den andern Provinzen beygelegt, und der König bezahlt dagegen 5 Ducaten an jeden, und verſieht ihn mit Waffen. Wenn nur ein Theil von den militäriſchen Provinzen zu Felde ſoll, ſo müſſen die zurück bleibenden zuſammen ſchießen, und jedem ausgehenden Soldaten von ihrer Provinz 5 Ducaten auszahlen, oder mehr, wenn der Kriegszug lange währen möchte. Ausserdem müſſen ſie dieſelben mit Pferden, Büchſen, Säbeln, Pulver und Kugeln verſehen; und endlich müſſen ſie ihren Landbau für dieſelben treiben, und ihr Vieh in ihrer Abweſenheit hüten. Emkadem iſt ein Officier, der über 100 Mann zu befehlen hat; ein Kaid befiehlt über 500 Mann, und ein Baſchia über 2500 Mann. Wenn aber die Armee nicht ſo ſtark iſt, ſo commandirt ein Baſchia nur diejenigen, die zu ſeiner Provinz gehören, für deren gute Aufführung er ſtehen muß. Bey großen Kriegszügen iſt der König ſelbſt Generaliſſimus, entweder zu Pferde, oder in einem Embefa, welches eine Art von Lehnſeſſel iſt, den zwey Maulthiere tragen. Bey Anbruche des Tages läſſet ſich die Feldmuſik hören, und ein jeder macht

ſich

ſich mit ſeiner Bagage fertig, da unterdeſſen der König ſein Gebet verrichtet, und ein Frühſtück zu ſich nimmt. Darauf marſchirt zuerſt der Baſchia in der Provinz, wo die Armee iſt, mit ſeinen Leuten; nach ihnen kömmt ein Corps von ſchwarzen Soldaten, mit dem Buche ihres Patrones Sid elbuchari. Sodann folgt der König mit einem Corps ſeiner regulären Truppen, hernach die übrige Armee, und endlich die Bagage, welche von ſeinen eigenen Leuten bedeckt wird. In dieſer Ordnung marſchieren ſie, ohne Halte zu machen, bis um 3 Uhr nachmittags, da ſie nach einem Signale von der Feldmuſik Halte machen, und bis 4 Uhr einen bequemen Platz aufſuchen. Zu dieſer Zeit halten ſie Gebet, und ſchlagen ſodann das Lager auf. Das königliche Zelt iſt prächtig, öfters mit grünem oder rothem Damaſt gefüttert, und mit vielen ächt vergoldeten Knöpfen und Zierrathen verſehen. Um daſſelbe wird eine Wand von Leinwand gezogen, die ein Viereck ausmacht, und ſo hoch iſt, daß kein Mann darüber ſehen kann, der innere Raum iſt gemeiniglich ſo groß, daß 6 bis 7 andere Zelte darauf ſtehen können; theils zu dem Gottesdienſte des Königes, und theils, um einige ſeiner Frauenzimmer und Bedienten einzunehmen. Die Schwarzen, oder die Leibwache, (denn ſie ſind nicht alle ſchwarz,) machen ein längliches Lager nahe bey dem Zelte des Königes aus; dem nächſt ſtehen die andern gleichfalls etwas davon, und jede Provinz für ſich. Der Baſchia, in deſſen Provinz die Armee campirt, ſorgt dafür, daß ſie zu ihrem Unterhalt Lebensmittel und Gerſte gegen einen billigen Preis bekömmt; aber der König und ſeine Leibwache müſſen ſolches alles ohne Bezahlung haben. Wenn ſie eine Schlacht liefern wollen, ſo wird die Reiterey getheilt, und auf die beyden Flügeln der Infanterie geſtellt, falls dergleichen da iſt, welches ſehr ſelten iſt. Die Armee macht einen halben Mond, und in

der Ordnung halten ſie ein kurzes Gebet um Sieg; alsdann erheben ſie ein großes Geſchrey, und gehen damit auf den Feind los.

17. Auf der Küſte von Guinea. Da die Negernationen auf der Goldküſte ſo ſtolz, als arm und geldbegierig, ſind, ſo entſtehen öfters Händel unter ihnen. Der Krieg wird bey ſolchen Gelegenheiten förmlich angekündigt, und die Könige ſetzen durch ihre Statthalter einen Tag an, da die Unterthanen gewaffnet ſich verſammeln. Wenn die Officiers und Edeln beyſammen ſind, trägt ihnen der König die Urſachen ſeiner Beſchwerden vor, ermahnt ſie, den Ruhm ihrer Tapferkeit zu erhalten, verſpricht ihnen den Sieg im Namen der Fetiſche, und verſichert ſie einer reichen Beute. Wenn dieſes geſchehen, und der Krieg alſo beſchloſſen iſt, ſchickt der König einen Tie Tie, oder Herold, den Feinden den Krieg anzukündigen, und benennt zugleich den Tag, den Platz, und die Stunde der Schlacht. Unterdeſſen rüſtet ſich jeder Hauptmann mit ſeinen Sclaven; und das übrige Volk, d. i. alle über 20 Jahr, welche Waffen tragen können, thun dergleichen, jeder unter ſeinem Befehlshaber. Dieſe Zurüſtungen verurſachen, daß die Moranni, oder Großen, nach Hofe, und von da mit ihren Weibern und Familien in den Krieg ziehen. Hat der Krieg wichtige Urſachen, und iſt er bedenklich, ſo zerſtören ſie vor ihrem Auszuge ihre Städte und Wohnungen, damit auch der Sieg dem Feinde keinen Vortheil bringe, und ihnen nichts übrig bleibe, ſie zur Rückkehr anzureizen. Bey einer geringern Zwiſtigkeit aber ſchaffen ſie nur ihre Familien in eine neutrale Stadt, und laſſen ihre Häuſer leer; dann niemand denkt daran, daß er vor Endigung des Krieges zurück kommen wolle. Die Schwarzen an der Küſte, die unter den europäiſchen Forts wohnen, ſchaffen bey dem Kriege ihre Familien und Sachen in dieſelben,

und

und nehmen ſelbſt ihre Zuflucht dahin, wenn ſie geſchlagen werden.

Die Negerkönige haben allemal in Kriegszeiten eine Leibwache, die ſie im Felde und zu Hauſe begleitet. Die Soldaten in derſelben machen tauſenderley ſeltſame Stellungen, wenn ſie ſich auf den Straßen ſehen laſſen, als ob ſie alles, was ihnen vorkömmt, freſſen wollten. Gegen den angeſetzten Tag machen ſie ihr Gewehr zurecht, und mahlen ſich das Geſicht mit rothen und gelben Streifen, die Bruſt und den übrigen Leib aber mit eben dergleichen Figuren, damit ſie deſto fürchterlicher ausſehen; doch vergeſſen ſie dabey nicht, Glaskorallen an ihren Fetiſchſchnüren, als Verwahrungsmittel vor der Gefahr, umzuhängen. Auch tragen ſie ein Halsband, ſo dick als ein Arm, von dergleichen Aeſten, um die Verletzungen von ihrer Feinde Waffen abzuhalten. Auf dem Kopfe haben ſie einen Helm von Leoparden- oder Krokodillhaut, und eine Binde von eben ſolcher Haut um den Leib, die zwiſchen den Schenkeln durchgeht. Ihre Blöße bedecken ſie mit einem Stückchen Leinwand, und halten alle weite Kleider hinderlich beym Fechten. Im Gürtel führen ſie einen Dolch, in der linken Hand einen langen breiten Schild, welcher ihren ganzen Leib bedeckt, und in der rechten 3 oder 4 Wurfſpieße oder Pfeile, nach ihrem Range. Die geringern Soldaten ſind mit Bogen nud Pfeilen bewaffnet; ihr Köcher dazu iſt aus Thierhäuten gemacht, und ſie wiſſen ſolche geſchickt zu brauchen. Die Sclaven ſchlagen die Trommeln, und haben Hörner oder elfenbeinerne Pfeifen, mit welchen ſie zur Schlacht blaſen. Die Gemeinen tragen ihre Säbel an der linken Hüfte in einem um den Leib gegürteten Wehrgehenke, oder in den Binden, die ſie um den Leib haben, und zwiſchen den Beinen durchſtecken, damit ſie ſchneller laufen können. Auſſerdem ſind ſie noch mit einem Ge-

hen

henk umgürtet, in welchem etwa 20 Bandeliere ſtecken. Die Kappe auf ihrem Kopfe von Krokodillhaut iſt auf jeder Seite mit einer rothen Muſchel, und hinten mit einem Büſchel von Pferdehaaren geziert, wobey ſie noch eine elfenbeinerne Kette, oder etwas dergleichen, um den Kopf gebunden haben. Solchergeſtalt ſehen unſere Helden mit ihren weiß gefärbten Leibern, Teufeln ähnlicher, als Menſchen. Ihre Waffen ſind Musketen und Karabiner, Schwerte, Säbel oder Dolche mit zwey Schneiden, Bogen und Pfeile, und Schilde. Einige Negern haben nur etliche wenige Kanonen, die ſie aber ſchlecht zu brauchen wiſſen. In der Kunſt, ein Lager zu ſchlagen, ſind ſie ganz unwiſſend; ſie haben weder Zelte noch Geräthe, ſondern liegen unter freyem Himmel. Diejenigen, die ſchon in andern Schlachten Feinde niedergemacht haben, erſcheinen in den vorderſten Gliedern mit Helmen, die zum Theil aus den Hirnſchedeln der Hingerichteten verfertigt ſind. Diejenigen, die Feuergewehr haben, werden in das erſte Glied geſtellt. Sie haben jederzeit nur zwey Glieder. Sie richten ſich nach der Beſchaffenheit des Erdreiches, und fechten alle zugleich, ſo, daß ſie ſich niemals wieder ſetzen können, wenn ſie einmal in Unordnung gerathen ſind, ſondern fliehen müſſen, oder niedergemacht werden. Sie fechten ſehr unordentlich, ohne alle Regeln. Jeder Befehlshaber hat ſeine Leute auf einem Haufen beyſammen, in deren Mitte er ſich ordentlich zeigt, und ſo fällt ein Haufen Leute den andern an. Wenn die Befehlshaber ſehen, daß ihre Mitbrüder zurück getrieben werden, ſuchen ſie oft ihre Sicherheit ebenfalls in der Flucht, an ſtatt daß ſie jenen beyſtehen ſollten; und zwar, oft ehe ſie einen Anfall ausgehalten, oder einen Streich gethan haben. Ihre Freunde, die ſie im Gefechte verlieſſen, folgen ihnen ſicher nach, wenn ihnen etwas hart zugeſetzt wird, wofern ſie nicht

ſo

ſo tief unter den Feinden ſind, daß ſie nicht durchkommen können, da ſie dann wider ihrer Willen ſich doch den Ruhm guter Soldaten erwerben, weil ſie nicht davon laufen können. Bey den Fechten ſtehen ſie nicht aufrecht, ſondern laufen gebückt und aufmerkſam, daß die Kugeln über ihre Köpfe fliegen. Andere kriechen bis ganz zu dem Feinde, ehe ſie feuern, worauf ſie zu ihrem Heere eilends zurück laufen, um wieder zu laden und anzugreifen. Kurz, ihre lächerliche Stellungen, ihr Hüpfen, Kriechen und Schreyen macht, daß ihr Gefecht mehr wie ein Affengebalge, als wie eine Schlacht, ausſieht. Was ſich ſicher und in guter Ordnung zurück ziehen heiße, davon haben ſie gar keinen Begriff. Das Metzeln hört nur durch die völlige Niederlage eines von beyden Theilen auf, da ſie dann ſo viel Gefangene, als möglich, zu machen ſuchen. Die gemeinen Gefangenen, die ihr Löſegeld nicht aufbringen können, werden entweder für Sclaven behalten, oder verkauft. Ein vornehmer Gefangener wird wohl verwahrt, und muß ſich theuer loskaufen. Wird aber derjenige gefangen, der den Krieg verurſacht hat, ſo laſſen ſie ihn nicht leicht ſich loskaufen, wenn er auch ſo viel Gold, als er ſchwer iſt, geben wollte, damit er künftig nicht etwas wider ſie unternehme. Der mächtigſte Schwarze iſt vor der Sclaverey nicht ſicher. Denn wagt er ſich je in den Krieg, ſo kann er leicht darein gerathen, und muß, bis ſeine Auslöſung völlig bezahlt iſt, darin bleiben. Dieſe wird aber oft ſo hoch angeſetzt, daß er mit ſeinen Freunden und allen, die ihm gefällig ſeyn wollen, nicht genug dazu hat, da er dann in der verachteſten Sclaverey bey den niedrigſten Bedienungen bleiben muß. Manche ſind ſo grauſam, wenn ſie ſich in der Hoffnung, ein hohes Löſegeld zu bekommen, betrogen finden, daß ſie ſich ſelbſt durch unmenſchliche Hinrichtung des Gefangenen bezahlt machen. Wenn die Beſiegten un-

unverſöhnliche Feinde der Sieger ſind, ſo wird grauſam mit ihnen verfahren. Den Erſchlagenen werden die Köpfe abgehauen; und wenn ſie lebendige bekommen, ſo reiſſen oder ſchneiden ſie ihnen die untern Kinnbacken aus, und laſſen ſie ſolchergeſtalt umkommen.

18. Die Hottentotten, ſind gegen Beſchimpfungen, beſonders welche die Nation angehen, nicht unempfindlich. Bey dem geringſten Eingriffe in ihre Rechte, wird eine Nation bald aufgebracht. Alle eilen zu den Waffen, und ziehen gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Ein hottentottiſcher Krieg aber iſt keine Laſt für das Volk. Sie wiſſen nichts von Kriegscaſſe, Magazinen, Kriegscontribution, die viele Feldzüge hindurch dauert. Eine Schlacht endigt gemeiniglich den Zwiſt; es wird aber auch von beyden Seiten hartnäckig gefochten. Sie wiſſen nichts von Reihen, Gliedern, Fronte, Flanken und Hintertreffen, ſondern fechten in größter Verwirrung; doch ſtehen ſie nicht ſo dicht beyſammen, daß nicht ein jeder Platz hätte, ſeine Aſſagaye zu ſchwingen, und von einer Seite auf die andere zu hüpfen, weil er zielt. Sie fangen den Angriff mit einem ſchrecklichen Geſchreye an, und wenn einer ſeinen Pfeil oder Wurfſpieß fortgeſchoſſen hat, zieht er ſich ein wenig zurück, daß ein anderer an ſeine Stelle treten kann, bis er dieſen wieder abzulöſen fertig iſt. Der Sieg kömmt meiſt auf die Geſchicklichkeit des Oberhauptes an, des Feindes Schwäche zu entdecken, damit er daſelbſt mit ſeiner auserleſenſten Mannſchaft, oder mit den Kriegsochſen einbrechen kann, die in dieſem Falle ein ſchreckliches Blutbad anrichten.

Die Bewegungsurſachen zum Kriege bey den Hottentotten, ſind gemeiniglich eine von dieſen dreyen: wenn ihnen ihr Vieh geſtohlen worden iſt; wenn man ihnen ihre Weiber entführt hat, oder, wenn ihnen

ihre Weiden weggenommen worden ſind. In allen dieſen Fällen läſſet die beleidigte Nation zuvor durch Abgeordnete das Unrecht vorſtellen, und Genugthuung fordern. Wird dieſes verſchoben, ſo ergreifen ſie die Waffen, und ſuchen ſich durch Gegenfeindſeligkeiten, ſo gut ſie können, zu helfen. Finden ſie ſich überwältigt, ſo wenden ſie ſich gemeiniglich an den holländiſchen Statthalter, als Mittler, der durch bewaffnete Abgeordnete beyde Parteyen bald zu einem Vergleich bringt, wovon der befehlshabende Officier die Bedingungen vorſchlägt, die allezeit zum Vortheil deſſen, der verloren hat, eingerichtet ſind.

Kriegsgebräuche und Kriegsverfaſſung einiger Völker in Amerika.

19. Die Irokeſer. Seitdem dieſe Wilden in Nordamerika mit den Europäern handeln, beſtehen ihre Waffen in einer Flinte, in einem langen Meſſer, und in einem Beile. Das Beil nehmen, bedeutet bey ihnen: Krieg ankündigen; es vergraben, heißt: Frieden machen. Sie wiſſen es mit ſolcher Geſchicklichkeit zu gebrauchen, daß, wenn ſie es werfen, ob es ſich gleich beſtändig drehet, die Schneide doch allezeit auf den gezielten Fleck trift. Ehe ſie zu Felde gehen, halten ſie ein großes Gaſtmahl, worauf ein kriegeriſcher Tanz folgt. Sie erſcheinen dabey mit roth beſchmiertem Leibe, welches ihnen ein abſcheuliches Anſehen giebt. Wenn ſie vom Tiſche aufgeſtanden ſind, beſingen ſie ihre und ihrer Vorfahren Heldenthaten; dieſes erweckt bey der ganzen Geſellſchaft eine Art von kriegeriſcher Entzündung. Den andern Tag fangen ſie an, reihenweiſe, einer hinter dem andern etliche Meilen zu marſchieren, wobey ſie das tiefſte Stillſchweigen beobachten. Wenn der Zug vorbey iſt, ſchälen ſie von einer großen Eiche die Rinde ab,

und

und zeichnen auf den Stamm die Ausführung ihres Vorhabens. Die Figur eines Kahnes zeigt die Stärke ihrer Partey, und aus wie viel Mannſchaft ſie beſteht, an; aus der Figur des Thieres aber, welche an das Hintertheil des Kahnes gemalt iſt, erkennt man die Nation, die ſie anfallen wollen.

Da die Irokeſer bloß dem Kriege ergeben ſind, thun ſie alles Mögliche, um die Tapferkeit des Volkes aufzumuntern; und nichts ſcheint dieſem Endzwecke gemäßer zu ſeyn, als die bey der Rückkunft ihrer Krieger eingeführte Ceremonie. Den Tag vorher, ehe dieſelben wieder in das Dorf einrücken, kommen zwey Herolde voraus, die, wenn ſie nahe genug ſind, um gehört zu werden, ein großes Geſchrey anheben; die Art aber, wie ſie ſchreyen, zeigt an, ob ihre Nachricht gut oder ſchlimm iſt. Im erſten Falle verſammelt ſich das Volk, und man veranſtaltet ein großes Feſt für die Sieger. Vor ihnen geht ein Mann her, der an einer langen Stange einen Bogen trägt, auf welchem die Hirnſchedel der in der Schlacht getödteten Feinde liegen. Die Verwandten, die Weiber und Kinder, kommen den ſiegreichen Helden entgegen, und bezeigen ihnen alle nur mögliche Ehrfurcht. Nach geendigten Complimenten, macht einer von den Kriegern die Beſchreibung deſſen, was vorgegangen iſt; jedermann hört mit der größten Aufmerkſamkeit zu, und das Gaſtmahl und die Tänze nehmen ihren Anfang.

Um die jungen Leute zum Kriege abzurichten, inſonderheit diejenigen, welche noch keinen Feind geſehen haben, thun ihnen die Aelteſten alle erſinnliche Beſchimpfungen an. Sie werfen ihnen heiße Aſche auf den Kopf, machen ihnen die bitterſten Vorwürfe, ſchlagen ſie, überhäufen ſie mit Schimpfwörtern, und treiben das Spiel bis auf das Aeuſſerſte. Alles müſſen dieſe mit der größten Unempfindlichkeit leiden; denn

denn das geringſte Merkmal einer Ungeduld macht den jungen Soldaten unfähig, jemals die Waffen zu tragen.

Dieſe Indianer liefern keine ordentliche Schlachten, ſondern ſie ſcharmuziren nur truppweiſe, thun Ausfälle, und ziehen ſich alle Abend in ihren Verſammlungsort zurück. Sie kennen die Oerter, wo der Feind marſchiert iſt, aus der Beſchaffenheit des Graſes und der Blätter auf den Bäumen ſo genau, daß ſie ihm jedesmal auf dem Fuße nachfolgen. Damit ſie unter Weges nicht aufgehalten werden, tödten ſie alle Weiber und Kinder, die ſie antreffen, und nehmen ihnen die Hirnſchale ab, die Männer aber machen ſie zu Gefangenen. Wenn jemand ſeinen Verwandten im Kriege eingebüßt hat, und er an deſſen ſtatt, einen dieſer Gefangenen wählt, iſt dieſer nicht allein von denen Martern, welche den übrigen vorbehalten ſind, befreyet, ſondern er hat ſich auch alle Rechte der übrigen Wilden zu erfreuen; die Familie ſieht ihn als einen Verwandten an, und ſie rechnete es ſich zur Schande, ihn zurück zu ſchicken; man ſähe es an, als ob ſie das Blut des Verſtorbenen verkauft hätte. Da dergleichen Gefangene in alle Rechte, die der Verſtorbene gehabt hat, treten, ſo nehmen ſie öfters auch, aus Erkenntlichkeit oder Gewohnheit, den Nationalgeiſt ſo ſehr an, daß ſie kein Bedenken tragen, den Krieg in ihr eigenes Vaterland zu ſpielen. Die Irokeſer haben ſich nicht anders, als durch dieſen Kunſtgriff, erhalten; ihre beſtändige Kriege mit den meiſten andern Völkern würden ſie endlich aufgerieben haben, wenn ſie nicht immer einen Theil der Gefangenen naturaliſirt hätten.

Derjenige, dem man den gewählten Gefangenen ſchenkt, läſſet ihn durch jemand aus der Familie abholen; und die Rathsperſammlung, die ihn aushändigt, drückt ſich dabey ungefähr in folgenden Wor-

ten aus: „Hier erhältſt du dieſen Sclaven, mit welchem du machen kannſt, was du willſt, um den Verluſt deines Verwandten zu erſetzen, und das Herz ſeines Vaters, ſeiner Mutter, Frau und Kinder zu erleichtern, es geſchehe nun, daß du ihnen wolleſt die Brühe ſeines Fleiſches zu trinken geben, oder daß du lieber den Todten, durch ihn wieder auf ſeine Strohmatte ſetzen wolleſt“! Ein auf dieſe Art zum Verwandten aufgenommener Sclave wird hernach in die Hütte geführt, wo er bleiben ſoll. Zuerſt entledigt man ihn ſeiner Bande; hernach wird Waſſer warm gemacht, und man wäſcht ihm alle Theile des Leibes; man verbindet ſeine Wunden, man ſparet nichts, um ihn ſeine erlittene Schmerzen vergeſſen zu machen; man gibt ihm gut zu eſſen; man kleidet ihn reinlich; kurz man geht mit ihm um, als wenn der Verſtorbene wieder von den Todten auferſtanden wäre; es iſt dieſes der Ausdruck, deſſen ſie ſich bedienen. Etliche Tage darauf wird ein Feſt angeſtellt, wobey man ihm den Namen des verſtorbenen Verwandten öffentlich beylegt, und er tritt in alle ſeine Rechte, ſo wie in ſeine Pflichten. Nimmt ein ſolcher angenommener Gefangener die Flucht, und fällt zum zweytenmal in die Hände der Ueberwinder, ſo hält man ihn für ein ausgeartetes Kind, für einen Undankbaren, der ſich wider ſeine Aeltern und Wohlthäter aufgelehnt hat, und die Rache hat alsdann keine Schranken.

Wenn ein Gefangener verurtheilt wird, das Leben zu verlieren, ſo fängt man an, die Seele des in der Schlacht gebliebenen Kriegers, welche man durch den Tod des Gefangenen rächen will, anzurufen. „Komm herbey!“ ruft man ihr zu: „man wird dich befriedigen; man bereitet dir ein Feſt; trink in langen Zügen das Blut, das für dich vergoſſen werden ſoll; nimm an das Opfer, das wir dir durch den Tod dieſes Sclaven bringen. Man wird ihm ſeine Haar ausreiſſen; man

wird

wird aus ſeiner Hirnſchale trinken; man wird ihn mit glühenden Aexten zerhauen; er wird verbrannt, und in einen ſiedenden Keſſel geworfen werden. Du wirſt dich auf dieſe Art nicht mehr zu beklagen haben; du wirſt auf immer befriediget werden“! Alsdann läſſet einer der Ausrufer den Gefangenen aus der Hütte holen, und ermahnt die jungen Leute, ihn recht zu martern. Ein Anderer kehrt ſich zu dem Unglücklichen, und ſagt zu ihm: „Bruder! faß einen Muth, wir werden dich jezt verbrennen“! Der Gefangene antwortet ihm kaltſinnig: „Du thuſt wohl, ich danke Dir“! Hierauf wird er nach dem Richtplaze geführt. Gemeiniglich bindet man ihn an einen Pfahl, ſo, daß er um denſelben noch herum gehen kann. Hier fängt er an, ſein Sterblied zu ſingen, er erzählt ſeine Heldenthaten, ſchimpft und fordert ſeine Henker heraus, ermahnt ſie ihn nicht zu ſchonen, bittet ſie aber ſich zu erinnern, daß er ein Mann ſey. Hierauf zwingt man ihn entweder, nachdem er losgebunden iſt, zwiſchen zwey Reihen Leute durchzulaufen, welche Steine und Stäbe haben, und auf ihn ſchlagen, als wollten ſie ihn umbringen, da man ſich doch ſehr in Acht nimmt, ihm auf einmal das Leben zu nehmen; oder man reiſſet ihm einen Nagel, einen Finger, ein Ohr, u. d. gl. ab. Einer ſchlitzt ihm die Haut auf; ein Anderer ſticht ihn mit Pfriemen; die Weiber aber peitſchen ihn unbarmherzig. Die einzige Rache, deren ſich dieſe enthalten, iſt die Verſtümmelung. Nur zulezt, wenn alle Glieder des Leibes auf eine unmenſchliche Weiſe zeriſſen worden ſind, opfern ſie dieſen Theil, welcher lange Zeit der Gegenſtand ihres Mitleidens geblieben war, vollends auf. Ohne Zweifel um dergleichen Schimpf zu vermeiden, bedient ſich der Leidende der Worte: ſie ſollen ſich erinnern, daß er ein Mann ſey.

20. Die Huronen ſind eine Nation, welche ebenfalls in Nordamerika wohnt, und ſehr oft mit den Irokeſern Kriege führt. Wenn ſie einen Krieg anfangen wollen, gebrauchen ſie zu ihrer Kriegserklärung folgende Ceremonien. Um Mitternacht erheben ſie ein entſetzliches Geſchrey, welches ſie das Kriegsgeſchrey nennen. Bald darauf kommt ein Trupp ihrer Bundesgenoſſen ſingend an. Drey oder vier der tapferſten unter ihnen erſcheinen in einem fürchterlichen Aufzuge, und werden faſt von allen da herum wohnenden Huronen begleitet, ſie laufen alle Hütten durch. Ihr Geſang, den ſie ſingen, iſt ſchrecklich. Sie rufen darin den Kriegsgott, den ſie Areskoni nennen, um den Sieg wider ihre Feinde an. Sein Name iſt das Feldgeſchrey in der Schlacht; ja, während dem Marſche wird er öfters wiederholt, um einander aufzumuntern, und ſeinen Beyſtand zu erbitten. Die Huronen halten die Axt in die Höhe, oder es wird der Keſſel aufgehängt. Unter dieſen beyden Arten, den Krieg anzukündigen, iſt die letzte die feyerlichſte. Den Urſprung davon ſchreibt man den grauſamen Gebräuchen zu, daß man die Gefangenen, wenn man ſie gekocht hatte, aß. Die Huronen bedienen ſich auch der Redensart: man wolle die Feinde freſſen; um auszudrücken, daß ſie ſich mit der größten Wut ſchlagen wollen. Der Keſſel aber wird nicht eher aufgehängt, als bis der Krieg mit verſchiedenen Nationen geführt werden ſoll. Wenn es nur eine geringe Streitigkeit betrifft, wird bloß die Axt aufgehoben.

Um Bundesgenoſſen auf ihre Seite zu bringen, ſchicken ſie ihnen das ſo genannte Gefäß der geſellſchaftlichen Zuſammentretung. Es iſt dieſes eine große Muſchel, womit ſie einander einladen, Blut zu trinken, oder, nach ihrer Redensart die Fleiſchbrühe der Ueberwundenen zu trinken. Selten ſchlagen die Nachbarn ſolche Einladung

dung aus; ja oft ohne gebeten zu ſeyn, kann ein geringer Beweggrund, beſonders aber die Begierde ſich zu rächen, hinlänglich ſeyn, ſich zu entſchließen, zu dem vorgeſchlagenen Bündniſſe zu treten. Die Wilden haben auch allezeit einige alte oder neue Beleidigungen gegen einander auszumachen. Ein Verlangen, ihre Todte durch Gefangene zu erſetzen, oder die Seelen der Verſtorbenen zu beſänftigen, u. d. gl. gibt öfters Gelegenheit, daß ein Trupp Wagehälſe zu Felde zieht, wenn ſie eingeladen werden, die den Tag vorher nicht daran gedacht haben.

Ein Krieg, der die ganze Nation angeht, wird von den Huronen nicht ſo leicht beſchloſſen. Sie erwegen vorher ſehr wohl den Schaden und Vortheil, der daraus entſtehen kann. Iſt aber der Krieg beſtimmt, ſo ſucht man ſich mit Waffen und Lebensmitteln zu verſehen; ſolches aber erfordert nicht viel Zeit. Die abergläubiſchen Ceremonien, welche vorher gehen, ehe ſie gegen die Feinde ausziehen, währen deſto länger. Derjenige, der zum Anführer ernannt iſt, denkt an die Errichtung ſeiner Mannſchaft erſt, nachdem er viele Tage gefaſtet hat; binnen dieſer Zeit bemalt er ſich das Geſicht, die Arme, Beine und Bruſt mit ſchwarzer Farbe, und hat mit niemand Umgang. Die einzige Bemühung ſeiner Einſamkeit iſt, ſeinen Schutzgeiſt Tag und Nacht anzurufen, auf ſeine Träume Acht zu geben, welche allezeit ſo ausfallen, wie er ſie wünſcht. Wenn die Tage des Gebetes, der Faſten und der Einſamkeit vorüber ſind, verſammelt der General ſeine Leute, und mit einem Bandelier in der Hand, redet er ſie ungefähr alſo an: „Brüder, Kameraden, Kinder und Freunde! Der große Geiſt genehmigt meine Meinung, und gibt mir ein, daß das Blut dieſes und jenes noch nicht gerächet iſt, ſein Körper iſt noch nicht bedeckt, und ich will dieſe Pflicht über mich nehmen“. (Sind andere Gründe vorhan-

den, warum man den Krieg anfängt, ſo führt er ſolche an.) „Ich bin daher entſchloſſen, in das Land der — einzudringen, Haarſchöpfe zu holen, und Gefangene zu machen. Sollte ich bey dieſem glorreichen Unternehmen umkommen, oder verliert einer von denen, die mich begleiten wollen, das Leben, ſo ſoll dieſes Bandelier (Halsband) die Belohnung deſſen ſeyn, der die Beerdigung der Todten beſorgen wird, und auf ſolche Weiſe werden wir nicht im Staube liegen bleiben“. Bey dem Schluſſe der Rede legt er ſein Bandelier auf die Erde, und derjenige, welcher es aufhebt, wird ſein Lieutenant. Dieſer dankt hernach dem General für den Eifer, den er blicken läſſet, ſeine Brüder zu rächen, und die Ehre des Vaterlandes zu retten. Hierauf wird Waſſer warm gemacht, das Geſicht des Generales zu waſchen, und ihm die gemalte ſchwarze Larve abzunehmen. Man macht ſeine Haare zurecht, ſchmiert ſie ein, und kämmet ſie. Darauf wird er wieder mit bunten Farben bemalt, und man zieht ihm ſein beſtes Kleid an. In dieſem Aufpuze ſingt er ſein Sterbelied in einem kläglichen Tone. Diejenigen, welche ihn in den Krieg begleiten wollen, ſie ſeyn von der Nation, oder Bundesgenoſſen, ſingen hernach, einer nach dem andern, auch ein Kriegslied. Ein Jeder hat dabey einen beſondern Geſang für ſich und ſeine Familie, welchen kein anderer ſingen darf. Nachdem dieſes geſchehen iſt, ſo begibt ſich der General in die Rathsverſammlung der Nation, um ſeine Abſicht vorzutragen, und dieſe zieht ſie in Erwegung. Das Unternehmen wird aufs neue gebilligt, der General gibt ein Gaſtmahl, wo ein Hund, als das einzige Gericht, aufgetragen wird. Ehe das Thier in Keſſel gethan wird, weihet man es dem Gott der Schlachten, und dieſes Feſt wird etliche Tage widerholt. Bey dieſem Gaſtmahle wird ihre Einbildungskraft erhizt, und ſie ſtellen ſich vor, das Fleiſch ihrer Feinde zu eſſen; ſie haben [illegible] kein größeres Vergnügen, als dieſelben mit Hun-

den

den zu vergleichen; ſie geben auch den zu gefangenen gemachten keinen andern Namen. Die Krieger, welche zu dieſer Geſellſchaft kommen, ſind alle auf eine ſo abſcheuliche und närriſche Art gemalt, daß man ſich vor ihnen fürchten muß.

Hiebey iſt noch anzumerken, daß bey jedem Gaſtmahle der Anführer eine Rede hält, worin er zwar von ſich mit aller Beſcheidenheit ſpricht, von denjenigen aber, welche im vorigen Kriege geblieben ſind, und deren Tod man durch der Feinde Blut rächen will, macht er eine große Lobeserhebung. Hierauf hält er eine Anrede an die Krieger, und ein Gebet an den Gott des Krieges; da dann die Krieger ihren frohlockenden Beyfall dadurch zu erkennen geben, daß ſie ihre Kriegstänze anfangen. Der Anführer ſchlägt mit ſeinem Streitkolben an die Thürpfoſten ſeiner Hütte, und die andern antworten ihm auf gleiche Weiſe. Dieſes zeigt eine öffentliche Erklärung ihres Entſchluſſes an, daß ſie ihm folgen wollen. Etliche ſchwingen ihre Waffen, und ſtellen ſich, als ob ſie einem der Anweſenden einen Streich beybrächten, um dadurch anzuzeigen, daß ſie auf dieſe Art einige ihrer Feinde ſchon erſchlagen hätten. Es iſt aber keinem erlaubt, ſich auf dieſe Weiſe zu geberden, wenn er nicht ſchon Heldenthaten verrichtet hat; und doch muß er demjenigen, dem er dergleichen Beleidigungen anthut, ſogleich ein Geſchenk geben.

Der General tritt mitten in die Verſammlung, hält ſeinen Streitkolben in der Hand, und fängt an zu ſingen. Seine Soldaten antworten ihm in eben dem Tone, und ſchwören, entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Dieſes iſt aber keine Verbindung zur Unterwürfigkeit, ſondern ſie machen ſich dadurch nur anheiſchig, einig und tapfer zu ſeyn. Diejenigen, die mit zu Felde gehen wollen, überreichen dem Oberhaup-

te ein Stück Holz mit einem beſondern Zeichen; und wer alsdann ſein Wort zurück nimmt, iſt auf immer verunehrt. Ehemals wurde derjenige, der ſein Verſprechen nicht hielt, am Leben geſtraft. Ob nun gleich dieſes Geſetz heut zu Tage nicht ſo genau erfüllt wird, ſo hat man doch Beyſpiele, daß Anführer denjenigen, die zurück gegangen ſind, den Kopf eingeſchlagen haben.

Darauf werden bis zum Abmarſch, die Nächte mit Singen, die Tage aber mit Anſtalten zugebracht. Geſchieht der Marſch zu Waſſer, ſo werden Kähne herbey geſchaffet, und, wenn es nöthig iſt, noch neue gebauet. Iſt es Winter, ſo ſorgt man für Holzſchuhe, um auf dem Schnee zu gehen, und für Schlitten, um das Gepäck, die Kranken und die Verwundeten fortzubringen. Ein einziger Wilder iſt im Stande, dergleichen Fuhrwerk, vermittelſt eines breiten ledernen Riemens, den ſie über die Bruſt tragen, fortzuziehen.

Am Tage des Abmarſches, nehmen diejenigen, welche zurück bleiben, von denen, die zu Felde gehen, den zärtlichſten Abſchied. Alle Soldaten verſammeln ſich bey dem General. Dieſer kommt ſeit der Zeit, da er dieſen Titel führt, nicht aus den Waffen. Er kommt ſingend aus ſeiner Hütte, und hält nochmals eine kurze Anrede an die Soldaten. Darauf folgen ſie ihm, wobey das tiefſte Stillſchweigen beobachtet wird. In einiger Entfernung von dem Orte, wo ſie ausmarſchirt ſind, geben ſie aus dem kleinen Gewehre Salve. Darauf fängt der Anführer wieder an zu ſingen, bis er auſſer dem Bezirke der Wohnungen kommt. Die Weiber müſſen den Proviant tragen; und wenn der Ausmarſch im Sommer geſchieht, ſo geben ſie denſelben auch ihre Kleidung, und gehen faſt nacket.

Nachdem die Huronen von den Franzoſen Schießgewehr bekommen haben, haben ſie ihre Bogen, Pfeile und

Wurf-

Wurfſpieße abgeſchaffet, und von ihren alten Waffen nichts als den Streitkolben behalten. Dieſer beſteht in einer kleiner Keule, von ſehr hartem Holze, die auf der einen Seite einen runden Kopf hat, auf der andern aber ſchneidend iſt. Sie haben auch, aus Baumrinden gemachte Fahnen, auf welchen das Zeichen der Nation und ihres Dorfes, ihrer Familie, oder ihres Generales ſteht. Dieſe Fahnen tragen ſie an einer Stange, und ein Jeder verſammelt ſich bey derjenigen, wozu er gehört.

Der Marſch geht nur in kleinen Tagereiſen fort. Sie haben auch ihre Wahrſager bey ſich, nach deren Ausſage ſie ſich richten, ob der Marſch aufgehalten oder beſchleuniget werden muß. So lange ſie nicht in des Feindes Lande ſind, marſchieren ſie nicht zuſammen, ein Jeder zieht für ſich auf die Jagd. Allein ſie mögen ſich noch ſo weit entfernt haben, kommen ſie doch in der Stunde, und an dem Orte, der von dem Oberhaupte vorgeſchrieben iſt, wieder zuſammen.

Sobald man auf feindlichem Boden angelanget iſt wird ein großes Gaſtmahl gegeben, nach welchem ſie ſich ſchlafen legen. Wenn ſie erwachen, erzählen ſie ihre Träume. Kann nun jemand die gehabten Träume auslegen, ſo ſteht es demjenigen, der einen ſolchen Traum gehabt hat, frey, in ſeine Wohnung zurück zu kehren.

Nach geſchehener Anrufung des Kriegsgottes, begeben ſie ſich wieder auf den Marſch. Wo man bleiben will, wird das Lager aufgeſchlagen, welches ſehr leicht geſchehen iſt, weil ihre Zelte aus Kähnen, die ſie mit ſich führen, oder aus Sträuchen, welche ſie in die Erde ſtecken, beſtehen. Die Jüngſten unter dem Truppe müſſen, wenn keine Weiber da ſind, Feuer anmachen und den Keſſel kochen laſſen.

Wenn die Nacht anbricht, werden diejenigen, die geſchwinde laufen können, als Kundtſchafter ausgeſandt.

ſandt, von der Lage und Stärke des Feindes Nachricht einzuziehen. Sobald ſie nur von fern den Geruch von dem angemachten Feuer haben, laufen ſchon einige zurück, und bringen Nachricht, wie weit der Feind entfernt ſey. Nach eingezogenen Nachrichten, wird ſogleich Kriegsrath gehalten, worin man überlegt, ob es gut ſey, den Feind in der Nacht zu überfallen. Wird ein Ueberfall beſchloſſen, ſo ſind ſie dabey ſehr vorſichtig, ſie kriechen auf Händen und Füßen, und wenn ſie ſich dem Feinde bis auf einen Flintenſchuß genähert haben, richten ſie ſich in die Höhe, der Anführer gibt ein Zeichen zum Angriff, der ganze Haufe macht ein ſtarkes Geſchrey, und geben Feuer. Nach dieſer gegebenen Salve fallen ſie mit der Keule in der Hand an, und es entſteht ein Handgemenge, welches öfters ſehr blutig iſt.

Wenn der Feind in die Flucht geſchlagen iſt, wird ihm nachgeſetzt. Einige ergeben ſich willig, andere, wenn ſie eingeholt werden, ſetzen ſich zur Wehre, und da ſie ſich nicht geſchloſſen zurück ziehen, auch ſo verfolget werden, ſo veranlaſſet dieſes öfters noch kleine beſondere Gefechte; ja, es geſchieht öfters, daß ſie ſich Mann für Mann ſchlagen. Wenn zwey Bekannte auf einander ſtoßen, fallen ſie einander nicht ſogleich an, ſondern reden erſt zuſammen, erkundigen ſich beyderſeits nach ihrem Befinden, und nach abgeſtatteter Begrüßung geht der Streit auf Tod und Leben an. Wenn die Schlacht vorbey iſt, nimmt man den Todten und Verwundeten die Haarſchöpfe ab. Die Gefangenen, welche man nicht fortbringen kann, werden ſogleich auf dem Schlachtfelde verbrannt. Dieſe ſind glücklicher, als diejenigen, die zu einer langwierigen Strafe aufbehalten werden, weil ſie nicht ſo viel, als dieſe, gemartert werden. Die Gefangenen, die ſie mit ſich fortführen, werden mit auſſerordentlicher Sorgfalt verwahret. Des Nachts legt man ſie mit dem Rücken auf die Erde, und bey jedem werden vier Pfähle einge-

geſchlagen; an dieſe werden ſie mit den Händen und Beinen kreuzweiſe ausgeſtreckt, angebunden und an einem fünften Pfahle wird ein Ring gemacht, woran der Gefangene mit dem Halſe gefeſſelt wird. Um den Leib ſchnüret man ihm einen Gurt, deſſen beyde Enden derjenige unter ſeinen Kopf legt, dem man die Aufſicht über den Gefangenen anvertrauet hat, um bey der geringſten Bewegung, welche der Gefangene macht, ſogleich munter zu ſeyn.

Wenn der Krieg nun geendigt iſt, und ſie geſiegt haben, ziehen ſie in ihre Dörfer mit vollem Triumph ein. Sie marſchieren zwey und zwey, und zwiſchen ihnen gehen die Gefangenen. Dieſe ſind mit Blumen bekränzt, das Geſicht und die Hände ſind bemalt, am Leibe faſt nacket; ſie werden an Stricken geführt, welche man an die Arme gebunden hat. Sie ſingen beſtändig ihre Sterbelieder, zwar in einem kläglichen, doch dabey beherzten Tone, und ſehen dabey weder niedergeſchlagen, und bekümmert aus.

Marſchiert man durch Dörfer, welche mit den Siegern im Bündniſſe ſtehen, ſo werden die Gefangenen, bey dem Eingange dieſer Dörfer, den Einwohnern derſelben gewiſſer Maßen Preiß gegeben, damit ſie ſich mit dieſen Unglücklichen beluſtigen können, welches auf die grauſamſte Art geſchieht. Das ganze Dorf tanzt um ſie herum, und jedermann ſucht ihnen ſo viel Leides, als möglich, zu thun. Sind aber unter den Gefangenen Perſonen von Stande, ſo ſind ſolche von dieſer Schmach befreyet.

Kommen nun die Huronen bey ihren Flecken, woraus ſie marſchiert ſind, wieder an, ſo machen ſie in einiger Entfernung Halte, und der Oberſte läſſet den Einwohnern von ſeiner Rückkunſt Nachricht geben. Der Abgeordnete nähert ſich dem Dorfe ſo weit, daß man ſeine Stimme hören kann. Durch ſein Geſchrey macht

macht er den Sieg und die vornehmſten Begebenheiten des Feldzuges bekannt, und zeigt durch Trauertöne noch an, wie viel von ihnen in dieſem Kriege geblieben ſind. Sobald man dieſes hört, laufen Junge und Alte heraus, und man erkundigt ſich bey ihm nach allen Neuigkeiten. Hierauf wird der Abgeordnete in eine Hütte geführt, wo die Aelteſten verſammelt ſind, die ſich auch nach allem, was vorgefallen iſt, erkundigen. Nachdem ſie von allem Nachricht eingezogen haben, wird durch einen Ausrufer ſämmtliche Jugend aufgebothen, den Kriegern entgegen zu gehen, und die Weiber bringen ihnen Erfriſchungen. Wenn ſie zu ihren Wohnungen nun näher heran gerückt ſind, machen ſie wieder Halte, und alsdann bezeigt ein jeder ſein Mitleiden über diejenigen, welche in dem Kriege geblieben ſind. Alsdann legen ſie ihre Freude über den erhaltenen Sieg an den Tag; und dieſes geſchieht durch Grauſamkeit an den Gefangenen. Zuerſt nimmt man einen davon; dieſem wird alles vorgeworfen, was er und ſeine Nation wider die Huronen ausgeübt haben; ſie kündigen ihm dabey an, daß er eben dergleichen Begegnung erwarten müſſe. Darauf wird er mit eben ſolcher Marter, wie bey den Irokeſern bereits erwähnt worden iſt, hingerichtet, und die übrigen Gefangenen müſſen ſein Fleiſch auffreſſen.

Sobald nun die Sieger ſich zu ihren Hütten nahen, nehmen ſie lange Stäbe, binden die erbeuteten Haarſchöpfe daran, und tragen ſie gleichſam im Triumph. Darauf nehmen die Weiber dieſe Siegeszeichen aus den Händen ihrer Männer, und hängen ſie um den Hals. Die Art, wie dieſe Wilde ihren überwundenen Feinden die Haare abziehen, iſt ſehr grauſam, und dieſe geſchieht nicht allein den getödteten, ſondern auch öfters den noch lebenden. Sie ſchneiden die Haut, welche die Hirnſchale bedeckt, oben an der Stirn, über den Ohren und hinten um den Kopf, auf,

löſen

löſen ſie ab, und reiſſen ſie weg, ſo wie man ein Kalb oder einen Hammel abzieht. Diejenigen, die nun die Haarſchöpfe bekommen, richten ſie zu, wie ſie die Häute der wilden Thiere zubereiten; hernach werden ſie bemalt, und an den Thüren der Hütten aufgehängt.

Diejenigen Gefangenen, die man an Kindes ſtatt annehmen will, werden unter ihnen vertheilet, und man beobachtet dabey dieſelben Gebräuche, wie bey den Irokeſern erzählt worden iſt.

21. Die Einwohner von Florida, kommen in ihren Kriegsgebräuchen mit den übrigen Wilden in Nordamerika ziemlich überein; ſie gehen aber mit ihren Gefangenen menſchlicher um. Weiber und Kinder, welche ſie zu Gefangenen bekommen, werden zu Sclaven gemacht, die Männer aber opfern ſie der Sonne, und eſſen das Fleiſch derſelben. Sie halten dieſes für eine Religionspflicht.

Ehe ein Oberhaupt dieſes Volkes zu Felde geht, ſtellt er alle ſeine Leute in Schlachtordnung: alsdann ſezt er ſich auf die Erde, und ſeine Soldaten lagern ſich in eben der Stellung um ihn herum. Darauf fodert er Waſſer, und man bringt ihm ſolches in einem Gefäße. Kaum hat er es in die Hand genommen, ſo geberdet er ſich wie ein Beſeſſener. Er bekommt Verzuckungen, verdreht die Augen im Kopfe, und kehrt ſich beſtändig gegen die Sonne, welche dieſes Volk für die einzige Gottheit hält. Wenn er wieder ruhig geworden iſt, gießt er ein wenig Waſſer auf die Köpfe ſeiner Soldaten; darauf ſtellt er ſich, als wenn er wieder in Raſerey geriethe, gießt das übrige Waſſer in das Feuer, welches zu dieſer Abſicht angezündet worden iſt, und ſchreyet aus allen Kräften: He Timoga! Dieſes iſt ein Religionsgebrauch, und man ſagt, daß, während der Entzückung, das Oberhaupt die Sonne um Erhaltung des Sieges beſtän=

ſtändig anflehete, und die Inbrunſt ſeines Gebetes wäre Urſache, daß man ihn in dieſem Zuſtande ſehe. Indem er das Waſſer auf den Kopf ſeiner Soldaten gießt, thut er wünſchen, daß ſie mit Haarſchöpfen ihrer Feinde wieder zurück kommen mögen. Dadurch, daß er das übrige Waſſer in das Feuer gießt, zeigt er an, wie er den lezten Blutstropfen ſeiner Feinde zu vergießen wünſche. Nach Endigung dieſer Ceremonien, ſchreyet auch die ganze Armee: He Timoga! jedermann ſteht auf, und man tritt ſogleich den Marſch an. Die Oberhäupter ſind auf dem Marſche, und in der Schlacht, allezeit an der Spitze ihrer Truppen. Sie pflegen auch die Haut von den Köpfen ihrer erlegten Feinde abzuziehen, womit die Weiber bey den auf den Sieg folgenden Feyerlichkeiten ſich putzen, und alsdann wie die Furien ausſehen.

Kommt eine Partey aus dem Kriege zurück, und bringt keine Haarſchöpfe der Feinde mit, ſo iſt der Cocique verbunden, das liebſte unter ſeinen Kindern durch einen Pfeilſchuß zu verwunden, um dadurch das Andenken der von dem Feinde empfangenen Beleidigungen einzuprägen, und das Volk zur fernern Rache deſto mehr aufzumuntern.

Ein Krieg, welcher das ganze deutſche Reich betrifft, in welchem daſſelbe der angreifende oder angegriffene Theil iſt, wird ein Reichskrieg genannt. Ein römiſcher Kaiſer muß ohne der Reichsſtände, oder wenigſtens der Kurfürſten, Bewilligung keinen Offenſivkrieg anfangen, wohl aber einen Defenſivkrieg. Er darf das Reich in keinen fremden Krieg verwickeln; kein fremdes Kriegsvolk ohne Wiſſen der Reichsſtände in das Reich einführen, und es den Reichsſtänden, die es thun, verwehren; das zur Reichsdefenſion beſtimmte Volk nicht auſſer dem Reiche führen, noch führen laſſen; niemand mit geworbenem oder auſſer dem Reiche zu führenden

den Kriegsvolke, mit Einquartierung und andern Kriegsunruhen beſchweren; keinem Reichsſtande weder ſelbſt Gewalt anthun, noch von andern Gewalt anthun laſſen; in Reichskriegen mit dem Reiche gemeinſchaftliche Sache machen; nicht geſtatten, daß jemand für Reichsfeinde im Reiche werbe, oder ſich anwerben laſſe; keine neue Reichsfeſtungen in der Kurfürſten und Stände Gebiete anlegen, noch zerfallene reparieren; die hohen Kriegschargen nur mit Deutſchen beſetzen; den weſtphäliſchen Frieden genau beobachten, und keinen Reichsfrieden ohne der Reichsſtände Bewilligung ſchlieſſen.

Wenn ein römiſcher König zu Lebzeiten des Kaiſers erwählt worden iſt, ſo kann derſelbe, in Abweſenheit des Kaiſers, Krieg führen. So können auch die Reichsverweſer nach dem Tode des Kaiſers, oder in deſſen Abweſenheit, wenn kein römiſcher König erwählt iſt, Krieg führen. Beyde aber, der römiſche König und der Reichsverweſer, haben das zu beobachten, was der Kaiſer beobachten muß.

Die Reichsſtände müſſen, zur Reichsdefenſion, weil der Kaiſer, als Kaiſer, keine Armee unterhält, die Reichsarmee ſtellen; zu dieſer kommen heut zu Tage gemeiniglich auch noch: 1. kaiſerliche, und 2 Auxiliarvölker; 3. fremde Subſidien; 4. der Vaſallen, und 5 der Unterthanen Aufgeboth.

Ein jeder Reichsſtand muß ſeinen Theil zur Reichsarmee entweder an Mannſchaft, oder an Geld präſtiren. Der Anſchlag, wie viel ein jeder Reichsſtand entweder an Geld, oder an Mannſchaft, präſtiren ſolle, iſt in der Reichsmartikel von J. 1512. ausgemacht, und zwar müſſen für einen Infanteriſten monatlich 4, und für einen Cavalleriſten 12 Fl. gegeben werden. Die Mannſchaft, die ein jeder Kreis zur Zeit des Krieges ſtellen und unterhalten

muß

muß, wird ſein Contingent genannt, und dieſe Contingente werden in jedem Kreiſe in Regimenter zuſammen geſetzt; es hat auch ein jeder Kreis ſeine eigene Generalität und Kriegskaſſe. Nach den Reichsgeſetzen ſollte auch ein jeder Kreis ſeinen Kreisoberſten haben, und dieſer Kreisoberſter wieder ſeine Zugeordnete, von welchen der erſte Nachgeordneter heißt; allein, heut zu Tage bekommt er meiſtens den Titel als General-Feldmarſchall, und hat das Commando über die Kreisſoldaten. Siehe Kreiscontingent, im XLVIII Th. S. 501, und Kreisoberſte, S. 508, fgg.

Im J. 1681, wurde auf dem Reichstage ausgemacht, daß das Reich beſtändig 40,000 Mann auf den Beinen erhalten ſolle, nämlich 12,000 zu Pferde, und 28,000 zu Fuße. In den J. 1702, 1734 u. ſ. w. wurde aber beſchloſſen, daß das Kriegsheer in Friedenszeiten noch einmal ſo ſtark, nämlich 80,000 Mann, und in Kriegszeiten 3mal ſo ſtark, nämlich 120,000 Mann ſeyn ſolle, ohne daß das Reich ſich jezt mehr darum bekümmert, wie in jedem Kreiſe die Repartition auf einzelne Stände gemacht werde. Siehe im XLVIII Th. S. 528, f.

Wenn das Reich einen Krieg beſchloſſen hat, ſo geſchieht die Declaration deſſelben im Namen des Kaiſers und des Reiches zugleich. Den feindlichen Geſandten wird ſodann befohlen, vom Reichstage zu weichen und das Reich zu räumen, doch wird ihnen ein ſalvus Conductus geſtattet. Es werden auch die bey dem Feinde in Kriegsdienſten ſtehenden deutſchen Unterthanen und Vaſallen durch Avocatorien nach Hauſe berufen, und es wird ihnen gemeiniglich eben die Stelle gegeben, welche ſie bey dem Feinde gehabt haben.

Die Avocatorien (Avocatoria) ſind feyerliche und öffentliche Gebothe, wodurch der Kaiſer, nach beſchloſſenem

Reichskriege, diejenigen Reichsglieder und Vaſallen abruft, welche ſich in Kriegsdienſten feindlicher Mächte oder friedbrüchiger Mitſtände befinden. Der Kaiſer erläſſet ſolche allgemeine Abforderungsgebote an alle Glieder, Fürſten, Vaſallen, und Inſaſſen des Reiches. Die Verkündigung und Vollſtreckung derſelben geſchieht in den Kreiſen durch das Kreisausſchreibamt, (ſ. Th. XLVIII, S. 493, fgg.); dahingegen einzelne Stände ſolche Avocatorien beſonders in ihren Staaten verkündigen laſſen, und dadurch ihre eigene Vaſallen und Landſaſſen aus feindlichen Dienſten abrufen. Es werden darin die Kriegsbedienten, ſowohl Befehlshaber, als Gemeine, ihrer geleiſteten Eidespflicht entbunden, und es wird ihnen befohlen, daß ſie die Dienſte eines Reichsfeindes und öffentlichen Friedensbrechers verlaſſen ſollen; und in ſo fern ſolches einen des Friedensbruches ſchuldigen Reichsſtand betrifft, ergeht dergleichen auch an ſeine Unterthanen und Vaſallen. Beyde, ſowohl mittelbare als unmittelbare Glieder des Reiches ſind verpflichtet, den Avocatorien ſchleunigen gehorſam zu leiſten, und die Dienſte zu verlaſſen, worin ſie nur als Ungetreue und Empörer gegen ihr Vaterland, den Kaiſer und ihre Mitſtände, die Waffen tragen können.

Der Fälle, worin dieſe Avocatorien Statt haben, ſind zwey. 1. Wenn eine auswärtige Macht von dem Reiche wirklich für einen gemeinen Reichsfeind erklärt, und der Reichskrieg wider dieſelbe von dem geſammten Reichstage beſchloſſen iſt. 2. Wenn ein Reichsſtand einen wirklichen offenbaren Friedensbruch begeht, deſſelben überführt, und vom Kaiſer und Reiche für ſchuldig erkannt worden iſt.

Der Anfang in dieſer Sache muß alſo mit Berathſchlagungen auf dem Reichstage gemacht werden; es muß daſelbſt jemand für einen Reichsfeind erklärt, und der Reichskrieg gegen ihn beſchloſſen ſeyn. Alsdann erſt können Avocatorien ergehen, weil dieſe jenes Verfahren nothwendig voraus ſetzen. Bey Kriegen, die weder das Reich ſelbſt angehen noch mit deſſen Vorwiſſen und Einwilligung unternommen werden; bey Kriegen, die nicht von dem Kaiſer, als Oberhaupte des deutſchen Reiches, ſondern von ihm als Beſitzer ſeiner Erbſtaaten, geführt werden, mithin keine Reichskriege, ſondern Kriege des kal-

kaiſerlichen Hauſes ſind, können keine verbindliche Avocatorien erlaſſen werden. Auch iſt in dem zweyten Falle nicht zureichend, daß etwa nur der Reichshofrath die Unternehmungen eines Reichsſtandes für einen Friedensbruch erklärt, oder für ſo notoriſch hält, daß ſie keines Beweiſes bedürfen. Denn eine Erklärung der Acht, und des Reichskrieges, welche bey Avocatorien voraus geſetzt werden, dürfen nicht ohne Einwilligung und Vorwiſſen des Reichstages, auch nicht ohne vorhergehendes ordentliches gerichtliches Verfahren geſchehen (*); auch iſt nie ein Friedensbruch ſo offenbar, daß er keines Beweiſes bedürfte.

Dieſe Grundſätze, welche der Herr Verf. der Abhandlungen aus dem deutſchen Staats = und Lehnrecht, (Halle, 1757, 8.) S. 31, f. wohl entwickelt hat, werden zwar an und vor ſich ſelbſt leicht von jedem als richtig und der deutſchen Reichsverfaſſung angemeſſen erkannt; allein, die Anwendung derſelben iſt vielen Widerſprüchen ausgeſetzt.

Siehe auch oben, S. 533.

Wenn der Krieg erklärt worden iſt, wird die Reichsgeneralität, (welche gemeiniglich aus 2 Generalfeldmarſchällen, 2 Reichsgeneralen der Cavallerie; 2 Reichs = Generalfeldzeugmeiſtern, und 2 Reichs = Generalfeldmarſchalllieutenants beſteht, ſammt den Kriegsraths = Directoren und Räthen, (wiewohl heut zu Tage keine Reichs = Kriegsdirectoren und Räthe mehr ſind, ſondern der Krieg meiſtens von dem Kaiſer und ſeinem Hofkriegsrathe allein dirigirt wird,) von dem Kaiſer und den geſammten Ständen, und zwar von beyden Religionen eine gleiche Anzahl, ernannt, und nebſt dem ganzen Kriegsheere in des Kaiſers und des Reiches Pflicht genommen.

Der oberſte Befehlshaber, welcher die Reichs-Armee als Generaliſſimus commandirt, wird durch die

(*) Wahlcapitulation, Art. 20, §. 2 — 5.

die Mehrheit der Stimmen auf dem Reichstage oder von dem Kaiſer ſelbſt, ernannt. Derſelbe iſt zuweilen der Kaiſer oder der römiſche König in Perſon, oder es iſt auch ſchon dieſe Stelle einem Kur-oder andern Reichsfürſten anvertrauet worden. Der Krieg ſelbſt, muß nach den Reichsverordnungen, der Executionsordnung, dem weſtphäliſchen Friedensſchluſſe, und den auf ſolche Reichskriegsfälle ergangenen Reichsſchlüſſen gemäß, geführet werden.

Es wird auch zur Zeit des Krieges eine Reichs-Operationscaſſe errichtet, und zum Behuf derſelben werden von Zeit zu Zeit die ſo genannten Römermonate bewilligt. Um 1 Million Thaler, oder 1500000 Fl., zuſammen zu bringen, iſt, im J. 1708, die im XLVIII Th. S. 538, angezeigte Eintheilung gemacht worden.

Das Gewehr und die Montirung bekommen die Reichstruppen von den Ständen ſelbſt. Was die Artillerie betrifft, ſo mußten dieſelbe vormals die der Gefahr am nächſten gelegenen Kreiſe und Stände ſchaffen, bisweilen ſorgte auch der Kaiſer ſelbſt dafür; allein, heut zu Tage muß ein jeder Kreis ſein Quantum zur Artillerie und Munition, nebſt den dazu gehörigen Leuten hergeben.

Kein Reichsſtand darf aber gegen einen Reichsfeind Neutralität beobachten, und viel weniger aber ſich in Kriegsdienſte bey demſelben begeben, und wider das Reich ſich gebrauchen laſſen, oder in ſeinem Lande für Reichsfeinde werben, oder demſelben Proviant, Munition, u. d. gl. zuführen.

Waffenſtillſtand und Friedensſchlüſſe werden von dem Kaiſer und dem Reiche gemeinſchaftlich beſchloſſen.

Gleichwie die Reichsſtände verbunden ſind, zur Reichs-Defenſion zu concurriren, alſo muß ein jeder Reichsſtand als Kreisſtand auch ſeinen

Kreis = Mitſtänden, wenn einer derſelben angegriffen wird, Hülfe leiſten. Wenn aber der Fall ſich ereignete, daß die Kreisſtände zu ſchwach wären, die ihrem Kreismitſtande angethane Gewalt abzutreiben, ſo hat ein ſolcher Kreisſtand das Recht, ſich der benachbarten Kreishülfe zu bedienen, und dieſe darf er, nach Beſchaffenheit der Umſtände, zwey=und dreyfach fordern. Wenn aber alle dieſe nichts ausrichten können, ſondern aller Kreiſe Hülfe nöthig erachtet wird, ſo muß ein Deputations = oder Reichstag gehalten werden.

Endlich iſt auch ein jeder Reichsſtand als Landesherr ſchuldig und verbunden, ſein Land und ſeine Unterthanen vor aller Gewalt zu ſchützen, ſo viel in ſeinem Vermögen ſteht.

Was das Recht Krieg zu führen eines jeden Reichsſtandes ins beſondere betrifft, ſo hat ein jeder, ſowohl geiſtlicher als weltlicher Reichsſtand das Recht Krieg zu führen; er kann ſich auch nicht nur wider einen gegen ihn erregten Krieg vertheidigen, ſondern auch ſelbſt einen anfangen. Kein Reichsſtand darf aber einen Krieg führen, wodurch dem Kaiſer, dem Reiche, oder einem Mitſtande, Nachtheil geſchieht. Es darf auch kein Reichsſtand wider den andern offenſive die Waffen ergreifen, wohl aber defenſive. Denn da die Reichsſtände unter den Reichsgerichten ſtehen, ſo ſollen ſie ordentlicherweiſe bey denſelben belanget werden, und niemand ſoll ſich de Selbſthülfe bedienen. Wenn dieſelben aber keinen Richter leiden wollen, alsdann kann man ſich mit Recht der Waffen bedienen.

Ich komme zur Betrachtung der Folgen, welche die Kriege in der menſchlichen Geſellſchaft und auf der Welt haben. Der böſen ſind freylich viele, aber doch auch der guten nicht wenige. Ehe ich

ich dieſe Folgen ſelbſt anführe, will ich vorher zeigen, daß der Krieg einen Einfluß in die Witterung habe.

Man wird zugeben, daß die Anhäufung der Dünſte in einer Gegend eine Bewegung der Luft verurſachen könne. Machen ſie da, wo ſie ſich häuften, die Luft kälter, als die entfernte iſt, ſo werden ſie die Ausdehnung derſelben nach der wärmern Gegend veranlaſſen; und wenn viele warme Dünſte irgendwo die Luft verdünnen, ſo wird die entfernte kältere ſich hieher bewegen. Nun häuft ohne Zweifel der Krieg die Dünſte, und unter den zufälligen Urſachen ihrer ungewöhnlichen Menge in einer Gegend, iſt er vielleicht die ſtärkſte, die wirkſamſte. Ich will nur die vornehmſten Veranlaſſungen ihrer Vermehrungen nennen. Wo ein Krieg ausbricht, da vergrößert ſich die Anzahl der bisherigen Bewohner einer vielleicht nicht großen Gegend gleich auf einmal bey hundert Tauſenden. Sie kommen nicht zuſammen, um ſich ruhig einander anzuſehen, ſie ſind in beſtändiger Bewegung, oft in der heftigſten, ermattendſten Bewegung, des Leibes, auch wohl der Seele, die auch den Schweiß vermehren kann. Die Eingebornen des Landes werden durch ſie mit unruhig, Angſt und Flucht und Arbeit treiben ihnen mehr Ausdunſtungen aus, als wohl ſonſt erfolgt wären. Je mehr Menſchen, deſto mehr können und pflegen zu erkranken, wenn auch keine Anſteckung entſteht, und oft ſoll der Kranke durch vermehrte Ausdunſtung geneſen. Blut fließt faſt täglich, und manchen Tag in abſcheulicher Menge; wer wird es ohne die heftigſte Anſtrengung verlieren? Die Gebliebenen werden begraben, aber zuweilen nicht alle, oft nicht ſo früh, daß man nicht vorher ihr Bett der Ehren ſchon von fern wittern könnte, gemeiniglich nicht tief genug, und ſo dicht auf und an einander, daß ein Schlachtfeld noch viele Jahre nachher von den Irr-

lichtern, dieſen Producten ſtarker Ausdunſtungen, kenntlich gemacht wird; ſ. Th. XXX, S. 790.

Der Krieg erfordert eine große Menge Pferde, nicht bloß für die zahlreiche Cavallerie, ſondern auch für das Gepäck, die Zufuhre, die Benachrichtigungen. Es kann wohl ſeyn, daß im Kriege eine Gegend tauſendmal mehr Pferde hat, als in Friedenszeiten da gehalten werden mögen. Das Pferd dunſtet ſcharf in der Ruhe, wie viel ſchärfer in ſo häufiger, angeſtrengter Bewegung! Es fällt häufig von Verblutung und Ermattung; in beyden Fällen muß es ſtark vorher ausgedunſtet haben. Es wird beygeſcharret, aber nicht ſo oft, nicht ſo geſchwinde, wie der Soldat; vielfältig nur, wenn es über der Erde zu unleidlich werden will, gemeiniglich flach, locker, und wie ſie bey einander her liegen, daher oft die Hunde dieſelben wieder aufgraben.

Eine ſo große Menge von Menſchen und Pferden, kann die Gegend, wo der Krieg ſie zuſammen führt, allein nicht nähren, ſie braucht Zufuhre. Es wird daher aus der Ferne eine beträchtliche Anzahl von Vieh allerley Art in eine Gegend getrieben, die eine Weile gefüttert und geweidet, auch wohl einmal verfolgt und erhitzt, endlich geſchlachtet wird, wenn der Feind es nicht tödtet und unbrauchbar macht. Wie viel weniger reinlich und haushälteriſch mag bey dem Schlachten im Kriege verfahren werden; und wie viele Ausdunſtungen aus der Menge und dem Schickſale dieſer Thiere! Ein großes Heer braucht viel mehr Korn, als die Gegend, wo es ſteht, gewinnen kann; es braucht ſtarke Zufuhre. Sowohl die durch die Menge von Menſchen, Pferden und Wägen, die ſie leiſten, vermehrt die Dünſte, als es das Magazin thut, welches ſie füllt, wenn auch das Korn trocken hinein kommt und ſich darin nicht brennt. Wie ſtark der Backofen riecht, folglich dunſtet, weiß jedermann.

mann. Zu Brod und Fleiſch gehört noch eine große Menge anderer Lebensmittel, die wir Vorkoſt aus dem Pflanzenreiche nennen, und Getränke von mehr als einer Art. Es dunſtet alles, wenn es auch nicht verdirbt, nicht verdorben wird, wie doch oft genug geſchehen mag. Wie viel Heu braucht die Menge von Pferden! Sein Geruch iſt bekannt. Es wird zugefahren, gerührt, in Haufen gepackt, brennt ſich, wird aus einander geworfen, und häufig zerſtreuet, wenn es auch keinen Feind erfährt, der doch ſonſt ſein Verderben gern befördert.

Vielleicht wird weniger gepflügt, wo der Krieg herrſcht; aber doch gewiß die Erde mehr geöffnet uud gerührt, als der ruhige Ackerbau im Frieden erfordert hätte. Man gräbt nach Waſſer im Lager, verſchanzt ſich, wo man ſteht, wirft Batterien auf, dämmt Flüſſe ab; öffnet Laufgräben, macht Minen, ſprengt ſie, legt Feſtungswerke an, u. ſ. w. Geöffnete Erde dunſtet ſtärker, als beraſete, und tiefe Oeffnungen können mancherley mächtige Dünſte losmachen. Sollten ſie ſich nicht merklich vermehren, wo viel und tief in der Erde gewühlt, wo ſie ſo häufig durch einander geworfen, und zuſammen gebracht wird, was ſonſt nicht bey einander lag? Vermiſchung der Erdarten löſet mehr auf, als geachtet wird.

Mehr Holz wird unſtreitig im Kriege gebraucht und gehauen, als im Frieden nöthig geweſen und geſchehen wäre. Die weit größere Anzahl von Menſchen erfordert, daß mehr gekocht, gebacken, gebrauet, gewaſchen wird. Erwärmung am Feuer gebraucht der Soldat oft auch, wenn er zu Felde liegt; wie viel mehr, wenn er gegen den Winter noch zn Felde liegen muß! Schwerlich wird dieſe Holzconſumtion auf das räthlichſte eingerichtet. Man findet nöthig, ſich mit Palliſaden zu verwahren, Verhacke zu machen, ein Gehölz zu durchhauen oder anzuzünden, Brücken

oder Flößen zu bauen, und wieder her zu ſtellen, was der Feind verdorben hat. Wie viel Holz wird im Kriege mehr gefällt, geſpalten und verbrannt, als in Friedenszeiten! Wie nun ein friſch gefällter Baum merklich dunſtet, ſo füllt vielmehr der Rauch die Luft mit Dünſten an, da er von ſo viel mehrern Stellen und ſo häufig von naſſem Holze aufſteigt. Welch ein Dampf, wenn Pagage, Brücken, Waldungen, Magazine, Dörfer, Städte — ſchrecklich zu ſagen! — gezwungen werden zu brennen! Wie viele und mancherley Dünſte werden hier mit einander in die Höhe getrieben! Dazu kommt noch das Schießpulver. Ein Fingerhut voll kann ſchon ein Zimmer mit ſehr merklichen Dünſten erfüllen. Wie viel mögen ein paar große Kriegsherre bey wichtigen und unwichtigen Vorfällen in einem Feldzuge in die Luft jagen! Wie viel mag vor einer Feſtung, die eine monatliche ſcharfe Belagerung aushält, angezündet werden! Sollte eine ſolche Menge von Pulver, in einer nicht gar zu großen Gegend verſchloſſen, die Dünſte über ihr nicht ſehr vermehren, und die Luft damit füllen?

Die Erfindung und der Gebrauch des Schießpulvers, iſt hienächſt auch eine mächtige Beſchleunigung der Austrocknung unſers Erdbodens. Bekannter Maſſen beſteht das Pulver aus Salpeter, Schwefel und Kohlen. Bey dem Gebrauche deſſelben geht das Phlogiſton in die Luft über, und vermehrt die Menge der brennbaren Dünſte; das in dem Salpeter befindliche fixe alkaliſche Salz aber präcipitirt ſich ſchnell, und ſetzt ſich auf die Erde nieder. Wenn man nun bedenkt, was für eine Menge ſolcher phlogiſtiſchen Materien, ſeit dem 14ten Jahrh., durch den Gebrauch des Pulvers in die Luft gekommen ſind, und nach und nach mit den Feuchtigkeiten der Luft wieder die Erde geſchwängert haben, ſo wird man unmöglich zweifeln können, daß dadurch die Austrocknung der Erde nothwendig hat beſchleuniget werden müſſen. Je mehr Kriege entſtanden ſind, deſto mehr wirkſames Phlogiſton in der Luft, und von dannen zurück auf die Erde und die organiſchen Producte

des

des Erdbodens, deſto mehr Kraft die wäſſerigen Theile in Erde zu verwandeln, und deſto mehr Trockenheit und Dürre. Solcher brennlichen Dünſte ſind gewiß, ſeit der Erfindung des Pulvers, Millionen Centner, auf dem Erdboden wirkſam geworden. Da zeigt ſich alſo offenbar, wie ſehr der Gebrauch des Schießpulvers, und folglich auch die Kriege, die Erde verderbt haben, und noch verderben. Je mehr Krieg, deſto dürrer die Erde, deſto verſchloſſener die Wolken zum Regen, deſto unfruchtbarer die Felder, deſto größer die Armuth und Noth unter den Menſchen. Je wärmer, und beſonders je trockner die Luft, deſto mehr ausgedehnt iſt ſie, und deſto ſtärkere Winde müſſen nothwendig entſtehen, welche in der Luft, auf der Erde, und in den organiſchen Producten der Natur, immer größere Veränderungen hervor bringen.

Ich glaube, daß eine der jetzt angezeigten Dunſtquellen reichhaltig genug ſey, eine Anhäufung zu verurſachen. Man nehme es aber zuſammen, was große Kriegsheere mit ihrer fürchterlichen Bewegung und traurigen Schickſale, was viele tauſend ſcharfer Treibung fähige und fallende Pferde, was eine Menge von allerley zugefahrnen und zuſammen gehäuften Lebensmitteln, was häufige und tiefe Oeffnungen und Vermiſchungen der Erde, was ein öfterer, dicker, ſtinkender Rauch von ſo mancherley Dingen; was ein beynahe unaufhörlicher, oft undurchſichtlicher Pulverdampf, was dies alles, in einer mäßigen Gegend vereinigt, für eine Menge von Dünſten erzeugen muß; und urtheile nun, ob ſie nicht der Krieg vermehren und in einem Revier anhäufen muß.

Angehäufte Dünſte in einer Gegend ſind ohne Zweifel allein ſchon vermögend, die reinere, leichtere Luft vor ſich weg zu drängen, werden ihr aber, ſo bald ſie vor ihnen weicht, von andern wider gedrängt, folgen müſſen. Wohin wird ſich indeſſen die durch Dünſte ausgedehnte Luft ausbreiten? Wenn der Widerſtand von allen Seiten gleich iſt, ſo wird ſie ſich nach allen Seiten gleich ausbreiten; iſt das nicht, ſo

wird die Ausbreitung da erfolgen, wo der wenigſte Widerſtand iſt. Da dies lezte immer der Fall ſeyn wird, ſo kann ſchon die bloße Menge von Dünſten einer Gegend, einer andern Wolken zuſchicken, und dadurch Einfluß in ihre Witterung äuſſern.

Dies wird noch einleuchtender, wenn wir bemerken, daß der Krieg, der die Dünſte häuft, ſie auch bewege. Nach ihrer elaſtiſchen Kraft drängt ſich die Luft dahin, wo der wenigſte Widerſtand, wo ſie verdünnt iſt. Die Wärme treibt die Luft aus einander, und warm mag ein ſehr großer Theil der Luft ſeyn, die der Krieg veranlaſſet. Denn wie viel vermehrtes Feuer gehört nicht noch zu ſeinen Wirkungen! Es iſt ſchon berührt und ohnehin bekannt, daß weit mehr nothwendiges Feuer brennen muß, wo ſo viele tauſend Menſchen mehr eſſen und ſich erwärmen wollen. Je mehr Pulver angezündet wird, deſto mehr kleine und große Flammen fahren in die Luft. Und nun noch die verheerende ſchreckliche Flamme, die hier ein Magazin zerſtören, dort eine Waldung vertilgen, hier ein Dorf ſtrafen, dort eine Stadt zur baldigen Uibergabe zwingen ſoll. So öfteres, ſo vieles, ſo großes Feuer, muß das nicht die Luft erwärmen, verdünnen, einen beſtändigen Ab- und Zufluß der dickern Luft verurſachen, ſie folglich in Bewegung ſetzen, und gleichſam hinter ſich her locken?

Bey jedem Schalle wird die Luft zuſammen gedrückt, und wieder ausgedehnt. Wie reich iſt aber der Krieg an Getöſe! Wenn auch das mannigfaltige Geſchrey von Menſchen und Pferden zu ſchwach wäre, wie es doch wohl nicht ſeyn mag, die Luft zu bewegen: ſo wird man es wohl nicht unglaublich finden, daß es das Pulver kann, welches täglich, manchen Tag ſo häufig, und zuweilen viele Tage hinter einander, in Menge verſchoſſen wird. Ohne Zweifel kann hierdurch ſo viel Bewegung der Luft verurſachet werden,

daß

daß daraus ein ſtarker Zug nach einer Gegend, wo der wenigſte Widerſtand iſt, erfolgt.

Kein Krieg ohne Bewegung, ohne heftige Bewegung. Es wird wohl nirgend mehr hanthiert, häufiger gegangen, ſtärker gefahren, ſchneller geritten, als wo große Heere gegen einander agiren. Sollte ſich dieſes beſtändige, ausgebreitete, geſchwinde Zurücktreiben der untern Luft nicht auf die obere ausbreiten, und weit umher eine Bewegung darin veranlaſſen? Nun, was denn noch daran fehlt, und die Bewegung der Gewehre, Säbel, Fahnen ꝛc. nicht zuſetzen können, das wird die ſchnelle Kugel ergänzen, welche ſo gewaltſam die Luft theilt daß ſie dieſelbe demjenigen, welchen dieſe Luft faſſet, ſchädlich, ja tödtlich machen kann. Sie müßte ſo elaſtiſch, wie ſie iſt, nicht ſeyn, wenn ſie ſich durch eine ſo unzählbare Menge Kugeln, wie manchen Tag durch ſie hin und her gejaget werden, in Bewegung nicht ſetzen lieſſe.

Aus dieſen Vorausſetzungen, daß der Krieg die Luft mit Dünſten erfüllt, daß dieſe Dünſte größten Theils warm ſind, daß in demſelben weit mehr Feuer, als ohne ihn, in die Luft fährt, und daß durch ihn die Luft weit mehr bewegt wird, als ſonſt geſchehen wäre: hieraus wird folgen, daß die mit vielen warmen und andern Dünſten angefüllte, mithin oft verdünnte und oft bewegte Luft den aus andern Urſachen in der Ferne entſtandenen Zug oder Gang derſelben an ſich locken, ihn daher von ſeiner ſonſtigen Richtnng etwas ableiten, und in die Gegend des Krieges führen wird, und daß der nach dem Kriegsſchauplatze geleitete Zug der Luft, wenn ſie ſich hier gehäuft und mit ſeinen Ausdunſtungen gleichſam beladen hat, ſich von da wieder in die wärmere Nachbarſchaft ausbreiten, und den die vom Schauplatze des Krieges aufgeſtiegenen Wolken zuführen wird.

Wenn man nun, nach dieſen Vorausſetzungen, einen Einfluß des Krieges in die Witterung zu vermuthen wagen will, ſo verſteht ſich leicht, daß dieſelbe nicht allgemein geſchehen könne, ſondern daß man ſowohl auf den zu jeder Jahrszeit natürlich gewöhnlichen Zug der Luft zu ſehen habe, als man die Lage ſeines Vaterlandes gegen die Gegend, wo der Krieg geführt wird, vor Augen haben müſſe, und daß folglich alle Vermuthungen, ſo wahrſcheinlich ſie auch ſcheinen möchten, triegen, ſo bald ſich der Kriegsſchauplatz, und damit unſere Lage gegen denſelben ändert. Da ſich nun das leicht zutragen kann, ſo wird der Beobachter der Witterung und des Krieges erſt am Ende eines Jahres ſprechen können, ob der geführte Krieg in die gehabte Witterung einen Einfluß gehabt haben möchte, oder nicht.

Vom **Einfluß des Krieges auf die Geſundheit**, werde ich im Art. **Kriegskrankheiten und Seuchen** ſprechen.

Ich betrachte nun die Folgen des Krieges ſelbſt, und zwar zuerſt die **ſchlimmen und verderblichen Folgen** deſſelben.

Die erſte iſt **Verhinderung der Vermehrung des Volkes, und wirkliche Entvölkerung des Staates.** Der Krieg raubt einem Lande nicht allein alle, die im Felde fallen, gefangen weggeführt werden, und bey dem Einfalle des Feindes umkommen, ſondern man muß auch dabey rechnen, wie viel Eheweiber dadurch ihre Männer verlieren, und ſolcher Geſtalt auſſer Stand geſetzt werden, etwas zur Fortpflanzung beyzutragen, da dann das Land allen den Zuwachs verliert, denn ſie hätten geben können. Hiezu kommt nun wirkliche Entvölkerung. Es heißt zwar oft bey dem Entſtehen eines Krieges: nun werde das Land einmal von loſem Geſindel, von Müßiggängern und Landſtreichern gereinigt; aber; zu geſchweigen,

daß

daß es ein großes politiſches Verbrechen iſt, einen Haufen ſolcher unnützen, unthätigen und gefährlichen Menſchen zu haben und zu dulden, entwiſcht doch immer ein großer Theil von ſolchem Auswurfe dem Kriegsdienſte. Und wie kommt ihre Anzahl in Vergleichung mit der Zahl ſo vieler tauſend redlicher, fleißiger, betriebſamer Unterthanen, wie der ſcheinbare Gewinn bey jenen mit dem drückenden und entnervenden Verluſte bey dieſen? Wie verheerend und entvölkernd bis zum Entſetzen kann ein Krieg werden, wenn er, wie die Geſchichte unſerer Tage gelehrt hat, in einem halben Jahre ohne Hauptſchlacht, ohne Uiberfall, bloß durch Scharmützel, Belagerungen und Krankheiten, ein Heer von 100,000 Mann wegraffet! wenn ſchon der Handwerker von ſeiner Werkſtätte, der Bauer von ſeinem Pfluge, der einzige Sohn, die Hoffnung der Familie, aus den Armen ſeiner flehenden Aeltern fortgeriſſen werden muß! Ich will nicht in die Geſchichte der Vorzeit zurück gehen, um Beyſpiele aufzuſuchen, welche ungeheure Zahl von Menſchen oft ein Treffen geopfert, eine Belagerung aufgerieben, ein beſchwerlicher Feldzug gekoſtet hat. Wie viel Generationen gehören nicht dazu, ſolchen Verluſt zu erſetzen, und dem Staate ſo viel fleißige und arbeitſame Hände wieder zu geben!

Eine andere traurige Folge iſt Länder-Verwüſtung, und das damit verbundene Menſchenelend. Wie manche blühende Gegend wird in eine Einöde, wie manche Stadt, wie manches wehrloſe Dorf in einen Schutt- und Aſchenhaufen verwandelt! Lange, ſehr lange bluten die Wunden, die ein erbitterter Feind dem Lande ſchlug. Da ſteht oft nach Jahrhunderten noch eine Menge Ruinen, welche zu keinen Wohnungen wieder empor ſteigen, und unter dicht verwachſenem Moſe trauren. Und wer mißt das namenloſe Elend ſo vieler tauſend verarmter, beraubter, geplünder-

derter, gemißhandelter, verjagter und hülfloſer Unterthanen; wer ſchildert alle die ſchrecklichen Arten des Todes, der Verſtümmeluug und Verkrüppelung der Krieger! Je weniger cultivirt, deſto grauſamer und unmenſchlicher iſt der Feind; das bewieſen noch unter den Europäern in der erſten Hälfte des jetzigen Jahrhundertes die Ruſſen, und beweiſen jetzt noch die Türken, die, ſo wie ſie von ihrem tollkühnen und fanatiſchen Muthe noch nichts verloren, alſo auch jenen barbariſchen Sinn in Behandlung ihrer Feinde noch nicht abgelegt haben, und daher wohl unſer Erſtaunen, aber nie unſere Bewunderung und Ehrfurcht erregen.

Verderbniß der Sitten, Abſtumpfung des Gefühles der Menſchlichkeit, kurz Verſchlimmerung der Moralität, ſind ferner die unausbleibliche Folge jedes längern Krieges. Die Geſchichte alter Zeiten beſtätigt dieſes. Viele Jahre werden oft dazu erfordert, die Nation zu der Stufe der Bildung wieder zu erheben, von welcher ſie in einem hartnäckigen verderblichen Kriege herab ſank. Mit der Todesgefahr vertrauter, hat das Leben für den Menſchen nicht den hohen Werth, den es im Frieden hat. Die Gelegenheit, ſich ungeſtraft fremder Güter zu bemächtigen, macht ihn ungerecht, habſüchtig, tyranniſch, und die ganze unſtäte kriegeriſche Lebensart erzeugt eine Menge Laſter, welche die Summe der etwa ſich bildenden heroiſchen Tugenden weit überwiegt.

Eine drückende Schulden Laſt iſt endlich eine gewöhnliche, nicht minder nachtheilige Folge. Entweder iſt der kriegführende Staat von Natur arm, weil Klima und Boden ungünſtig ſind, oder ſeine Finanzverwaltung liegt im Argen, ſeine Caſſen ſind erſchöpft, oder der Fürſt iſt ein Verſchwender, der, für die Zukunft unbeſorgt, nur genießt und ſeine koſtbare Sinnlichkeit befriedigt. In allen dieſen Fällen werden dann

Geld-

Geldquellen geſucht und Hülfsmittel zur Hand genommen, welche lieber ungenuzt hätten bleiben ſollen. Es werden Kriegsſteuern und Dons gratuits ausgeſchrieben, Lotterien errichtet, große Anleihen eröffnet, und was dergleichen mehr iſt, um nur Geld zur Beſtreitung der ungeheuern Koſten zu bekommen. So entſteht allmählich eine Laſt von Schulden, die das Land auf Jahrhunderte beſchwert, und die Totalſumme des umlaufenden baaren Geldes oft weit überſteigt; daher entſteht zuweilen eine Unzahlbarkeit, die einem Staatsbankerotte nicht unähnlich ſieht, Anticipation der Einkünfte, Creditloſigkeit, die jede neue Anleihe vollzählich zu werden hindert, und eine politiſche Impotenz bewirkt, die dem Intereſſe des Staates ſehr nachtheilich werden muß.

Zu den Uibeln, welche zufällig durch den Krieg veranlaſſet werden, gehören inſonderheit die ſchlechten Münzſorten, wovon ich im Art. Münzweſen ſprechen werde.

Zu einem Beweiſe der traurigen und verderblichen Folgen eines, inſonderheit langen, Krieges, dienen vornämlich der dreyßigjährige Krieg im 17ten, und der ſiebenjährige im jetzigen 18 Jahrhunderte.

Der ſchwediſch-deutſche, oder von ſeiner Dauer ſo genannte dreyßigjährige Krieg, wird derjenige Krieg genannt, welchen der große König der Schweden **Guſtav Adolph**, und nach deſſen Tode ſeine Tochter und Thronfolgerin, die Königin Chriſtina, mit den römiſchen Kaiſern Ferdinand II. und III. geführt haben, und welcher von ſeinem Ausbruche im J. 1618 an, bis zum weſtphäliſchen Frieden im J. 1648, unſer Vaterland 30 Jahr lang verheerte, durch dieſen Frieden aber den Anfang einer neuen Epoche unſerer ganzen Staatsverfaſſung veranlaſſete. Dieſer Krieg iſt mehr wegen der Verwüſtungen, welche er angerichtet hat, als der edlen Art, womit derſelbe

ſelbe geführt worden iſt, merkwürdig. Gewiß bleibt es, daß in unſern Zeiten die Waffen immer mit mehrerer Menſchlichkeit, als damals, gebraucht worden ſind, und daß alles, was in dieſem laufenden Jahrhunderte ſich auf den Kriegsſchauplätzen zugetragen hat, mit dem nicht in Vergleichung kommt, was ſich in der vorerwähnten Periode grauſames und unnatürliches begeben hat. Welch ein ſtark bevölkertes Land müßte Deutſchland itzt nicht ſeyn, hätte nicht jenes Kriegesfeuer, welches 30 volle Jahre, vor 142 Jahren innerhalb deſſen Gränzen gewüthet hatte, Menſchen weggefreſſen, wie eine Heuſchreckenſchaar die äuſſerſt dicht gewachſene Kornſaat. Nach dem Menſchenverluſte mehrerer einzelnen Länder, und der am Ende des Krieges noch übrig gebliebenen Volksmenge derſelben, und nach der ſtärkern Bevölkerung mehrerer Städte vor jenem Kriege verglichen mit ihrer jetzigen, zu urtheilen, iſt die Vermuthung ſehr wahrſcheinlich, daß Deutſchland, wenn es gleich nicht mehr Menſchen vor jenem Kriege gehabt hat, wenigſtens doch demſelben nicht ſehr viel an ſeiner jetzigen Bevölkerung mag gefehlt haben. Zwar gab es zu Anfange des 17ten Jahrh., im Ganzen bevölkerte Städte, wie jetzt, weil das Leben auf dem platten Lande damals noch ſehr unſicher und gefahrvoll war; allein, auf der andern Seite waren, wie man aus ſichern Datis weiß, damals auch viele Dörfer ſtärker mit Menſchen beſetzt, als jetzt; viele Dörfer waren damals noch vorhanden, die es jetzt nicht mehr ſind, und ganze weite Gegenden und Strecken waren von Menſchen bewohnt, wo jetzt kaum noch irgend ein und das andere Thier ſich aufhält. Hiezu rechne man vornämlich noch die damalige Nichtexiſtenz der groſſen ſtehenden Heere, die der Bevölkerung in der Folge ſo äuſſerſt nachtheilig werden, und manche Stockung in derſelben bewirken müſſen, und zuletzt noch die

Un=

Unbekanntſchaft mit jenen ſchädlichen Getränken, die auf mancherley Weiſe die Menſchenvermehrung hindern und verringern müſſen. Selbſt die niedrige und mittlere Volksclaſſe, damals weniger mit allen den vielfältigen Zweigen des Luxus bekannt, in deren Bekanntſchaft neuere Zeiten beſonders dieſelben eingeweihet haben, weniger durch zahlloſe Auflagen, Steuern und Abgaben gedrückt, konnte mehr und thätiger für Bevölkerung, als jetzt, ſorgen, weil ſelbſt auch die Ehen an ſich ſchon weniger erſchweret wurden. Dem neuern Zeitalter muß man doch aber auch, bey allen dem, die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß es manche damals herrſchende Hinderniſſe der Bevölkerung entfernet, und durch gute Polizeyeinrichtungen manchem Unheile vorgebeuget hat, ob gleich viele neuere Anſtalten doch nicht ihrem Zwecke entſprochen haben. Ich kann mich hier in ein genaueres Detail von allem dieſen nicht einlaſſen, und ich liefere nur noch eine kurze wahrſcheinliche Berechnung des Menſchenverluſtes durch den dreyßigjährigen Krieg. Angenommen alſo, daß Deutſchland vor jenem Kriege wenigſtens ſo eine ſtarke Volksmenge wie jezt, hatte, ſo wohnten ungefähr an 27¼ Millionen Menſchen auf der Oberfläche deſſelben von 128,000 Quadratmeilen; alſo auf jede Quadratmeile etwa 2128 Menſchen. Ziemlich ſicher kann man, nach den vorhandenen Datis von einzelnen Ländern auf das Ganze geſchloſſen, die volle Summe des Menſchenverluſtes durch Krieg, Peſt, Hungersnoth und Auswanderungen, auf zwey Drittel der ganzen Volksmenge rechnen, folglich auf 18,160,000 Menſchen binnen 30 Jahren. Jährlich betrug daher der Verluſt von Deutſchland etwas über 605,000 Menſchen, und auf jeder Quadratmeile jährlich etwas über 47, ſo wie überhaupt über 1418 Menſchen, ſo, daß nur noch für jede Quadratmeile 710, und im Ganzen 9,080,000 Menſchen zurück blie-

blieben. Nimmt man endlich an, daß ſeit dem dreyßigjährigen Kriege bis auf unſere Zeiten, binnen einem Zeitraume von 142 Jahren, jede Quadratmeile jährlich im Durchſchnitt mit 10 Menſchen vermehrt worden, welches geringe genug gerechnet iſt, ſo gibt dies beynahe wider den Erſatz des ganzen Verluſtes von Einwohnern durch jenen Krieg, welcher einer der menſchenfreſſendeſten geweſen iſt, den die Geſchichte neuerer Zeiten kennt.

Der dritte ſchleſiſche, oder ſo genannte ſiebenjährige deutſche Krieg, welchen **Friedrich** II. König von Preuſſen, gegen die verbundene Macht von Oeſterreich, dem deutſchen Reiche, Sachſen, Frankreich, Rußland und Schweden, in den Jahren 1756 bis 1763, ſiegreich geführt hat; und welcher mit dem, am 15 Febr. 1763 auf dem Schloſſe Hubertsburg in Sachſen geſchloſſenen Frieden ſich endigte, iſt unſtreitig der größte Krieg, welcher ſeit **Hannibal** und **Scipio** geführet worden iſt. Nach des General von **Warnery** Angabe in ſeinen, 1788 heraus gekommenen Campagnes de Frederic II. Roi de Pruſſe, de 1756 a 1762, hat derſelbe auf beyden (preuß. und öſterreich.) Seiten an 400,000 Menſchen das Leben gekoſtet. Der König von Preußen, **Friedrich** II. in ſeiner Hiſtoire de la guerre de ſept ans, ſchätzt den erlittenen Verluſt aller kriegführenden Mächte. Ueberhaupt ſind 853,000 Mann auf die Todtenliſte gekommen; von ſeinem Heere, 180,080; Oeſterreicher, 140,000; Ruſſen, 120,000; Reichsvölker, 28,000; Schweden, 25,000; Franzoſen, 200,000; Engländer und Alliirte, 160,000. Dieſer Krieg iſt eine der denkwürdigſten Weltbegebenheiten, die je in den Jahrbüchern irgend eines Reiches verewigt ſind; den erſtaunungswürdigſten der Vorwelt gleich; ein Krieg, der, reich an auſſerordentlichen mannigfaltigen Scenen, die Erwartungen aller Menſchen täuſchte, und für die Feldherrn, Staatsmänner und Philoſophen

pien jeden Volkes und jeden Zeitalters lehrreich ſeyn wird. Eine Geſchichte dieſes Krieges für unmilitäriſche Stände, ein Meiſterſtück eines großen Meiſters in ſeiner Kunſt, haben wir Hrn. J. W. von Archenholz, welcher vom Dec. 1758 an, dem Kriege bey Friedrichs eigenem Heere, als Hauptmann beygewohnt hat, zu danken.

Viele Länder unſers Europa ſeufzen jezt wirklich unter einem Drucke von Calamitäten ſowohl öffentlicher, als Privat- bürgerlicher Kriege. Induſtrie und Commercien ſtocken in den meiſten Gegenden; die Anzahl der Armen und Bettler hat bisher von Jahr zu Jahr zugenommen; die Bauern und der Landadel, die für alle übrige Claſſen von Menſchen die Bedürfniſſe herbey ſchaffen müſſen, ſind größten Theils entnervt und ausgeſogen; allenthalben werden durch Mangel und Schulden die wirthſchaftlichen Unternehmungen und Gewerbe gehemmet und vermindert; die Noth, der Jammer und die Klagen ertönen von allen Seiten her; der Jammer macht viele unglückliche zu verzweiflungsvollen Verbrechern, und überliefert ſie den Ketten, dem Schwerte, Galgen und Rade. So ſteht es in den meiſten Gegenden Europens. Was wird nicht erfolgen, wenn der Kriegsgeiſt zwiſchen den großen europäiſchen Mächten fortwirkt, oder ſein Feuer noch weiter umher anbläſet! Die Folgen ſind erſchrecklich. Wer ſie ſieht, wie ſie ſind, der muß zittern. Ich will nur diejenigen zeichnen, an die man gemeiniglich nicht denkt, die aber die allerfürchterlichſten ſind (*).

(*) Hrn. Schlettwein Archiv rc. 1 B. (Lpz. 1780, gr. 8.) S. 367, ſqq.

Wenn zwey oder mehrere kriegführende Mächte von ihrem Kriegsvolke bey dem Anfange oder im erſten Jahre des Krieges, nur 10,000 Mann zuſammen verlieren, ſo müſſen ſie, an ſtatt dieſer umgekommenen 10,000 Soldaten und Schiffleute, für das folgende zweyte Kriegsjahr wieder neue 10,000 Mann aus andern Claſſen von Menſchen annehmen. Wenn dieſe nicht Bettler und Tagdiebe ſind, ſondern jeder von ihnen durch ſeine Arbeiten und Gewerbe jährlich nur den Werth von 100 Gulden hervor brachte, ſo wird nun, da ſie ihrer erſten Beſtimmung entzogen ſind, und im Kriege dienen müſſen, die Summe von einer Million Gulden weniger hervor gebracht, als in dem Jahre, da ſie nicht zum Soldatenſtande ausgehoben waren. Dieſe Million Gulden circulirte, als ſie da war, und vermochte, wenn ſie jährlich nur 5mal ihren Umlauf hielt, wenigſtens für 5 Millionen Gulden an Producten, Waaren und Arbeiten, zu vergüten. Aber nun fällt dieſer beträchtliche Werth ſogleich weg, ſo bald die im Kriege im erſten Jahre gebliebenen 10,000 Mann Soldaten und Schiffleute wieder durch andere 10,000 arbeitende und gewerbetreibende Menſchen für das zweyte Jahr erſetzet werden. Wenn aber die Producte, Waaren und Arbeiten, die einen Werth von 5 Mill. Gulden betragen, nicht mehr vergütet werden können, ſo hören auch alle die Triebräder auf zu wirken, welche ſich mit Hervorbringung und Herbeyſchaffung dieſer Producte, Waaren und Arbeiten, beſchäftigten, d. i. für 5 Mill. Gulden ſind nun weniger Producte, Waaren und Arbeiten in Europa zu haben, als vorher, da noch 10,000 geſunde Menſchen, die man jezt zu Soldaten oder Schiffleute genommen hat, um die zu Grunde gegangene gleiche Anzahl zu erſetzen, wirthſchaftliche Geſchäfte und Gewerbe verrichteten. Im Durchſchnitte kann man die Bedürfniſſe eines jeden erwachſenen Menſchen an allerley Producten, Waaren

ren und Arbeiten, jährlich auf 100 Gulden rechnen. Der Werth von 5 Mill. iſt alſo der Betrag der Bedürfniſſe für 50,000 Menſchen. Für dieſe Anzahl fehlen nun gleich im zweyten Jahre die Bedürfniſſe an Producten, Waaren und Arbeiten, wenn der Krieg 10,000 Soldaten und Schiffleute frißt, und zu deren Wiederſetzung den wirthſchaftlichen Geſchäften und nützlichen Gewerben 10,000 Menſchen entzieht.

Wer die für ihn nöthigen Producte, Waaren und Arbeiten nicht mehr findet, der kommt in Noth, und kann, wenn er nicht raubt und ſtiehlt, oder Schulden macht, nicht mehr leben, und keinen Werth mehr hervorbringen. Alſo geht nun auch für das zweyte Jahr die ganze Maſſe von Producten, Waaren und Arbeiten verloren, die von 50,000 Menſchen realiſirt worden wären. Jeder von dieſen 50,000 Menſchen hätte wenigſtens den Werth von 100 Fl. hervor gebracht, welches von 50,000 Menſchen den Betrag von 5 Mill. Gulden ausmacht.

Nun ſollen in dieſem zweyten Jahre durch den Krieg wieder 10,000 Soldaten und Schiffleute umkommen, und an deren ſtatt neue 10,000 Recruten aus der landwirthſchaftlichen und gewerbtreibenden Claſſe für das folgende dritte Kriegsjahr ausgehoben werden. Dieſe hätten im dem dritten Jahre wieder eine Million Werth hervor gebracht, der aber nun auch zu Grunde geht. Es mangelt alſo, wenn der Krieg nur noch das zweyte Jahr fortgeſetzt wird, unſerm Europa im folgenden dritten Jahre der Werth von den 5 Millionen des zweyten Kriegsjahres, und der einen Million dieſes dritten Jahres, und alſo der Werth von 6 Mill. Gulden, die ſonſt da seyn würden. Im fünffältigen Zirkel werden durch 6 Mill. Gulden, für 30 Mill. Gulden Producte, Waaren und Arbeiten vergütet. Mithin haben wir im dritten Jahre,

wenn der Krieg nur das zweyte Jahr noch fortdauert, in der Vergütung der Producte, Waaren und Arbeiten, einen Defect von 30 Mill. Gulden. 100 Gulden ſind die Bedürfniſſe eines erwachſenen Menſchen; daher haben wir im dritten Jahre für 300,000 Menſchen die Bedürfniſſe nicht mehr; d. h. wenn ein Krieg nur 2 Jahr fortgeführt wird, und nur die kleine Recrutenzahl jährlich erfordert, die ich vorher angenommen habe, ſo hat Europa im dritten Jahre 300,000 Menſchen mehr als jezt, welchen ihre Nothwendigkeiten an Producten, Waaren und Arbeiten ganz abgehen, und die alſo aus Mangel dieſer Nothwendigkeiten völlig zu Grunde gehen müſſen. Sollen ſie nicht Hungers ſterben, ſo müſſen ſie betriegen, ſtehlen, rauben, oder Schulden machen. Im vierten Jahre fallen alsdann alle die Producte, Waaren und Arbeiten weg, welche durch die 300,000 Menſchen wären zur Wirklichkeit gebracht worden. Auf jeden den Werth von 100 Fl. gerechnet, beträgt die Summe, die für Europa im vierten Jahre verlohren geht, 30 Millionen Gulden. Gehen nun durch den Krieg im dritten Jahre wieder 10,000 Soldaten zu Grunde, und werden aus den übrigen Menſchenclaſſen wieder neue 10,000 Recruten in demſelben Jahre für das vierte Kriegsjahr ausgehoben, ſo fallen für das vierte Jahr auch die Millionen Gulden weg, die durch dieſe 10,000 Recruten wären gewonnen worden. Der ganze Verluſt alſo, den Europa im vierten Jahre leiden muß, wenn ein Krieg noch in dem dritten Jahre bis zum Anfange des vierten fortwähren ſollte, beträgt unmittelbar zuſammen 30 Mill. Gulden. Im fünffältigen Zirkel, den dieſe Summe gemacht hätte, beläuft ſich der Werth auf 155 Mill. Gulden. Folglich verliert Europa im vierten Jahre eine Vergütung von Producten, Waaren und Arbeiten, die ſich auf 155 Mill. Gulden beläuft. So viel Producte, Waaren und Arbeiten müſſen im vier=

vierten Jahre in Europa fehlen. Werden nun 100 Fl. auf einen Menſchen zu ſeinem Bedürfniß gerechnet, ſo fehlt im vierten Jahre das Bedürfniß für 1,550,000 Menſchen; d. i. wenn der Krieg nur 3 Jahr uud bis zum Anfange des 4ten fortdauert, und jährlich nur 10,000 Recruten aus der landwirthſchaftlichen und gewerbetreibenden Claſſe erfordert, ſo leben im 4ten Jahre über anderthalb Millionen Menſchen mehr, als im erſten Jahre, die an allen Nothwendigkeiten Mangel leiden. Welche Noth! Für anderthalb Mill. Menſchen fehlen im 4ten Jahre nach Anfange des Krieges die nothwendigen Subſiſtenzmittel! Die müſſen alſo, wenn ſie nicht durch Hunger und Blöße aufgerieben werden wollen, theils betriegen, ſtehlen, rauben, theils Schulden machen, um die Summe von 155 Mill. Gulden zu erlangen, welche zum Unterhalt von 1,550,000 Menſchen erfordert werden. Dieſe ſchreckliche Calamitäten wirkt der Krieg, wenn er nur 3 Jahr hindurch bis zum Anfange des 4ten Jahres dauert, und wenn jährlich nicht mehr als in allem 10,000 Menſchen aus der landwirthſchaftlichen oder gewerbetreibenden Claſſe zu Recrutirung der kriegenden Armeen und Flotten weggezogen werden. Welche unvermeidliche und gräuliche Verwüſtung wird es nicht erſt werden, wenn, an ſtatt dieſer kleinen Zahl von 10,000 Menſchen, jährlich 40, 50 oder noch mehrere tauſend unter vielen kriegenden Heeren und Flotten recrutiert werden müſſen! Sind es 50,000 Recruten, die Europa aus ſeiner nützlichen Gewerbeclaſſe hergeben muß, ſo hat Europa im 4ten Jahre nach Anfang des Kriges 6,200000 arme elende Menſchen mehr, die theils in Hunger und Blöße ſterben, theils um ihrer Noth zu Hülfe zu kommen, Schandthäter und Verbrecher werden müſſen.

Das iſt aber das Elend noch nicht alles. Wo die kriegenden Heere ſich aufhalten, ſterben immer viele

Tauſende von den arbeitenden und gewerbetreibenden Claſſen weg. Immer ſind mancherley Seuchen und böſe Krankheiten unzertrennliche Gefährten der kriegenden Armeen. Gehen jährlich nur 10,000 nützliche arbeitſame Menſchen durch die Kriegsdrangſale und Seuchen in den europäiſchen Ländern zu Grunde, ſo wächſt die ſchreckliche Folge, die vorher geſchildert worden iſt. Im 4ten Jahre nach Anfang des Krieges werden wir immer auſſer den Elenden, die vor dem Kriege ſchon waren, und noch fortleben, und auſſer denen, welche durch Recrutirungen gemacht worden ſind, noch anderthalb Millionen Unglückliche mehr haben, denen es an Brod, Kleidung, und allen übrigen Bedürfniſſen fehlt.

Ferner bleiben während des Krieges unzählige Ländereyen wüſt und öde liegen, und unzählige werden ſchlecht gebauet, weil gemeiniglich viele tauſend Landwirthe ihr Vieh und ihre übrige nothwendige Culturauslagen, viele gar ihre Häuſer, Scheunen und Ställe verlieren, und um alles Ihrige gebracht werden. Dadurch werden abermal die Subſiſtenzmittel für die Menſchen vermindert, und folglich ſteigt die vorher berechnete Anzahl der Unglücklichen immer höher. Wenn nur in den europäiſchen Staaten durch einen Krieg die Productionen der Grundſtücke jährlich um den 10 Theil vermindert werden, ſo müſſen auch die Gewerbe und die Nahrungsgeſchäfte um den 10ten Theil abnehmen, und die Calamitäten ſich verzehnfältigen.

Von den traurigen Folgen, welche der Krieg durch Vermehrung und Vergrößerung der Steuern und Auflagen, durch Hemmung der Induſtrie, durch Unterbrechung der Commercien, und durch Verſtopfung des Credites, nach ſich zieht, und von den traurigen Wirkungen, welche er in vielen tauſend Kindern hervor bringt, die er ihrer Aeltern, ihrer Erziehung und Ver-

Verſorgung beraubt, und die er zu Gegenſtänden des Jammers, und zu den unglücklichſten und verderblichſten Laſten des gemeinen Weſens macht, will ich nicht beſonders reden. Es iſt klar genug, daß der Krieg durch die ungeheuern Uebel, die ich dargeſtellt habe, einen Fluch über Europa ausgießt, den keine menſchliche Gewalt wieder gut machen kann, weil keine, wenn ſie auch Gold und Silber ſchaffen könnte wie Sand am Meer, im Stande iſt, die arbeitenden Menſchen, die der Krieg auf ſo mancherley Weiſe frißt, ſogleich, wie ſie den arbeitenden Claſſen abgehen, wieder zu erſetzen, und alſo den gleichen Gang des Umſatzes der Arbeiten, Waaren und Producte zu erhalten, wie er war.

Wenn auch nach einem überſtandenen Kriege einſt die Großen viele Millionen Thaler unter die Armen Landleute zu Wiedererbauung ihrer verheerten oder zerfallenen Gebäude, zu Wiederanſchaffung des unentbehrlichen Arbeitviehes, der nöthigen Geräthſchaften und der übrigen landwirthſchaftlichen Bedürfniſſe ſchenken, wenn ſie den entkräfteten und ausgeſogenen Landadel mit vielen Millionen Thalern, zur Aufrechthaltung ſeiner Wirthſchaft und ſeines Credites unterſtützen: ſo iſt das alles doch nicht vermögend, die Nachtheile wieder gut zu machen, die der Krieg wirkt. Die Millionen Thaler, die nach dem Kriege in die Hände des Volkes zur Herſtellung der wirthſchaftlichen Gewerbe vertheilt werden, waren ſchon da, und wenn der Krieg nicht wütete, ſo kam noch an Producten, Waaren und Arbeiten, binnen 4 Jahren der Werth von 155, oder wohl gar von 775 und mehreren Millionen Gulden dazu. Dieſe werden durch den Krieg, wenn er nur bis in das 4te Jahr fortdauert, der menſchlichen Geſellſchaft völlig entzogen. Unmöglich aber iſt es, daß die 20, die 100, die 1000 Millionen Gul-

den, die man, wenn man kann und will, nach dem Kriege dem Volk ſchenkt, eben das wirken können, was ſie und noch dazu die 155, oder gar 775, und mehrere Millionen, die der Krieg vernichtet, in den Händen von Millionen Menſchen, die der Krieg theils aufgezehrt, theils entnervt hat, würden gewirkt haben. Wenn die Großen die Millionen Gulden vor dem Kriege auf die Urbarmachung der noch allenthalben befindlichen unangebaueten Diſtricte, auf die Vergrößerung des Viehſtandes, der noch überall zur blühenden Cultur der Felder Verſtärkung bedarf, auf die Erziehung und Ausbildung der armen verlaſſenen Jugend, verwenden: ſo wird dadurch nicht nur die häufige Verarmung unzähliger Familien verhindert, die der Krieg und das Elend wirkt, ſondern es werden auch noch viele neue Quellen des Glückes der Staaten eröffnet; und nun wächſt die Bevölkerung durch die Vervielfältigung glücklicher Ehen, durch ſteigende Anzahl der Gebornen, und durch Verminderung der Sterblichkeit der Lebenden. Allein, was iſt es? Die Großen haben nicht Geldvermögen genug, nur allen den armen und elenden Menſchen damit zu helfen, die jezt ſchon in den Ländern jammern. Wie könnten ſie wohl alsdann der allgemeinen Noth ſteuern, die durch einen fortgeſetzten oder neuen Krieg unvermeidlich vergrößert wird, und die ſelbſt in den Einkünften der meiſten Länder große Rückſchläge verurſachet!

Ich ſchließe mit den Worten des gekrönten Antimachiavell's (*). „Wenn die Monarchen eine wahre und getreue Schilderung der Calamitäten ſehen würden, die eine einzige Kriegserklärung ihren Völkern drohet, ſo würden ſie nicht unempfindlich bleiben. Ihre

(*) Examen de Machiavel, c. 26, p. 227.

Ihre Einbildung iſt wahrlich nicht ſtark genug, ihnen die traurigen Folgen, die ſie nicht ſelbſt erfahren haben, und vor welchen ſie ſelbſt ihr Regentenſtand ſchützt, ſo ganz wie ſie ſind, vorzumalen. Wie könnten ſie wohl fühlen die Laſt der Auflagen, die ihre Völker darnieder drückt? den Verluſt der blühenden Jugend, welche durch die Recrutirung der Kriegsheere dem Lande entzogen wird? die anſteckenden Krankheiten, welche die Armeen verwüſten? die gräßliche Wirkungen der Schlachten, und die noch mehr Blut koſtenden Belagerungen? den Jammer der Verwundeten, welchen das feindliche Geſchütz die Gliedmaßen geraubt hat, die das einzige Werkzeug ihrer Arbeitſamkeit und ihrer Subſiſtenz waren? die Betrübniß der Waiſen, die ihren Vater verloren haben, die einzige Stütze ihrer kindlichen Schwäche? den Verluſt von ſo vielen nützlichen Menſchen, die vor der Zeit dem Staate entriſſen ſind? Die Regenten, die nur auf der Erde leben, um die Menſchen glücklich zu machen, ſollten ſich ſehr wohl bedenken, ehe ſie die Menſchen um eitler und oft nichtbedeutender Urſachen willen allen dem ausſetzen, was der Menſchheit doch das Schrecklichſte iſt. Die Großen, welche ihre Unterthanen wie Sclaven anſehen, ſetzen ihr Leben ohne Umſtände auf das Spiel, und ſehen ohne Rührung ihren Untergang. Aber die Fürſten, welche in ihren Mitmenſchen ihres Gleichen empfinden, und die das Volk als den Leib betrachten, daran ſie die Seele ſind, gehen mit dem Blute ihrer Unterthanen als weiſe Haushälter um". Wehe allen, die das nicht fühlen!

Ich habe bisher die üblen Folgen des Krieges gezeigt; die Unpartheylichkeit erfordert, daß ich auch die guten Folgen nicht verſchweige.

Es iſt wahr, Friede führt die Begriffe von Ruhe, Ordnung und Glückſeligkeit mit ſich. Ein arkadiſches Schäferleben, ein irdiſches Eliſium, und ähnliche dichteriſche Ideale ſchmeicheln der Einbildungskraft durch die Sanftheit und Süßigkeit des Bildes; aber ohne ein Wunder können ſie in der wirklichen Welt nicht Statt finden. Man denke ſich einen Menſchen, der ſeinen Körper nie von einem Orte zum andern bewegte, der ohne Anſtrengung der Muskeln, ohne aller Arbeit in völliger Unthätigkeit und Trägheit nicht vom Faulbette ſich erhübe; welche unbehülfliche unnütze Maſſe würde das ſeyn, eine Maſſe, die ſelbſt den Muthwillen des Knaben nicht würde abwehren können. Eben ſo verhält es ſich mit den politiſchen Körpern. Reiben der Kräfte iſt zuweilen wohlthätig und heilſam. Die Nation, die alle Fehden ſcheuet, iſt eine ſchwache Nation. Ich möchte nicht Herr eines Landes ſeyn, aber wahrlich des Landes am wenigſten, wo man von nichts als Luſtbarkeiten und Schauſpielen, Cabalen und Intriguen in der Reſidenz und Provinz, von nichts als Regen und ſchönem Wetter auf dem Lande ſpreche; wo die Geiſter nicht in Thätigkeit, und keine Gährung in Reden und Schriften, kein Sinn für Politik, kein Intereſſe an Welthändeln, keine Luſt ſich mit ſeinen Nachbarn zu meſſen, kein kriegeriſcher Muth, und kein Nationalſtolz wäre. Nur im entgegen geſetzten Falle kann ein Volk bedeutend und ſeinen Nachbarn furchtbar werden, und ein glückliches Gefühl ſeiner Selbſtſtändigkeit und innern Stärke erlangen. Und wenn es nun mit Erfolg gegen ſeine Feinde kämpft, ſo wird es durch die gewonnene Achtung bey andern Mächten ſeine politiſche Wichtigkeit vergrößert, ſich nicht ſo leicht beunruhigt und beleidigt ſehen, und die Früchte des Friedens deſto länger genießen können.

Ohne Eiferſucht der Nationen und ohne Kriege würde ſelbſt die bürgerliche Geſellſchaft kaum eine Form erhalten, ohne beydes kein Staat eine feſte Bildung und dauerhafte Einrichtung bekommen haben. Ohne förmliche, auf Streitigkeiten erfolgte Vergleiche konnten die Menſchen vielleicht Handel und Gewerbe treiben, und in mancherley Verbindungen mit einander kommen; aber ohne eine gewiſſe Nationalübereinſtimmung konnten ſie nicht ſicher ſeyn. Der Gedanke an eine gemeinſchaftliche Gefahr, an Anfälle eines Feindes, hat oft die Glieder der Nation feſter unter einander vereinigt, und die Ausbrüche angeſponnener bürgerlicher Zwietracht verhindert. Rom, andere Freyſtaate und Monarchien liefern Belege genug hiezu Und dieſer Beweggrund zur Einigkeit von auſſen, iſt nicht allein bey großen und ausgebreiteten Völkern, ſondern auch bey den eingeſchränkteſten kleinſten Staaten nöthig.

Der Krieg hat ferner oftmals eine träge Nation aus ihrem Schlummer geweckt, ſie ihre Kräfte anſtrengen und brauchen gelehrt, ſie mit Hülfsmitteln ſich zu heben bekannt gemacht, die ſie bis dahin entweder gar nicht kannte, oder doch aus Urkunde nicht achtete. Durch Kriege haben unterdrückte Völker ſich des Joches der Tyranney und des Despotismus entledigt, und durch eine eingeführte beſſere und mildere Regierungsform die menſchliche Glückſeligkeit befördert.

Endlich iſt auch nicht zu läugnen, daß viele Talente der Menſchen im blutigen Kriege mit ihren Feinden ſich entwickeln, und dort die glänzende Scene ihrer Geſchäftigkeit finden. Dort iſt das Feld, wo Patriotismus und Vaterlandsliebe, Großmuth und Tapferkeit, Klugheit und Entſchloſſenheit, ſich in ihrer ganzen Größe zeigen können, und der thätige Mann ſelbſt in der mühevolleſten Anſtrengung Belohnung und Vergnügen, findet!

Ueber

Ueberhaupt hat der Krieg die ſtärkſte Wirkung auf die Cultur des menſchlichen Geſchlechtes (*). Wer nur ein Wenig mit der Natur des geiſtigen Menſchen bekannt iſt, wird darin als Inſtinct einen gewiſſen raſtloſen Trieb zur Thätigkeit angemerkt haben. Gerade dieſer Trieb iſt es, möchte ich ſagen, der den Menſchen über das Thier erhebt, dem er ſeine ganze Cultur, die ganze Ausbildung ſeiner geiſtigen Kräfte ſchuldig iſt. Bey dem Thiere zeigt ſich bloß Trieb zur Selbſterhaltung und zur Fortpflanzung ſeines Geſchlechtes; und iſt dieſer befriedigt, ſo bleibt ihm keine Kraft zu andern Geſchäften übrig. Erfüllt iſt ſein Beruf, und es ſchläft. Nicht ſo bey dem Menſchen, dem raſtloſen feurigen Geſchöpfe, dem der Schöpfer vom geiſtigen und phyſiſchen Vermögen die Fülle gab, und an Bedürfniſſen, im allerengſten phyſiſchen Verſtande ſo wenig. Er hat dem Rufe zur Selbſterhaltung und Fortpflanzung gehorcht, — und nun fühlt er, daß noch Kraft für mehreres in ihm da, und daß ſeine Beſtimmung noch nicht erfüllt iſt.

In einer ſolchen Lage, und ſie iſt nichts anders als die Lage des entſtehenden Menſchengeſchlechtes, entſteht bey dem Menſchen ein neuer von dem Geſetze der Selbſterhaltung und Fortpflanzung unabhängiger Trieb; der Trieb, ſich auf eine oder die andere Art zu beſchäftigen. Auf welche Art wird er ihn vorläufig befriedigen? Ich will hier nicht mehr raiſonniren. Thatſachen mögen dieſe Frage entſcheiden.

Kanada, Germanien, Scythien, Thracien, Sarmater, Tatarn, Araber, — alle neue und alte Völker, die auf der unterſten Stufe der Cultur, nur ihre erſte phyſiſche Bedürfniſſe zu befriedigen gelernt hatten, was thaten ſie

(*) S. das 91 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1787.

ſie da, und was thun ſie noch unaufhörlich? Sie führten Kriege. Ich ſage nicht, daß dieſe Kriegsſucht bey den Menſchen Inſtinct ſey, daß ſie eine Folge jener feindſeligen Antipathie ſey, die Hobbes in die menſchliche Natur hat hinein raiſoniren, und aus welchem er ſein abſcheuliches Naturrecht hat herleiten wollen: *ein Krieg Aller gegen Alle.* Die unaufhörlichen Kriege der Wilden ſind weiter nichts, als Ergießung der Kraftfülle, welche die Natur in die Seele hinein geſtrömet hat. Sie ſind Aeuſſerung jener inſtinctartigen Thätigkeit, die raſtlos Gegenſtände, ſich zu beſchäftigen, ſucht, und ſie, ſollte es auch in Streitigkeiten ſeyn, findet. Es ſind Kräfte, die gegen einander anſtoßen, und dadurch ein gewaltſames Aufbrauſen hervor bringen.

Warum ſich nun gerade das Uebermaß der menſchlichen Thätigkeitskräfte an Kriegen zu erſchöpfen ſucht, läſſet ſich freylich bey dem erſten Anblicke nicht beantworten. Mir ſcheint es immer: Mangel an jeder andern Befriedigungsart. Auf welche Weiſe ſollen ſich rohe Naturmenſchen, ohne erkünſtelte Bedürfniſſe, ohne conventionellen Genuß, ohne alles das künſtliche Triebwerk, wodurch die Fülle ihrer Fraft in der cultivirten Welt zerrieben und zerſtreuet wird, beſchäftigen, als durch das Reiben ihrer Kräfte an einander? Mir dünkt dieſe Urſache wenigſtens ſo lange befriedigend, bis ein anderer Forſcher der Urgeſchichte eine nähere Urſache davon entdeckt.

Und was ſind die Folgen dieſer ewigen kriegeriſchen Colliſionen, bey kriegeriſchen Völkern, dieſer immerwährenden Gährung ihrer ungearbeiteten rohen Kraft? Keine andere, als daß ſie nach und nach den Grund zur ganzen politiſchen Form der Geſellſchaft legen. Keine andere, als daß ſich darin die Verhältniſſe eines Volkes, der regierende und der gehorchende Theil deſſelben entwickelt und heraus arbeitet, daß ſie Häupter

hervor-

hervor bringen, Diſciplin, Subordination, Geſetze ꝛc. ſie mögen noch ſo roh und unvollkommen ſeyn, einführen. Folglich legen Kriege eigentlich den Grund zur Staatenverfaſſung, verſammeln den Menſchen in Geſellſchaft, geben ihm Vaterland, Oberhaupt, Nationalintereſſe; — lauter Ideen, die, ſchon bloß als Ideen, dem Naturmenſchen auf der unterſten Stufe unbegreiflich ſind.

Wenn ich meine Einbildungskraft in viele Aeonen vor der Weltſchöpfung hin verſetze; wenn ich mir jenes unermeßliche öde Chaos denke, jene Nacht, jene ſchreckliche Stille, in welcher Dichtkunſt und Kosmogonie die Ewigkeit ohne Anfang ſchildern: — ſo ſehe ich das Schauſpiel im Großen, was mir die Menſchheit im Kleinen, wenn ſie noch ganz im Thiere verhüllt iſt, alle ihre Kräfte noch tief ſchlummern, darbiethet. Jene Menſchen, über welche die Eskimaux und Nordländer, die Cook fand, noch um einige Stufen erhaben ſind.— Nun nähert ſich die Periode der Schöpfung; die Elemente gerathen in Gährung; ein fürchterlicher Sturm erhebt ſich über dem Chaos; Feuer kämpft gegen Waſſer, Erde gegen Luſt; in jedem Winkel der Unermeßlichkeit ſteigen Feuerſchlünde auf, knallen Exploſionen, öffnet ſich die Tiefe. Aber mitten in dieſem Sturme entwickelt ſich die Kataſtrophe des über allen Ausdruck erhabenen Schauſpieles. Der ſeit Billionen ſchlummernde Same der Dinge entkeimt ſich. Der Kampf der Weſen geräth allmählich in Gleichgewicht und Harmonie. Unermäßliche Feuermaſſen ſteigen empor, und formen das große Auge der Natur; der kochende Phlegeton ſchweigt, und trennt ſich in Waſſer und Erde. Die Ebenen ſchmücken ſich mit dem Schmelze des Frühlinges. Jede Naturkraft findet ihre Stelle, jedes Element lebt friedlich mit dem andern, und erhält Feſſel und Schranken.

Gerade ſo, dünckt mir, verhält es ſich mit der moraliſchen Ausbildung des Menſchengeſchlechtes. Hätten wir ſeit unſern Urvätern, wie Samojeden und Kamtſchadalen in ewigem Frieden gelebt: ſo wäre unſere geiſtige Natur noch das, was ſie bey den Samojeden und Kamtſchadalen iſt, — unentwickeltes Chaos. Kriegen, Fehden allein verdanken wir unſer Hinaufſteigen zu Weſen höherer Art, verdanken wir das Entzünden und Anfachen der Lichtmaterie, Vernunft und Geiſt genannt, die uns vor der übrigen ſublunariſchen Schöpfung adelt. Nur das Anprallen des Kieſels kann den Lichtfunken heraus ſchlagen, der in dem, im innern Sandhügel verſcharrten, Kryſtalle ewig verborgen bleibt.

Auch hierüber ſpricht die Geſchichte der Urwelt laut für meine Behauptung. Kriege, faſt Kriege allein, verwandelten die irrenden griechiſchen Horden in ein fixirtes, unter Geſetzen und Häuptern lebendes Volk. Kriege riefen ein Genie nach dem andern, einen Geſetzgeber nach dem andern, in das Daſeyn, den der enthuſiaſtiſche griechiſche Dichtergeiſt, und die Dankbarkeit des Volkes in Halbgötter und höhere Genien verwandelte. Zwar wirkte auch der ſanftere Geiſt des Friedens vieles auf Griechenlands Kultur; aber, was war dieſer Friede anders als Frucht, Geburt des Krieges, in dem man ſeinen Vater nicht verkannte. Er war geſchäftig, thätig, feurig, wie er. Er veränderte blos den Gebrauch ſeiner Werkzeuge; er umwühlte den Schooß der Erde mit dem Stahle, den ſonſt feindliches Blut färbte. Der Krieg hatte die Kräfte des Volkes aufgereizt, ſie in Thätigkeit und Uebung geſetzt, und der Friede lenkte blos ihren Gebrauch um, legte der zügelloſen Geiſtes- und Körperkraft, die im Kriege regellos, und wild dahin brauſete, Zaum und Gebiß an, führte ſie unter Zucht und Disciplin in vorgezeichnete Bahnen.

Und hier erkenne ich den wahren Charakter des Friedens, jenes göttlichen Friedens, unter deſſen Schirm Künſte, Induſtrie, Aufklärung, Volksglück empor blühen, der die Menſchheit ſegnet, und die Erde ſchmückt. Er muß durch Krieg erzeugt, er muß eine Folge des Krieges ſeyn. Dann, erſt dann läſſet er ſich, gleich dem ſanften wohlthätigen Frühlinge, auf die Nazionen herab, wenn ſie lange unter dem (wenn ich mich ſo ausdrücken darf,) moraliſchen Winter, dem Kriege und deſſen Verheerungen, geſeufzt haben. Gerade ſo, wie Eis, Schnee, Froſt und Aquilone in den Wintermonaten die Natur zum Empfang des Lenzes vorbereiten müſſen: ſo machen Verheerungen und Schlachten, und Feldgeſchrey die rohern Naturmenſchen der ſanftern Wirkung der Cultur fähig.

Laſſet uns nun die erſten Jahrtauſende der Urwelt vorüber eilen; laſſet uns die Lage der Menſchheit in jenen Zeiten beobachten, wo Staaten gebildet, Geſetze und Sprache fixirt, das Leben verſchönert, die Künſte vervollkommnet, und der Geiſt veredelt ſind. Kein Winkel des Erdbodens zeigt uns dieſe moraliſche Schönheiten in höherer Vollkommenheit, als Griechenland. Sollten nun die Menſchen einen ewigen Frieden genießen können, und dürfen? oder, iſt ihnen noch immer der Krieg nöthig zu ihrem weitern Fortſchritt, oder auch, um ſich nur auf der Stufe, die ſie ſchon erſtiegen haben, zu erhalten? Jetzt iſt freylich nicht mehr die menſchliche Kraftfülle, wie im Stande der Wildheit, eingepreßt, oder müßig; ſie iſt freylich nicht mehr genöthigt, ſich gegen ſich ſelbſt gewaltthätig zu zerreiben. Kultur und Civiliſirung hat ſie in tauſend Kanäle abgeleitet, und beſchäftigt; ſie hat unter tauſend verſchiedenen Leidenſchaften ſich modifizirt. Unter den Namen Talent, Genie, Ehrgeiz, Freundſchaft ꝛc. hat ſie tauſend Geſtalten angenommen. Bald iſt ſie Geſetzgeber, bald Künſtler, bald

Dichter,

Dichter, bald Philoſoph. Alles, was bey dem Wilden unter der Geſtalt eines Kriegers, ſich voll fürchterlicher Energie gezeigt hatte, iſt nun in unendlich viele Kanäle ausgebreitet, und geſchwächt. Nach dieſen Revolutionen ſollte man nun zwar den Krieg hinfort für kein nothwendiges Uebel mehr halten; allein, es zeigen ſich in der Natur des menſchlichen Geiſtes neue bisher unbekannte Eigenſchaften, und widerlegen dieſe Vermuthung. Gerade in dem Verhältniſſe, in welchem unſere Thätigkeit beſchäftigt iſt, unſere Anlagen entwickelt, unſere Geiſteskräfte bearbeitet werden, in eben dem Verhältniſſe ſcheinen ſie ſich zu vervielfältigen, oder progreſſiviſch zu ſteigen. Die Perfektibilität des menſchlichen Geiſtes geht bis zu einem undenkbaren Grade, ganz ins Unendliche fort. Folglich liegt in unſerm Innern eine ganz unbeſtimmte Maſſe von Kräften verborgen, die ſich immer ſtärker regen, je mehr ſie bearbeitet, und beſchäftiget werden Wie nun? wenn bei einem cultivirten Volke alle ſeine vorhandene Kräfte beſchäftigt, und bearbeitet ſind, und ſich mitten in ihrer völligen Thätigkeit ein neuer Vorrath darinnen anhäuft, regt und Befriedigung fordert?

Auch hier will ich wieder mein Raiſonnement einſtellen, und mich an Thatſachen, an hiſtoriſche Wahrheiten halten. Nach dem trojaniſchen Kriege formte ſich allmählich Griechenland zu einem polizirten Erdſtrich. Es bildeten ſich Freyſtaaten, deren Konſtitution noch jetzt Bewunderung erregt. Es gab Geſetzgeber, welche künſtlich moraliſche Maſchinen, Staaten genannt, nach dem feinſten politiſchen Mechanismus, mit den herrlichſten Reſſorts zuſammen ſetzten. Es gab Künſtler, welche die Menſchen neue geiſtige Bedürfniſſe kennen, und befriedigen lehrten. Es gab Dichter, Philoſophen und Schöngeiſter, die der Einbildungskraft tauſend neue Quellen des Genuſſes er-

öffneten. Und doch waren ſo unzählige feinere Köpfe nicht vermögend, die ganze menſchliche Kraft in einem abgezirkelten vorgeſchriebenen Geleiſe einzuſchränken; nicht vermögend, ſie ſo zu leiten, daß ſie nicht wieder ſich an einander rieb und aufbrauſete. Kurz, der Krieg war nie aus dieſem ſchönen blühenden Winkel der Erde verbannt. Zwar finden wir manche friedliche Zwiſchenperiode. Selbſt die Kriege werden jetzt mit einem ſanftern Geiſte geführt. Es entſteht ein Völkerrecht. Er, dieſer bisher zügelloſe Verheerer unterwirft ſich Geſetzen und Ordnungen, unter welchen er aber doch immer Krieg bleibt. Nur erkenne ich in den Kriegen geſitteter Völker, in dieſen fürchterlichen Ergießungen ihrer Kraftfülle, eine andere Triebfeder, einen andern Zweck, andere Folgen, als bey den Kriegen der Wilden. Ich muß hier einen Augenblick verweilen.

So bald die Kräfte und Anlagen des Menſchen zu dem Grade gereift ſind, daß er ſie fühlt, ſie mit Wohlgefallen fühlt, ſo entſteht auch der Wunſch in ihm, ſie Andere, ſeine Mitgeſchöpfe mitfühlen zu laſſen. Er unterwirſt ſich die Schöpfung, ſo weit er kann, und iſt oft unzufrieden, daß er ſie nicht ganz unter ſein Geſetz beugen darf. Herrſchſucht, jene dem ganz rohen Zöglinge der Natur ſo fremde Empfindung iſt die erſte, welche mit der aufkäumenden Kultur in ſeine Seele ſtröhmt. Allein, in eben dem Grade, in welchem er zu herrſchen wünſcht, und noch weit mehr, verabſcheuet er das Beherrſchtwerden; dieſer Abſcheu iſt die ſtärkſte ſeiner unverdorbenen Empfindungen; ſo ſtark, daß ſie ſelbſt dem Triebe zu herrſchen die Wage halten kann. Auch ſcheint er nur darum herrſchen zu wollen, um ſich dadurch vor dem Beherrſchtwerden in Sicherheit zu ſetzen. Würde er durch ſchrankenloſes Streben nach dem Ausdehnen ſeiner Herrſchaft, ſeine Freyheit in Gefahr ſetzen, ſo entſagt er lieber jener,

jener, und lebt glücklich im Gefühl ſeiner Unabhängigkeit. Traurig wäre es auch um die menſchliche Glückſeligkeit, um die Ruhe des Lebens, wäre nicht unſere Herrſchſucht unſerm Abſcheu vor Sklaverey unaufhörlich ſubordinirt. Aber was ich hier von den Leidenſchaften individueller Menſchen ſage, gilt auch von ganzen Nazionen; ihr auftretender Ehrgeiz ſucht immer über den Nacken benachbarter Völker das Joch herzuwerfen; indem ſie zu eben der Zeit noch weit mehr den Gedanken verabſcheuen, den ihrigen vor dem Joche ihrer Nachbarn zu beugen. Dieſe beyde an einander gereihte Empfindungen waren ſonſt immer bey den geſitteten Völkern des Alterthumes die nächſte Veranlaſſung ihrer Kriege; und hierin unterſchieden ſie ſich auffallend von den Kriegen der Wilden, welche blos durch Müßiggang und Unbehaglichkeit erzeuget wurden.

So wie Streben nach Herrſchaft, und Sträuben gegen Sklaverey, die Nazion im Ganzen in Bewegung ſetzten, ſo beſeelten ſie auch das Innere der Nazion, die einzelnen Theile derſelben. Unter den Colliſionen dieſer Triebfedern ſahe man im geſitteten Theile der Erde, in Aſia und Griechenland, die mancherley Regierungsformen, Nazionalkaraktere und Nazionalleidenſchaften entſtehen. Siegte Herrſchſucht über den Trieb nach Unabhängigkeit, ſo entſtand, nach dem größern oder kleinern Uebergewichte, welches das letztere über das erſte erhielt, ein härterer oder gelinderer Deſpotismus. Der Charakter derſelben war Feigherzigkeit und Entkräftung bey den Unterdrückten, und Uebermuth, Stolz und Schwelgerey bey den Unterdrückern. In Ländern, wo das heißere Klima die Fibern erſchlaffte, und die Energie des Geiſtes lähmte, war es der Herrſchſucht leichter, ihre Abſicht zu erreichen, weil ſie in dem ihr entgegen ſtrebenden Freyheitsſinne weniger Widerſtand fand. Siegte die Liebe zur Unabhängigkeit über die Anſtrengungen und

Plane der Herrſchſucht, ſo entſtanden Freyſtaaten, ſo blüheten Regierungsformen auf, deren ganze Struktur das Aufſtreben der Tyranney dämpfte, und die Unabhängigkeit jenes Individui mit dem größtmöglichſten Wohl des Ganzen zu vereinigen ſuchte. Unter ſolchen Regierungformen verbreitete ſich einerley Geiſt und Charakter durch alle Theile des Staates. Dieſer Geiſt war Selbſtgefühl, Muth und Freyheitsſinn. Keine Kraft wurde dadurch gelähmt, keine Geiſtesfieber erſchlafft. Die Individua fühlten ſich unter ſolchen Regierungsformen unendlich glücklich: ſie empfanden den Werth ihrer politiſchen Verfaſſung noch ſtärker, wenn ſie ſich mit den niedergetretenen Schlachtopfern des Deſpotismus im Orient in Parallele ſetzten. Daher ihre Vaterlandsliebe, der brennende Eifer, der ſie für ihre Konſtitution, für das Wohl ihres Vaterlandes beſeelte, und der faſt eben ſo brennende Haß, der ſie gegen ihre tyranniſche und tyranniſirte Nachbarn erbitterte. So läſſet ſich die Antipathie zwiſchen Perſern und Griechen zu den Zeiten, als Kambyſes und Darius Hyſtaſpes den Deſpotismus auf den höchſten Gipfel getrieben hatten, und auf der andern Seite unter Solonen, Miltiaden und Herodoten die griechiſche Freyheit in ihrem vollen Wachsthume blühete, erklären.

Es iſt Charakter der Herrſchaft, daß Befriedigung ihrer Abſichten immer neuen Durſt nach neuer Befriedigung in ihr erreget. Hat ſie Tauſende unter ihr Joch gebeugt, ſo entwirft ſie Plane zur Unterjochung von Zehntauſenden; und iſt ihr auch dieſe Abſicht geglückt, ſo will ſie Millionen vor ihrem Zepter zittern ſehen. So lange der Deſpotismus nicht durch ſich ſelbſt erſchlaffet, nicht durch die Wollüſte, die ihm von allen Seiten entgegen eilen, träge und unthätig geworden iſt, hört er nicht auf, ſich nach allen Richtungen auszubreiten. Dies war aber nicht der Fall

mit

mit dem perſiſchen Deſpotismus zu den Zeiten der Hyſtaſpes und des Xerxes. Noch fühlte er ſich in ſeiner ganzen jugendlichen Stärke. Natürlich daher, daß dieſem Tyrannen das freye edle Griechenland, welches über das ſich ihnen aufdringende Joch hohnlachte, ein ſehr ärgerlicher Anblick war. Ein Erdenwinkel, kaum groß genug, die Provinz des kleinſten perſiſchen Satrapen abzugeben, und dieſer Erdenwinkel von einem Volke bewohnt, welches dem perſiſchen Koloß keck in das Auge ſahe, das war mehr als der Uebermuth eines Deſpoten ertragen konnte. Dies Volk mußte gezüchtiget, mußte von der Erde vertilget werden. Mit dieſem Vorſatze ſchiffte Xerxes mit einigen Millionen kriegeriſcher Sklaven über den Hellespont.

Gab es jemals unter dem Menſchengeſchlechte ein begeiſterndes, erhabenes, hinreiſſendes Schauſpiel, ſo war es die Geſchichte des erſten Krieges zwiſchen Perſien und Griechenland. Die Einbildung entſetzt ſich, wenn ſie ſich die ganz ungeheure Maſchine denkt, die der orientaliſche Ehrzeiz gegen dieſes kleine muthige Volk in Bewegung geſetzt hatte. Noch mehr erſchrickt ſie, über die unerſchrockene Herzhaftigkeit, mit welcher ſich der kleine Haufen Republikaner dem daher brauſenden Strohme entgegen ſtämmt, und mit übermenſchlicher Kraft zurück drängt. Konnte man jemals von einem ganzen Volke das Horaziſche: Si fractus illabitur orbis, impavidum ferient ruinæ, behaupten, ſo war es hier. Marathon, Thermopylä, Salamin, Platää, jene durch die griechiſchen Heldenthaten verewigte Gegenden müſſen Jedem ein heiliges Schaudern einflößen, der im Stande iſt, die Größe der menſchlichen Fähigkeiten ehrfurchtvoll zu empfinden.

Kann man einen ſtärkern Beweiß meiner vorigen Behauptung verlangen, daß der Trieb zu herrſchen

weit ſchwächer iſt, als Abſcheu des unverdorbenen Menſchen vor Sklaverey, — als die Geſchichte dieſes Krieges? Dieſer Abſtand wird erſt dann recht auffallend, wenn man nicht Individuum gegen Individuum, ſondern Volk gegen Volk hält. Bey einer Nazion, die für Freyheit kämpft, iſt alles Kraft, alles Thätigkeit; jede Anſtrengung iſt auf ein einziges Ziel gerichtet. Jedes Individuum iſt durch eine Federkraft in Bewegung geſetzt, die mit dem Reſſort des Ganzen völlig harmonirt. Jeder ſieht ungeleitet, unbelehrt das Ziel, wohin er treffen muß, und trifft es unfehlbar. Nicht ſo bey dem Volke, welches Herrſchſucht bewaffnete. Hier ſind alle Kräfte der Gehorchenden in der Hand des Befehlenden: dieſer muß ſie leiten und lenken, muß ihnen die Richtung geben, wo ſie ſich hinbewegen, und Federkraft mittheilen, wenn ſie wirken ſollen. Alles kommt auf ſeine Einſichten, auf ſeine Geiſtesſchnelligkeit, an. Es iſt nur ein mit tauſend Armen verſehener Kopf. Allein, bey ſeinem Gegner iſt jeder Arm Kopf, und, man erlaube mir dieſen ſeltſamen, aber richtigen Ausdruck, jeder Kopf dieſer Köpfe ſcheint mir nur ein Theil einer unbeſtimmbar großen Maſſa harmoniſcher Kopfkraft zu ſeyn.

Dieſe Begriffe ſcheinen freylich die Bewunderung und das Erſtaunen für die griechiſchen Heldenthaten zu mindern, wenigſtens erklären ſie das Wunderbare derſelben. Indeſſen war nicht Griechenland allein das Schauſpiel ſolcher Scenen, wo das Aufſchwellen deſpotiſcher Macht, wie eine Lufterſcheinung, von dem Widerſtande der gekränkten Freyheit zurück gedrängt und zerſtreuet wurde. Was waren die Kriege der Helvetier gegen die öſtreichiſchen Tyrannen anders, als Wiedererſcheinung des Krieges des Xerxes gegen die Griechen; was die Schlacht bey Morgarten anders, als ein Da Capo von Thermopylä? Wie vergeb-

geblich kämpfte die ſpaniſche Inquiſition mit Tapferkeit, Geld und Liſt, ein halbes Jahrhundert lang gegen die empor ſtrebende Freyheit des armen, verachteten, niedergetretenen Batavers!

Die Federkraft, welche ein kriegeriſches Volk in Bewegung ſetzt, kann noch auf eine dritte Art modificirt ſeyn, wenn es nämlich von Herrſchſucht und Eifer für Freyheit zugleich belebt iſt. Ein ſolches Volk iſt in ſeinen Kriegen fürchterlich und unwiderſtehlich; es iſt eine Vereinigung zwiſchen Feuer- und Waſſergewalt. Es iſt ein fortbrauſender Feuerſtrohm, der alles niederſtürzt oder verbrennt. Ein ſolches Volk waren die Römer. Niederlagen konnten ihre Herrſchſucht nicht demüthigen, und Siege ihren Eifer für Freyheit nicht abkühlen. In den Gefilden von Cannä ſprachen ſie gebieteriſch und monarchiſch, und an einem Tage, wie der bey Zama, athmeten ſie noch immer als Republikaner. Kein Wunder, daß ein ſolches Volk in wenigen Jahrhunderten Herr der halben Erdkugel ward, und ſehr bald der ganzen geworden wäre, wäre es ein ſolches Volk geblieben. Aber, über allen Ausdruck erſchrecklich iſt die Kriegeswut eines Volkes, in welchem nebſt Herrſchſucht, ſtatt Freyheitsliebe, noch ein anderes Reſſort wirkt — religiöſer Fanatismus! Kein Bild vermag die vervielfältigte Kriegeskraft einer ſolchen Nation, wie z. B. die Saracenen und Araber waren, auszudrücken. Tod in Schlachten ein Spott, ein leeres Schreckbild für den gewöhnlichen Helden: es iſt ihm Wonne und Seligkeit; ſie raſtet nicht, bis ſie ihn gefunden hat. Das brechende Auge eines ſolchen Kriegers ſahe Houris in den Wolken, die, wollüſtig umgürtet, mit den Pokalen der Freude ihrer Umarmung entgegen taumelten. Der Gedanke des Hinſinkens in Schlachten, berauſchte ſeine Sinne mit der Fülle der höchſten ſinnlichen Wolluſt. Man ſahe dieſes Volk unter

den Europäern, welche ihnen nur gewöhnlichen kriegeriſchen Muth entgegen ſetzen konnten, wie raſende Löwen unter einer Heerde ſchüchterner Schafe wüten. Spanien wurde von ihnen in einem einzigen Feldzuge, durch eine einzige Schlacht, unter das Joch gebracht. Allein bloß prieſterliche Täuſchung erzeugte dieſe phrenitiſche Herzhaftigkeit. Nur eine Anſtrengung der entblendeten Vernunft dämpft den Rauſch; und dann folgt auf dieſen höchſten Grad der Schwärmerey, Betiſe, wie gänzliche Entkräftung auf den Paroxysmus des Fiebers. Daher der jezige plötzliche Verfall der ottomanniſchen Pforte. —

Nie aber gab es edlere, erhabnere Menſchen, als in Ländern, die ſo eben tyranniſche Feſſeln zerſchlagen hatten, und die göttliche Atmoſphäre der Freyheit athmeten. Das iſt anerkannte, unbeſtrittene Wahrheit. Die Geſchichte hat ihnen Denkmäler errichtet, die der zerſtörenden Gewalt der Jahrhunderte trotzen. Was feyern dieſe Denkmäler anders, als die Wohlthaten des Krieges? Hervor aus ſeinem Schooße glänzen die Tugenden eines Junius Brutus, eines Wilhelm's I. von Oranien, eines Waſchington. Ich ſpreche unſerm Europa, wo ſeit Jahrhunderten kein Freyheitsretter gelebt, kein Volk exiſtirt hat, welches, des Druckens eigenſinniger, wollüſtiger Herrſcher müde, ſeine unverjährbare Rechte durch die Waffen vindicirt hätte; ich ſpreche dieſem Zeitalter nicht das Verdienſt ab, edle, große, redliche Menſchen gebildet zu haben. Aber, was ſind ihre Anſtrengungen, ihre Aufopferungen für das Ganze, im Verhältniß der Anſtrengungen der Märterer für Freyheit und Vaterland, eines Caſſius, eines Brutus, eines Themiſtokles, eines Barneveld? Eine Thräne des Erſtaunens und Bewunderns iſt der Zoll, den unſer Zeitalter der Aſche jener Edeln darbringen kann und

muß

muß — wenn es anders noch ſolcher Thränen fähig iſt. —

Das Reſultat aus vorſtehenden Unterſuchungen iſt dieſes. Der Krieg iſt für unſere Welt ein unvermeidliches Uebel; und ſo lange die Menſchen noch Leidenſchaften haben, iſt ein immerwährender Friede ein Unding. Der Krieg iſt ein Uebel, welches zu verhindern, weder in der Macht eines Staates, noch eines Monarchen, ſteht, ſondern allein auf den Willen aller Staaten und aller Monarchen zuſammen genommen, beruhet. Eine allgemeine Vereinbarung derſelben, um einen immerwährenden Frieden zu verabreden, möchte wohl eben ſo viele Kriege veranlaſſen, als getheilte Meinungen Statt fänden, und nur noch weiter von dem Zwecke entfernen (*). Man kann alſo in dieſem Falle auf keine Aenderung denken, als in ſo fern ſie von einer höhern Macht hervor gebracht wird. Wir müſſen unterdeſſen den Krieg nicht lieben, aber auch

(*) Was iſt den größern Fürſten zu rathen, um das Wohl und Glück der Länder zu befördern, in freymüthigen Vorſchlägen an Joseph II., Katharina II. und Friedrich Wilhelm II. von J. Gottfr. Schinly. Wien, St. Petersb. und Berlin, 1788, 8. 5. u. e. h. B. Der Verf. der ſich im Eingang als einen Theologen angibt, ſcheint es ganz gut mit dem menſchlichen Geſchlechte zu meinen, und trägt, um den unſeligen Kriegen ein Ende zu machen, gleich ſo vielen Andern, auf einen allgemeinen europäiſchen Congreß und eine allgemeine Aſſociation an. Vor allen Dingen, meint er, müßten die beſtehenden Streitigkeiten und Anſprüche geſchlichtet, und daher ein Normal-Jahr, z. B. der hubertsburger Friede, oder die Theilung von Polen, angenommen werden. Alles beruhe darauf, daß die mächtigern europäiſchen Staaten ſich einverſtänden und der Eroberungsſucht Gränzen ſetzten; doch ſollen zuvor die Türken und Seeräuber zernichtet, Bayern und die Lauſitz vertauſcht, und ſo die öſtreichiſche und preuſſiſche Monarchie arrondirt werden. Das Beſte in der ganzen Schrift iſt vielleicht das, was von dem wahren Gehalte der ruſſiſchen Macht und der Inconſequenz ihrer bisherigen Eroberung für die Freyheit Europens geſagt wird.

auch nicht glauben, daß beſtändige Ruhe von auſſen das einzige Mittel zur Volksglückſeligkeit ſey. Bey dem allen wird jeder Menſchenfreund den Wunſch zum Wohl derſelben rechtfertigen können, daß die Kriege ſeltener, weniger langwierig, und weniger grauſam, werden mögen. Ob wir jezt ſchon Hoffnung dazu haben, mag ich nicht geradezu entſcheiden. Wer kann den Gang der Weltbegebenheiten in der Zukunft vorher ſehen, und wiſſen, ob nicht große, gewaltſame Revolutionen das ganze dermalige politiſche Syſtem über den Haufen werfen können! — Wenn wir indeſſen auf die vergangene Zeit zurück ſehen, und in den Schranken analogiſcher Schlüſſe bleiben, ſo werden wir die allmählige Erfüllung jenes Wunſches wahrſcheinlich finden. Bey dem jezigen Zuſtande von Europa iſt jedes Project einer Univerſalmonarchie, ſelbſt von Seiten der furchtbarſten Macht, eine verwegene Chimäre, die mehrere einleuchtende Gründe ſelbſt aus dem ehrſüchtigſten Kopfe verbannen müſſen. Es herrſcht einmal ein Gleichgewicht unter den europäiſchen Mächten, welches auf die wechſelſeitige Ruhe unendlich wohlthätigen Einfluß hat. Jeder Staat hat ſeine Feſtungen, ſeine Vormauern, ſeine beſtimmte Anzahl Kriegsvölker, die ihn vor plötzlichen Ueberfällen ſichern, er hat vielfache Bündniſſe, Aſſociationen, Vertheidigungsverträge, wodurch Europa gleichſam eine große und allgemeine Conföderation geworden iſt, die, wie die Glieder in einer Kette, unter ſich zuſammen hängt, und nur durch lange und mächtige Anſtrengungen zerriſſen werden kann. Die Zeiten ſind in Europa längſt vorbey, da man, wie vormals die Griechen und Römer, mit einigen Legionen ganze Königreiche erobern konnte. Die Alexanders, Cäſars, Pompejen, und andere große Helden des Alterthumes, würden, wenn ſie jezt wieder aufſtänden, mit ihrer Taktik ſchwerlich

ſolche außerordentliche Rollen ſpielen, als in ihrem Seculo. Die Kriegsrüſtungen koſten ſchon unermeßliche Summen, und die Fortſetzung derſelben erſchöpft bald den Schatz und das Land, oder vergrößert, wo jener nicht war, die Schuldenlaſt bis in das Ungeheure. Aller Vorzüge einzelner Staaten ungeachtet, ſind doch die taktiſchen Kenntniſſe jetzt ſchon ziemlich gleichförmig ausgebreitet. Es gehört alſo jetzt ſchon ein ausſchweiſender Ehrgeiz, oder ein tödtlicher Nationalhaß, oder eine ſchmerzliche Kränkung dazu, ehe ein Staat den andern anzugreifen ſich entſchließt, und das herrſchend gewordene Syſtem der Friedliebe zu ſtören wagt. Freylich, wenn ihn Tractaten zu Hilfsleiſtungen verbinden, wird er genöthigt ſeyn, an den Feindſeligkeiten anderer auch wider ſeinen Willen Antheil zu nehmen; aber er wird auch aus allen Kräften arbeiten, durch Negotiationen einen baldigen Frieden wieder zu vermitteln. Er wird, wenn der Krieg ſich ſeinen Gränzen nähert, durch kriegeriſche Anſtalten ſich Achtung zu geben wiſſen, und auf alle Fälle bereit ſeyn, aber ungereizt ſich nicht in einen immer zweifelhaften Kampf einlaſſen, oder in fremde Händel miſchen.

Glücklich ſind Preußens Staaten, die unter **Friedrich Wilhelm's** friedliebender Regierung noch das Glück des Friedens und der Ruhe genießen, und hoffentlich ferner genießen werden. Preußen iſt jetzt unſtreitig die Macht, die, wohin ſie ſich wendet, der Wage den Ausſchlag giebt. So ſteht **Friedrich Wilhelm** in einem Zeitpuncte, der ſeiner Vergrößerung ſehr günſtig wäre. Er iſt ein Zuſchauer des begonnenen blutigen Kampfes. Wäre er genöthigt Theil daran zu nehmen, ſo bedarf er nicht Jahre zu ſeiner Rüſtung; ein Monat, und er erſcheint in ſeiner ganzen, furchtbaren Größe. Darum ehren und ſcheuen ihn Europens bedeutendſte Fürſten. **Friedrich II.**

gab ſeinem Staate den mächtigen Nerven, der den Körper bis in die kleinſten Gelenke thätig machte; **Friedrich Wilhelm** II wird ihn ſtärken, pflegen und erhalten. Er wird den Krieg nicht ſuchen, aber auch dem Frieden kein unrühmliches Opfer bringen; er wird, weil ihm das Wohl der Menſchheit am Herzen liegt, fortarbeiten, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, wird der Vermittler zwiſchen den kriegführenden Mächten ſeyn, ſo wie ſeine rächende Gerechtigkeit über die niederländiſchen Afterpatrioten kam; und ſein Herz voll Mitleid und Güte wird in der Wiederherſtellung der allgemeinen Ruhe von Europa die ſüßeſte Belohnung für ſeine mannigfaltige politiſche Sorgen und Arbeiten finden.

In allen Kriegen, deren Schrecken nicht nur Europa, ſondern auch Aſia, im J. 1789 empfinden mußte, war es um Länder, Feſtungen und Oberherrſchaft, zu thun. Aber ein Paar andere Fürſten, führten Krieg um eine **Kuh**. Der Otaheite **Omai**, welcher, bekanntermaßen, eine Zeitlang in England war, ſtarb auf einer Inſel, und hinterließ eine europäiſche Kuh. Der Monarch der Inſel, auf welcher **Omai** geſtorben war, wollte die Kuh erben, aber der Monarch der Inſel, auf welcher **Omai** geboren war, wollte auch die Kuh erben, weil **Omai** ſein geborner Unterthan ſey. Und ſo führten beyde Prinzen einen ſchweren Krieg. Vielleicht gewann der, der die Kuh eroberte, mehr als — andere Fürſten, die Kriege geführt haben, — nach Abzug aller Koſten, an Geld und Korn, und andern Gütern, und Waffen und Menſchen.

In allegoriſcher Vorſtellung, wird der Krieg, wie **Bellona**, nach alter Art bewaffnet, mit einem Helme auf dem Haupte und einer Lanze in der Hand, oder

oder wie Bellona, welche mit Helm, Panzer und Schwert gewaffnet iſt, und eine brennende Fackel in der Hand trägt, abgebildet. Oder, er wird auch durch den Gott Mars angedeutet, den ſeine Waffenrüſtung und ein Wolf kenntlich machen, oder der auf einem Wagen fährt, der alles, was ſich ſeinem Laufe widerſetzt, niederſchlägt und umreißt; ſein Blick iſt ſtolz und ſchrecklich; die Furcht und der Tod gehen vor ſeinen Pferden her, die ganz mit Schaume bedeckt ſind. Das Gerücht, (die Fama) welches um ihn herum ſchwärmt, ſetzt die doppelte Trompete an den Mund, und bringt alles in Schrecken und Angſt. Siehe Kriegs-Gott und Kriegs-Göttin.

Man bildet den Krieg auch wohl durch eine Furie ab, die mit einem bloßen Degen gewaffnet iſt, die Hände voller Blut, und ein feuriges Geſicht hat, um welches allenthalben ſchreckliche Schlangen ziſchen.

Krieg, (**Angriffs-**) ſiehe oben, S. 473, und 505.
— — (**auswärtiger**) ſ. oben, S. 473, und 523.
— — (**bürgerlicher**) ſ. oben, S. 469, und 473.
— — (**Deciſiv-**) ſ. oben, S. 474.
— — (**Defenſiv-**) ſiehe oben, S. 473, 474, und 498.
— — (**dreyßigjähriger**) ſ. oben, S. 623, ſgg.
— — (**Entſchädigungs-**) ſ. oben, S. 474.
— — (**Erb-**) ſ. oben, S. 476, und 477.
— — (**Feder-**) ſ. oben, S. 532.
— — (**feyerlicher**) ſ. oben, S. 473.
— — (**gerechter**) ſ. oben, S. 474 und 500, ſgg.
— — (**heiliger**) ſ. Kreuz-Zug, oben, S. 291, ſgg.
— — (**innerlicher**) ſ. oben, S. 469, und 473.
— — — — — (**öffentlicher**)) ſ. oben, S. 473.
— — — — — (**Privat-**))
— — (**kleiner**)) ſ. oben, S. 469.
— — (**Land-**))

Krieg.

Krieg, (leidender) ſ. oben, S. 524.
— — (nichtfeyerlicher), ſ. oben, S. 474.
— — (Offenſiv=) ſiehe oben, S. 473, 498, und 505.
— — (öffentlicher) ſ. oben, S. 472.
— — — — — innerlicher, ſ. oben, S. 473.
— — (Privat=) ſ. oben, S. 472, 475, fgg. und 493, f.
— — — — innerlicher, ſ. oben, S. 473.
— — (Rach=) ſ. oben, S. 477.
— — (räthlicher) ſ. oben, S. 474.
— — (Reichs=) ſ. oben, S. 606, fgg.
— — (Religions=) ſ. oben, S. 527, f. und 533.
— — (See=) ſo oben. S. 469, und Kriegs=Flotte.
— — (ſiebenjähriger) ſ. oben, S. 626, fgg.
— — (Straf=) ſ. oben, S. 474 und 507.
— — (thätiger) ſ. oben, S. 525.
— — (ungerechter) ſ. oben, S. 474 und 516, fgg.
— — (vermiſchter) ſ. oben, S. 472, f.
— — (Vertheidigungs=) ſ. oben, S. 473.
— — (Zahlen=) Rhytmomachie des Pythagoras; ſ. im Art. Zahl.

Kriegen, ein Neutrum, welches das Hilfswort haben erfodert, und ſo wie das Hauptwort (ſ. oben, S. 467, f.) eigentlich ſchreyen, hernach zanken, ſtreiten und proceſſiren bedeutete, jetzt aber in allen dieſen Bedeutungen veraltet iſt, wo man es nur noch von Krieg führen, in der dritten figürlichen Bedeutung des Hauptwortes braucht; L. bellare, belligerare, bellum gerere. Will die Stadt mit dir kriegen, ſo belägere (belagere) ſie, 5 Moſ. 20, 12. Das Land hörte auf zu kriegen. Joſ. 11, 23.

In dieſer letzten Bedeutung bey den ſchwäbiſchen Dichtern, und in einer Verordnung Kaiſer Friedrich's von 1236 ſchon kriegen.

Da=

Daher bekriegen, mit Kriege überziehen; L. bellum alicui inferre. Ein Volk, ein Land bekriegen.

Jngl. figürlich, ſich beſtreiten. Jenſeit des Grabes, wo kein Verhängniß das ſturmvolle Leben bekriegt.

Wenn ein Hund ein verwundetes Thier, welches ihm ſteht oder Stand hält, anbellet, imgl. wenn ein Hund in dem Baue vorliegt, ſo ſagen die Jäger: der Hund krieget. So lange der Laut des Hundes nicht beſtändig an einem Orte gehört wird, ſo iſt es ein Zeichen, daß das Thier noch nicht hält, ſondern hin und her fliehet; ingl. daß der Dachs oder Fuchs ſich in dem Bau noch nicht geſetzt oder vergraben hat.

2. Kriegen, ein Neutrum, welches das Hülfswort haben erfordert aber nur im gemeinen Leben üblich iſt.

1. Eigentlich, mit der Hand ergreifen. Jemand bey dem Rocke, bey dem Kopfe kriegen. Kriege ich nur einen Stock. Die Aepfel hängen zu hoch, ich kann ſie nicht kriegen.

Jmgl. erhaſchen, in ſeine Gewalt bekommen. Man hat den entflohenen Gefangenen wieder gekriegt; wo man auch in der ſonſt ungewöhnlichen thätigen Geſtalt ſagt, er iſt gekriegt, wieder gekriegt worden. Ha! kriegt man dich ſo!

2. Für bekommen, in dem ganzen Umfange der Bedeutung dieſes Wortes. Eine Krankheit kriegen. Geld, Briefe, eine Bedienung, Gäſte, Schläge kriegen. Jch werde ihn wohl nie wieder zu ſehen kriegen. Jch kriege am Ende das Beſte davon. Warte, du ſollſt es kriegen! Sollte er ſie nicht zu Geſichte kriegen?

So fremd dieſes Wort jetzt der edlern anſtändigern Sprech- nnd Schreibart geworden iſt, ſo muß es doch ehedem nicht ſo niedrig geweſen ſeyn, weil man

es oft in dem feyerlichſten und erhabenſten Zuſammenhange findet. In Luther's Uiberſetzung der Bibel kommt es faſt in allen Kapiteln vor, und ſo brauchen es auch noch Opitz und andere Dichter.

Im Niederſ. krigen. Es iſt von greifen nur im Suffixo verſchieden; und Friſch führt einige Beyſpiele an, wo kriepfen für kriegen in der erſten Bedeutung vorkommt. So fern kriechen ſich mit den Klauen auf der Erde forthelfen bedeutet, gehört auch dieſes mit zu der Verwandtſchaft. Im Imperfecto und dem Mittelworte der vergangenen Zeit lautet das ie gemeiniglich kurz, da denn auch das g den Hauch des ch annimmt, als wenn es ich krichte, du krichteſt, u. ſ. f. gekricht, geſchrieben wäre. Ja ſelbſt in Präſenti ſpricht man in der zweyten und dritten einfachen Perſon an den meiſten Orten, du krichſt, er kricht.

Krieger, (der) Fämin. die Kriegerinn, eine Perſon, ſo fern ſie Krieg führt, imgl. ſo fern ſie im Kriege bey Gefechten Dienſte leiſtet, ein Soldat, ohne Unterſchied der Würde; doch nur in der höhern Schreibart. Der Krieger durſtet nach Ehre. Lat. Bellator, Fr. Guerrier.

In der deutſchen Bibel kommt es ſehr oft vor, wo es auch in dem ſonſt ungewöhnlichen figürlichen Verſtande für Held gebraucht wird; Krieger in Füllerey ſeyn; Eſ. 5, 22. In Mich. 4, 14. heißt in einem andern figürlichen Verſtande, die Tochter Zion eine Kriegerinn.

Kriegeriſch. 1. Einem Krieger gemäß, anſtändig, in welchem Verſtande es doch wenig gebraucht wird. 2. Zum Kriege geneigt, im Kriege geübt. Lat. bellicoſus, animus bellax; Fr. guerrier, belliqueux. Kriegeriſche Leute. Kriegeriſche Unterthanen haben. Ehedem auch kriegiſch, krieghaft, kriegbar.

Kriegeriſcher-Vormund, ſiehe Vormund.

Kriegs-Academie, ſiehe Kriegs-Schule.

Kriegs-

Kriegs=Adel, derjenige Adel, welcher durch Ehrenſtellen bey dem Kriegsheere erworben und fort gepflanzet wird.

Kriegs=Ammunition, Lat. Commeatus bellicus, Fr Ammunition, Munition, begreift alles unter ſich, was zur Bedienung des groben und kleinen Geſchützes erforderlich iſt, als: Pulver, Kugeln, Bomben, Granaten, Lunten, Feuerſteine, u. d. gl. Zuweilen wird auch das grobe und kleine Geſchütz ſelbſt mit unter dieſem Worte verſtanden.

Siehe auch Kriegs=Bedürfniſſe. Kriegs=Geräth. Kriegs=Rüſtung. Kriegs=Vorrath.

Kriegs=Ankündigung, ſiehe Kriegs=Erklärung.

Kriegs=Armatur= und Mondirungs=Weſen, ſiehe Mondirung.

Kriegs=Artikel, L. Articuli conſtitutionum bellicarum, diejenigen Geſetze, welche die verpflichteten Soldaten eines Heeres, ſowohl im Kriege als im Frieden zu beobachten haben; die Kriegsgeſetze, das Kriegsreglement.

Die Kriegsartikel, oder, wie ſie an andern Orten genannt werden, die Kriegsartikelsbriefe, ſind es, nach welchen hauptſächlich bey Kriegsgerichten entſchieden wird. Es wird daher erfordert, daß ſie den Soldaten vorgeleſen werden, damit ſie ſich nicht mit der Unwiſſenheit entſchuldigen können; und dieſe Vorleſung muß, damit die Geſetze den Soldaten nicht aus dem Gedächtniſſe kommen, öfters wiederholet werden.

Im Preuſſiſchen werden ſie den Unterofficieren und Gemeinen alle 2 Monate vorgeleſen; welches auch im Sächſiſchen, Schwediſchen, den vereinigten Niederlanden, und im Würtembergiſchen alle Monate geſchieht. Bey den däniſchen, hannöveriſchen, ſachſen=gothaiſchen, bayeriſchen und andern Truppen,

geſchieht es des Jahrs 4mal, und in Rußland alle Monate bey jedem Regimente.

Wenn ein neu Angeworbener, welcher gleich noch nicht zur Fahne geſchworen hat, delinquirt, ſo wird er ſchon nach den Kriegsartikeln beſtraft; doch wird mit einem ſolchen nicht ſo hart verfahren, als mit demjenigen, welcher ſchon länger in Dienſten iſt.

Wenn die Vorleſung der Kriegsartikel unterlaſſen worden iſt, ſo trägt dieſes nichts zur Linderung der Strafe bey, weil ein jeder Soldat ſich den Inhalt derſelben bekannt machen ſoll, auch dieſelben gemeiniglich gedruckt und ausgetheilt werden.

Die Kriegsgerichte müſſen in Entſcheidung der Sachen die Kriegsartikel genau beobachten; ſie können daher, wenn in denſelben auf ein Verbrechen eine gewiſſe Strafe geſetzt iſt, dieſelbe nicht ändern.

Wenn Fälle vorkommen, welche in den Kriegsartikeln nicht entſchieden ſind, auch nicht daraus gefolgert werden können, ſo muß die Entſcheidung aus den übrigen Kriegsordren, Reglements ꝛc., und nach dieſen aus den Kriegsobſervanzen genommen werden. Nach dieſen werden die im Lande ſonſt übliche Geſetze zu Rathe gezogen, und wenn auch dieſe nichts beſtimmen, die Reichsabſchiede und kaiſerlichen gemeinen Rechte. Der fremden Potentaten Kriegsrechte können nicht zur Richtſchnur dienen.

Sr. königl. Majeſtät von Preuſſen ꝛc. allergnädigſt neu beſtättigte Kriegsartikel, für die Unterofficier und gemeine Soldaten von der Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Potsdam, den 18ten November 1787.

Nachdem Se. kön. Maj. von Preuſſen ꝛc. Unſer allergnädigſter König und Herr, die bisher bey Dero

Armee von den Unterofficiers und gemeinen Soldaten zu beobachten geweſene Kriegsartikel revidiren, und nach den jetzigen Zeitumſtänden, zur zweckmäſſigern Uibereinſtimmung mit der gegenwärtigen Verfaſſung der Armee, abändern laſſen: ſo haben Se. kön. Maj. nachſtehende neue Kriegsartikel allergnädigſt zu beſtätigen geruhet.

Art. 1.

Ein jeder Soldat muß ein chriſtliches und tugendhaftes Leben führen, die ihm nach ſeiner Religion obliegenden Pflichten ſorgfältig erfüllen, und aller ſolcher Handlungen, wodurch ſeine Religion entehret wird, ſich gänzlich enthalten.

Wenn er ſich hierunter Mißbräuche ſchuldig macht, ſo hat er die Beſtrafung mit Arreſt oder auch, nach der Größe ſeiner Bosheit, mit Spießruthen, zu erwarten.

Art. 2.

Ein Soldat iſt ſchuldig, Sr. königl. Maj. als ſeinem Kriegsherren treu und redlich zu dienen, Deroſelben Nutzen und Dero Unterthanen Beſtes nach ſeinen Kräften zu befördern, Schaden und Nachtheil aber bey jeder Gelegenheit abzuwenden. Er muß ſich in keinerley Berathſchlagungen, die zum Schaden Sr. kön. Maj., Dero königlichen Hauſes, der Armee, oder der Unterthanen, gereichen, einlaſſen; ſonſt wird er dafür mit Spießruthen, Feſtungsarbeit, auch mit dem Tode, beſtraft, ſo wie dieſe Unternehmungen mehr oder weniger gefährlich geweſen ſind.

Bey nämlicher Strafe muß er auch, wenn er dergleichen nachtheilige Handlungen oder Abſichten von andern erfährt, ſolches ſeinen Vorgeſetzten anzeigen.

Art. 3.

Ein Soldat muß Sr. kön. Maj. Generalität, auch ſonſt jedem Oberofficier, er ſey von demſelben oder einem andern Regimente, von der Infanterie, Cavalle-

vallerie oder Artillerie, ohne einigen Unterſchied, überall Reſpect, Ehre und Gehorſam, zur ſchuldigſt genaueſten Befolgung ihrer Befehle zu jeglicher Zeit, es ſey im Frieden oder Kriege, unveränderlich beweiſen.

Art. 4.

Wörtliche Widerſetzung gegen Dienſtbefehle eines Vorgeſetzten, wird mit Gaſſenlaufen beſtraft, welches zu 8, 10 bis 20, auch wohl 30mal, nach dem Stande des Beleidigten, und den übrigen Umſtänden, zu beſtimmen iſt.

Art. 5.

Thätliche Widerſetzung, oder auch Drohen mit Gewehr, wird ohne Unterſchied mit Arquebuſiren beſtraft. Wenn aber durch ſolche thätliche Widerſetzung eine Verwundung oder gar Entleibung erfolgt, ſo hat der Verbrecher die Straſe des Rades verwirkt.

Art. 6.

Schlägereyen und unnöthige Händel, oder Duelle werden mit 8, 10 - bis 20maligem Gaſſenlaufen beſtraft, und hat der Anfänger jederzeit eine Erhöhung der Strafe, nach den Umſtänden, für ſich zu erwarten. Wer bey ſolchen Schlägereyen oder Duellen ſeinen Kameraden oder ſonſt jemanden verwundet, oder gar entleibet, der hat im erſten Fall 20maliges Gaſſenlaufen, im letztern Fall aber die Strafe eines vorſetzlichen Todtſchlägers verwirkt.

Art. 7.

Die Nothwehr gereicht zwar dem Soldaten, welcher angefallen worden, zur Entſchuldigung, in ſo fern er in wirklicher Gefahr, verwundet oder gar getödtet zu werden, ſich befunden hat. Er muß aber von ſeiner Seite zu ſolcher Gefahr keine Veranlaſſung gegeben haben, und die Gefahr ſelbſt, vornämlich in dem Fall, da bey der Vertheidigung eine Verwundung oder gar Entleibung des andern vorgefal-

fallen, erweiſen, ſonſt bleibt er der im vorigen Artikel beſtimmten Strafe unterworfen.

Art. 8.

Alles Spielen um Geld, oder des Gewinnſtes wegen, iſt mit Spießruthen zu 6, 8 oder 10mal, nach den Umſtänden, ſo wie ein Soldat dabey mehr oder weniger ſchuldig befunden wird, zu beſtrafen.

Art. 9.

Vom Zapfenſtreich bis zur Reveille muß jeder Soldat in ſeinem Quartiere oder Zelte ſeyn, wenn er nicht im Dienſt ſich befindet, oder von ſeinen Vorgeſetzten Erlaubniß hat, ſich anderwärts aufzuhalten. Auſſer dieſen Fällen wird die Entfernung aus dem Quartiere oder Zelte mit 6, 8 und 10maligem Gaſſenlaufen, nach den Umſtänden, beſtraft. Dieſe Strafe muß auch verdoppelt werden, wenn der Soldat bey ſolchem Ausbleiben die Abſicht, ein anderes Verbrechen auszuüben, gehabt hat.

Art. 10.

Wer im Dienſt beſoffen iſt, ſoll mit 6, 8 bis 10maligem Gaſſenlaufen, nach Beſchaffenheit der Umſtände, beſtraft werden.

Art. 11.

Keine Schildwache darf ohne Erlaubniß oder Befehl des wachthabenden Officiers oder Unterofficiers, über 20 bis 30 Schritt von ihrem Poſten gehen, ſich niederſetzen, niederlegen, Tobak rauchen, oder gar ſchlafen, bey Strafe 6 bis 12maligen Gaſſenlaufens.

Zu Kriegszeiten aber, und wenn ſonſt daher Gefahr entſtanden, wird dieſe Strafe verdoppelt, und, nach Befinden der Umſtände in Anſehung der Erheblichkeit der vorhandenen oder zu beſorgen geweſenen Gefahr, bis zum Arquebuſiren erhöhet.

Uiberhaupt iſt ein jedes Verbrechen, welches von einer Schildwache begangen wird, doppelt ſo hart zu beſtrafen, als ſonſt in dieſen Artikeln verordnet

iſt: ſo ſoll auch derjenige, der auf der Schildwache ſelbſt ſtiehlt, oder zugiebt, daß andre ſtehlen, ohne Lärm zu machen, mit doppelter Strafe beleget werden.

Art. 12.

Kein Soldat darf in der Nähe einer Wache oder Schildwache unnöthigen Lärm machen, oder ſich derſelben bey Steurung eines Unfugs in ihrer Verrichtung widerſetzen. Wer dergleichen unternimmt, hat die im 4ten und 5ten Artikel beſtimmte Leibes- oder Lebensſtrafe zu erwarten.

Art. 13.

Beym Marſch und Commando, muß jeder Soldat auf dem ihm angewieſenen Platz verbleiben, und ſich nicht davon entfernen, widrigenfalls er 6mal Gaſſen laufen ſoll. Wenn er aber ſolchen Platz verläßt, und in der Entfernung einer Viertelſtunde davon ohne Urlaub oder Beweis andrer Entſchuldidigungsgründe betroffen wird, ſo iſt er als ein Deſerteur zu beſtrafen.

Art. 14.

Wer mit dem Feinde mündlich oder ſchriftlich correſpondirt oder demſelben die Loſung offenbaret, ſoll mit dem Strange beſtraft werden.

Art. 15.

Ein Soldat, der vor dem Feinde, bey welcher Gelegenheit es wolle, die Flucht zuerſt boshafter Weiſe nimmt, ſoll arquebuſiret werden.

Wenn er aus einer Schlacht oder Action ſich heimlich wegſchleicht, oder beym Zurückzug ſein Gewehr wegwirft, ſo muß er 20 bis 30mal Gaſſenlaufen.

Art. 16.

Ein Soldat, der zum Feinde übergeht, und demnächſt mit dem Gewehre in der Hand gegen uns betroffen wird, ſoll mit dem Strange beſtraft werden. Hat aber

aber ein ſolcher Uiberläufer ſein Gewehr wirklich und thätlich gegen uns gebraucht, ſo muß er mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht werden. In den übrigen Deſertionsfällen hat jeder Deſerteur zum erſtenmal 16, zum zweytenmal 24maliges Gaſſenlaufen, auch in beyden Fällen den Verluſt ſeiner Capitulation, und zum drittenmal die Strafe des Stranges verwirkt. Für einen Deſerteur, der dieſe Strafe leiden muß, iſt jeder Soldat zu halten, welcher in der Abſicht, zu entweichen, auſſerhalb den Mauern oder Bezirk des Ortes ſeiner Garniſon ergriffen oder gefunden wird.

Art. 17.

Der Anführer eines aus drey oder mehrern Perſonen beſtehenden Deſertions-Complotts, wird, wenn die Deſertion nach der Beſtimmung im 16ten Artikel erfolgt iſt, mit dem Strange beſtraft. Wer ſonſt einen andern zur Deſertion verleitet, ſoll doppelt ſo hart, als der Verleitete, beſtraft werden. Wer einen Deſerteur durchhilft, und deſſen Entweichung nicht verhindert, hat die Strafe der Deſertion ſelbſt verwirkt. Wer aber auſſerdem ein Deſertionsvorhaben erfährt, und ſolches ſeinem Vorgeſetzten anzuzeigen unterläßt, muß 8 bis 12mal, nach Bewandtniß der Umſtände, Gaſſen laufen.

Art. 18.

Wenn ein Deſerteur, um neues Handgeld zu bekommen, ſich wieder anwerben läßt, und ſich einen falſchen Namen giebt, ſo ſoll derſelbe nicht nur des erhaltenen Pardons und Handgeldes verluſtig ſeyn, ſondern auch überdem mit 12maligem Gaſſenlaufen beſtraft werden.

Art. 19.

Kein Soldat darf ohne Vorwiſſen oder Bewilligung des bey der Compagnie commandirenden Oberofficiers ſich mit einer Weibsperſon ehelich verloben, noch weniger, ohne erhaltenen Trauſchein, dieſe Verbindung durch prieſterliche Copulation vollzie-

hen. Wenn er ſolches dennoch thut, ſo ſoll er im erſten Fall mit 12, im letzten Fall mit 24maligen Gaſſenlaufen beſtraft, auch das Verlöbniß oder die Ehe als null und nichtig vom Kriegsconſiſtorio jederzeit aufgehoben werden, wobey es keinen Unterſchied machen ſoll, ob dergleichen Eheverſprechen eidlich geſchehen, oder die Weibsperſon unter ſolcher Zuſage geſchwängert worden.

Art. 20.

Ein Soldat, welcher ſeine Waffen oder Mondirungsſtücke muthwilliger Weiſe verdirbt, verſetzt, verkauft oder verſpielt, hat nachdrückliche Beſtrafung mit Gaſſenlaufen, nach Befinden ſeiner Bosheit, zu erwarten.

Art. 21.

Wer ohne Einwilligung ſeines commandirenden Officiers Schulden macht, ſoll mit Gaſſenlaufen beſtraft werden, welches nach Bewandtniß der Umſtände, und in ſo fern die Schulden aus Hang zur Liederlichkeit oder zur Beförderung eines andern Verbrechens gemacht ſind, von 6 bis 20mal zu beſtimmen iſt.

Art. 22.

Gewaltſame Einbrüche und Beraubungen ſind nach dem auszumittelnden Grad der Bosheit des Thäters, und nach dem Betrag des verurſachten Schadens, mit 20 bis 30maligen Gaſſenlaufen zu beſtrafen. Wegen anderer Diebſtähle hat der Soldat die Strafe von 6 bis 20mal Gaſſenlaufen verwirkt. Bey Verhehlungen eines Diebſtahls, oder des Thäters, ſoll der Soldat mit eben dieſer Strafe gezüchtiget werden.

Art. 23.

Wenn es ſich zutragen möchte, daß Löhnung, Brod, Mondirungsſtücke, oder was ſonſt dem Soldaten noch gebührt, nicht richtig erfolgen könnte: ſo iſt er dennoch verbunden, ſeine Schuldigkeit überall ge-

nau

nau zu erfüllen, ohne zu murren, andere aufzuwiegeln und mißmüthig zu machen, oder ſich ſonſt ungebührlich zu betragen, weil er gewiß erwarten kann, daß ihm hienächſt alles werde gereicht werden, ſobald es die Umſtände verſtatten.

Sollte aber ein Soldat bey verſammletem Kriegsvolk laut Beſchwerde führen, oder ſonſt ſich ungeziemend verhalten, ſo muß er mit 10 bis 20maligem Gaſſenlaufen, auch mit dem Tode durch Arquebuſiren, beſtraft werden, wenn er dadurch, vornämlich zu Kriegszeiten, einen Aufruhr, oder ſonſt groſſen Schaden erreget und geſtiftet hat.

Art. 24.

Wer ſich einer ihm zuerkannten Strafe widerſetzt, es ſey durch Entleibung oder Verwundung eines andern, durch Verletzung oder Verſtümmelung ſeines Körpers oder durch Angebung einer Infamie von ſich, muß dem ungeachtet die verwirkte Strafe leiden, und hierauf wegen des neuen Verbrechens, im Fall der Entleibung eines andern, mit dem Rade, bey Verwundung aber mit dem Schwerte hingerichtet, und bey Verletzung oder Verſtümmelung ſeines Körpers, auch bey angegebener Infamie, mit 10 bis 24maligen Gaſſenlaufen, falls er jedoch ſich dadurch zum fernern Kriegsdienſt untüchtig gemacht hätte, mit 30mahligem Gaſſenlaufen und lebenswierigen Feſtungsarbeit beſtraft werden.

Art. 25.

Wenn ein Soldat bey ſeiner Anwerbung oder Vereidigung verſchwiegen hat, daß er geſtäupt, gebrandmarkt, oder ein Schinderknecht geweſen iſt, und ſolches nachher ausgeforſcht wird, ſo ſoll er auf Lebenszeit in die Karre geſchmiedet werden. Hätte er aber dergleichen Infamie fälſchlich von ſich behauptet, um ſich dem Dienſte zu entziehen, ſo iſt er mit 24maligem Gaſſenlaufen für ſolche Bosheit zu beſtrafen.

Art. 26.

Wer Gliedmaßen ſeines Körpers verſtümmelt, in der Abſicht, zum Dienſt ſich untüchtig zu machen, muß

12 bis 20mal Gaſſen laufen. Wäre er aber dadurch wirklich untüchtig geworden, ſo hat er noch überdem lebenswierige Feſtungsarbeit zur Strafe zu erwarten.

Art. 27.

Wer, eines begangenen Verbrechens wegen, worauf Todesſtrafe haftet, ſich entleibet, deſſen Körper ſoll durch den Schinder unter dem Galgen verſcharret werden.

Bey geringern, nur mit Leibes- oder Feſtungsſtrafe zu ahndenden Verbrechen, findet eine gleiche Verſcharung ſtatt.

Wenn aber im letzten Fall die Verwundung nicht tödtlich ſeyn möchte, und der Verbrecher am Leben erhalten wäre, ſo muß er, wegen ſeines boshaften Vorſatzes, auſſer der ſonſt verwirkten Strafe, noch 10 bis 20mal Gaſſen laufen.

Art. 28.

Im Fall der Selbſtentleibung aus Schwermuth oder Melancholie, iſt der Körper ganz in der Stille fortzuſchaffen und zu beerdigen. Iſt jedoch nur eine Verwundung erfolgt, ſo müſſen die Umſtände, nach dem Grad der Schwermuth oder Melancholie, in Erwegung gezogen werden, um die Beſtrafung des Thäters, wenn ihm dabey Bosheit zur Laſt fällt, mit Gaſſenlaufen zu beſtimmen.

Art. 29.

Wer einen Arreſtanten vorſetzlicher Weiſe entlaufen läſſet oder einen andern Miſſethäter verhehlt, oder fortſchafft, muß mit 16maligen Gaſſenlaufen beſtraft werden. Iſt jedoch der entlaufene Arreſtant, oder verhehlte oder fortgeſchaffte Miſſethäter eines Hauptverbrechens ſchuldig, und dieſes dem Durchhelfer bekannt geweſen: ſo muß deſſelben Strafe nach den Umſtänden, auf 24 bis zu 30maligem Gaſſenlaufen erhöhet werden.

Art. 30.

Wer falſche Päſſe oder falſche Briefe ſchreibt, oder falſche Siegel macht, muß, nach Bewandtniß des dadurch

durch beförderten Verbrechens, oder ſonſt angeſtifteten, aber verdeckten, oder auch nur beabſichtigten Uibels mit Gaſſenlaufen bis auf 30mal, oder am Leben, beſtraft werden.

Art. 31.

Ein Soldat, welcher falſche Münze macht, oder dergleichen wiſſentlich ausgiebt, oder gute Münze beſchneidet und verringert, ſoll, nach Beſchaffenheit des dadurch verurſachten Schadens und geſpielten Betruges, mit 12 bis 24maligen Gaſſenlaufen und Feſtungsarreſt beſtraft werden.

Art. 32.

Wenn ein Soldat Feuer anlegt, und die Feuersbrunſt wirklich ausbricht, ſo ſoll er mit dem Schwerte gerichtet und der Körper verbrannt werden. Geſchieht dieſes zu Kriegszeiten, z. B. wenn er ein Magazin, oder ſeines Commandeurs oder eines andern Officiers Quartier anſteckt, ſo ſoll er lebendig verbrannt werden. In dem jetzt gedachten Fall kann es ihm auch zu keiner Entſchuldigung gereichen, wenn etwa das Feuer nicht ausgebrochen oder gedämpft worden, und kein Schaden daher entſtanden iſt.

In andern Fällen, da die Abſicht des Thäters, Schaden zu ſtiften, wegen nicht ausgebrochenen, oder gleich gedämpften Feuers, nicht ausgeführet worden, muß er dennoch mit dem Schwerte hingerichtet und ſein Körper begraben werden.

Hat er aber gleich nach der That, aus Reue, die Löſchung des Feuers ſelbſt bewirkt, ſo kann er, nach den Umſtänden, die Verwandlung der Todesſtrafe in 20 bis 30maliges Gaſſenlaufen erwarten.

Art. 33.

Wenn ein Soldat ſich eines Hauptverbrechens, welches Todes-Strafe verdient, verdächtig gemacht, ſolches aber läugnet, und weder durch geſetzliche Mittel, noch durch rechtlichen Beweis, der That überführt werden kann: ſo ſoll er nicht gleich

frey

frey gelaſſen, ſondern eine verhältnißmäßige Zeit noch im Verhaft behalten, und wenn nicht mehrere Proben von ſeiner Unſchuld, oder dem ihm zur Laſt liegenden Verbrechen gegen ihn, ſich finden, nach dem Grad des vorhandenen Verdachts, mit Gaſſenlaufen und Feſtungsarbeit beſtraft werden.

Art. 34.

Vorſetzliche Trunkenheit kann das Verbrechen oder Vergehen eines Soldaten niemals entſchuldigen, vielmehr muß die Strafe in einem ſolchen Fall, nach Befinden verdoppelt werden. Nur alsdann, wenn der Soldat vollſtändig beweiſet, daß ſeine Trunkenheit ganz zufällig geweſen, und er ſelbſt deshalb nicht das mindeſte verſchuldet habe, kann Milderung der Strafe, nach den Umſtänden, erfolgen.

Art. 35.

Wegen anderer, in dieſen Kriegsartikeln nicht beſonders benannten Verbrechen, als: Mord, Todſchlag, Verwundung, zwiefacher Ehe, gewaltſamer Schändung einer Weibsperſon, Ehebruch, Sodomiterey, Blutſchande, und wie ſie ſonſt immer heißen, muß der Soldat, gleich andern königl. Unterthanen nach den Landesgeſetzen beſtraft werden, und iſt, wenn dieſe Landesgeſetze Feſtungs- oder Zuchthausarbeit zur Strafe verordnen, der Soldat mit Gaſſenlaufen in dem Verhältniß zu beſtrafen, daß 12mal Gaſſenlaufen für 6monatliche Feſtungsarbeit gerechnet werde. Uiberhaupt iſt der Soldat, eben ſo wie jeder anderer Unterthan, zur Befolgung aller zur allgemeinen Wohlfahrt und Sicherheit abzielenden Landesgeſetze verpflichtet, und hat er bey deren Uibertretung die darin vorgeſchriebene Strafe zu erwarten.

Art. 36.

Wer ſich zu wiederholtenmalen gleicher Verbrechen ſchuldig macht, muß die in dieſen Kriegsartikeln feſtgeſetzte Strafe doppelt leiden; und wenn bey ſolcher Verdoppelung mehr als 30maliges

Gaſſenlaufen zu beſtimmen wäre, ſo ſoll das mehrere Gaſſenlaufen, welches der Verbrecher verwirkt hätte nach dem im 35ſten Artikel angenommen Verhältniß, in Feſtungsarbeit verwandelt werden.

Art. 37.

Unterofficiers ſind, wenn ſie die in dieſen Kriegsartikeln erwähnten Verbrechen begehen, in der Art zu beſtrafen, daß ſie in den Fällen, wo 6 bis 10maliges Gaſſenlaufen für den gemeinen Soldaten ſtatt findet, degradirt werden. Wenn ſie aber höhere Strafe im Gaſſenlaufen oder ſonſt verwirkt hätten, ſo müſſen ſie gänzlich degradirt, und gleich einem gemeinen Soldaten, für ihre That, nach den obwaltenden Umſtänden, gezüchtiget werden.

Art. 38.

Von der Ambition eines Oberofficiers iſt zwar nicht zu vermuthen, daß derſelbe von einem Unterofficier oder gemeinen Soldaten Geld borgen werde; indeſſen wird doch ſolches bey harter für den Unterofficier oder gemeinen Soldaten, der Geld geliehen hätte, nach Bewandtniß der Umſtände verbothen.

Art. 39.

In allen Fällen, wo ein Unterofficer oder gemeiner Soldat, nach vorſtehenden Kriegsartikeln, wegen boshafter Entleibung ſeines Vorgeſetzten, oder eines an andern Perſonen ganz vorſetzlicher Weiſe verübten Mordes, die Todesſtrafe leiden muß, darf ihm, von welcher Religion er ſey, weder vor, noch bey der Hinrichtung, ein Geiſtlicher verſtattet werden, der ihn zum Sterben zubereite.

Art. 40.

Wenn aber ein Unterofficier oder Soldat keiner Verbrechen ſich ſchuldig macht, vielmehr eines chriſtlichen und tugendhaften Lebenswandels ſich befleiſſigt, die ihm obliegenden Pflichten in und auſſer dem Dienſt, zu Friedens- oder Kriegszeiten, in ihrem ganzen Umfange, nach ſeinen Kräften erfüllet, und da-

dadurch den Beyfall und das Lob ſeiner Vorgeſetzten erlangt: ſo hat er nicht nur die genaueſte und pünctlichſte Befolgung deſſen, was durch die Capitulation und ſonſt bey ſeiner Anwerbung ihm verſprochen worden, zu erwarten, ſondern auch überdem gewiß zu hoffen, daß auf alle andere Art, wie es in einzelnen Fällen nur immer geſchehen kann, für ihn vorzüglich geſorget werden ſoll.

Art. 41.

Die Verbindlichkeit dieſer Kriegsartikel ſoll mit dem 1. Jan. künftigen Jahres dergeſtalt anfangen, daß alsdann die Stand- und Kriegsgerichte die vorfallenden Vergehungen der Soldaten, in Abſicht der zu erkennenden Strafe, lediglich nach dieſen neuen Kriegsartikeln beurtheilen müſſen; Dieſe Kriegsartikel ſollen vorher gehörig publicirt, in der Folge aber alljährlich in der Exercierzeit, wenn ſämmtliche Beurlaubte eingezogen ſind, bey jeder Compagnie durch langſame und deutliche Vorleſung von neuem bekannt gemacht werden, ſo wie auch dieſe Vorleſung und Verſtändigung der Kriegsartikel durch den Auditeur, in Abſicht eines jeden Recruten, ehe derſelbe den Eyd nach der hier beygefügten Formel ſchwöret, geſchehen muß, damit niemand mit der Unwiſſenheit ſich entſchuldigen dürfe.

Urkundlich haben Se. kön. Majeſtät vorſtehende Kriegsartikel eigenhändig unterſchrieben, und mit Dero Inſigel bedrucken laſſen. So geſchehen Potsdam, den 18ten November 1787.

(L. S.)

Fr. Wilhelm.

Formel

Formel des Soldaten-Eides.

Ich N. N. ſchwöre zu Gott dem Allwiſſenden einen leiblichen Eid, daß ich Sr. Majeſtät dem König von Preuſſen, Friedrich Wilhelm dem Zweyten, meinem allergnädigſten Kriegesherrn, in allen und jeden Vorfällen, zu Kriegs- und Friedenszeiten, getreu und redlich zu dienen entſchloſſen bin. Ich will auch Sr. kön. Maj. Generalität, nebſt allen Officiers und meinen Vorgeſetzten, Reſpect und Gehorſam, in genaueſter Erfüllung ihrer Befehle, beweiſen, die mir vorgeleſenen Kriegs-Artikel überall befolgen, und mich in Ausübung meiner ſämmtlichen Pflichten jederzeit ſo betragen, wie es einem ehrliebenden und unverzagten Soldaten eignet und gebühret. So wahr mir Gott helfe ꝛc.

Von den Geſetzen, nach welchen ſich die Seegerichte in Entſcheidung vorkommender Fälle richten, ſ. im Art. Seerecht.

Kriegs-Bäckerey, Feld-Bäckerey, der Ort, wo Brod für die Truppen im Felde, oder im Lager, gebacken wird, mit dem dazu nöthigen Geräthe; imgl. das Backen des Brodes für die Truppen und die ſämmtlichen dazu gehörigen Perſonen. Ein Bäcker für die Truppen im Felde oder im Lager, heißt der Feldbäcker, im Oberd. der Feldbäck; daher der Feldbäckenmeiſter, und Oberfeldbäckenmeiſter, der den Feldbäckern einer ganzen Armee vorgeſetzt iſt.

Eine Feldbäckerey findet theils in Kriegs- theils in Friedenszeiten Statt. In Friedenszeiten iſt es z. B. diejenige, welche bey einem Luſtlager, worüber eine Revüe gehalten werden ſoll, zur Verpflegung eines ſolchen Corps d'Armée errichtet zu werden pflegt. Da eine ſolche von der Feldbäckerey zu Kriegszeiten ſehr unterſchieden iſt, ſo werde ich zuerſt zeigen: Wie die Bäcker in Friedenszeiten bey einem Corps d'Armée

von 20,000 Mann, welches bey einer darüber zu haltenden Revüe campiren muß, einzurichten ſey.

Wenn ein Landesherr ein Corps ſeiner Armee an einen gewiſſen Ort beſtimmt, daſelbſt zu campiren und ihre Evolutionen zu machen, ſo iſt, wenn dieſelbe einige Tage beyſammen bleiben ſoll, nöthig, daß für alle dazu erforderliche Lebensmittel in Zeiten geſorget werde, und dieſelben herbey geſchaffet werden. Das Brod iſt das Nothwendigſte, womit der Soldat zu verſehen iſt, und es entſteht daher die Frage, wie dieſes am bequemſten geſchehen könne, und ob eine Bäckerey bey ſolchem Corps nothwendig ſey? Es ſind hier verſchiedene Gegenſtände in Erwegung zu ziehen, nämlich: wie ſtark ein ſolches Corps d'Armee ſey, wie lange es campiren ſolle, ob das Lager ſehr weit von einer Stadt entfernt ſey, und endlich, ob die nahe an dem Luſtlager gelegene Stadt vermögend ſey, daß dieſe Stadtbäcker, wenn die Stadt nicht an Brod Noth leiden ſoll, die Verpflegung des Corps beſtreiten können. Will man alſo am richtigſten in dieſer Sache verfahren, ſo nehme man an: dieſes Corps beſtehe aus 20,000 Mann, welches im freyen Felde campiren, und 15 Tage beyſammen bleiben ſoll; es ſtehe zwar nahe an der Stadt, die Stadt ſey aber klein, und habe kaum ſo viel Bäcker, die das für die Einwohner in der Stadt benöthigte Brod bereiten können. Da alſo dieſes Corps von der Stadt keine Verpflegung zu erwarten hat, ſo müſſen entweder eiſerne Oefen, deren eine zu Felde gehende Armee ſich bedient (Feldbacköfen), herbey geſchaffet, oder es müſſen gemauerte Oefen errichtet werden.

Die ſchicklichſte Anlage zu ſolchen Backöfen, wenn ſie mit Nutzen, ohne große Weitläuftigkeiten gebraucht werden ſollen, iſt diejenige, wo ein ſchiffbarer Strohm, oder fließender Bach, oder Landſee, befindlich iſt, weil

doch

doch gemeiniglich dergleichen Läger nicht weit von ſolchen Flüſſen, oder ſtehenden Gewäſſer, aufgeſchlagen werden, damit die zu dem Campement benöthigte Sachen zu Waſſer herbey geſchaffet werden können, wie auch die bey den Corps befindliche Cavallerie in Tränkung ihrer Pferde keine Noth leide. Die zu errichtenden Oefen erfordern Mauerſteine, Lehm, Holz, und das zum Verbacken nöthige Mehl. Alle dieſe Materialien zu Waſſer herbeyzuſchaffen, verurſachet nicht ſo viele Koſten, als wenn ſie auf der Achſe zugeführet werden müſſen; des vielen, zur Fütterung der Pferde nöthigen Heues und Strohes, des Strohes zum Nachtlager der Soldaten, und des zur Feuerung und zum Kochen der Speiſe erforderlichen Holzes nicht zu gedenken. Ströhme, fließende Bäche, oder ſtehende Seen, bleiben allemal, es ſey bey einem ſolchen zu haltenden Luſtlager, oder in Kriegszeiten, wenn Oefen zu errichten ſind, der Hauptumſtand, worauf zu ſehen iſt, beſonders in Kriegszeiten, wenn die Armee groß iſt, und viele Backöfen zu Herbeyſchaffung des nöthigen Brodes erbauet werden müſſen. Sollte Mangel an Waſſer ſeyn, welches zu ſolcher Bäckerey durch Menſchen oder auf Wägen ſehr weit herbey geſchleppet werden müßte, was für Koſten würde dieſes nicht verurſachen! Oefters haben zu Kriegszeiten nach Beſchaffenheit des Lagers, zum Gebrauch der Bäckerey, mit ſchweren Koſten Brunnen gegraben werden müſſen, welche keinen Zufluß oder Quellwaſſer hatten, mithin unbrauchbar, und die darauf verwandte Koſten vergebens waren, und die Brunnen wieder zugeworfen werden mußten. Alle dieſe Umſtände veranlaſſen in Kriegszeiten eine Verzögerung, daß eine Armee, wenn ſie an ſolchem Orte ſehr lange ſtille ſteht, an Brod und allem Benöthigten Noth leiden muß.

Zur Verpflegung eines, erwähnter Maßen, im Luſtlager befindlichen Corps d'Armée von 20,000 Mann, ſind 9 eiſerne Feldbacköfen hinreichend, weil in einen jeden dieſer Oefen 200 Stück Brod können eingeſchoben und gebacken werden. Sollten aber gemauerte Oefen errichtet werden, ſo dürften nur 6 dergleichen anzufertigen ſeyn, weil ein jeder derſelben von dem Umfange iſt, daß er 7 Fuß in der Länge, und 6 in der Breite hat, und 300 Stück Brod darin gebacken werden können. Zwanzig tauſend Mann brauchen täglich 20,000 Portionen, oder 6,666$\frac{2}{3}$ Stück Brod, ein jedes Brod zu 6 Pfund gerechnet. Wenn ein ſolches Corps 15 Tage campiren ſoll, werden dazu 1000 Faß Mehl, jedes zu 6 berl. Scheffel, erfordert. Dieſe Faß zuſammen, betragen 4090 Ctn. und 100 Pfund, und machen 300,000 Portionen, oder 100,000 Stück Brod, jedes zu 6 Pfund, aus.

Es fragt ſich: welcher von beyden Backöfen, der eiſerne, oder der von Mauerſteinen aufgeführte, die mehreſten Koſten verurſachet? Kann ein ſolches Commißbrod, wie man es zu nennen pflegt (ſ. Th. VI, S. 752, f.) in einer dem Lager nahe gelegenen Stadt von den Stadtbäckern gebacken werden, ſo werden viele Koſten dabey erſparet. Die Anſetzung der Bäcker, die Gebäude zur Zubereitung des Mehles und Brodes, die vielen hölzernen und kupfernen Gefäße, das dazu erforderliche Holz ꝛc. verurſachen weit mehrere Umſtände und Koſten, als wenn das Backen dieſes Brodes bey Stadtbäckern geſchehen kann. Geſetzt, das Brod für dieſes Corps könnte von den Stadtbäckern in einer dieſem Corps nahe gelegenen Stadt gebacken werden: ſo ſchließt das Feldkriegsdirectorium oder Commiſſariat dieſerhalb einen Contract mit den Stadtbäckern, ein ſolches Corps mit Brod zu verpflegen. Nach dieſem Contracte bekömmt ein Bäcker für den Centner 5 Sgr., welches für die Tonne Mehl 20 Sgr.

Sgr. $\frac{5}{11}$ Pfenn. Backgeld beträgt; dafür muß ein jeder 400 Stück Brod, zu 6 Pfund, gut ausgebacken liefern. Hiebey hat ein Commiſſarius oder Proviantbedienter ſeine Anweiſung, darauf zu ſehen, daß dieſer geſchloſſene Contract von Seiten der Bäcker erfüllet werde.

Sollen hingegen bey dieſem Corps d'Armée entweder 9 eiſerne oder 6 gemauerte Oefen errichtet werden, ſo werden hiezu Mäurer und Materialien erfordert; und auſſerdem müſſen dabey ein Backmeiſter, 3 Oberbäcker, und, nach Beſchaffenheit der Oefen, verſchiedene Bäckerburſche, angeſtellt werden. Bey den 9 eiſernen Oefen müſſen wenigſtens bey jedem Ofen 5, und bey den 6 gemauerten Oefen, bey jedem 7 Bäckerburſche, nach dem Feldkriegsetat, angeſtellet werden. Dieſe Anzahl Burſche muß doppelt gerechnet werden, weil dieſelben ſich alle 24 Stunden ablöſen müſſen. Alle dieſe, jezt genannte Perſonen haben ihre volle Arbeit, und iſt keiner dabey überflüſſig angeſezt. Des Backmeiſters Beſchäftigung dabey iſt dieſe: die Hauptrechnung über alles zu führen; aller Rapport von den Oberbäckern und von dem Betragen der Bäckerburſche ergeht an ihn; und er muß dem Directorio oder dem Commiſſariate von allem eine ſchriftliche Anzeige thun. Was die drey Oberbäcker betrifft, ſo iſt es des erſtern ſeine Verrichtung, daß er das Mehl zum Verbacken in Empfang nimmt, es in die ihm angewieſene oder verfertigte Mehlkammer aus den Tonnen ausſchütten, und die Klumpen Mehl, die wegen feſten Eintretens in großer Menge ſich finden, durch die Bäckerburſche zerſchlagen und ſieben läſſet, und ſodann das Mehl zum Verbacken weggiebt. Der zweyte Oberbäcker beſorgt die Einſäuerung des Mehles, die Ausarbeitung des Teiges, und die Verfertigung der Brode; er ſieht zugleich mit auf die Oefen, daß dieſelben in gleicher

Stärke geheizet werden, und der eine Ofen nicht mehr oder weniger Holz, wie der andere, bekomme; daß die gehörige Anzahl Brod in den Ofen eingeſchoben werde, 2 Stunden, oder, nach Befinden, noch länger darin ſtehe, bis es gut ausgebacken iſt, auch nicht verbrennen laſſe. Sobald das Brod aus dem Ofen gezogen wird, nimmt es der dritte Oberbäcker in Empfang; dieſer läſſet das Brod in die dazu angewieſene Brodkammer durch die Bäckenburſche tragen, und hat alsdann dafür zu ſorgen, daß das Brod ſich gut abkühle, nicht verderbe, oder mit einem Schimmel überzogen werde, wie in Sommerszeiten in 24 Stunden geſchehen kann. Denn, wenn ein ſolches Brod ſehr heiß an einander reihenweiſe geſetzt wird, ſteckt ſich daſſelbe, wie man zu ſagen pflegt, ſelbſt an, und der größte Vorrath von Brod iſt dadurch dem Verderben ausgeſetzt. Nach erhaltener Aſſignation theilt er daſſelbe an die Regimenter aus, und durch die Aſſignationen verificirt er die richtige Brodausgabe.

Ein gemauerter Backofen, wenn er in fertigen und brauchbaren Stand geſetzt werden ſoll, erfordert 900 bis 1000 Stück Mauerſteine; ein eiſerner Ofen hingegen erfordert nicht die Hälfte dieſer Anzahl von Mauerſteinen. Es kann alſo der eiſerne Backofen mit weit geringern Koſten verfertiget, und überdies in der größten Geſchwindigkeit innerhalb 6 Stunden errichtet, und darin gebacken werden. Ein gemauerter erfordert weit mehrere und längere Zeit, und kann unter 24 Stunden nicht verfertiget werden.

Die Beſchreibung und Abbildung eines von Hrn. Faiguet, in Frankreich, zum Gebrauch der Armeen im Felde erfundenen tragbaren, irdenen Ofens, findet man im III Th. gegenwärtigen Werkes, S. 362, f. und der dazu gehörigen Fig. 61 — 64.

Von

Von den Geſchäften der Bäckerey bey einem zum Luſtlager oder zu einer Revüe beſtimmten Corps, in Friedenszeiten, weichen die Geſchäfte der Bäckerey bey einer Armee, die im Felde ſteht, gar ſehr ab; denn im Felde finden ſich alle Stunden neue Auftritte, und was man in einem Luſtlager in Ruhe genießen kann, wird hier entweder von dem Feinde ruiniret, oder man bekommt, es ſelbſt zu thun, den Befehl dazu. Ich werde hiebey den Satz einer Armee von 30,000 Mann annehmen; nach demſelben iſt hernach leicht zu beſtimmen, was zu einer Armee von 100,000, und mehr Mann erfordert werde.

Nach dem kön. preuß. Feldkriegsetat, befinden ſich bey einer Feldbäckerey folgende Perſonen, welche dabey angeſtellt ſind: ein Director, ein Kriegscommiſſarius, ein Commiſſarius, ein Oberbackmeiſter, 3 Backmeiſter, 16 Oberbäcker, und 255 Bäckerburſche. Keiner iſt dabey zu viel angeſetzt, alle haben ihre vollkommene, und ihrem Stande nach gemeſſene Beſchäftigung und Arbeit; ein jeder iſt ſchuldig, wenn er ſich nichts will zur Laſt kommen laſſen, ſeine ihm obliegende Pflicht treu und redlich abzuwarten.

Die erſte Perſon dieſer Bäckerey, iſt ein Director. Zu dieſem Poſten werden von dem Könige gemeiniglich invalide Officiers, welche als Capitäne bey der Armee geſtanden haben, die aber, wegen erhaltener Bleſſuren, als Denkmäler der beygewohnten Feldſchlachten, oder wegen anderer ihnen zugeſtoßenen Zufälle oder Krankheiten, den Kriegsdienſten nicht mehr vorſtehen können, beſtellet. Perſonen von bürgerlichem Stande, kommen ſelten zu ſolchem Poſten. Dergleichen invalide Officiers werden von dem Könige dem Commiſſariate angezeigt. Aus dieſen Perſonen werden diejenigen, welche die Routine von einem Fache haben, darin beſtellt. Dieſer bey der Bäckerey angeſtellte Director bekommt von dem Commiſſariate ſeine

Inſtruction, und wird von dieſem, den Obern der Bäckerey vorgeſtellt. Unter den Befehlen dieſes Directors ſteht die ganze Bäckerey ſelbſt, wie auch diejenigen Perſonen, die gleichfalls ihre Beſchäftigung bey der Bäckerey haben, als Mäurer, Böttcher rc. wie auch das ganze Bäckereyfuhrweſen, deſſen Inſpectores, Wagen = und Schirrmeiſter, wie auch Knechte. Ueber alle dieſe iſt er geſetzt, und nach ſeinen Befehlen iſt ein jeder ſich zu richten ſchuldig.

Der Director iſt, nach der ihm von dem Commiſſariate ertheilten Vorſchrift, verbunden, täglich ſeinen Rapport von der Bäckerey, und dem unter ſich habenden Train, dem Commiſſariate abzuſtatten. Alle ſeine Befehle bekommt er von dem Commiſſariate, und er macht dieſelben, nach Beſchaffenheit der Umſtände, der Bäckerey und dem Fuhrweſen bekannt. An dieſen Director müſſen der Kriegscommiſſarius, der Commiſſarius, wie auch der Oberbackmeiſter von der Bäckerey, und der Inſpector von dem Bäckereyfuhrweſen, täglich ihre Rapports abſtatten. Im Felde, wenn die Bäckerey zum Backen des Brodes aufgeſchlagen werden ſoll, beſtimmt er, jedoch mit Zuziehung des Oberbackmeiſters, den Ort derſelben. Unter ſeinen Befehlen ſteht zuvörderſt der Kriegscommiſſarius. Dieſer iſt eine Perſon, die eigentlich unter der Direction des Feldkriegskommiſſariates ſteht, von demſelben geſetzt, und in Eid und Pflicht genommen wird. Ihm wird die Caſſe über die Bäckerey, und den bey der Bäckerey befindlichen Train, anvertrauet. Die Anweiſung zum Empfang und zur Auszahlung dieſer Gelder erhält er von dem Commiſſariate, und dieſe Auszahlung der Gelder geſchieht von der Generalfeldkriegscaſſe. Von dem Kriegscommiſſarius empfangen der Oberbackmeiſter, Oberchirurgus, Mauermeiſter, ihre Gelder, um dieſe an die ihnen Untergebenen auszuzahlen; doch muß ein jeder von Be-

nann.

nannten ſeine Quittung über den Empfang dieſer Gel=
der vorher von dem Director autoriſiren laſſen, und
ehe dieſes geſchehen iſt, zahlt der Kriegscommiſſarius
kein Geld an ſie aus, damit allem Unterſchleiſe, der
von dem Oberbackmeiſter, Oberchirurgus und Mau=
rermeiſter, in richtiger Angabe der Anzahl ihrer Unter=
gebenen geſchehen könne, vorgebeuget werde. Uebrigens
iſt der Kriegscommiſſarius verbunden, allemal ſeinen
Rapport an das Commiſſariat, wie auch an den Direc=
tor gleich lautend, zu überreichen.

Der Commiſſarius ſteht gleichfalls unter den Be=
fehlen des Commiſſariates, und wird von demſelben
in Eid und Pflicht genommen. Er hat die Aufſicht
über die Bäckerey, an ihn wird das Mehl abgeliefert,
er quittirt über den Empfang, und auf Erfordern
des Oberbackmeiſters wird demſelben davon ſo viel
abgeliefert, als er zum Verbacken nöthig hat. Er
führt die ganze Rechnung über das Mehl und Brod,
und iſt verbunden, alle Tage ſeinen Rapport von der
Ausgabe des Mehles, und Vorrath des Brodes, an
das Commiſſariat und den Director, ſchriftlich, gleich=
lautend, zu überreichen. Auf die leeren Mehlfäſ=
ſer muß er ein wachſames Auge haben, daß die Fäſ=
ſer entweder ganz, oder die Stäbe und Böden von
den eingefallenen Fäſſern, an einen beſondern und
ſichern Ort, zum Abliefern untergebracht werden. Bey
Anlegung einer Bäckerey, ſie mag, ſo oft und wo es
nöthig iſt, geſchehen, muß der Commiſſarius alles Mehl,
und zu den Mehl = und Brodkammern alle dazu nöthi=
ge Materialien anſchaffen. Alles, was der Oberback=
meiſter anordnet, muß er, ſobald als möglich, in fer=
tigen Stand ſetzen, damit keine Klagen über ihn entſte=
hen. Die ausgeſtellten Quittungen über die empfange=
nen Materialien, welche der Oberbackmeiſter und Mau=
rermeiſter überreicht haben, muß der Commiſſarius

allemal atteſtiren, damit die Auszahlung von dem Kriegscommiſſarius geſchehen könne.

Die Perſonen, welche die Bäckerey ſelbſt zu beſorgen haben, ſind: der Oberbackmeiſter, der Backmeiſter, der Oberbäcker, und die Bäckerburſche.

Der Oberbackmeiſter iſt gleichſam der Vorgeſetzte, von dem die ganze Bäckerey abhängt, und dem alle zu derſelben gehörigen Perſonen, als: Backmeiſter, Oberbäcker, Bäckerburſche, Mäurer- und Böttchergeſellen ſubordinirt ſind. Er wird gleichfalls von dem Commiſſraiate angenommen und vereidet. Sobald es zu Felde geht, empfängt er wegen der Bäckerey alle ſeine Befehle von dem Commiſſariate; und unter dieſen Commiſſariatsbefehlen ſteht er ſo lange, bis die Armee weiter marſchirt, und er von demſelben getrennet wird. Sobald dieſes geſchieht, kommt er unter den Befehl des der Bäckerey vorgeſetzten Directors zu ſtehen, deſſen Anordnungen er zu befolgen hat. Sein Hauptgeſchäft iſt, auf die ganze unter ihm ſtehende Bäcker, Acht zu haben, und bey Errichtung der Oefen auf die geſchwinde Inſtandſetzung derſelben zu ſehen, damit vornemlich kein Brodmangel bey der Armee entſtehe. Er muß auf den Sauer und Mörſel beſonders mit Acht haben, daß dabey nichts verabſäumet werde; auf alles Nöthige, nachdem der Ofen fertig geworden iſt, in Abſicht der Heitzung und des Backens, hat er mit zu ſehen; er ertheilt ſeine Befehle, an die ihm ſubordinirte Bäckerey bediente; er muß von allem dem Commiſſariate Rede und Antwort geben, und wenn er von demſelben getrennet iſt, dieſes dem Director thun. Die Beſtrafung des geringſten Vergehens von den unter ihm ſtehenden Bäckerburſchen hängt von ihm ab. Die Backmeiſter, Oberbäcker und Burſche ſind zwar ſchuldig, ſeinen Befehlen zu gehorchen, die Backmeiſter aber haben ſich vorzüglich nach

den Befehlen des Directors zu richten. Den Rapport von dem Vorrathe des gebackenen Brodes hat er täglich dem Commiſſariate und dem Director, gleichlautend, zu übergeben, damit das Commiſſariat von dem Brodvorrathe, dem commandirenden General en Chef der Armee Bericht abſtatten könne. Sobald aber die Bäckerey von dem Commiſſariate getrennt iſt, vertritt hierin der Director die Stelle des Commiſſariates.

Dieſem Oberbackmeiſter ſind, nach dem Feldkriegsetat, drey Backmeiſter zur Seite geſetzt. Dieſe Backmeiſter ſtehen unter den Befehlen des Oberbackmeiſters, und werden gleichfalls von dem Commiſſariate angenommen, und in Eid und Pflicht geſetzt. Sobald die Bäckerey aufgeſchlagen wird, bekommt jeder Backmeiſter ſeine Beſchäftigung. Einer von ihnen muß täglich im Dienſte (de jour) ſeyn, und auf alles bey der Bäckerey Acht haben; dieſer ſtattet von allen ſeinen Geſchäften täglich ſeinen Rapport an den Oberbackmeiſter ab.

Dieſen drey Backmeiſtern ſind 16 Oberbäcker zur Seite geſetzt; davon hat der Backmeiſter, der de jour iſt, allemal 7 unter ſich; 5 davon haben die Aufſicht auf die Zubereitung des Teiges, Verfertigung der Brode, Heizung der Oefen, und Einſchieben des Brodes; der 6te bekommt die Mehl- und der 7te die Brodkammer zur Aufſicht. Dieſe Oberbäcker nimmt zwar der Oberbackmeiſter an, ſie werden aber von dem Commiſſariate zu dieſem Poſten confirmirt. Sie vertreten bey der Bäckerey gleichſam die Stelle eines Unterofficiers bey den Soldaten; ſie müſſen auf alles Acht haben, auch daß von den Bäckerburſchen kein Brod entwendet werde. Sie haben die Macht, wenn ſie dergleichen Diebſtahl ſelbſt ſehen, oder ihnen gemeldet wird, oder wenn Klagen

wegen Zank, Streit und Schlägereyen, oder bey bemerkter Nachläſſigkeit im Dienſte, nach Unterſuchung der Sache, nach Befinden der Größe des Verbrechens, dieſelben beſtrafen zu können. Sie müſſen von allem, ihren Rapport an den Backmeiſter, an dem der Dienſt iſt, (der de jour iſt,) ſo wie dieſe wieder an den Oberbackmeiſter, abſtatten.

Bäckerburſche, ſind, zu dieſem Corps d'Armée von 30,000 Mann, nach dem preuß. Feldkriegsetat, 255 erforderlich. Die Annehmung derſelben überläſſet das Commiſſariat dem Oberbackmeiſter, welcher auch dafür zu ſorgen hat, daß die Anzahl vollzählig werde, und bey der Armee im Felde ſtets vollzählig erhalten werde. Sobald es zu Felde geht, ziehen dieſelben in Reihe und Gliedern, mit einer bey ſich führenden Fahne, auf; wenn ſie an Ort und Stelle kommen, wird die Fahne in dem Quartiere des Oberbackmeiſters abgeſetzt. Worin dieſer Bäckerburſche Verrichtung beſtehe, wird weiter unten angezeiget werden. Ein jeder von ihnen bekommt monatlich 6 Rthlr. Traktement, welche ihm entweder alle Monate ausgezahlet werden; oder weil zuweilen leichtſinnige Gemüther ſogleich nach Empfang ihres monatlichen Gehaltes ſich von dem Corps abſondern, und heimlich davon laufen, wird jedem alle 5 Tage 1 Rthlr. ausgezahlt (*). Davon muß jeder ſeine Equipage und Unterhalt beſtreiten.

Bey einigen Armeen, z. B. der öſtreichiſchen, bekommen die Bäcker ihre Montour, Patrontaſche und Büchſe, ſich im Nothfall damit zu wehren; dagegen werden, nach Abzug der Montur und des Gewehres, einem jeden monatlich nur 5 Rthlr. Tractement gereichet. Im ſiebenjährigen deutſchen Kriege wurden auch den preuſſiſchen

Bäcke-

(*) Eben dieſe Löhnung bekommen die Bäckerburſche auch bey der churf. ſächſiſchen Armee, welche der Oberbackmeiſter einem jeden alle 5 Tage auszahlt.

Bäckereyen ganz leichte Gewehre, dergleichen die Cavallerie hat, zu ihrer Vertheidigung ausgetheilet. Im Grunde betrachtet, waren dieſe Gewehre mehr zur Hinderung und Vernachläſſigung des Dienſtes, und wurden von dieſen zügelloſen jungen Leuten, nicht zur Nothwehr, ſondern Jagden zu exerciren, oder nach vorgeſteckten Zielen zu ſchießen, gebraucht. Daher wurde, wegen der vielen Klagen, welche darüber ſelbſt von ihren Vorgeſetzten von dem Commiſſariate einliefen, denſelben, ein Gewehr weiter bey ſich zu führen unterſaget; wie denn auch, in dem 1778 entſtandenen Kriege, kein Bäckerburſch ſich unterſtehen durfte, ein Gewehr bey ſich zu führen.

Dergleichen Armatur iſt wirklich der Bäckerey mehr hinderlich und ſchädlich, als vortheilhaft. Im Felde ſoll, bey einem entſtehenden ſchleunigen Aufbruche der Armee, die Bäckerey abgebrochen und fortgeſchaffet werden. Bey ſolchem unvermutheten Vorfalle hat der Bäckerburſch darauf zu denken, daß die nöthigen Backgeräthſchaften, und das noch vorräthige, an die Regimenter nicht vertheilte Brod, auf Wägen fortgebracht, und beſtmöglich gerettet werden. Währender Zeit, da dieſe Veranſtaltungen von den Bäckerburſchen geſchehen, reiſſen die Mäurer, wenn dazu noch ſo viel Zeit übrig iſt, mit Hülfe der Wagenknechte, die Oefen, ſie mögen mit Feuer oder mit Brod angefüllt ſeyn, nieder, bringen die Reifen oder Bügel der Oefen auf die Wägen, wobey die Wagen- und Schirrmeiſter, welche die Aufſicht über die Wägen haben, vorzüglich darauf zu ſehen haben, daß alles zur Bäckerey gehörige auf die Wägen geladen werde, und nichts davon zurück bleibe, damit es bey Wiederaufſchlagung der Bäckerey an nichts fehle. Sind nun die Backgeräthſchaften und das noch vorräthige Brod von den Bäckerburſchen auf die Wägen gebracht, ſo werden ſie kaum noch ſo viel Zeit übrig haben, an ihre Equipage zu denken und ſich zu erholen, geſchweige an Gewehr, Pulver und Bley zu denken, und ſich damit zu beläſtigen. Geht die Bedeckung (*) verloren, ſo iſt der Bäcker ihre Wehr wohl unwirkſam und unnütz.

Wenn

(*) Bey der kön. preuß. Armee hat eine jede Bäckerey allemal ihre hinlängliche Bedeckung; und dieſe findet man auch bey andern Mächten.

Wenn von einer Armee ein kleines Corps zur Obſervation detachiret werden ſollte, daſſelbe aber, wegen der Entfernung von dem Gros d'armee, keine Zufuhre an Brod haben könnte, ſo werden einem ſolchen Corps, zur Anlegung einer kleinen Bäckerey, ein Backmeiſter, 2 Oberbäcker, und 30 Bäckerburſche, nebſt Geräthſchaften und einem Vorrathe an Mehl, aber keine Backöfen, mit gegeben. Kommt dieſe Bäckerey bey dem Corps zu Stande, ſo hat der hiebey kommandierende Backmeimeiſter die Berechnung davon zu beſorgen, und dem Feldkriegscommiſſariate Rede und Antwort davon zu geben. Ein ſolches kleines Corps, welches zu Sommerszeit, auch, nach Beſchaffenheit der Umſtände, im Winter, bey einer fortdaurenden Wintercampagne, zu einer auszuführenden Expedition detachirt wird, muß, damit es nicht Noth leide, die demſelben mitgegebene Bäckerey mit Brod verſorgen. Geht ein ſolches Corps in die Winterquartiere, ſo wird ihm die benöthigte Bäckerey mitgegeben, und das Mehl zum Verbacken wird ihm nachgeſchickt.

Geſetzt, ein kleines Corps wird, zu einer gewiſſen Expedition, eiligſt von der Hauptarmee detachirt, dieſem Corps werden weder Backöfen noch Mehlwägen mitgegeben, um flüchtige und forcirte Märſche thun zu können, es folgt demſelben eine Bäckerey, dieſe hat aber keine Beſtimmung, ob ſie für dieſes Corps in einer Stadt oder auf Dörfern, ſo viel Backöfen, als ſie das erforderliche Brod zu backen nöthig hat, in Beſchlag nehmen dürfe, ſo entſteht die Frage: wo kommt das Mehl dazu her, wenn die Bäckerey für dieſes Corps backen ſoll? Hier können verſchiedene Fälle vorkommen, und der Chef des Corps, dem ſolche Expedition aufgetragen iſt, ſorgt dafür, daß das Corps nicht Noth leide. Durch Spione hat er ſchon Nachricht eingezogen, wie ſtark das Corps, auf welches ſeine Expedition

tion gerichtet iſt, ſey, auch ob daſſelbe dort ein Magazin habe. Von beyden muß er Nachricht haben, denn hiernach hat er ſeine Maßregeln zu nehmen. Iſt er nun glücklich, und führt ſeine Expedition gut aus', macht er gleich das Corps nicht zu Gefangenen, daß ſie capitulieren und in der Stille abmarſchiren, ſo fällt ihm doch gewiß das Magazin, wenn daſelbſt eins errichtet iſt, in die Hände; dieſes wird alsdann ſogleich in Beſchlag genommen, und das zurückgelaſſene feindliche Mehldepot auf Berechnung an die Bäckerey abgeliefert, und für dieſes Corps das benöthigte Brod gebacken. Dieſes Verbacken dauert ſo lange, als das Corps ſich an dieſem Orte aufhält. Muß daſſelbe, ſich ereignenden Umſtänden nach, ſich wieder retiriren, ſo muß der Ort, es ſey eine Stadt, oder nahe gelegene Dörfer, ſo viel Wägen herbey ſchaffen, als der Chef verlangt, welche, mit Brod oder Mehl beladen, und nach der Convention, auf einige Meilen mitfahren, und nachher leer wieder zurück geſchicket werden. Der von dem Magazine zurück gelaſſene Vorrath wird, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ruiniret, damit der Feind keine Subſiſtenz zu ſeinem Fortkommen oder Nachſetzen erhalten möge.

Sollte hingegen dieſe Expedition für den Chef dieſes Corps nicht ſo glücklich ausfallen, daß er weiter nichts thäte, als daß er das feindliche Corps delogirte, daß es ſich retiriren müßte, und weder von Mehl noch Fourage ein Magazin vor ſich fände, welches der zweyte Fall iſt, den der Chef eines ſolchen Corps ſich zu Nutze zu machen hat: ſo wird der Landſchaft oder dem Kreiſe, ſo weit dieſes Corps ſich erſtreckt hat, unter ſtrengſter militariſcher Exekution anbefohlen, ſogleich Mehl an die Bäckerey, nebſt nöthiger Fourage, abzuliefern. Sobald dieſe Ablieferung geſchieht, wird ſie an die von dem Commiſſariate dazu beſtellte und mitgegebene

Pro-

Proviantbediente abgegeben, welche über Einnahme und Ausgabe die Berechnung führen, und an das Commiſſariat abzulegen haben.

Der dritte Fall bey ſolchem flüchtigen Corps, welches alle nur möglich forcirte Märſche zu machen hat, iſt dieſer, daß auch ſolche Mehllieferungen in möglichſter Geſchwindigkeit durch Entrepreneurs geſchehen, welche, durch contractmäßige Verbindung, dieſes Corps mit hinlänglichem Mehle zu verſehen, ſich anheiſchig machen müſſen. Auch dieſe Lieferungen würden von den Proviantbedienten, durch die darüber an das Commiſſariat abzulegende Rechnung, wegen Bezahlung der übrigen Gelder an den Entrepreneur, pflichtmäßig geführt und abgeleget werden müſſen.

Bey der Bäckerey, werden, bereits erwähnter Maßen, auch Chirurgi, Mäurer und Böttcher, als nothwendige Perſonen angeſehen, und dabey angeſetzt.

Was die Chirurgos betrifft, ſo ſind ſolche Perſonen allerdings nothwendig und unentbehrlich, dieſer kleinen Anzahl von Menſchen, in den ihnen zuſtoßenden Zufällen und Krankheiten zu Hülfe zu kommen. Wie oft ereignet es ſich nicht, daß bey den Mehlgeſchäften im Felde, manchen Burſchen, wegen der vor dem Backofen auszuſtehenden großen Hitze, eine Krankheit plötzlich überfällt! Wo ſoll nun, wenn die Bäckerey in Feindes Landen, in freyem Felde aufgeſchlagen iſt, oder cantoniret, ein ſolcher Menſch gleich Hülfe erlangen? Kann er nicht ſterben, ehe er von einem Regimentschirurgus, oder einem Arzte aus einer, der Bäckerey nahe gelegenen Stadt, Hülfe ſich zu verſprechen hätte? Die Bäckerey iſt deswegen bey einem Corps d'Armée von 30,000 Mann, nach dem preußiſ. Feldkriegsetat, mit einem Oberchirurgus und zwey Geſellen, nebſt hinlänglicher Medicin verſehen. Dieſer Oberchirurgus ſteht gleichfalls

falls unter dem Commiſſariate, und wird von demſelben angenommen und verpflichtet. Seine Pflicht iſt, einen jeden, bey ſich ereignenden Zufällen, mit aller Treue zu unterſtützen; ſollten es aber gefährliche oder langwierige Krankheiten zu werden den Anſchein haben, ſo werden ſolche Patienten ſofort nach einem Lazarethe zu weiterer Verpflegung und Obſicht des Feldmedici abgeſendet.

Auch Mäurer ſind bey der Bäckerey höchſt nothwendig. Sobald eine Bäckerey im Felde zu errichten iſt, finden die Mäurer dabey gleich ihre Arbeit, damit die Backöfen zu Stande kommen. Bey einem Corps d'Armée von angegebener Größe, werden 1 Mauermeiſter und 15 Geſellen erfordert, die beſtändig bey der Bäckerey gegenwärtig ſeyn müſſen, um nicht nur die Oefen zu errichten, ſondern auch, ſobald die Umſtände erfordern, dieſe Oefen wieder einzuſchlagen und niederzureiſſen, hülfliche Hand zu leiſten, wovon unten ein Mehreres vorkommen wird. Dieſer Mauermeiſter und deſſen Geſellen ſtehen gleichfalls unter dem Commiſſariate, und es wird beſonders der Mauermeiſter von demſelben angenommen und vereidet. Er bekommt ſeine Inſtruction, laut welcher er die beſtimmte und feſtgeſetzte Anzahl von Geſellen annehmen, und im Felde beſtändig complet erhalten muß, weil dieſelben, gedachter Maßen, bey dem Aufrichten und Niederreiſſen der Oefen unentbehrlich ſind.

Der Bäckerey folgen auch beſtändig 2 Böttchergeſellen, welche die aufgegangenen Mehlfäſſer, oder wenn Reifen auf den Wägen zerſprungen ſind, ſogleich wieder in den Stand ſetzen und mit neuen Reifen belegen müſſen. Dieſe Reifen, wie auch das dazu benöthigte Handwerkszeug führen die Wägen, welche bey der Bäckerey ſind, jederzeit mit ſich; für das Holz, die Reifen, und die Anſchaffung der Materialien

aber müſſen die Böttcher ſorgen, welche ſich auch ohne Vorwiſſen des Directors nicht von der Bäckerey entfernen dürfen.

Wenn ein Corps d'Armée von 30,000 Mann vorrückt, oder, ſeine Retirade zu nehmen, durch den Feind gezwungen wird, und ſich auf einem vortheilhaften Orte poſtiret, auch denſelben zu behaupten gedenkt, und nun, damit es der Armee nicht an Brod mangele, eine Bäckerey daſelbſt aufgeſchlagen werden ſoll, der Mehlvorrath aber zur Verpflegung dieſes Corps mit dem nöthigen Brode nicht hinreichend iſt, und wegen der weiten Entfernung und der Situation des Landes, worin die Armee ſteht, derſelben kein Mehl nachgefahren werden kann, aber doch eine Vermahlung geſchehen ſoll, da die Armee in Feindes Lande ſteht, ſo fragt es ſich: Auf was für Art ſoll die Vermahlung geſchehen? ſoll dazu das Korn in Feindes Lande geliefert, oder ſoll es für Geld angekaufet werden? Der landesherrliche Befehl iſt dieſer: Es ſoll Korn gekaufet und vermahlen werden. Ich muß demnach zeigen, was bey dem Ankaufe des Kornes, und bey ſolcher vorzunehmenden Vermahlung zu beobachten iſt.

Es iſt für einen Fürſten allemal eine große Erleichterung, einige hundert Tauſend angefüllte Mehlfäſſer in den Proviantháuſern und Magazinen vorräthig liegen zu haben, um dieſelben, im erforderlichen Falle, ſeinen Kriegern, es ſey zu Waſſer oder zu Lande, nachſchicken zu können. Dergleichen Vorrath erſt dann anzuſchaffen, wann die Armee marſchiren ſoll, iſt mit weit größerm Aufwande verknüpft, als wenn es zu Friedenszeiten geſchieht, und die Preiſe davon ſehr niedrig ſind. Bey entſtehendem Kriege fangen gemeiniglich auch die Kornpreiſe an zu ſteigen; daher ein Landesherr allemal wohl thut, in Friedenszeiten auf Korn- und Mehlvorrath bedacht zu ſeyn.

Kann

Kann nun einer Armee, wegen eines ſehr weit entlegenen Marſches durch fremde Länder, in des Feindes Land weder Korn noch Mehl nachgefahren werden, ſo muß zur Ankaufung des Kornes und Anſchaffung des nöthigen Mehles, alle nur mögliche Anſtalt gemacht werden. Es pflegt auch eine Armee, welche in Feindes Länder eingerückt iſt, und ſich darin ſehr weit ausdehnt, von denſelben verpfleget werden zu müſſen. Es werden darin, nach Beſchaffenheit und Größe des Landes, monatlich Geld- Mehl- Korn- Gerſte- Hafer- Heu- und Strohlieferungen ausgeſchrieben, welche ſo lange fortdauern, als die Armee darin feſten Fuß hält. In ſolchem Falle würde es unnöthig ſeyn, der Armee in Feindes Ländern dergleichen Lieferungen nachzuſenden. Soll aber die Armee, auf allerhöchſten Befehl, dergleichen Verpflegung nicht in des Feindes Lande, ſondern von dem Landesherrn ſelbſt, erhalten, ſo muß, wegen Entlegenheit der Länder, die ganze Verpflegung der Armee, durch Ankaufung alles dazu Benöthigten geſchehen. Soll nun für die Armee in Feindes Lande gebacken werden, ſo muß Korn darin aufgekaufet, und die Vermahlung beſchleuniget werden. Hier würde das vornehmſte Geſchäft des bey der Armee befindlichen Commiſſariates ſeyn, den Ankauf des Kornes und die Vermahlung deſſelben zu beſorgen, um einen hinlänglichen Mehlvorrath bereit zu halten.

Ein Commiſſarius, oder Proviantbedienter, welcher von dem Commiſſariate darüber geſetzt iſt, hat darauf wohl zu ſehen, daß gutes, reines Korn zur Mühle komme, aber auch von dem Müller nicht ausgetauſchet, oder an deſſen Stelle verdorbenes Korn gegeben und vermahlen werde. Hat nun ein ſolcher Proviantbedienter die Einnahme des Kornes, muß derſelbe darauf ſehen, daß das Korn gut, von Raden, Treſpe und ſo genannten Knoblauch gereinigt, und

von dem Wurme nicht überhäuft ſey. Raden an ſich, ſchadet dem Korne nicht, und giebt ſein Mehl; nur allzu viel Treſpe iſt demſelben ſchädlich, und dem Gewichte nach hinderlich.

Nach dem Magazinreglement, muß der berl. Scheffel 80 Pfund wiegen, das Pfund aber zu 32 Loth gerechnet werden. Sobald dieſes Korn zum Vermahlen nach der Mühle gebracht wird, muß daſſelbe dem Müller, der ſolche Vermahlung übernimmt, zugewogen werden; welches Wägen um ſo viel nöthiger iſt, weil das Vermahlen in Feindes Lande geſchieht. Hier wird ſich aber ein Abgang finden, und zwar dergeſtalt, daß, nach dem berl. Scheffel gerechnet, 8½ Pfund fehlen werden; dieſer Abgang aber iſt in der Mahlmetze, den Kleyen und dem Verſtauben anzutreffen, daß 5 Pfund für die von dem Müller genommene Mahlmetze, und 3½ Pfund für die Kleyen und das Staubmehl angenommen werden; es wiegt alſo der Scheffel Mehl, wenn er aus der Mühle kommt, netto 71½ Pfund.

Ein Vorgeſetzter hat alſo, zur Verhütung eines Betruges oder Unterſchleifes, beſonders bey einer groſſen Vermahlung alle nur mögliche Vorſicht dabey anzuwenden. Irren iſt menſchlich; allein, es kann auch ein Vorgeſetzter, bey aller beſitzenden Klugheit, dennoch von einem Müller, wenn dieſer habſüchtig iſt, in qualitate & quantitate hintergangen werden, welches vornämlich in Kriegszeiten in Feindes Lande, wo es ſehr tumultuariſch zugeht, geſchehen kann. Ein Proviantbedienter muß alſo bey ſolcher Vermahlung in Kriegszeiten auf folgende zwey Stücke vorzüglich Acht haben: daß er 1. mit dem Müller ein Aufſchreibe- oder Mahlbuch halte, worein der Empfang des Kornes und die Ablieferung des Mehles zu verzeichnen iſt; und 2. daß er den von Seiten des Müllers bey dem ab=

abzuliefernden Mehle angebrachten Betrug zu erkennen und zu unterſuchen wiſſe.

Die Vermahlung des Kornes in einer Mühle mag ſo geringe ſeyn, wie ſie wolle, ſo erfordert es allemal die Nothwendigkeit, daß von Seiten des Proviantbedienten, und von Seiten des Müllers, ein Aufſchreibe - oder ſo genanntes Mahlbuch gehalten werde, worin das in die Mühle gebrachte Korn, und die richtige Ablieferung des Mehles, eingetragen werden kann. Eine höchſt nöthige Sache, ſowohl für den Proviantbedienten, als auch für den Müller, weil, wenn hierin keine Ordnung beobachtet wird, ein geringer dazwiſchen kommender Umſtand beyden Theilen vielen Verdruß zuwege bringen kann. So lange dieſes nicht geſchieht, beweiſet es von Seiten des Proviantbedienten: entweder, daß er die Sache nicht verſtehe, daher bey einer großen Vermahlung ein ſchlechter Ausgang für ihn zu befürchten iſt, oder aber es geſchieht aus Nachläſſigkeit und Bequemlichkeit, da dann Pflicht und Dienſteifer aus den Augen geſetzt wird. Am ſicherſten gehen beyde, wenn ein jeder von ihnen ein Mahlbuch hat, worin einer dem andern den Empfang des Kornes und die Ablieferung des Mehles atteſtiret.

Bey dem allen kann der Müller, der ſolche Vermahlung hat, einen Betrug oder Unterſchleif begehen.

Im ſiebenjährigen deutſchen Kriege, hatte ein gewiſſer Müller bey einer anſehnlichen Stadt eine ſolche Vermahlung. Die Armuth drückte dieſen Mann nicht; nur der Geiz ſich zu bereichern, blendete ihn. Er wußte, daß ſein Mehl, ſo wie es aus der Mühle kam, ſogleich zu Commißbroden verbacken wurde. Er gerieth auf den Einfall, das Mehl mit einem feinen weißen Sande zu vermengen, daß es gar nicht zu merken war. Hiezu bediente er ſich der weißen Sandſteine. Dieſes Handwerk mochte er ſchon lange getrieben haben, und der arme Soldat hatte

 ſein

ſein Brod, welches halb aus Mehl und Sand beſtand, eſſen müſſen, ohne es zu merken. Die Geſchäfte, welche den Müller veranlaſſeten, bey dieſer Vermahlung nicht zugegen zu ſeyn, machten die Geſellen und Burſchen dreiſt, in Abweſenheit ihres Herren, hierin unvorſichtig zu verfahren; ſie verſtanden entweder die Kunſt, den Stein zu pulveriſiren, nicht recht, oder hatten die Zeit nicht daran wenden wollen oder können, und glaubten, daß die kleinen zurück gebliebenen Sandkörnchen nichts zu bedeuten haben würden. Das von dieſem Mehle gebackene Brod enthielt mehr Sand, als Mehl, und war zum Eſſen ganz untauglich. Der Müller wurde dieſerwegen vorgefordert und zur Rede geſezt; er wollte ſich aber zu nichts verſtehen. Der Geſell aus Furcht vor der Strafe, entfernte ſich, und dieſe Entweichung vermehrte den Verdacht; der vorgeforderte Lehrburſch geſtand alles ein, wie dieſe Zubereitung unternommen war.

Hiebey entſteht nun die Frage, wie ein ſolcher fein ausgedachter Kunſtgriff des Betruges am ſicherſten zu entdecken ſey? Man nehme ein feines Mehlſieb, und ſichte das Mehl dadurch; der Sand, welcher ſchwerer, als das Mehl, iſt, fällt am erſten durch das Sieb. Man nehme nun dergleichen zuerſt durchgefallenes Mehl in den Mund, ſo iſt leicht zwiſchen den Zähnen zu bemerken, ob Sand unter dem Mehle befindlich iſt, weil der Sand, ob er gleich zu Pulver geſtoßen iſt, doch eine Schärfe an ſich behält. Der unter dem Mehle befindliche Sand, kann entweder von dem Scharfmachen der Mühle herrühren, oder von dem Müller mit Fleiß und Vorſatz mit dem Mehle vermenget worden ſeyn. Um dieſes zu unterſcheiden, iſt Folgendes zu bemerken. Eine Mühle, welche erſt ſcharf gemacht, und auch nicht vorher, ehe das Korn darauf vermahlen wird, mit Kleyen beſchüttet worden iſt, macht zwar anfänglich das Mehl ſehr ſandig; da aber eine ſcharf gemachte Mühle, 2 auch bis 3 Malter, ſächſ. Maßes, welches, nach dem berl. Scheffel gerechnet, 3 Wiſpel oder 72 Scheffel beträgt, ab=

abmahlt (*), welches Mehl in einen großen Kaſten, grobes und feines unter einander vermengt wird, ſo iſt dieſes bey 2 oder 3 Malter ſehr wenig zu ſpüren; wäre aber ein ſolches Mehl, von einer Schärfung der Mühle, bis zu einer andern Schärfung, gar ſehr von Sande überhäuft, ſo wäre der von dem Müller dabey angebrachte Betrug mehr als zu ſichtbar; und wenn dergleichen Fälle bey großen Vermahlungen bey 100 oder 1000 Scheffel ſich finden ſollten, würde dieſes ein Vieles ausmachen, und ein recht grober Betrug ſeyn. Daher diejenigen Proviantbedienten, die von dem Commiſſariate bey ſolcher Vermahlung angeſtellt ſind, auch Andere, die dabey intereſſirt ſind, wenn ſie dergleichen Betrug verſpüren ſollten, nicht an einem Sacke, ſondern Sack für Sack, die Probe machen müſſen, wie viel wirklich Sand unter das Mehl gemiſcht und gemahlen ſey. Dieſer Betrug nun kan auf folgende Art zuverläſſig entdecket werden. Man nehme $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{16}$ Metze Mehl, wiege es, ſchütte es ſodann in ein reines irdenes Gefäß, gieße Waſſer darauf, und wieder ab; dieſes wiederhole man ſo lange, bis alles Mehl abgelaufen oder abgeſpühlt iſt. Der Sand ſetzt ſetzt ſich auf den Boden des Gefäßes. Sobald nun das Waſſer davon völlig abgegoſſen iſt, findet ſich der Sand, welchen man wieget, und wonach man alſo ſicher berechnen kann, wie viel Sand in einem Scheffel oder Centner Mehl befindlich iſt.

Folgende Tabelle zeigt, wie die Berechnung mit dem Müller anzuſtellen ſey, und wie viel derſelbe nach Abzug wegen des bey dem Vermahlen vorgefallenen Minus von Mehl, an Mahlgeld empfange.

(*) In andern häuslichen Vermahlungen, da das Korn öfters aufgeſchüttet wird, kann dieſes durch die Mühle nicht präſtiret werden, es ſey denn, daß die letzte Vermahlung nicht gut geräth.

Vermahlungs-

Hat empfangen					Das Korn hat gewogen Pf. netto.	Namen der Müller.
Korn.						
Dresdner Maß.		thut	berliner Maß.			
Sch.	Mtz.	Wſp.	Sch.	Mtz.		
48	—	3	21	—	7518	
36	—	2	21	12	5624	
12	—	—	23	4	1884	
36	—	2	21	12	5663	
48	—	3	21	—	7520	
12	—	—	23	4	1886	
84	—	6	18	12	13227	
36	—	2	21	12	5667	
42	8	3	10	5½	6673	
84	—	6	18	12	13207	
48	—	3	21	—	7558	
36	—	2	21	12	5663	
12	—	—	23	4	1863	
24	—	1	22	8	3796	
48	—	3	21	—	7555	
48	—	3	21	—	7562	
24	—	1	22	8	3773	
48	—	3	21	—	7572	
24	—	1	22	8	3761	
12	—	—	23	4	1884	
12	—	—	23	—	1884	
36	—	2	21	12	5663	
84	—	6	18	12	13207	
24	—	1	22	8	3773	
[illegible]28	8	74	3	9½	144383	Summa

Tabelle

Hat geliefert an Mehl Pf. netto.	Paſſiret Abgang pr. Schff. Dresdn. 7 Pf.	Summe der Pfunde.	plus.	min.	Das gelieferte Mehl beträgt nach berl. Maß Wſp.	Sch.	Metz.
7182	336	7518	—	—	3	23	$12\frac{12}{75}$
5372	252	5624	—	—	2	23	$10\frac{2}{75}$
1800	84	1884	—	—	1	—	—
5411	252	5663	—	—	3	—	$2\frac{26}{75}$
7184	336	7520	—	—	3	23	$12\frac{44}{75}$
1802	84	1886	—	—	1	—	$\frac{32}{75}$
12639	588	13227	—	—	7	—	$8\frac{24}{75}$
5415	252	5667	—	—	3	—	$3\frac{15}{75}$
6375½	297½	6673	—	—	3	13	$\frac{8}{75}$
12619	588	13207	—	—	7	—	$4\frac{4}{75}$
7222	336	7558	—	—	4	—	$4\frac{52}{75}$
5411	252	5663	—	—	3	—	$2\frac{26}{75}$
1779	84	1863	—	—	—	23	$11\frac{39}{75}$
3628	168	3796	—	—	2	—	$5\frac{73}{75}$
7219	336	7555	—	—	4	—	$4\frac{4}{75}$
7226	336	7562	—	—	4	—	$5\frac{41}{75}$
3605	168	3773	—	—	2	—	$1\frac{5}{75}$
7236	336	7572	—	—	4	—	$7\frac{51}{75}$
3593	168	3761	—	—	1	23	$14\frac{38}{75}$
1800	84	1884	—	—	1	—	—
1800	84	1884	—	—	1	—	—
5411	252	5663	—	—	3	—	$2\frac{26}{75}$
12619	588	13207	—	—	7	—	$4\frac{4}{75}$
3605	168	3773	—	—	2	—	$1\frac{5}{75}$
137953½	642½9	144383	—	—	76	15	$6\frac{6}{75}$

Sollte von dem friſchgemahlnen Mehle, etwas oder alles, zum Nachſchicken der Armee, in Fäſſer eingetreten werden, ſo hat der Proviantbediente dafür zu ſorgen, daß, wofern es die Umſtände erlauben, dieſes Mehl einige Zeit vorher, zum Austrocknen, auf den Boden geſchüttet werde. Sollte es aber in Säcken der Armee zugeſandt, und ſogleich zum Verbacken gebraucht werden, ſo bedarf es dieſer Aufſchüttung auf den Boden nicht.

Sobald eine Armee marſchiret, bekommt dieſelbe auf 9 Tage ihr Brod, welches für den Mann 3 Brode, jedes zu 6 Pf. gerechnet, ausmacht. Dieſe 3 Brode würden dem Soldaten zur größten Laſt gereichen, wenn er dieſelben mit fortſchleppen ſollte, da er auſſerdem ſchon genug beſchwert iſt. Daher iſt die Einrichtung mit dem Brode auf 9 Tage folgende. Jeder Soldat bekommt ein Brod auf 3 Tage, auf 6 Tage aber werden die beyden Brode demſelben durch das Proviantfuhrweſen nachgefahren, nebſt ſo viel Mehl, daß wieder auf 9 Tage, Brod gebacken werden kann. Wenn die Armee, den Umſtänden nach, Halte macht, wird auch ſogleich der Ort ausgeſucht, wo die Bäckerey am bequemſten, aber auch, zumal wenn es in Feindes Lande iſt, am ſicherſten, damit ſie dem Feinde nicht ſogleich in die Hände falle, aufzuſchlagen ſey. Es muß hiebey nicht nur auf das Waſſer, ſondern auch auf das Holz, und andere zur Errichtung der Oefen nöthige Bedürfniſſe, geſehen werden.

Wenn ein Corps d'Armée von 30,000 Mann nicht Mangel an Brod leiden ſoll, werden zur Bäckerey 17 eiſerne Oefen erfordert. Dieſe müſſen und können in ſolcher Geſchwindigkeit aufgeſchlagen werden. Um einen einzelnen Ofen in den Stand zu ſetzen, daß darin gebacken werden kann, erfordert nicht mehr, als 6 Stunden, Zeit. Drey Stunden braucht der Mäurer, den Ofen zu mauern und fertig darzuſtellen; und 3 Stun=

Stunden der Bäcker, mit Anzündung eines Schmauch=feuers und Heizung zum Backen; und nach Verlauf dieſer 6 Stunden kann ſchon Brod in den Ofen ein=geſchoben werden.

Sobald eine Bäckerey ſich lagert, und Anſtalt zum Aufſchlagen der Oefen macht, muß unverzüglich die Anſchaffung und Anfuhre von Mauerſteinen, Lehm, Sand und Holz, die erſte Beſchäftigung ſeyn. Geſetzt, an dieſem Orte, wo die Bäckerey aufgeſchlagen wer=den ſollte, wäre ein Mangel an Steinen und Lehm, und das vorräthige Holz wäre hartes und naſſes, ſo wird, wenn man in Feindes Lande iſt, ohne weiter Um=ſtände zu machen, das erſte, der Bäckerey nahe gelegene hölzerne Gebäude niedergeriſſen, damit der Mäurer ſol=cher Geſtalt Lehm zur Errichtung der Oefen, und der Bäcker trocknes Holz zur Feuerung, bekomme. Soll=ten in dieſem niedergeriſſenen Gebäude noch ſo viel Mauerſteine, als zum Aufmauern der Oefen nöthig ſind, befindlich ſeyn, ſo müſſen Mauern in dem näch=ſten Flecken oder Dorfe eingeriſſen, und die Mauer=ſteine davon genommen werden. Für alles dieſes hat der Oberbackmeiſter zu ſorgen.

Wenn nun dieſe Materialien, Sand und Steine herbey geſchaffet ſind, ſetzen die Mäurer unverzüglich die gehörige Anzahl der Oefen in fertigen Stand. Einige mauern an dem Ofen von auſſen; andere ver=fertigen den Heerd des Ofens; andere reichen Steine und Lehm, bearbeiten die Steine, und geben den an dem Ofen, beſonders am Heerde, Arbeitenden alles in die Hände. Sobald ein ſolcher Ofen fertig iſt, conti=nuiren die Mäurer ihre Arbeit zur Errichtung der übrigen Oefen, bis alle aufgemauert ſind.

Des Ortes, wo dieſe Backöfen am vortheilhafte=ſten anzulegen ſind, iſt bereits bey dem Luſtlager, oben, S. 674, f. Erwähnung geſchehen. Kann ſolche Bäckerey an einem ſchiffbaren Strohme, einem flieſ=

ſen=

ſenden Bache, oder einem Landſee angeleget werden, ſo iſt es allemal vortheilhaft, weil eine Bäckerey viel Waſſer erfordert, auch, im Nothfalle, Holz und Mauerſteine, bequem zu Schiffe herbey gefahren werden können. Die übrigen Bedürfniſſe, welche bey eiſernen, und gemauerten Backöfen zur Feldbäckerey erfordert werden, ſind folgende: eine Sauer- und eine Mörſelbeute; ein Schragen; 20 Backbreter; 3 Schieber; 3 Schieberſtangen; ein Tragekübel; eine Waſſerbütte; ein Waſſereimer; ein Füllfäßchen; 2 Schüttfäſſer zum Mehl; 2 Trogſcharren; eine Wage mit kupferner Wageſchale; 6 Pfund- und 24 Lothgewichte dazu, in der Mehlkammer; 4. Schippen; 3. große Drahtſiebe zum Schrot; 3 Mehlſiebe; 2 Siebeböcke; 24 Stück Mehlſäcke; 2 Laternen; 3 Drahtleuchter; 2 Haarbeſen; 2 Borſtwiſche; 2 Brodzeichen; eine große Mehlwage, dazu zwey eiſerne Centner, 3 halbe Centner, 4 Viertelcentner, und ein Zwanzigpfundſtück; ein Backzelt; ein Zelt für die Bäckerburſche und für zwey Oefen; ein Brodzelt; ein Mehlzelt; ein kupferner Waſchkeſſel, nebſt Dreyfuß; eine Holzaxt; ein Beil. Bey zehn Oefen werden zwey Schiebermacher erfordert, und bekommen an Handwerkszeug: eine Mülleraxt, 2 Beile, eine Säge, 2 Meiſſel, eine Zange, 2 Hammer, 2 Nagelbohrer, ein Schneidemeſſer, eine Feile, und 2 Hobel.

Sobald die Maurer mit den aufgeſetzten Oefen fertig ſind, und dieſelben verlaſſen, finden ſich auch ſchon die Bäckerburſche ein, die von dem Backmeiſter dabey ihre Anweiſung bekommen. Hier nimmt nun das Backgeſchäft ſeinen Anfang. In dieſem fertig gewordenen Backofen wird von den dabey angeſtellten Bäckerburſchen ſogleich Feuer angezündet. Anfänglich wird ein ganz kleines Feuer, von Stroh, Werrig, oder kleinen Spänen, angezündet, und nur ein

ein ſo genanntes Schmauchfeuer gemacht. Mit dieſem kleinen Feuer wird ſo lange continuiret, bis der Lehm in dem Ofen dicht und trocken zu werden anfängt, und der Heerd ſelbſt trocken geworden iſt. Dieſes Schmauchfeuer wird darum gemacht, weil bey einem anfänglich gemachten großen Feuer der Ofen würde geſprenget werden. Wenn dieſes Schmauchfeuer den gehörigen Effect gethan hat, wird zu einer ordinären Feuerung geſchritten. Währender Zeit, da die Mäurer den Ofen geſetzt haben, und die Heizung des Ofens von den Bäckerburſchen geſchehen iſt, arbeiten die andern Bäckerburſche an dem zu verfertigenden Sauer und Mörſel, damit ſogleich, nach geſchehener Heizung des Ofens, das verfertigte Brod eingeſchoben und gebacken werden könne.

Die Bäcker nennen diejenigen Gefäße, worin der Sauerteig und der bereits gegangene Teig bearbeitet oder durchgeknetet werden, Sauer = und Mörſelbeuten. Sobald eine Bäckerey zu marſchiren den Befehl bekommt, iſt der Backmeiſter erſte und vornehmſte Sorge, ſo viel Sauer mit zu nehmen, daß bey Aufſchlagung der Bäckerey das nöthige Sauer vorräthig ſey. So viel Sauer aber für alle 17 Oefen mit ſich zu führen, würde zu weitläuftig ſeyn. Der zu dieſer Bäckerey erforderliche Sauerteig wird in kleinen, etwas runden, doch mehrentheils länglichen Kügelchen, in Mehl aufgerieben, und in einen reinen leinernen Beutel geworfen. Nach ſolcher Behandlung kann dieſer Sauerteig 15 bis 30 Jahr, ja noch weit länger, ohne zu verderben oder zum Gebrauch untauglich zu werden, dauern. Ein jeder Ofen hat 2 dergleichen Beuten oder Tröge, davon der eine kleiner iſt. In dieſen kleinern Beuten wird der Sauerteig eingemacht, und in den größern Beuten wird der Mörſel verfertigt.

So,

Sobald eine Bäckerey im Felde an einem Orte aufgeſchlagen wird, muß der Oberbackmeiſter dafür ſorgen, daß ein Keſſel mit Waſſer gefüllet, Feuer darunter gemacht, und das Waſſer zum ſieden gebracht werde. Das ſiedende Waſſer wird ſodann mit kaltem Waſſer abgekühlet, damit es nicht brühend heiß bleibe. Dieſes Waſſer wird zu dem kleinen Troge genommen, welcher mit Mehl angefüllet wird, hierein werden die kleinen harten Sauerkügelchen geworfen, auf dieſes wird Mehl geſchüttet, und mit dem Sauer gut durchgeknetet, daß es einem ordentlichen Teige ähnlich werde. Dieſer eingeſäuerte Teig muß, ohne im geringſten gerühret zu werden, 3 Stunden ſtehen, ehe er zu wirken, oder, wie man es nennt, zu gehen anfängt; alsdann wird der alſo zubereitete Sauerteig an alle 17 Oefen vertheilt. Gleich darauf wird wieder eine neue Sauerbeute zu der zweyten Verbackung angeſtellt; und auf ſolche Art wird mit dieſer Zubereitung des Sauerteiges, ſo lange die Bäckerey ſteht, fortgefahren. Die Bäckerburſche richten ſich mit der Einſäuerung des Teiges nach ihren Oefen, welche nach und nach errichtet werden. Hiernach werden die Sauer- und Mörſelbeuten eingerichtet. Ein jeder eingeſäuerter Teig muß ſo lange umgerührt ſtehen bleiben, bis er zu gehen anfängt; denn ein nicht gegangener eingeſäuerter Teig giebt kein Brod, ſondern bekommt die Geſtalt eines Fladens. Sobald der Teig in der Beute zu gehn anfängt, wird er in der Mörſelbeute mit zugeſchüttetem Mehle durchgearbeitet, daß er die gehörige Feſtigkeit des Teiges erhält. Der Teig zu einem Brode wird abgewogen, in Form eines Brodes gewirket, und nachher in den dazu geheizten Ofen eingeſchoben. In dieſem Ofen geht nun der Teig auf, oder hebt ſich, und wenn er 2 Stunden darin geſtanden hat, wird er als ein gutes eßbares Brod heraus gezogen.

Was

Was die zum Backen nöthigen Geräthſchaften betrifft, ſo haben nach dem preuſſiſchen ſowohl, als auch ſächſiſchen Feldkriegsetat, zwey Backöfen einen kupfernen Keſſel, einen großen eiſernen Dreyfuß, und vier Beuten oder Backtröge.

Das vorerwähnte Schmauchfeuer wird bey jedem Ofen, ſo wie er fertig iſt, vorgenommen, und zwar auf eben die Art, wie bey dem erſten Ofen geſchehen iſt, bis alle 17 Oefen fertig ſind. Alle die Bäckerburſche, die bey einem Ofen angeſtellt ſind, bearbeiten ihren Teig. So wie ein Ofen fertig iſt, wird einer nach dem andern geheizt, und Brod darin gebacken. Wenn das Brod ſeine gehörige Zeit von 2 Stunden in dem Ofen geſtanden hat, wird es heraus gezogen; es wird zur zweyten Verbackung geſchritten, und der erſte Ofen wird gleich darauf wieder geheizt, und ſolcher Geſtalt geht die Arbeit bey allen 17 Oefen Tag und Nacht beſtändig fort.

Wenn eine Bäckerey in Feindes Lande eben in ihren Backgeſchäften begriffen iſt, der eine Ofen vom Brode leer gemacht, und zu einer anderweitigen Feuerung Anſtalt gemacht wird, in einen andern Ofen das Brod eingeſchoben wird, in einem andern das Brod ſteht, andere eben geheizt ſind, ſo daß Eiſen und Steine glühend ſind, und nun ein Lärm entſteht, daß der Feind komme, und der Befehl ergeht, daß die Oefen eiligſt abgebrochen werden ſollen, damit ſie nicht in Feindes Hände fallen, ſo fragt es ſich: wie iſt das Einreiſſen dieſer Oefen am geſchwindeſten und geſchickteſten, beſonders, wenn viele dieſer Oefen glühend ſind, zu bewerkſtelligen? Es kommt hier auf die Ueberlegung und Klugheit des Oberbackmeiſters an, in der Geſchwindigkeit ſo viele Oefen abzubrechen, und ſie abzukühlen, daß ſie auf die Wägen können gebracht werden. Iſt die Gefahr bereits groß, daß keine Zeit mehr übrig iſt, die Oefen zu retten, ſo bleiben ſie,

neb[?]

nebſt den darin befindlichen, und bereits fertigen ausgezogenen Brode ſtehen; der Feind bekömmt alles, Backöfen und Brod; die Bäcker und das Bäckereyfuhrweſen retiriren ſich, ſo gut wie ſie können, um nicht in die Gefangenſchaft zu gerathen. Iſt hingegen noch ſo viel Zeit übrig, daß die Oefen gerettet und mit fortgebracht werden können, ſo wird mit dem Niederreiſſen derſelben folgendermaßen verfahren. Sobald der Befehl dazu ergangen iſt, ſtellen ſich die Mäurer ein, die, mit Hülfe der Knechte von dem Bäckereyfuhrweſen, dieſe Oefen einreiſſen. Die glühenden eiſernen Reifen, oder Bügel, werden ſo lange mit Waſſer begoſſen, bis ſie abgekühlt ſind, und hernach auf die dazu beſtimmten Wägen gebracht. Wenn ein Ofen auf ſolche Art behandelt wird, bleibt er brauchbar, und kann wieder aufgeſchlagen werden. Doch geſchieht es zuweilen, daß mancher glühender Bügel, ſo ſtark er auch iſt, bey ſolchem tumultuariſchen Einſchlagen und Niederreiſſen der Oefen, gebogen wird.

Im ſiebenjährigen Kriege geſchahe das Niederreiſſen auch wohl auf eine andere Art, die nicht viel Zeit erforderte. Der Oberbackmeiſter nahm hiezu 3 oder 4 Pferde von dem Bäckereyfuhrweſen, legte eine eiſerne Kette um einen Bügel des Ofens, da denn ſolcher Geſtalt die Oefen über den Haufen geriſſen wurden. Die glühenden Bügel wurden durch fleißiges Begießen mit Waſſer abgekühlt, und auf die Wägen gelegt. Dadurch aber geſchahe es, daß mancher Bügel, welcher glühend war, zuſammen gebogen wurde, oder daß dadurch die untern Spitzen deſſelben gekrümmet, oder wohl gar abgebrochen wurden, da dann ein ſolcher Reifen dadurch unbrauchbar gemacht wird.

Zu einem Ofen werden 7 eiſerne Bügel erfordert; und die ſämmtlichen Bügel, wiegen bey der preuß. Bäckerey netto 18 Centner. Die ſächſiſchen Oefen ſind etwas ſtärker, und die Bügel von einem Ofen wiegen 20 bis 21 Centner. Bey dem Auf- und Abbrin-

bringen dieſer Oefen auf die Wägen und von denſelben, werden viele Leute erfodert. Vielleicht wäre es möglich, in Abſicht dieſer ſchweren eiſernen Reifen eine Aenderung zu treffen, und ſie zum bequemern Fortbringen im Felde, und um weniger Leute bey dem Auf- und Abladen nöthig zu haben, dergeſtalt einzurichten, daß ein jeder dieſer Reifen oben in der Mitte könnte getheilet, und durch geſchickte Bearbeitung eines Schmiedes oder Schlöſſers ſo gemacht werden, daß auch bey etwaniger Verwechslung dieſer Stücke, doch alles paſſen müßte, und nur durch einen davor zu ſchiebenden Riegel zuſammen gehalten und befeſtiget werden dürfte. Indeſſen würden, wenn dieſes auch möglich wäre, doch dergleichen Oefen mehr ſchädlich, als nützlich ſeyn. Denn, da bey einem tumultuariſchen Sturme auf ſolchen Oefen, jene eiſerne Reifen, die oben doppelt zuſammen geſchmiedet, und mit ſtarken Nieten verſehen ſind, bey dem Niederreißen ſich zuweilen biegen und krumm werden, ſo wird ein Reifen, der nur oben zuſammengefügt und mit einem Riegel verſehen iſt, noch weniger ſolcher Gewalt widerſtehen können. Fugen und Riegel werden ja bey der geringſten Beugung ſo ſehr verletzt, daß ſie auf einmal unbrauchbar ſind. Wenn auch nicht bey dem Abbrechen tumultuariſch verfahren würde, ſo veranlaſſet dieſes das viele Heizen und die Gluth ſchon; und obgleich der Armee jederzeit eine Feldſchmiede folgt, ſo können dergleichen Bügel doch nicht von derſelben wieder in Stand geſetzt werden, weil deren Schmiedefeuer viel zu klein iſt, dergleichen ſtarke Eiſen glühend und ſchmiederecht zu machen. Es ſind und bleiben alſo die gegenwärtigen Oefen, welche die Armeen der kriegführenden Mächte mit ſich führen, die beſte, ſicherſte und dauerhafteſte Erfindung, wenn nur von Seiten der Mäurer und Fuhrknechte, bey dem Niederreißen derſelben, vornämlich, wenn

die Bügel glühend ſind, alle Vorſicht und Behutſamkeit angewendet wird.

Ich habe oben geſagt, daß zu einem eiſernen Ofen 5, und zu einem gemauerten 7 Bäckerburſche gehören, und bey jedem Ofen doppelt gerechnet werden. Dieſes findet aber nur in Friedenszeiten, da alles ruhig, kein Abgang von Bäckern und keine Gefahr vorhanden iſt, Statt. Zu Kriegszeiten hingegen hat es mit einer Feldbäckerey eine ganz andere Bewandtniß, und wird dabey eine größere Anzahl Bäcker erfodert, weil ſich im Felde zu jeder Stunde Umſtände ereignen können, die nicht vorher zu ſehen ſind. Einige werden krank, andere laufen weg; zu einer andern Zeit ſollen einige zu einer Reſervebäckerey bey einem detaſchirten Corps mit fortgehen. Es findet ſich alſo im Felde beſtändig ein Abgang, und deswegen muß allemal ein Ueberſchuß von Bäckerburſchen ſeyn. Und damit dieſe nicht ihr Tractament als Müßiggänger genießen, müſſen ſie den andern Burſchen, die ihre Geſchäfte in den Mehl- und Brodkammern haben, dieſelben erleichtern helfen. Sie finden ihre Arbeit mit dem Wegtragen des Brodes nach dem Ofen, und, wenn es aus dem Ofen heraus gezogen wird, nach der Brodkammer, mit dem Umſetzen des Brodes, daß es abkühle, und was dergleichen Arbeiten mehr, als: bey dem Waſſertragen und Holzhauen, ſich finden, worauf der Backmeiſter und die Oberbäcker Acht haben. Es iſt daher die angegebene Anzahl von 255 Bäckerburſchen auf 17 Oefen nicht zu viel, weil ſich ein beſtändiger Abgang findet.

Sobald im Felde die Arbeit mit der Bäckerey ihren Anfang nimmt, hat es, nach dem preuß. Feldkriegsetat, mit den Bäckerburſchen eben die Bewandtniß, wie mit den Soldaten, in Anſehung ihrer Löhnung, und der Subordination, worauf ſtrenge ge-

gehalten wird. So wie der Soldat zu einer beſtimmten Stunde auf die Wache zieht, 24 Stunden ſeine Dienſte verrichtet, und zu der beſtimmten Stunde wieder abgelöſet wird, ſo ziehen auch die 255 Bäckerburſche auf ihre Arbeit, wozu ſie von dem Backmeiſter commandiret werden; nach 24 Stunden werden dieſe von andern abgelöſet; und ſo gehen die Backgeſchäfte, wenn ſie nicht durch Märſche oder feindliche Ueberfälle geſtöret und unterbrochen werden, täglich fort.

Wie oft innerhalb 24 Stunden, ehe die Ablöſung geſchieht, in den 17 Oefen gebacken werde, iſt nicht ſo genau zu beſtimmen, weil Umſtände die Sache verändern. Nach dem Backreglement aber ſind die Bäcker ſchuldig, in 24 Stunden 4 bis 5mal zu backen. Iſt aber die Bäckerey, verſchiedener Vorfälle wegen, genöthigt, innerhalb 24 Stunden 6mal zu backen, ſo wird dieſe 6te Verbackung den Burſchen baar bezahlt.

Der tägliche Rapport, welcher von dem Oberbackmeiſter und Backmeiſter bey dem Commiſſariate abgeſtattet werden muß, beweiſet allemal, ob Vorrath von Brod iſt, oder ob gebacken werden müſſe. Iſt kein Vorrath, ſo wird von dem Oberbackmeiſter bey einem Ofen ein Bäckerburſch mehr angeſtellt, damit die Arbeit beſchleuniget werde. Iſt hingegen ein Brodvorrath bey der Armee vorhanden, ſo würde der Oberbackmeiſter ſeiner Pflicht zuwider handeln, wenn er in allen 17 Oefen, vorgeſchriebenermaßen backen zu laſſen fortfahren wollte, ſondern er muß alsdann entweder in allen Oefen binnen 24 Stunden 1 oder 2mal weniger backen, oder in einigen Oefen gar nicht backen laſſen, damit der Brodvorrath erſt an die Armee könne ausgegeben werden, und nicht verderbe.

Geſetzt, es wäre in dieſer Feldbäckerey kein Brod weiter vorräthig, als was zur Verpflegung der Ar-

mee erfoderlich iſt, es käme aber unvermuthet ein Detachement, welches gar nicht zu der Armee gehört, und ſollte aus dieſer Bäckerey ſein Brod empfangen, wodurch aber der Armee ihr Brod entzogen würde, und ſie Noth leiden müßte: ſo muß, um dieſen Brodabgang geſchwinde wieder zu erſetzen, der Oberbackmeiſter die Bäckerey zu forciren, und, anſtatt daß ſonſt in 24 Stunden 4mal gebocken worden iſt, nun 5 bis 6mal backen laſſen. Sollte aber dieſes Detachement ſtark ſeyn, und ſich mit der Armee vereinigen, wie dergleichen Fälle in Kriegszeiten ſich öfters ereignen, und wäre der Oberbackmeiſter nicht im Stande, durch die 17 Oefen dieſer Armee ſo viel Brod, als nöthig iſt, zu liefern, ſo werden, wenn die Bäckerey nicht weit von einer Stadt aufgeſchlagen iſt, einige Oefen von den Stadtbäckern zu Hilfe genommen; oder wenn die Bäckerey bey einem Dorfe aufgeſchlagen iſt, wird in den Dorföfen gebacken, und werden dazu die noch vorräthigen Bäckerburſche gebraucht, auch, wenn es nöthig iſt, noch mehrere angenommen.

Oben iſt geſagt worden, daß in einen eiſernen Ofen netto 200, und in einen gemauerten Ofen 300 Stück Brod, jedes von 6 Pf., eingeſchoben und darin gebacken werden müſſen. Dieſes aber geſchicklich zu verrichten, erfodert Fertigkeit und vornämlich Zeit, und kann nur zu Friedenszeiten, da keine Bäckerey forcirt wird, geſchehen. In Kriegszeiten findet dergleichen Verbackung nicht Statt, und werden, wegen Eilfertigkeit, in manchen Ofen nur 170 bis 180 Brod eingeſchoben, und können dieſerhalb der Bäckerey keine Monita gemacht werden, welches alles durch das fünfmalige Backen erſetzt wird.

Bey der ſächſiſchen Armee iſt die Bäckerey verbunden, in 24 Stunden 5mal zu backen; denn bey jedem Ofen ſind 15 Bäckerburſche. 6 von ihnen machen ſogleich,

bey

bey dem Aufſchlagen der Bäckerey, den Anfang mit der Einſäuerung und Verarbeitung des gegangenen Teiges, welches bey ihnen der Sauer- und Mörſel genannt wird; 6 von ihnen ruhen ſich aus, und lösen, nach verfloſſenen 24 Stunden, erſtere ab; die übrigen 3 Burſche werden auf folgende Art vertheilet, daß der eine in der Mehl- und der zweyte in der Brodkammer helfen muß, ein halber Mann wird während dieſen 24 Stunden in die Mehl- und Brodkammer vertheilt.

Wenn nun in 17 Oefen, binnen 24 Stunden 5 mal gebacken wird, und in jeden Ofen, bey einer Verbackung, 200 Stück Brod eingeſchoben werden: ſo könnnen, in dieſem Zeitraume, 17000 Stück Brod gebacken werden; und eine Armee von 30000 Mann kann in zweymal 24 Stunden ihr Brod haben, und darf keinen Mangel leiden. Nur muß zugleich auch von Mehl und Holz ein beſtändiger Vorrath ſeyn.

Das Mehl iſt das nothwendigſte Stück, worauf das Kriegscommiſſariat vorzüglich zu ſehen hat, daß kein Mangel daran ſey. Ein Holzmangel iſt, wie ich bereits oben gezeigt habe, leicht zu erſetzen, der Mangel an Mehl hingegen nicht ſo geſchwinde; weshalb aus den Rapports, welche der Oberbackmeiſter täglich an das Commiſſariat abzuſtatten hat, zu erſehen iſt, wie groß der Abgang und Beſtand an Brod, und wie ſtark der Mehlvorrath iſt; hiernach werden, von Seiten des Commiſſariates, alle Veranſtaltungen getroffen, daß kein Mehlmangel entſtehe. Bey Errichtung der Bäckerey im Felde, hat der derſelben vorgeſetzte Director darauf zu ſehen, daß niemals Mangel an Waſſer und Holz ſey.

Was die Quantität Holz, welche 17 Backöfen zum Heizen erfodern, betrifft, ſo muß, nach dem preuß. Feldkriegsetat, ein jeder Ofen, wenn er in 24 Stunden 5mal geheizt wird, 1000 Stück Brod fertig und ausgebacken liefern. Ein Wiſpel Mehl, oder 24 Scheffel berl. Maß, giebt netto 400 Stück Brod,

jedes zu 6 Pfund. Auf einen Wiſpel Mehl zu verbacken, wird, nach dem Reglement $\frac{1}{2}$ Klafter Holz gerechnet. Soll nun ein einzelner Ofen, in 24 Stunden, 1000 Stück Brod gut ausgebacken liefern, ſo werden dazu $2\frac{1}{2}$ Wiſp. Mehl, (oder 60 berl. Scheffel) und $1\frac{1}{4}$ Klaft. Holz, erfodert. Die für ein Corps d'Armée von 30000 Mann beſtimmten 17 Backöfen, wenn dieſelben in 24 Stunden 5mal geheizet werden, verbacken netto $42\frac{1}{2}$ Wiſp. oder 1020 berl. Sch. Mehl, und brauchen dazu $21\frac{1}{4}$ Klaft. Holz, und die Bäckerey hat einen Vorrath von 17000 Stück Brod. Hiernach iſt nun leicht zu berechnen, was 17 Oefen an Mehl und Holz erfodern, wenn dieſe Bäckerey täglich fortgeſetzt werden ſoll; und wenn 50 bis 60 Oefen die täglichen Brodbedürfniſſe für 80 bis 100,000 Mann liefern ſollen, wie dergleichen Fälle im ſiebenjähr. Kriege bey der preuß. Armee ſich ſehr oft ereigneten.

Wenn nun in des Feindes Lande kein Holzvorrath vorhanden, auch denſelben herbeyzuſchaffen nicht möglich iſt, ſo fragt es ſich, ob in ſolchem Falle, anſtatt des Holzes nicht Steinkohlen, Torf oder Stroh zu gebrauchen wären, und dabey ein eßbares und wohlſchmeckendes Brod könne gebacken werden?

Was das Brodbacken bey Steinkohlen betrifft, ſo hat es zwar nicht an Erfindungen und Vorſchlägen zur Errichtung dazu tauglicher Backöfen gefehlt, und man findet dergleichen im III. Th. gegenwärtigen Werkes, S. 363, fgg. und der dazu gehörigen Fig. 65, und in Hrn. D. Venel, auf Befehl der Stände der Provinz Languedoc herausgegebenen Unterrichte von den Steinkohlen und ihrem Gebrauche zu allen Arten von Feuern; indeſſen hat man bisher nicht nach Wunſch damit reüſſiren können. Alle dieſe Erfindungen kamen darin überein, daß man die Feuerung unmittelbar auf demjenigen Heerde, auf welchen das Brod geſchoben wer-

werden muß, anzubringen, und die Flamme darü-
ber hinſpielen zu laſſen angeordnet hatte. Erwe-
get man nun, daß, da die erſten Beſtandtheile aller
Steinkohlen aus Erdpech und Schwefel beſtehen,
das gebackene Brod dieſen Geſchmack ſolchergeſtalt
annehmen würde, und daß überdies der Steinkoh-
lendampf vielen Ruß anſetzt, und dadurch das Ba-
cken unreinlich macht; ſo iſt leicht zu begreifen, daß
von allen dieſen Vorſchlägen kein nützlicher Gebrauch
zu machen war; nicht zu gedenken, daß, wenn hier
und da Steinkohlen eine arſenikaliſche Beymiſchung ha-
ben ſollten, dergleichen Backen für die menſchliche Ge-
ſundheit äußerſt ſchädlich ſeyn würde; und daher wa-
ren dieſe Gründe zuſammengenommen, hinreichend, je-
dermann das Backen bey Steinkohlen verwerflich zu
ſchildern.

In dem im J. 1778 geweſenen Feldzuge, da Se.
kön. Maj. von Preußen ſahen, daß durch die lang-
wierigen Läger in den ſchleſiſchen Gebirgen, ſowohl
Dero eigene, als auch die Privatförſte, durch das
zu dem Commißbacken erfoderliche Holz ſehr mitge-
nommen wurden, und in der Gegend von Waldenburg
und Gottesberg, unweit Schweidnitz, imgl. unſern
Silberberg und Glatz, auch ſelbſt in Oberſchleſien,
eine Menge vortrefflicher Steinkohlengruben vorhan-
den waren, warfen Dieſelben auch einen Blick auf
das Backen bey Steinkohlen, und befahlen, zu dem
Ende, ſowohl in Schleſien, als auch in Berlin, De-
ro wirklichen geheimen Etats- Kriegs- und dirigiren-
den Miniſter, des Freyherrn v. Heinitz Excell., des-
halb beſtmögliche Projecte entwerfen, und darnach Ver-
ſuche anſtellen zu laſſen. In Schleſien wurden zwey der-
gleichen Verſuche, der eine in einem ſtehenden, der an-
dere in einem beweglichen Backofen vorgenommen; al-
lein, bey erſterm ward das Brod nicht gar, und der
Fehler lag in der Conſtruction des Ofens ſelbſt; bey

 letz-

letzterm aber brannte das Gewölbe nieder, wozu der in den Steinkohlen ſteckende Schwefel, der die eiſernen Tragebalken des Gewölbes zerſtörte, die natürliche Veranlaſſung gab. Von Seiten des Freyherrn v. Heinitz Exc. erhielt der kön. Ober- Berg- und Baurath, Hr. Holſche den Auftrag, ein Project zu entwerfen; dies geſchah; der Riß und Anſchlag, den Hrn. Holſche hierauf entwarf, und worin er jene im vorhergehenden bemerkte Mängel abzuſtellen geſucht hatte, wurde dem Könige eingereicht, welcher ſolchen genehmigte, und, dem geſchehenen Antrage zu Folge, die Errichtung deſſelben auf der hieſigen königl. Feldbäckerey befahl.

Es wurde darauf dieſer Bau, im Sommer, unter Hrn. H. Direction und Aufſicht ausgeführt, und der erſte Verſuch wurde mit 52 Commißbroden darin gemacht. Dieſer Verſuch bewies, daß es möglich ſey, unter einem envelopirten Gewölbe Brod zu backen, und alſo daſſelbe den Steinkohlendämpfen und dem Ruſſe nicht auszuſetzen; allein, es fanden ſich noch Hinderniſſe, theils den Rauch geſchwinder fortzuſchaffen, andern Theils das obere und untere Gewölbe mehr zu erheizen; weshalb Hrn. H. hierauf erlaubt wurde, das obere Gewölbe abtragen und die bemerkten Mängel verbeſſern zu dürfen. Auch dies geſchah ſogleich, und hierauf wurde das fernere Probebacken vorgenommen. Den Rauch konnte man nunmehr geſchwinde genug fortſchaffen, und der Hintertheil der Gewölbe fand ſich auch hierauf mehr erheizt, ſo, daß man ſich überzeugen konnte, daß das Backen gut von Statten gehen werde.

Am 11. Aug. geſchah das erſte Probebacken. Man erheizte den Ofen von früh morgens um 4 Uhr bis $\frac{1}{4}$ auf 7 Uhr, mit 2 Scheffel ſchleſiſcher Steinkohlen, und um 9 Uhr waren 165 Stück ſechspfündige Commißbrode ausgebacken. Der Ofen war

aber

aber noch neu, grün und feucht; und dies verurſachte eines Theils eine längere Zeit, als bey der Holzfeuerung zum Auswärmen nöthig iſt, andern Theils, daß man den Ofen nicht ganz voll ſchob. Sobald dieſer Schuß Brod heraus war, wurde von neuem gefeuert, dazu 2 Scheffel Steinkohlen gebraucht, und um 10 Minuten auf 12 Uhr kam der zweyte Schuß Brod in den Ofen, welcher um 2 Uhr ausgebacken war, und in 175 Stück ſechspfündigen Broden beſtand. Hierauf wurde die dritte Erheizung des Ofens abermal mit 2 Sch. Steinkohlen bewerkſtelliget, um 4 Uhr geſchoſſen und um 6 Uhr waren 170 Stück Brod gar gebacken. Demnächſt geſchah ſogleich die vierte Erheizung des Ofens, und nun bedurfte man nur 1 Sch. Steinkohlen, um 8 Uhr war der Ofen erheizt, und um 10 Uhr waren abermal 182 dergleichen Brode gar gebacken. Die fünfte Erheizung des Ofens nahm man ſogleich vor, und auch hiezu war nur 1 Sch. Kohlen erfoderlich; um 12 Uhr war der Ofen damit erheizt, und um 2 Uhr waren 180 dergleichen Brode gar. Die ſechste Erheizung wurde hierauf ebenfalls gleich veranſtaltet; zu dieſer war nun nur ½ Sch. Kohlen erfoderlich, um 4 Uhr wurde das Brod geſchoſſen, und um 6 Uhr waren 185 Brode ausgebacken. Endlich erheizte man zum ſiebentenmal dieſen Ofen mit ½ Sch. Kohlen, um halb 8 Uhr wurde darauf das Brod eingeſchoben, und um halb 10 Uhr waren 193 Brode ausgebacken, ſo, daß während dieſes 24ſtündigen Backens 1250 Stück ſechspfündige Brode dargeſtellt wurden. Dieſe ſämmtliche Brode waren durchgängig nach dem Feldbäckereyprincipio, nach welchem nicht über 2 Loth an einem ſechspfündigen Brode fehlen dürfen, gut und richtig ausgebacken, ſo, daß die königl. Bäckereybediente ſie durchgängig dafür anerkannten.

Als dieſe Proben ſämtlich vollendet waren, wurde auch der ſogenannte Zwieback für die Armee darin gebacken, und dieſer gerieth, der Reinlichkeit wegen, ganz vorzüglich gut.

Aus dieſen vorausgegangenen Proben floßen nachſtehende unumſtößliche Grundſätze. 1) Das Backen bey Steinkohlen auf einer ſtehenden Feldbäckerey, verhält ſich, in Abſicht der Geſchwindigkeit, zu dem Backen bey Holz, wie 7 zu 5; indem in 24 Stunden bey Steinkohlen 7mal, bey Holz hingegen nur 5mal, zu backen möglich iſt; und wenn die Bäcker erſt recht eingerichtet ſeyn werden, wird ein achtmaliges Backen in 24 Stunden ſicher möglich ſeyn, welcher Vortheil und Geſchwindigkeit dadurch geſtiftet wird, daß, ehe man das Brod heraus zieht, man die Feuerung ſchon wieder vornimmt, als wodurch $\frac{1}{4}$ Stunde bey jedem Backen zu erſparen iſt. 2) Das Backen in ſolchen Oefen iſt viel reinlicher, als in den ordinären Backöfen, indem niemals Aſche, noch anderer Unrath ſich an die Unterrinde des Brodes hängen, noch weniger Dämpfe und einen Geſchmack nach den Steinkohlen annehmen kann. 3) Das Reinmachen der Oefen fällt gänzlich weg, und es wird alſo dadurch die Arbeit den Bäckern erleichtert. 4) Weil keine Kohlen aus dem Ofen gezogen werden, wie bey dem gewöhnlichen Backen geſchieht, ſo iſt auch das Backen bey Steinkohlen nach dieſer Manier nicht feuergefährlich; und man weiß, daß durch das Herausziehen der glühenden Kohlen aus den Oefen, bey der Sorgloſigkeit der Bäcker, oft ſehr beträchtliche Feuersbrünſte entſtehen. 5) Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den Vorräthen der Steinkohlen, welche, bekanntermaßen, ohne Luftzug nicht zu entzünden ſind, da hingegen die Vorräthe von Holz oft große, nicht zu löſchende, Feuersbrünſte nach ſich ziehen. Es iſt auch ferner der Raum, den man zur Aufbe-

bewahrung des Steinkohlen nöthig hat, außerordentlich geringe gegen denjenigen, den man zur Aufbewahrung des Holzes haben muß; denn da, nach einem vielfältig ausgemittelten Principio, 5 bresl. Sch. Steinkohlen, einer Klafter Kienenholz, in Abſicht der Erheizung gleich ſind ein bresl. gehäufter Scheffel Steinkohlen aber 2¼ Kubikfuß rheinl. Maß enthält, und eine ſechsfußige Klafter Holz, von dreyfußiger Klobenlänge, 108 Kubickfuß ausmacht, ſo werden ſchon auf 100 Scheffel Steinkohlen, verglichen gegen 20 Klafter Holz, 1885 Kubikfuß an Raum erſparet, welches in großen Städten, und beſonders in Feſtungen, ein Object iſt, wozu noch kömmt, daß, durch feindliches Werfen brennbarer Materien unter Steinkohlenmagazine, dieſelben nicht entzündet werden können; wie man ſolche denn auch an feuchten Orten, und ſogar unter Waſſer aufzubewahren, leicht Gelegenheit findet, welches doch bey Holzvorräthen überall nicht angeht. Endlich 6) beſteht der weſentlichſte Vortheil hauptſächlich darin, daß die Steinkohlenfeuerung, wo die Gruben in der Nähe ſind, oder der Transport zu Waſſer geſchehen kann, weit wohlfeiler, als die Holzfeuerung iſt, wie folgende, darüber bey den vorgeweſenen Proben zugelegte, Berechnung beweiſet.

a) Zur Erwärmung eines Backofens, worin 300 Stück ſechspfündige Brode gar gebacken werden können, gehört, den auf wiederholte Verſuche ſich gründenden Principiis zu Folge, - - - - - - - - 1 Klafter Kienenholz, von 108 Kub. Fuß rheinl.

b) Zu einem vierwöchentlich Tag und Nacht fortgehenden oder 140maligen Backen, noch - - - - - - - - - - - - - - 25 ·

mithin überhaupt 26 Klaſter,

wobey 45,000 Stück Brod gebacken werden.

26 Klaf-

26 Klafter, oder $6\frac{1}{2}$ Haufen Kienenholz, koſten aber hier in Berlin, der Haufen

1) auf den Holzmärkten an Kaufgeld, incl. Anweiſerlohn und Dammgeld, - - - - 15 Rthlr. 12 Gr.
2) an Fuhrlohn bis zur Bäckerey - - 1 ≈ 12 ≈
und 3) für einmaliges Durchſägen und Zerhauen - - - - - - - - - - - - 1 ≈ 8 ≈

Summa 18 Rthlr. 8 Gr.

mithin $6\frac{1}{2}$ Haufen, 119 Rthlr. 4 Gr.; oder zu 1000 Stück Brod werden 3 Rthlr. 1 Gr. 4 Pf. an Holzfeuerung erfodert.

Das Backen von 45000 Stück Brod bey Steinkohlen, wenn jedesmal nur 200 Brode eingeſchoben werden können, erfodert

a) zur erſten, zweyten und dritten Erheizung, jedesmal 2 Scheffel, macht - - - - - - - - 6 Scheffel
b) zur vierten und fünften Heizung, jedesmal 1 Scheffel, macht - - - - - - - - 2 ≈
und c) zu den folgenden 220maligen Erheizungen, jedesmal $\frac{1}{2}$ Scheffel, macht - - - - - - - - - - - - - - 110 ≈

thut überhaupt 118 Scheffel,

und der Scheffel koſtet allhier 12 Gr., mithin koſten 45000 Stück ſechspfündige Brode bey Steinkohlen zu backen, hier in Berlin, 59 Rthlr., oder 1000 Stück Brod - - - - - - - - - - 1 Rthlr. 7 Gr. $5\frac{3}{5}$ Pf.

Aus der hier nun vorgelegten, auf Erfahrung ſich gründenden Berechnung, iſt alſo offenbar bewieſen, wie vortheilhaft das Backen bey Steinkohlen gegen das Backen beym Holze iſt, ungeachtet deren Transport den Preis hier theurer macht, als wo man ſolche in der Nähe hat.

In Schleſien iſt das Holz zwar wohlfeiler, als in Berlin; allein, es ſind auch auf der andern Seite die Steinkohlen weit wohlfeiler allda zu haben; und eine Berechnung in Schweidnitz, Glaz oder Silberberg, würde ungefähr ſo ausſehen:

45000 Stück Brod erfodern
entweder 26 Klafter Holz, und dieſe koſten mit Anfuhre, Durchſchneiden und Kleinmachen, zu 4 Rthlr. 4 Gr. pro Klafter gerechnet, - - - - 108 Rthlr. 8 Gr.
oder 118 Scheffel Steinkohlen, welche, mit Inbegriff des Transportes auf 6 Gr. pro Scheffel, zu ſtehen kommen können, macht - - - - - 29 . 12 .

mithin koſten 45000 Stück Brod bey Steinkohlen zu backen, 78 Rthlr. 20 Gr. allda weniger, als bey Holz, und 1000 Stück Brod zu backen, nur 15 Gr. $8\frac{4}{5}$ Pf.

Um im Ganzen zu überſchlagen, ob die Feuerung bey Steinkohlen vortheilhafter, als die bey Holz ſey, nimmt man hier das Principium an: Koſten 5 Scheff. Steinkohlen mit den Transportkoſten, bis zur Stelle des Gebrauches, weniger als 1 Klafter Kienenholz, ſo iſt der Steinkohlenbrand anzurathen; koſten ſie hingegen mehr, ſo bleibe man bey der Holzfeuerung.

Aus der hier geſchehenen Beſchreibung iſt nun ferner einleuchtend, daß bey dem Commißbacken ein größerer Vortheil, als bey dem ordinären Backen der Bäcker, in Abſicht der Steinkohlenfeuerung, entſtehen müſſe, welches darin liegt, daß erſteres in einer Continuation fort verrichtet wird, ohne daß der Ofen erkalten darf, welches im Gegentheil bey dem ordinären Backen nicht angeht; und man hat ſchon in dem Hotel Dieu, ein Paris, deshalb durch einen Verſuch gefunden, daß zum erſten Schuß Brod, 3 mal mehr Holz, als zum fünften Backen, erfoderlich war; und bey den hieſigen Verſuchen hat ſich gezeigt, daß bey der ſechsten und folgenden Wiederholung des Backens nur ein Viertel Kohlen gegen die erſte Erheizung erfoderlich war.

Indeſſen muß ein Stadtbäcker ſich darüber die Rechnung nach der vorhergehenden Anweiſung ſo machen: Er backe täglich 1, 2 oder 3mal, und gebrauche, die Woche über, $\frac{1}{2}$ Haufen, oder in einem Jahre 26 Haufen Kienenholz, dieſe koſten ihm, mit Inbegriff des Fuhrlohnes, Sägens und Spaltens, a 18 Rthlr. 8 Gr. der Haufen, - - - - - - - - - - - - - 476 Rthlr. 16 Gr.

An Steinkohlen wird er dagegen, da 20 Scheffel ſtatt eines Haufens gerechnet werden, 520 Scheff. bedürfen, und dieſe koſten ihm, zu 12 Gr. den Scheffel gerechnet, - - - - - - - - 260 ⸗ — ⸗

mithin erſpart derſelbe hier in Berlin, im Jahre - - - - - - - - - - - - 216 Rthlr. 16 Gr.

Um den ganzen Holzbedarf für die Bäcker in Berlin zu überſehen, und berechnen zu können, wie viel Steinkohlen dieſe dagegen bedürfen, und wie vieler Vortheil ihnen dadurch zuwachſen würde, hat Hr. Holſche folgende, auf ſichere Grundſätze ſich gründende, Berechnungen zugelegt.

Es befinden ſich in Berlin 260 Bäckermeiſter und dieſe verbacken jährlich

an Weizenmehl - - - - - - -	6050 Wiſpel
und an Roggenmehl - - - - - -	13850 ⸗
	Summa 19900 Wiſpel.

Was nun die großen Bäcker betrifft, dieſe backen, das Jahr hindurch, tagtäglich 1, 2, 3, 4, auch 5mal, und rechnen, wenn ſie große Brode backen, auf 1 Wiſp. Roggenmehl $\frac{1}{4}$ Haufen Kienenholz; bey kleinen Broden, zu $\frac{1}{2}$ Wiſp. $\frac{1}{4}$ Haufen Holz; und zu 16 Scheffel Weizenmehl in Semmel u. d. gl. zu verbacken, $\frac{1}{4}$ Haufen Holz, und wird in letzterm Falle der Ofen 2mal beſchoben.

Die ordinären hieſigen Backöfen ſind ſo beſchaffen, daß darin auf einmal entweder 2 Scheffel Weizen, oder 3 Scheff. Roggenmehl verbacken werden können; und zu ſolchem achtmaligen Backen rechnen die Bäcker $\frac{1}{4}$ Haufen Holz; mithin erfodert 1 Wiſpel Roggen zu verbacken

cken, ¼ Haufen Kienenholz, und ⅔ Wiſp. oder 16 hieſige Scheff. Weizen erfodern ebenfalls ¼ Haufen Holz.

Es erfodern alſo 6050 Wiſpel Weizen zu backen 2268 Haufen,
und 13850 Wiſp. Roggen - - - - 2462½ „

mithin überhaupt 5730½ Haufen Kienenholz.

Ein Haufen Kienenholz koſtet, nach den vorhin angegebenen Berechnungen, 18 Rthlr. 8 Gr., mithin 5730½ Haufen Holz - - ‘	105059 Rthlr. 4 Gr.
Es ſind aber, vermöge der ſo oft wiederholten Verſuche, 20 Scheffel Steinkohlen in der Feuerung einem Haufen Kienenholz gleich; mithin würden, ſtatt der 5730½ Haufen, 114610 Scheffel Steinkohlen erfoderlich ſeyn; und da der Scheffel hier zur Stelle 12 Gr. koſtet, beträgt dies eine Summe von - - - - - - -	57305 Rthlr.
und werden alſo gegen die Holzfeuerung in einem Jahre erſparet - - - - - - - - - -	47754 Rthlr. 4 Gr.

Der Haufen Kienenholz hat mit dem Klafterholze eine gleiche Klobenlänge von 3 Fuß; und es ſoll, nach der Vorſchrift, der Haufen zu 18 Fuß lang und 9 F. hoch gerechnet werden, welches dann einen Inhalt von 486 Kubikfuß ausmacht, und alſo 4½ Klafter beträgt. Allein, da die Haufen nicht ſo ſorgfältig geſetzt werden, ſo iſt dies die Urſache, warum, bey den hier angeſtellten Verſuchen; ſtatt 22½ Scheffel Steinkohlen, gegen 1 Haufen Kienenholz verglichen, nur 20 Scheffel nöthig waren, und daher der Haufen zu 4 Kl. immer gerechnet worden iſt.

Wäre nun die Nahrung der hieſigen 260 Bäcker gleich, ſo würde ein jeder 183 Rthlr. 16 Gr. im Jahre erſparen; indeſſen gewinnt doch der eine das mehrere, was der andere weniger ausgeben darf; und wenn man zu jedem Haufen Holz 6 Stück Kienen im Durchſchnitt rechnet, werden 34380 Stück zu einem nützlichern Behuf zu verwenden erſparet.

Der von Hrn. Holſche zum Backen bey Steinkohlen erfundene, und in Fig. 2920 abgebildete Ofen, iſt im Backheerde zu 300 Broden eingerichtet. Da indeſſen die meiſten der ordinären Bäckeröfen nicht ſo groß ſeyn dürfen, ſo zeigt folgende Tabelle, wie ein jeder ſeinen Ofen im Backheerde zu proportioniren habe.

Berliner Scheffel Mehl.	Länge des Ofens. Fuß	Zoll.	Breite des Ofens. Fuß.	Zoll.	Höhe des Gewölbes in der Mitte. Fuß.	Zoll.	Zahl der zu backenden Brode. große	kleine.
12	15	4	13	3	1	6	240	1152
11	14	6	12	9	1	5½	220	1056
10	14	—	12	—	1	5	200	960
9	13	8	10	9	1	4½	180	864
8	13	—	9	8	1	4	160	768
7	12	8	9	—	1	3½	140	672
6	12	—	8	8	1	3	120	576
5	11	9	8	4	1	2½	100	480
4	11	—	8	—	1	2	80	384
3	10	—	7	—	1	1½	60	288
2	9	8	6	—	1	1	40	192
1	8	—	5	—	1	½	20	96

Erklärung der Figuren.

A. Der Grundriß des Fundaments.

a, der Schorſtein zur Feuerung.

b. das Schürloch.

c, der Luftzug, welcher wenigſtens 24 bis 30 Fuß lang, und an der Mündung gegen die Oeffnung bey dem Roſte, ſich wie 4 Fuß, ſowohl der Breite als Höhe nach, zu 2 Fuß verhalten muß.

d, das Aſchenloch, welches bey e, 2½ Stein ſtark zugemauert wird, damit kein conträrer Luftzug entſtehe.

f, die Größe des Heerdes.

g, der Roſt aus geſchmiedetem oder gegoſſenem Eiſen.

B. Der Grundriß des Backheerdes.

a, der Schorſtein.
b, das Ofenloch zum Brod = Einſchieben.
c, die vier Dampfröhren.
d, die 14 Erheizungsröhren, welche auslaufen.
e, die vier eiſernen Anker.
f, der Leuchtkamin, um den Ofen beym Brod=Einſchieben zu erleuchten.

C. Der Standriß von der langen Seite x y.

a, der Schorſtein.
b, das Backofen = Gewölbe.
c, die Gurte.
d, das Aſchenloch, welches aber beym Backen ½ Stein ſtark zugemauert wird, um keinen conträren Luftzug zu haben.
e, vier eiſerne Anker mit ihren Splinten, zum Zuſammenhalten des Ofens und Tragen des Gewölbes.

D. Der Standriß von der Seite der Feuerung v. w.

a, der Luftzug, welcher mit einer hölzernen Thüre, zum Temperiren, bey der Mündung verſehen wird.
b, das Schürloch zur Feuerung, mit einer blechernen Thüre verſehen, welche nach der Feuerſeite zu mit gutem Thone lutiret werden muß, weil ſie ſonſt glühend wird, und die Arbeiter nicht einſchieben können.
c, das Backofenloch.
d, Leuchtkamin.
e, dieſes Kamines Rauchloch.
f, zwey Brodem=Röhren, um den feuchten Wraſen des Brodes hinten aus dem Ofen zu ziehen.
g, das Dampfrohr, welchem die vier Dampfröhren (B,c,) einfallen, und welches Rohr mit einer ſich ſenkrecht öffnenden Thüre, die ſich an den Rahmen auf beyden Seiten klemmt, das Regiſter genannt, verſchloſſen, und, nachdem dieſes mehr oder weniger geöffnet wird, die Steinkohlen mehr oder weniger zu brennen anfangen.
h, Der Schorſtein.

E, Das

E, Das Profil der Länge nach, und zwar nach der Linie t, u,

a, der Luftzug, welcher wenigſtens 24 bis 20 Fuß lang ſeyn muß.
b, das Aſchenloch.
c, der Roſt.
d, das Schürloch.
e, die vier Gurte, in welchen 4 eiſerne geſchmiedete Anker envelopirt liegen, damit ſie der Schwefel der Steinkohlen nicht angreiſe.
f, die ſteigende Sohle des Feuerheerdes.
g, die Dampfröhre, deren vier ſind.
h, die Brodemröhre, deren zwey ſind.
i, das Ofenloch, zum Einſchieben des Brodes.
k, das Dampfloch mit dem Regiſter.
l, der Schorſtein.

F. Das Querprofil, nach der Linie r s.

a, die Sohle des Feuerherdes, nach beiden Seiten ſteigend.
b, die Dampfröhren.
c, die 14 Erheizungsröhren, welche gegen die 2 Brodem-Röhren auslaufen.
d, das Herdgewölbe, welches zu mehrerer Haltbarkeit etwas gebogen iſt.
e, das Backofengewölbe.
f, die ſchon zuſammengezogenen 4 Dampfröhren.

G. Ein eiſener geſchmiedeter Anker, auf beyden Enden mit Splint verſehen, und zwar ſo, daß Anker und Splint heraus geſchlagen werden können, um im erforderlichen Falle neue einzuwechſeln.

H, Verband des Herdgewölbes, wie die Mauerſteine verhauen oder gleich geſtrichen werden müſſen. Die Gurtſteine, und was dem Feuer ausgeſetzt iſt, müſſen gute Mauerſteine ſeyn, die im Feuer nicht gleich ſchmelzen,

I, Die lutierte Thür des Schürloches.

K, Kapſel zum Verſchließen der Brodem-Röhren.

L. Klappthür oder Regiſter vor der Dampfröhre.

M. Sichelförmiger, eiſerner Haken an einer hölzernen Stange, um den Roſt, wenn er ſich verſetzt, damit zu reinigen.
N. Schippe zum Auſwerfen der Kohlen.

Was ein ſolcher Ofen hier in Berlin zu errichten koſtet, zeigt nachſtehender Bauanſchlag, nach welchem ſich an andern Orten ſolche Anſchläge leicht verfertigen laſſen.

Bau-Anſchlag

von Errichtung eines Backofens, der mit Steinkohlen geheitzt wird, und in welchem auf einmal 300 Stück ſechspfündige Commißbrode gebacken werden können; ohne Gebäude und Dach darüber, weil angenommen iſt, daß er in einem ſchon vorhandenen Gebäude angeleget werden ſoll.

A. An Maurer-Arbeitslohn.

	Th.	Gr.	Pf.
6 Schachtruthen Fundament unter dem Ofen, jede zu 144 Kubikfuß gerechnet, 4 Fuß tief, dem Riſſe gemäß, auszugraben, und die Erde zu beyſeit zu ſchaffen, à Schachtruthe 6 Gr.	1	12	—
6 Schachtruthen Fundament, den Luftzug nach dem Riſſe auszugraben, und die Erde beyſeit zu ſchaffen, à Schachtruthe 6 Gr. . .	1	12	—
4½ Schachtruthe Fundament von Kalkbruch oder Feldſteinen in tüchtigem Verbande, der Zeichnung gemäß, in zwey Abſätzen der Erde gleich, unter dem Ofen aufzumauern, à Schachtruthe 1 Rthlr. 12 Gr.	6	18	—
36 laufende Fuß, den Luftzug, der Zeichnung gemäß, von Kalk- oder Bruchſteinen die Seitenmauern aufzumauern, à Fuß 3 Gr. .	4	12	—
Latus	14	6	—

	Thlr	Gr.	Pf.
Transport	14	6	—
36 laufende Fuß, den Luftzug mit Mauerſteinen auf der flachen Seite in Lehm zu pflaſtern, à Fuß 4 Pfenn.		12	—
36 laufende Fuß, den Luftzug einen halben Stein ſtark mit Mauerſteinen zu zuwölben, und bey der Mündung eine Kappe zu wölben, à Fuß 2 Gr.	3	—	—
$4\frac{1}{2}$ Schachtruthe, die Umfangsmauern und Wiederlagen 5 Fuß hoch und 3 Fuß ſtark, $1\frac{1}{2}$ F. nach der Feuerſeite zu, in Lehm, die äuſſern anderthalb Fuß hergegen von Kalk= oder Bruchſteinen mit Mauerſpeiſe von Kalk tüchtig aufzumauern, à Schachtruthe wegen Anlage und Abtheilung der Züge 2 Rthlr. . .	9	—	—
$\frac{1}{3}$ Schachtruthe, den Schorſtein von der Erde 7 Fuß hoch, der Zeichnung gemäß, $1\frac{1}{2}$ Stein ſtark mit Mauerſteinen von Kalk in tüchtigem Verbande herauf zu mauern und den Bogen zu ſchlieſſen.	2	—	—
$21\frac{1}{2}$ Fuß hoch, den Schorſtein, der Zeichnung gemäß, $\frac{1}{2}$ Stein ſtark in Lehm gemauert, trichterförmig herauf zu führen, über dem Dache mit Geſims zu verſehen und zu putzen, unter dem Dache zu betrappen und inwendig mit Lehm zu verſtreichen, à Fuß 3 Gr. .	2	16	6
1 □ R. Das Pflaſter des Feuerheerdes, 1 Stein ſtark, ſowohl nach beyden Seiten als auch nach hinten zu ſteigend in Lehm zu mauern, und die Züge gehörig einzurichten . .	2	—	—
Den Roſt zu legen, die Wangen zu mauern, und erſtern zu befeſtigen . .	—	16	—
Latus	34	2	6

	Thlr	Gr.	Pf.
Transport	34	2	6
1$\frac{1}{2}$ □ R. Das Herdgewölbe, der Zeichnung gemäß, mit 4 Dampf- und 14 Erheizungsröhren anzulegen und in Lehm zu mauern, 4 Gurte 1 Stein hoch zu machen, darin die Anker zu envelopiren, die Steine dazu zu verhauen, die Anker zu legen, auch das übrige Gewölbe mit keilförmigen Steinen $\frac{1}{2}$ Stein ſtark zu wölben, und die hierzu zu gebrauchenden Steine durchgängig abzuſchleifen	10	—	—
1 □ R. Pflaſter von abgeſchlieffenen 1$\frac{1}{2}$ Zoll ſtarken Flieſen, damit das Herdgewölbe zu belegen, und hernach abzureiben . . .	1	12	—
1$\frac{1}{2}$ □ R. Das obere oder Backgewölbe, mit den 4 nachmals in eins laufenden Dampfröhren, den 2 Brodem- und daran auslaufenden 14 Erheizungsröhren mit 4 Gurten in tüchtigem Verbande zu wölben, dazu die Bogen zu ſchneiden, und die ſämmtlichen Röhren inwendig mit Lehm zu verſtreichen	18	—	—
1 □ R. Dies Gewölbe mit Lehm, 2 Zoll hoch zu übertragen	—	18	—
Zu dem Schürloche die eiſerne Thürzarge und Trage-Eiſen, desgleichen zu dem Ofenloch, wie auch der Rauchröhre, und zu den 2 Brodem-Röhren die Zargen einzuſetzen und zu vermauern	2	—	—
2$\frac{1}{2}$ □ Die ganze Umfaſſungsmauer, nebſt dem Schorſteine bis zum erſten Abſatze mit Kalk zu berappen, à □ R. 10 Gr. . . .	1	1	—
Latus	67	9	6

Den

	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
Transport	67	9	6			
Den Ofen und Luftzug rund herum das Fundament mit Erde wieder anzufüllen, feſt zu ſtampfen, auch den Schutt wegzufahren . .	3	—	—			
	—	—	—	70	9	6
B. An Zimmer-Arbeitslohn.						
Für die Mündung des Luftzuges, eine gefalzte Zarge von 4½ Fuß hoch, und 4 F. breit, mit einer zweyflügeligen geſpündeten und mit eingeſchobenen Leiſten verſehenen Thür anzufertigen, incl. Holz . .	—	—	—	2	8	—
C. An Hufſchmiede-Arbeit.						
Einen Roſt von 4 Fuß lang, 2 F. breit, die Stäbe von einzolligem Eiſen, und 1 Z. weiter Theilung mit den Wangeneiſen von ½ Z. ſtark und 2 Z. breit, anzufertigen, wiegt 440 Pf. à Pf. incl. Eiſen, 2 Gr. . .	36	16	—			
Anm. Wird der Roſt von Guß-Eiſen gemacht, müſſen die Stäbe anderthalb Zoll ſtark abgegoſſen werden, die Wangen aber anderthalb Zoll breit und 2 Zoll hoch, und die Entfernung der Stäbe bleibt 1 Z. weit, und wiegt ein ſolcher Roſt 3 Ct.; a Ct., da es Sandguß iſt, 2 Rthl. 19 Gr. 7 Pf., macht 8 Rthlr. 10 Gr. 9 Pf.						
4 Stück geſchmiedete Anker von 16½ F. lang, 2 Z. hoch und 1 Z. breit, mit Schläufen an beyden Seiten, auch 8 Stück 3 F. langen Splinten, 2 Z. ſtark und ¾ Z. breit, anzufertigen, incl. Eiſen, à Pf. 2 Gr., macht für 580 Pf. . .	48	8	—			
Latus	—	—	—	72	17	6

 3 Stück

	Thl.	Gr.	Pf.	Thl.	Gr.	Pf.
Transport	—	—	—	72	17	6
3 Stück Trageanker zum Schürloche, Ofenloche und der Rauchröhre anzufertigen, wiegen 36 Pfund à Pf. incluſive Eiſen, 2 Gr. . .	3	—	—			
Einen Haken zum Räumen des Roſtes, nach Art der Sichel, mit einer Tille anzufertigen, wiegt 8 Pf. à 2 Gr.	—	16	—	85	16	—
D. An Kleinſchmiede- oder Schlöſſerarbeit.						
Eine eiſerne Zarge zur Thüre vor das Schürloch, wiegt 33 Pf., á Pf. 3 Gr.	4	3	—			
Die Thür zu dieſer Zarge mit Rahmen und Wiederhaken zum Lutiren verſehen, auch mit einer darin anzubringenden kleinen Zarge und Thür, die Rahmen von 1 Z. breiten Eiſen; alles übrige von ſtarkem Sturzbleche anzufertigen, auch mit Häſpen und Haken, Klinke und Klinkhaken zu verſehen, wiegt 24 Pf. à 4 Gr.	4	—	—			
Eine Zarge zum Backofenloche in der vorher beſchriebenen Art anzufertigen, wiegt 16 Pf. incl. Eiſen, à 3 Gr.	2	—	—			
Die Thür zu dieſer Zarge von ſtarkem Sturzbleche, mit Rahmen und ganz übergehenden Häſpen, auch Haken, Klinke und Klinkhaken anzufertigen, wiegt 14 Pf. à 4 Gr.	2	8	—			
Eine Zarge zu der Dampfröhre anzufertigen, wiegt 25 Pf.; à Pf. incluſive Eiſen, 3 Gr . .	3	3	—			
Latus	—	—	—	161	9	6

Eine

	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
Transport	—	—	—	161	9	6
Eine Klappthür oder Regiſter mit 2 Lacken, die ſich an die Seiten klemmen, aus ſtarkem Sturzblech anzufertigen, mit Häſpen und Haken, auch Handgriff zum Oeffnen und Verſchließen, verſehen, wiegt 36 Pf. a Pf. 4 Gr. . .	6	—	—			
Zwey Röhren mit Klappen, für die Brodemröhren aus ſtarkem Sturzblech anzufertigen und mit Handgriff zu verſehen, wiegen 12 Pf. à 4 Gr.	2	—	—			
Die zwey hölzernen Thüren vor dem Luftzuge mit Häſpen und Haken, auch Riegeln und deutſchem Schloß zu beſchlagen . . .	1	18	—			
Eine Kohlenſchippe anzufertigen	1	—	—			
	—	—	—	26	8	—
E. An Materialien.						
4½ Prahm ordinäre rüdersdorfer Kalkſteine, von 420 Kub. Fuß pro Prahm, ſtatt der Feld- oder Bruchſteine, anzukaufen 6 Th. 17. Gr. 6 Pf. und an Waſſer-Fracht bis Berlin 3 Th.—Gr.—Pf. macht 9 Th. 17 Gr. 6 Pf.	43	18	9			
6000 Stück rathenower Mauerſteine, welche im Feuer nicht leicht ſchmelzen, anzukaufen, incl. Transport à 7 Rthlr.	70	—	—			
200 Stück 2½ Zoll ſtarke und ein Fuß im □ breite Flieſen anzukaufen, incl. Transport, à Stück 4 Pfennig.	2	18	8			
36 Vierſcheffel-Tonnen rüdersdorfer Kalk anzukaufen, mit Transport, à 1 Rthlr.	36	—	—			
30 Fuder Lehm anzufahren, à 12 Gr.	15	—	—			
Latus	—	—	—	187	17	6

	Thl.	Gr.	Pf.	Thl.	Gr.	Pf.
Transport	—	—	—	187	17	6
32 Fuder Sand anzufahren, à 6 Gr.	20	12	—			
20 Stück Rüſtbretter zu Bogen und Rüſtungen anzuſchaffen à 8 Gr.	6	16	—			
15 Stück Dachlatten zum Wölben anzuſchaffen, à 3 Gr. 4 Pf. .	2	2	—			
10 Schock Lattnägel anzukaufen, à 4 Gr.	1	16	—	258	11	5
Für Rüſtzeug, Bothen=Lohn, Geräthe und unvorherzuſehende Ausgaben	—	—	—	8	—	—
Summa	—	—	—	454	4	11

Es iſt noch einige Anleitung zur Behandlung dieſes Ofens zu geben nöthig.

1. Die Kohlen werden in ein neben dem Ofen vertieft anzulegendes Behältniß, worein etwa ein Paar Scheffel gehen, geſtürzt, und vor dem Gebrauche mit Waſſer gut benetzt; und können auf 1 Scheffel Kohlen 4 bis 5 Eimer Waſſer gegoſſen werden.

2. Grus, oder bergmänniſch geredet, klare Kohlen, müſſen zum Gebrauch bey dieſem Backofen anfänglich nicht genommen werden, ſondern man muß die Stückkohlen ausſuchen, und damit erſt feuern, um jene nicht durch den Roſt fallen zu laſſen. Sind die Stückkohlen aber erſt einmal in völliger Gluth, ſo kann man klare Kohlen nachwerfen; doch muß man immer dahin ſehen, daß der Roſt aller Orten bedeckt bleibe. Wollen die Kohlen nicht

nicht brennen, ſo iſt es ein Zeichen, daß der Roſt ſich verſetzt hat, und es am Luftzuge fehlt, alsdann nimmt man den ſichelförmigen Haken, M, und ſucht von oben damit in dem Roſte wieder Luft zu ſchaffen; wenn dies aber nicht mehr möglich iſt, muß es von unten durch den Luftzug geſchehen; indeſſen kommt dieſer letzte Fall nicht oft vor. Will man die dem ungeachtet durch den Roſt durchfallenden kleinen Kohlen wieder gebrauchen, muß man das Aſchenloch ſo tief anlegen, das etwas Waſſer darin ſteht, ſo löſchen ſich dieſelben beym Herunterfallen gleich aus, und beym Herausziehen der Aſche kann man ſolche wieder abſondern, und dieſe kleine Kohlen an die Schmiede verkaufen.

3. Wenn zuerſt der Ofen angefeuert werden ſoll, muß man nur ſo viel Kohlen auf den Roſt legen, daß er kaum damit bedeckt iſt, alsdann zündet man ſie an, und zieht das Regiſter vor der Dampfröhre nur zum vierten Theile auf, bis man ein Praſſeln des Feuers und einen ſtarken Dampf verſpüret, da man dann dieſes Regiſter nach und nach immer mehr öffnet, und den dicken Dampf möglichſt geſchwinde von den Kohlen zu jagen ſucht. Sobald die Kohlen aber hell brennen, wird das Regiſter bis zum vierten Theile wieder geſchloſſen, damit nicht zu viel Hitze unnütz verfliege; wenn hergegen von neuem wieder Kohlen aufgegeben werden, muß man ſich durch mehreres Oeffnen des Regiſters wieder von dem Dampfe zu befreyen ſuchen, und hernach ſolches wieder mehr verſchließen. Die Thür des Schürloches, des Ofenloches, und die Kapſeln vor den Brodemröhren, bleiben beſtändig geſchloſſen. Leztere werden, wenn das Brod im Ofen

iſt,

iſt, einigemal geöffnet, um den Wraſen wegzuſchaffen.

4. Will man wiſſen, ob der Ofen aller Orten die gehörige Hitze habe, ſo werfe man eine ungefähr durchgängig 2 Zoll ſtarke Stange in den Ofen bis zu Ende deſſelben, laſſe ſolche 3 bis 4 Minuten darin liegen, und ziehe ſie hernach geſchwinde heraus, ſo kann man mit der Hand gleich fühlen, ob er aller Orten ſchon die nöthige Hitze habe. Ein geübter Bäcker wirft eine Handvoll Mehl in den Ofen, und ſieht an deſſen Braunwerden, auch an der Couleur der Steine ſelbſt, welche nicht grau, ſondern weiß ſeyn müſſen, ob der Ofen bereits genug erheizt worden iſt, oder nicht.

5. Sobald das Brod in den Ofen geſchoben, oder, nach der Sprache der Bäcker, geſchoſſen werden ſoll, müſſen beyde hölzerne Thüren vor dem Luftzuge, wie auch das Regiſter verſchloſſen, und klare Kohlen aufgegeben werden, theils um keine ſtärkere Hitze, als nöthig iſt, zu bekommen, und die Kohlen nicht unnütz zu verbrennen, andern Theils, weil, wenn der Luftzug und das Regiſter offen, und nicht hinlängliche Kohlen vorhanden ſind, der Ofen zu geſchwinde abgekühlt, und das eingeſchobene Brod nicht gar wird. Iſt der Ofen aber zu ſehr erheizt, ſo darf man nur die Ofenthür, die beyden Brodemröhren und das Regiſter einige Minuten gänzlich öffnen, da man dann ſogleich ein Abkühlen deſſelben verſpüren wird.

6. Soll das Backen recht geſchwinde von Statten gehen, als worauf es bey den Feldbäckereyen hauptſächlich ankommt, ſo muß man den Kohlenbedarf zur folgenden Erwärmung des Ofens allemal vorher auf den Roſt legen, ehe man das

Brod heraus zieht, ſodann die Thür vor dem Luftzuge, wie auch das Regiſter, ein wenig öffnen, ſo jagt man, während dem Herausziehen des Brodes den Dampf ſchon von den Kohlen weg, und der Ofen wird weit eher wieder heiß. Ein Vortheil, welcher bey der Erheizung von Holz gar nicht ſtatt findet!

Wenn die Bäcker mit dieſer vortheilhaften Behandlung ſolcher Oefen erſt recht bekannt ſind, ſo iſt es, nach dem eigenen Geſtändniſſe des hieſigen Oberbackmeiſters Metzke, welcher beym Probebacken die Aufſicht hatte, möglich ſtatt 7mal, die es geleiſtet wurde, ein achtmaliges Backen binnen 24 Stunden vorzunehmen. Das Backen bey der Feuerung von Holz kann in 24 Stunden nur 5mal geſchehen; und es werden, da jedesmal 300 Brode geſchoſſen werden, in 24 Stunden 1500 Stück Brod gebacken. Bey der Feuerung von Steinkohlen wird in 24 Stunden 7mal geſchoſſen, und jedesmal, ebenfalls nach der Größe dieſes Ofens 300 Brode, welches 2100 Stück beträgt, und alſo in 24 Stunden 600 Stück Brod mehr. Läſſet ſich dieſes in der Folge 8mal leiſten, ſo können 900 Brode in 24 Stunden mehr, als bey Holz, gebacken werden, welches bey Feldbäckereyen ein einleuchtender Vortheil iſt.

Fried. Holſche neu inventirter Backofen, bey der Feuerung von Steinkohlen Brod zu backen. Berl. 1781, 4. 3 Bog. n. e. K. T.

An denen Orten, wo Torf gebräuchlich, und kein Holzvorrath iſt, wird Brod dabey gebacken. Eben ſo läſſet ſich auch bey Stroh ein recht wohlſchmeckendes Brod backen.

Wie viel Mehl und Waſſer zu einem Brod von 6 ℔, und wie viel zu einem Scheffel Mehl genommen werden müſſe. Es ſoll z. B. ein Scheffel, berl.

Maß,

Maß, zu Brod eingeſäuert werden. Dieſer Scheffel muß, nach dem preuß. Magazin-Reglement, 75 Pf. wiegen. Aus dieſem Scheffel ſollen 50 tägliche Portionen, eine jede Portion zu 2 Pf. gerechnet, gebacken werden; mithin muß zu dieſem Scheffel an 26 Pf. Waſſer zugegoſſen werden. Nun fragt es ſich, wenn viel Waſſer aus dieſem Brode im Ofen austrocknet, wie viel dann ausgebackenes Brod bleibt, und wie viel Waſſer zu ſolchem Scheffel Mehl genommen werden müſſe, wenn gedachte Portionen-Anzahl ihre Richtigkeit und ihr völliges Gewicht behalten ſoll. Dieſes iſt aus nachſtehender Tabelle deutlich zu erſehen.

Tabelle vom Verbacken.

Wenn an Mehl gebacken werden ſoll.			ſo wird dazu Waſſer nöthig ſeyn.		daraus wird Teig	hievon trocknen an Waſſer aus	bleibt an ausgebackenem Brod.	Backgeld d. Stadtbäckern, pro Scheffel 3 Gr.	
Pf.	Sch.	Mtz.	Pf.	Qrt.	Pf.	Pf.	Pf.	G.	Pf.
1	—	—	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{5}$	$1\frac{1}{2}$	$\frac{1}{6}$	$1\frac{1}{3}$	—	$\frac{12}{25}$
2	—	—	1	$\frac{2}{5}$	3	$\frac{1}{3}$	$2\frac{2}{3}$	—	$\frac{24}{25}$
3	—	—	$1\frac{1}{2}$	$\frac{3}{5}$	$4\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$	4	—	$1\frac{11}{25}$
4	—	—	2	$\frac{4}{5}$	6	$\frac{2}{3}$	$5\frac{1}{3}$	—	$1\frac{23}{25}$
5	—	—	$2\frac{1}{2}$	$1\frac{1}{5}$	$7\frac{1}{2}$	$\frac{5}{6}$	$6\frac{2}{3}$	—	$2\frac{2}{5}$
6	—	—	3	$1\frac{1}{5}$	9	1	8	—	$2\frac{22}{25}$
7	—	—	$3\frac{1}{2}$	$1\frac{2}{5}$	$10\frac{1}{2}$	$1\frac{1}{6}$	$9\frac{1}{3}$	—	$3\frac{9}{25}$
8	—	—	4	$1\frac{3}{5}$	12	$1\frac{1}{3}$	$10\frac{2}{3}$	—	$3\frac{21}{25}$
9	—	—	$4\frac{1}{2}$	$1\frac{4}{5}$	$12\frac{1}{2}$	$1\frac{1}{2}$	12	—	$4\frac{8}{25}$
10	—	—	5	15	15	$1\frac{2}{3}$	$13\frac{1}{3}$	—	$4\frac{4}{5}$
20	—	—	10	30	30	$3\frac{1}{3}$	$26\frac{2}{3}$	—	$9\frac{3}{5}$
30	—	—	15	45	45	5	40	1	$2\frac{2}{5}$
40	—	—	20	60	60	$6\frac{2}{3}$	$53\frac{1}{3}$	4	$7\frac{1}{5}$
50	—	—	25	75	75	$8\frac{1}{3}$	$66\frac{2}{3}$	2	—
60	—	—	30	90	90	10	80	2	$4\frac{4}{5}$
70	—	—	35	105	105	$11\frac{2}{3}$	$93\frac{1}{3}$	2	$9\frac{3}{5}$
75	—	—	$37\frac{1}{2}$	$112\frac{1}{2}$	$112\frac{1}{2}$	$12\frac{1}{2}$	100	3	—
—	2	—	75	225	225	25	200	6	—
—	3	—	$112\frac{1}{2}$	$337\frac{1}{2}$	$337\frac{1}{2}$	$37\frac{1}{2}$	300	9	—
—	4	—	150	450	450	50	400	12	—
—	5	—	$187\frac{1}{2}$	$562\frac{1}{2}$	$562\frac{1}{2}$	$62\frac{1}{2}$	500	15	—
—	6	—	225	675	675	75	600	18	—

Wie

Wie ein eingeſäuerter und gegangener Teig zu behandeln ſey, wenn ein gutes und feſtes Brod entſtehen ſoll. Ein der Feldbäckerey Vorgeſetzter hat darauf zu ſehen, daß der zum Verbacken zubereitete Teig nicht dünn oder fließend bleibe, und zu viel Waſſer behalte, ſondern mit Mehl feſt und derb durchgeknetet werde. Ein Brod, welches noch ſehr viel Waſſer bey ſich hat, und ſchwammicht iſt, hat die Kraft nicht, welche ein feſt geknetetes Brod hat.

Wenn das Brod ſein vollkommenes Gewicht von 6 Pfund behalten ſoll, muß der Bäcker 6 $\frac{3}{4}$ Pfund Teig einlegen, weil bey dem Verbacken, ſobald das Brod in den Ofen kommt, auf jedes Pfund 4 Loth eintrocknen; daher ſind auf ein ſechspfündiges Brod allemal 24 Loth zu rechnen. Ein Mehreres iſt aus nachſtehender Teig- und Brodtabelle zu erſehen.

Teig- und Brod-Tabelle.

Auf 1 Pf. Brod wird 1 Pf. 4 Loth Teig gerechnet, wenn nämlich der Teig wohl ausgeknetet, und nicht zu dünn iſt.

Teig.		gibt Brod.	Teig.		gibt Brod.
Pf.	Lt.	Pf.	Pf.	Lt.	Pf.
—	18	$\frac{1}{2}$	29	8	26
1	4	1	30	12	27
2	8	2	31	16	28
3	12	3	32	20	29
4	16	4	33	24	30
5	20	5	34	28	31
6	24	6	36	—	32
7	28	7	37	4	33
9	—	8	38	8	34
10	4	9	39	12	35
11	8	10	40	16	36
12	12	11	41	20	37
13	16	12	42	24	38
14	20	13	43	28	39
15	24	14	45	—	40
16	28	15	56	8	50
18	—	16	67	16	60
19	4	17	78	24	70
20	8	18	90	—	80
21	12	19	101	8	90
22	16	20	112	16	100
23	20	21	562	16	500
24	24	22	1125	—	1000
25	28	23	—	—	—
27	—	24	—	—	—
28	4	25	—	—	—

Wie viel Mehl zu jedem Pfund Brod erfordert werde, wenn das Brod von der gehörigen Güte ſeyn ſoll. Ein nach dem Feld-Kriegsetat zu verfertigendes Commißbrod muß 6 Pf. ſchwer ſeyn. Auf jedes Pf. Brod werden $\frac{3}{4}$ Pf. Mehl gerechnet, daß alſo zu einer Portion Brod, welche aus 2 Pf. beſteht, $1\frac{1}{2}$ Pf. Mehl gehören. Nachſtehende Mehl- und Brod-Tabelle ſetzt dieſes in ein mehreres Licht.

Mehl-

Mehl- und Brod-Tabelle.

Zum Haus- und Proviant-Backen.

Mehl	gibt Brod.	Mehl	gibt Brod.	Mehl	gibt Brod.
Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.
¾	1	20¼	27	39¾	53
1½	2	21	28	40½	54
2¼	3	21¾	29	41¼	55
3	4	22½	30	42	56
3¾	5	23¼	31	42¾	57
4½	6	24	32	43½	58
5¼	7	24¾	33	44¼	59
6	8	25½	34	45	60
6¾	9	26¼	35	45¾	61
7½	10	27	36	46½	62
8¼	11	27¾	37	47¼	63
9	12	28½	38	48	64
9¾	13	29¼	39	48¾	65
10½	14	30	40	49½	66
11¼	15	30¾	41	50¼	67
12	16	31½	42	51	68
12¾	17	31¼	43	51¾	69
13½	18	33	44	52½	70
14¼	19	33¾	45	53¼	71
15	20	34½	46	54	72
15¾	21	35¼	47	54¾	73
16½	22	36	48	55½	74
17¼	23	36¾	49	56¼	75
18	24	37½	50	57	76
18¾	25	38¼	51	57¾	77
19½	26	39	52	58½	78

Was ein berl. Scheffel Mehl wiegt, und wie viel Brod daraus zu backen ſey. Ein berl. Scheffel Mehl wiegt, nach dem auf allen königl Magazinen angenommenen Satze, 75 Pf. ; hiernach werden alle Berechnungen der Mehlfäſſer angefertigt. 50 tägliche Portionen Brod, erfordern 1 berl. Scheffel Mehl, à 75 Pf. ; wenn nun eine jede tägliche Portion 2 Pf. enthält, ſo würde dieſe Portionenanzahl 100 Pf. ausmachen. Dieſes iſt ſchon in der Tabelle vom Verbacken mit angeführt worden. Hier ſoll nur gezeigt werden, wie aus 1 Scheff. Mehl, der nur 75 Pf. wiegt, 16⅔ Brod, welche 50 Portionen oder 100 Pf. betragen, wirklich gebacken werden. Dieſes iſt aus beyliegender Tabelle, A, welche von ⅞ berl. Metzen bis 4200 Wiſpel berechnet iſt, zu erſehen.

Berechnung der Portionenanzahl. 50 Mann erfordern zu ihrem Unterhalt, auf 1 Tag gerechnet, 1 berl. Scheffel Mehl, oder 16⅔ Stück Brod. Zu einer Portion, à 2 Pf. auf 1 Tag, gehört $\frac{24}{75}$ berl. Metze; und 1000 Mann haben alle Tage 20 Scheff. zu ihrem Unterhalte nöthig. Soll die Verpflegung dieſer 50 Mann mit Brod auf 1 Monath, von 30 Tagen, geſchehen, ſo bekommt 1 Mann auf ſein Antheil 10 Brode, jedes zu 6 Pf. gerechnet; und 50 Mann haben an täglichen Portionen, auf 30 Tage, 500 Stück Brod zu empfangen: dieſe betragen an Mehl, 1 Wiſp. 6 Scheff. berl. Maß. Die tägliche Verpflegung von 1000 Mann, erfordert, auf 1 Monath von 30 Tagen, 10,000 Stück Brod, und netto 25 berl. Wiſpel, oder 600 Scheffel, wie aus der beygefügten Portionentabelle B zu erſehen iſt.

Da, nach vorſtehender Berechnung, 1000 Mann alle Tage 20 Scheff. Mehl zu ihrem Unterhalt gebrauchen, ſo würden zur Verpflegung einer Armee von 100,000 Mann, auf 1 Tag, die Portion zu 2 Pf. gerechnet, 83 Wiſp. 8 Scheff., oder 2408 berl. Scheff. gehören.

gehören. Nach dieſem Satze erfordern 100,000 Mann, an Portionen Brod, auf 1 Monath von 30 Tagen, 100,000 Stück Brod, und hiezu 2500 berl. Wiſp. oder 60,000 Scheff. Mehl. In der beygefügten Tabelle C, findet man die monathlichen Brodportionen von 1 Mann bis zu 100,000 Mann berechnet.

Was ein Regiment, es ſey Infanterie, oder Cavallerie, auf 1 Tag an Portionen empfange, und wie viel Mehl dazu gehöre, iſt aus nachſtehender Tabelle zu erſehen; wobey anzumerken iſt, daß die Regimenter nach der Größe und Stärke der kön. preuß. Regimenter angezeigt ſind, und die Berechnung darnach eingerichtet iſt.

Ta
wie viel eines Regimentes Portionen Brod

Portionen = Anzahl. à 2 Pf.	Brod à Stück 6 Pf.	Regimenter.
		Infanterie.
2608	869⅓	für 3 Bataillons königl. Leibgarde
2736	912	für 3 Bataillons Prinz von Bernburg
1824	608	für 1 Regiment von 2 Bataillons ohne Grenadiers - - - - -
1824	608	für 1 Regiment Füſiliers ohne Grenadiers - - - - - - - -
757	252⅓	für 1 Grenadier-Bataillon - - -
		Cavallerie.
610	203⅓	für 3 Escadrons Garde du Corps
1310	436⅔	für 1 Regiment Küraſſier - - -
2327	775⅔	für 1 Regiment Dragoner von 10 Escadrons - - - - - - - -
1317	439	für ein Regiment Dragoner von 5 Escadrons - - - - - - - -
2024	674⅔	für ein Regiment Huſaren von 10 Escadrons - - - - - - - -

belle,

täglich und monatlich an Mehl betragen.

betragen an Mehl									
täglich					monathlich.				
Maß.			Gewicht.		Maß.			Gewicht.	
Wſp.	Sch.	Metz.	Ctn.	Pf.	Wſp.	Sch.	Metz.	Ctn.	Pf.
2	4	$2\frac{42}{75}$	35	62	65	4	$12\frac{60}{75}$	1066	101
2	6	$11\frac{39}{75}$	37	34	68	9	$9\frac{45}{75}$	1119	30
1	12	$7\frac{51}{75}$	24	96	45	14	$6\frac{30}{75}$	746	20
1	12	$7\frac{51}{75}$	24	96	45	14	$6\frac{30}{75}$	746	20
—	15	$2\frac{18}{75}$	10	35	18	22	$3\frac{15}{75}$	309	75
—	12	$3\frac{15}{75}$	8	35	15	6	—	249	60
1	2	$3\frac{15}{75}$	17	95	32	18	—	535	100
1	22	$8\frac{45}{75}$	31	$80\frac{1}{2}$	58	4	$3\frac{45}{75}$	951	105
1	2	$5\frac{33}{75}$	17	105	32	22	$3\frac{15}{75}$	538	85
1	16	$7\frac{51}{75}$	27	66	50	14	$6\frac{30}{75}$	828	—

Der Mehlfäſſer, und deren Einrichtung, iſt bereits oben Erwähnung geſchehen. Aus der beygefügten Tabelle D erſieht man: wie viel Scheffel Mehl ein ſolches Faß enthalte; desgl. wie viel dieſe Scheffel Maß, an Gewicht und Pfunden betragen; wie viel Brodportionen dieſelben ausmachen; und wie viel Brod aus ſolchem Faſſe Mehl gebacken werden müſſen. Es iſt die Berechnung hierüber von 1 Faß, bis 14,000 Faß, und zwar nach dem berl. Scheffel, gemacht; und wenn deren Anzahl bey dem Marſche einer Armee noch ſtärker ſeyn ſollte, iſt die weitere Berechnung darnach leicht anzufertigen.

Da der dresdner Scheffel beynahe ſo groß iſt, wie 2 berl. Scheffel, und im Verhältniß gegen einander, an dem dresdner Scheffel 1 Metze berliner, welche daran fehlt, den Unterſchied darin macht, ſo folgt auch hier eine Berechnung, was der dresdner Scheffel Mehl an Maß, Gewicht, Portionen und Stücken Brod, beträgt. Die Berechnung aber iſt nach dieſen Sätzen ſehr verſchieden, welche Verſchiedenheit die Mahlmetze, die von dem Müller bey der Vermahlung des Kornes in der Mühle genommen wird, verurſachet. Wenn nämlich die Mahlmetze an den Müller bezahlt wird, ſo bleibt das Gewicht des Scheffels 140 Pf.; wird hingegen die Mahlmetze nicht bezahlt, ſo bleiben nur 132 Pf., weil die Metze, laut Abzug von 8 Pf. den Unterſchied macht. Nach dieſen beyden Sätzen, iſt in der beygefügten Tabelle E die Berechnung geſchehen.

Es iſt oben der Rapports, welche die Backmeiſter an den der Bäckerey vorgeſetzten Director, und Letzterer ſeinen Generalrapport an den Commiſſariats-Intendanten, oder an den commandirenden Chef der Armee oder des Corps, abzuſtatten haben, Erwäh-

nung geſchehen, zu deren Erläuterung hier zwey Schemata folgen. Das erſte iſt der Rapport der Backmeiſter; und das zweyte der Generalrapport des Directors.

A.

Tabelle.

Was der berliner Scheffel Mehl wiegt, und wie viel Brod daraus gebacken werden kann.

Mehl. berliner Maß. à Scheffel 75 Pf.			Mehl. berliner Maß. wiegt		und geben an sechspfündigen Brod.
Wisp.	Sch.	M.	Centner	Pf.	Stück.
—	—	$\frac{7}{8}$	—	$4\frac{13}{128}$	$\frac{175}{192}$
—	—	1	—	$4\frac{11}{16}$	$1\frac{1}{24}$
—	—	2	—	$9\frac{3}{8}$	$2\frac{1}{12}$
—	—	3	—	$14\frac{1}{16}$	$3\frac{1}{8}$
—	—	4	—	$18\frac{3}{4}$	$4\frac{1}{6}$
—	—	5	—	$23\frac{7}{16}$	$5\frac{5}{24}$
—	—	6	—	$28\frac{1}{8}$	$6\frac{1}{4}$
—	—	7	—	$32\frac{13}{16}$	$7\frac{7}{27}$
—	—	8	—	$37\frac{1}{2}$	$8\frac{1}{3}$
—	—	9	—	$42\frac{5}{16}$	$9\frac{9}{24}$
—	—	10	—	$46\frac{7}{8}$	$10\frac{5}{12}$
—	—	11	—	$52\frac{9}{16}$	$11\frac{11}{24}$
—	—	12	—	$56\frac{1}{4}$	$12\frac{1}{2}$
—	—	13	—	$60\frac{15}{16}$	$13\frac{13}{24}$
—	—	14	—	$65\frac{5}{8}$	$14\frac{7}{12}$
—	—	15	—	$70\frac{5}{16}$	$15\frac{5}{8}$
—	1	—	—	75	$16\frac{2}{3}$
—	2	—	1	40	$33\frac{1}{3}$
—	3	—	2	5	50
—	4	—	2	80	$66\frac{2}{3}$
—	5	—	3	45	$83\frac{1}{3}$
—	6	—	4	10	100
—	7	—	4	85	$116\frac{2}{3}$
—	8	—	5	50	$133\frac{1}{3}$
—	9	—	6	15	150
—	10	—	6	90	$166\frac{2}{3}$
—	11	—	7	55	$183\frac{1}{3}$
—	12	—	8	20	200
—	13	—	8	95	$116\frac{2}{3}$
—	14	—	9	60	$233\frac{1}{3}$
—	15	—	10	25	250
—	16	—	10	100	$266\frac{2}{3}$
—	17	—	11	65	$283\frac{1}{3}$
—	18	—	12	30	300
—	19	—	12	105	$316\frac{2}{3}$
—	20	—	13	70	33[illegible]

Mehl. berliner Maß. à Scheffel 75 Pf.			Mehl. berliner Maß. wiegt		und geben an sechspfündigen Brod.
Wisp.	Sch.	M.	Centner	Pf.	Stück.
—	21	—	14	35	350
—	22	—	15	—	$366\frac{2}{3}$
—	23	—	15	75	$391\frac{1}{3}$
1	—	—	16	40	400
2	—	—	32	80	800
3	—	—	49	10	1200
4	—	—	65	50	1600
5	—	—	80	90	2000
6	—	—	98	20	2400
7	—	—	114	60	2800
8	—	—	130	100	3200
9	—	—	147	30	3600
10	—	—	163	70	4000
11	—	—	180	—	4400
12	—	—	196	40	4300
13	—	—	214	80	5200
14	—	—	229	10	5600
15	—	—	245	50	6000
16	—	—	261	90	6400
17	—	—	278	20	6800
18	—	—	294	60	7200
19	—	—	310	100	7600
20	—	—	327	30	8000
21	—	—	343	70	8400
22	—	—	360	—	8800
23	—	—	376	40	9200
24	—	—	392	80	9600
25	—	—	409	10	10000
26	—	—	425	50	10400
27	—	—	441	90	10800
28	—	—	458	20	11200
29	—	—	474	60	11600
30	—	—	490	100	12000
31	—	—	507	30	12400
32	—	—	523	70	12800
33	—	—	54[illegible]	—	13200

Mehl. berliner Maß. à Scheffel 75 Pf.			Mehl. berliner Maß. wiegt		und geben an sechspfündigen Brod.
Wisp.	Sch.	M.	Centner	Pf.	Stück.
34	—	—	556	—	13600
35	—	—	572	80	14000
36	—	—	589	10	14400
37	—	—	605	50	14800
38	—	—	621	90	15200
39	—	—	638	20	15600
40	—	—	654	60	16000
41	—	—	670	100	16400
42	—	—	687	30	16800
43	—	—	703	70	17200
44	—	—	720	—	17600
45	—	—	736	40	18000
46	—	—	752	80	18400
47	—	—	769	10	18800
48	—	—	785	50	19200
49	—	—	801	90	14600
50	—	—	818	20	20000
51	—	—	834	60	20400
52	—	—	850	100	20800
53	—	—	867	30	21200
54	—	—	883	70	21600
55	—	—	900	—	22000
56	—	—	916	40	22400
57	—	—	932	80	22800
58	—	—	949	10	23200
59	—	—	965	50	23600
60	—	—	981	90	24000
61	—	—	998	20	24400
62	—	—	1014	60	24800
63	—	—	1030	100	25200
64	—	—	1047	30	25600
65	—	—	1063	70	26000
66	—	—	1080	—	26400
67	—	—	1096	40	26800
68	—	—	1112	80	27200
69	—	—	1129	10	27600

Mehl. berliner Maß. à Scheffel 75 Pf.			Mehl. berliner Maß. wiegt		und geben an sechspfündigen Brod.
Wisp.	Sch.	M.	Centner	Pf.	Stück.
70	—	—	1145	50	28000
71	—	—	1161	90	28400
72	—	—	1178	20	28800
73	—	—	1194	60	29200
74	—	—	1210	100	29600
75	—	—	1227	30	30000
76	—	—	1243	70	30400
77	—	—	1260	—	30800
78	—	—	1276	40	31200
79	—	—	1292	80	31600
80	—	—	1309	10	32000
81	—	—	1325	50	32400
82	—	—	1341	90	32800
83	—	—	1358	20	33200
84	—	—	1374	60	33600
85	—	—	1390	100	34000
86	—	—	1407	30	34400
87	—	—	1423	70	34800
88	—	—	1440	—	35200
89	—	—	1456	40	35600
90	—	—	1472	80	36000
91	—	—	1489	10	36400
92	—	—	1505	50	36800
93	—	—	1521	90	37200
94	—	—	1538	20	37600
95	—	—	1554	60	38000
96	—	—	1570	100	38400
97	—	—	1587	30	38800
98	—	—	1603	70	39200
99	—	—	1620	—	39600
100	—	—	1636	40	40000
200	—	—	3272	80	80000
300	—	—	4909	10	120000
400	—	—	6545	50	160000
500	—	—	8181	90	200000
600	—	—	9818	20	[illegible]

Mehl. Berliner Maß. à Scheffel 75 Pf.			Mehl. Berliner Maß. wiegt		und geben an sechspfündigen Brod.
Wisp.	Sch.	M.	Centner	Pf.	Stück.
700	—	—	11454	60	280000
800	—	—	13090	100	320000
900	—	—	14727	30	360000
1000	—	—	16363	70	400000
1100	—	—	18000	—	440000
1200	—	—	19636	40	480000
1300	—	—	21272	80	520000
1400	—	—	22909	10	560000
1500	—	—	24545	50	600000
1600	—	—	26181	90	640000
1700	—	—	27818	20	680000
1800	—	—	29454	60	720000
1900	—	—	31090	100	760000
2000	—	—	32727	30	800000
2100	—	—	34363	70	840000
2200	—	—	36000	—	880000
2300	—	—	37636	40	920000
2400	—	—	39272	80	960000
2500	—	—	40909	10	1000000
2600	—	—	42445	50	1040000
2700	—	—	44181	90	1080000
2800	—	—	45818	20	1120000
2900	—	—	47454	60	1160000
3000	—	—	49090	100	1202000
3100	—	—	50727	30	1240000
3200	—	—	52363	70	1280000
3300	—	—	54000	—	1320000
3400	—	—	55636	40	1360000
3500	—	—	57272	80	1400000
3600	—	—	58909	10	1440000
3700	—	—	60545	50	1480000
3800	—	—	62681	90	1520000
3900	—	—	63818	20	1560000
4000	—	—	65454	60	1600000
4100	—	—	67090	100	1640000
[illegible]	—	—	[illegible]	[illegible]	1680000

Rapport

von der königl. Feld-Bäckerey zu N. N.

Datum	Einnahme.	Brod	Mehl. in Fäſſern.	Mehl. auf den Böden		Holz	Salz	Alte leere Fäſſer	Leere Säcke
		Stück.	Stück.	Ctn.	Pf.	Klaft.	Tonnen	Stück.	Stück.
den =	iſt Beſtand geblieben	10336	12	—	—	28	1	123	25
= = =	hierzu eingenommen	—	32	—	—	—	—	—	—
	Summa	10336	44	—	—	28	1	123	25
	Ausgabe.								
den =	an die Regimenter	8863	—	—	—	—	—	—	—
= = =	an Kriegsgefangene	1023	—	—	—	—	—	—	—
	Summa	9886	44	—	—	28	1	123	—
= = =	bleibt Beſtand	450	44	—	—	28	1	123	25

N. N.

den = = =

Extract

von den heutigen Bäckerey-Rapports.

Datum	Beſtand.	Brod.	Mehl.		Holz	Salz.	Alte leere Fäſſer	Leere Säcke.
		Stück.	Wip.	Sch.	Klaf.	Tonnen	Stück.	St.
den =	in den Bäckereyen	31835⅓	25	—	83	5	440	125
	auf dem Proviant-Fuhrweſen	—	50	—				
	Summa	31835⅓	75	—	83	5	440	125
	Hievon wird die Armee heute auf 3 Tage mit Brod, als vom 12ten bis 14ten dieſes verpfleget, und der übrige Vorrath reicht noch auf 7 Tage, als vom 15ten bis ausſchl. 21ſten dieſes a. c.							

Sobald

Sobald eine Armee in das Feld rückt, und zu campiren anfängt, folgt auch derſelben die Bäckerey nach, doch bleibt dieſelbe beſtändig hinter der Armee, abſonderlich in Feindes Lande, nach Beſchaffenheit der Umſtände, wohl 2 bis 3 Meilen zurück. So wie die Armee ihre Zelte aufſchlägt, folgt hierin die Bäckerey nach. Dieſe Zelte werden der Bäckerey durch das Bäckereyfuhrweſen, wovon ich hernach ſprechen werde, nachgefahren. Die Bedeckung, welche bey der Bäckerey iſt, führt ihre Zelte bey ſich. Sobald der Ort, wo die Bäckerey aufgeſchlagen werden kann und ſoll, auserſehen iſt, iſt das erſte, daß die Backzelte von den Bäckerburſchen, mit Hülfe der Mäurer und Böttcher, errichtet werden; nachher errichten ſie ihre Zelte.

Die Backzelte ſind demnach die erſten, welche aufgeſchlagen werden müſſen, wenn die Bäckerey nicht in einer Stadt oder einem Flecken angeleget werden kann, und die in dem Orte befindlichen Oefen dazu nicht mitgebraucht werden können. Zu einem Corps d'Armee von 30,000 Mann werden 18 große Zelte erfordert; in 6 Zelten wird der Sauer und Mörſel bereitet, dem Brode das gehörige Gewicht gegeben, und das Brod verfertigt; in 6 Zelten geſchieht die Zubereitung des Mehles, und ſie werden daher Mehlzelte genannt; in die 6 übrigen wird das Brod, wenn es aus dem Ofen kommt, zum Abkühlen hingebracht, weshalb man ſie auch Brodzelte nennt. Iſt der Vorrath an Brod ſehr groß, ſo werden auch wohl ein oder ein Paar Mehlzelte zum Abkühlen des Brodes mit zu Hülfe genommen. Ein jeder Ofen hat ſein Backzelt; hingegen haben 2 Oefen nur 1 Mehl- und 1 Brodzelt.

Bey der ſächſiſchen Armee befinden ſich gleichfalls 18 große Zelte, davon 6 zu Sauer und Mörſel, 6 Mehl- und 6 Brod-Zelte ſind. Von den zu dem

Sauer

Portionen-Tabelle

wie viel zu 1 bis 1000 Portionen Brod, täglich und monatlich, an Mehl erfordert wird.

Portionen Anzahl.	täglich	beträgt an Mehl. Maß. Wiſp.	Sch	Mz.	Gewicht Cent.	Pf.
1	à 2 Pf. Brod.	—	—	$\frac{24}{75}$	—	$1\frac{1}{2}$
2	— — —	—	—	$\frac{78}{75}$	—	3
3	— — —	—	—	$\frac{72}{75}$	—	$4\frac{1}{2}$
4	— — —	—	—	$1\frac{21}{75}$	—	6
5	— — —	—	—	$1\frac{45}{75}$	—	$7\frac{1}{2}$
6	— — —	—	—	$1\frac{60}{75}$	—	9
7	— — —	—	—	$2\frac{18}{75}$	—	$21\frac{1}{2}$
8	— — —	—	—	$2\frac{42}{75}$	—	12
9	— — —	—	—	$2\frac{66}{75}$	—	$13\frac{1}{2}$
10	— — —	—	—	$3\frac{15}{75}$	—	15
11	— — —	—	—	$3\frac{39}{75}$	—	$16\frac{1}{2}$
12	— — —	—	—	$3\frac{63}{75}$	—	18
13	— — —	—	—	$4\frac{12}{75}$	—	$19\frac{1}{2}$
14	— — —	—	—	$4\frac{36}{75}$	—	21
15	— — —	—	—	$4\frac{60}{75}$	—	$22\frac{1}{2}$
16	— — —	—	—	$5\frac{9}{75}$	—	24
17	— — —	—	—	$5\frac{35}{75}$	—	$25\frac{1}{2}$
18	— — —	—	—	$5\frac{57}{75}$	—	27
19	— — —	—	—	$6\frac{6}{75}$	—	$28\frac{1}{2}$
20	— — —	—	—	$6\frac{30}{75}$	—	30
30	— — —	—	—	$9\frac{45}{75}$	—	45
40	— — —	—	—	$12\frac{60}{75}$	—	60
50	— — —	—	1	—	—	75
60	— — —	—	1	$3\frac{15}{75}$	—	90
70	— — —	—	1	$6\frac{30}{75}$	—	105
80	— — —	—	1	$9\frac{45}{75}$	1	10
90	— — —	—	1	$12\frac{60}{75}$	1	25
100	— — —	—	2	—	1	40
500	— — —	—	10	—	6	90
1000	— — —	—	20	—	13	70

Portionen Anzahl.	monatlich.	beträgt an Mehl. Maß. Wiſp.	Sch	Mz.	Gewicht Cent.	Pf.
1	à 2 Pf. Brod.	—	—	$9\frac{45}{75}$	—	45
2	— — —	—	1	$3\frac{15}{75}$	—	90
3	— — —	—	1	$12\frac{60}{75}$	1	25
4	— — —	—	2	$6\frac{30}{75}$	1	70
5	— — —	—	3	—	2	5
6	— — —	—	3	$9\frac{45}{75}$	2	50
7	— — —	—	4	$3\frac{15}{75}$	2	95
8	— — —	—	4	$12\frac{60}{75}$	3	30
9	— — —	—	5	$6\frac{30}{75}$	3	75
10	— — —	—	6	—	4	10
11	— — —	—	6	$9\frac{45}{75}$	4	55
12	— — —	—	7	$3\frac{15}{75}$	4	100
13	— — —	—	7	$12\frac{60}{75}$	5	35
14	— — —	—	8	$6\frac{30}{75}$	5	80
15	— — —	—	9	—	6	15
16	— — —	—	9	$9\frac{45}{75}$	6	60
17	— — —	—	10	$3\frac{15}{75}$	6	105
18	— — —	—	10	$12\frac{60}{75}$	7	40
19	— — —	—	11	$6\frac{30}{75}$	7	85
20	— — —	—	12	—	8	20
30	— — —	—	18	—	12	30
40	— — —	1	—	—	16	40
50	— — —	1	6	—	20	50
60	— — —	1	12	—	24	60
70	— — —	1	18	—	28	70
80	— — —	2	—	—	32	80
90	— — —	2	6	—	36	90
100	— — —	2	12	—	40	100
500	— — —	12	18	—	204	60
1000	— — —	25	—	—	409	10

Sauer und Mörſel beſtimmten 6 Zelten, hat jedes oben in der Mitte auf beyden Seiten, eine ungefähr $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß lange und breite Quadratöffnung, mit einem Gitter, worüber von eben der Leinwand, davon das Zelt bereitet iſt, ein Deckel gemacht iſt, welcher durch ein nicht allzu ſtarkes Sackband auf- und zugezogen werden kann, damit der Rauch und Dampf von dem heißen Waſſer bey dem anzufertigenden Mörſel, oder der Zubereitung des Teiges, heraus ziehen könne. Dergleichen Oeffnungen aber ſind an den preuſſiſchen Zelten, die zu dem Sauer und Mörſel gebraucht werden, nicht befindlich.

Sobald bey der campirenden Bäckerey die zum Backen gehörigen Zelte aufgeſchlagen ſind, werden die Brodzelte mit Bretern beleget, welche aus der, der Bäckerey nahe gelegenen Stadt oder Dorfe herbey geſchaffet werden müſſen, wofür der, der Bäckerey vorgeſetzte Commiſſarius zu ſorgen hat; auf dieſe Backbreter bringen die Bäckerburſche das Brod ſtoßweiſe hin, auf deren Richtigkeit die Oberbäcker zu ſehen haben.

Bey der ſächſiſchen Feldbäckerey werden die Zelte mit reinem, friſchem Stroh ausgelegt, und das zum Abkühlen gebrachte Brod darauf hingeſetzt. Eine davon zu befürchtende Feuersgefahr findet nicht Statt, weil jedesmal das aus dem Ofen gezogene Brod von den Bäckerburſchen beſehen, und eine an dem Brode etwann hangende Kohle abgewiſcht wird.

Nach aufgeſchlagenen Backzelten, werden die Zelte für den Oberbackmeiſter und die Backmeiſter, ſodann die für die Oberbäcker, und zuletzt die für die Bäckerburſche, aufgeſchlagen. Sechs Burſche haben allemal ein Zelt; ſie bekommen, gleich den Soldaten, ihr Lagerſtroh, und haben ihre Zeltdecken.

Es

Es iſt aber nicht allemal nothwendig, daß, wenn die Armee campirt, auch die Bäckerey campiren müſſe. Es kann eine Armee campiren, und die Bäckerey cantoniren. Sehr ſelten iſt die Bäckerey zu campiren genöthigt. Des Directors erſte Sorge muß dahin gerichtet ſeyn, die Bäckerey an einem Orte, wo Waſſer befindlich iſt, es ſey eine Stadt, oder ein Dorf, anzulegen, und die Backöfen an dem Waſſer errichten zu laſſen. Die Bäcker dürfen keine Zelte für ſich aufſchlagen, ſondern werden, wie die Soldaten, wenn ſie in die Cantonirungsquartiere gehen, in die Häuſer des Ortes verlegt. Bey den Oefen aber werden Schoppen von Dielen aufgeſchlagen; einige zu dem Mehle, und andere zu dem Brode, welches zum Abkühlen darein gebracht wird; daher auch jene Mehlkammern, und dieſe Brodkammern, genannt werden.

Wenn eine Armee in Feindes Lande, von dem Feinde durch verſchiedene vorgemachte Wendungen theils gedrehet wird, daß ſie ihre vorige Stellung verlaſſen muß, theils verfolget wird, und keinen feſten Fuß faſſen kann, daß ſie weder mit Brod noch Mehl verſehen werden kann, ſie auch, eine Bäckerey anzulegen, keinen ſichern Ort vor ſich ſieht, und von keinem Orte, es ſey einer Stadt oder anderwärts her, Brod zu bekommen iſt; in ſolchem Falle muß einer in dergleichen Verlegenheit ſich befindenden Armee, Zwieback zum höchſt nothdürftigen Unterhalt gereichet werden, bis ſie an den Ort der Sicherheit kommt, wo ihr die Proviantwägen das Brod entgegen bringen.

Es giebt verſchiedene Arten Zwieback. Einige werden aus Weizenmehl und Zucker gebacken. Eine andere Art wird aus einem Mittelmehle, von Rocken- und Weizenmehl (als: $\frac{2}{3}$ Rocken- und $\frac{1}{3}$ Weizenmehl) bereitet. Von dieſen iſt hier aber nicht die Rede; ſondern der Zwieback, womit eine Armee im Nothfalle

Un-

Portionen-Tabelle.

wie viel zu 1000 Mann, bis 100,000 Portionen Brod, täglich und monatlich an Mehl erfordert wird.

Portionen Anzahl.	tägliche	beträgt an Mehl. Maß.			Gewicht		Portionen Anzahl.	monatlich.	beträgt an Mehl. Maß.			Gewicht	
		Wisp.	Sch.	M.	Cent.	Pf.			Wisp.	Sch.	M.	Cent.	Pf.
1000	à 2 Pf. Brod	—	20	—	13	70	1000	à 2 Pf. Brod	25	—	—	400	10
2000	— — —	1	16	—	27	30	2000	— — —	50	—	—	818	20
3000	— — —	2	12	—	40	100	3000	— — —	75	—	—	1227	30
4000	— — —	3	8	—	54	60	4000	— — —	100	—	—	1636	40
5000	— — —	4	4	—	68	20	5000	— — —	125	—	—	2045	50
6000	— — —	5	—	—	81	90	6000	— — —	150	—	—	2454	60
7000	— — —	5	20	—	95	50	7000	— — —	175	—	—	2863	70
8000	— — —	6	16	—	109	10	8000	— — —	200	—	—	3272	80
9000	— — —	7	12	—	122	80	9000	— — —	225	—	—	3681	90
10000	— — —	8	8	—	136	40	10000	— — —	250	—	—	4090	100
11000	— — —	9	4	—	150	—	11000	— — —	275	—	—	4500	—
12000	— — —	10	—	—	163	70	12000	— — —	300	—	—	4909	10
13000	— — —	10	20	—	177	30	13000	— — —	325	—	—	5318	20
14009	— — —	11	16	—	190	100	14000	— — —	350	—	—	5727	30
15000	— — —	12	12	—	204	60	15000	— — —	375	—	—	6136	40
16000	— — —	13	8	—	218	20	16000	— — —	400	—	—	6545	50
17000	— — —	14	4	—	231	90	17000	— — —	425	—	—	6954	60
18000	— — —	15	—	—	245	50	18000	— — —	450	—	—	7363	70
19000	— — —	15	20	—	259	10	19000	— — —	475	—	—	7772	80
20000	— — —	16	16	—	272	80	20000	— — —	500	—	—	8181	90
30000	— — —	25	—	—	409	10	30000	— — —	750	—	—	12272	80
40000	— — —	33	8	—	545	50	40000	— — —	1000	—	—	16363	70
50000	— — —	41	16	—	681	90	50000	— — —	1250	—	—	20454	60
60000	— — —	50	—	—	818	20	60000	— — —	1500	—	—	24545	50
70000	— — —	58	8	—	954	60	70000	— — —	1750	—	—	28636	40
80000	— — —	66	16	—	1090	100	80000	— — —	2000	—	—	32727	30
90000	— — —	75	—	—	1237	30	90000	— — —	2250	—	—	36818	20
100000	— — —	83	8	—	1363	70	100000	— — —	2500	—	—	40909	10

unterhalten werden ſoll, iſt nichts anders, als ein zweymal gebackenes Brod, L. Panis dipyrus, ſ. biscoctus, welches dieſen Namen daher erhalten hat, weil es zum zweytenmal in den Ofen kommt, damit ſeine Feuchtigkeit deſto mehr abtrockne, und es lange aufbehalten werden könne. Weil es vornämlich auch bey langen Reiſen auf der See gebraucht wird, wird es Schiffzwieback genannt. Schon Plinius gedenkt deſſelben unter der Benennung: Panis nauticus; denn es war ſchon bey dem römiſchen Kriegsheere, nebſt dem Eſſige, ein Hauptſtück des Unterhaltes deſſelben im Felde. Ammianus ſagt, daß man den Soldaten, auf 20 Tage, von ſolchem auf die Dauer gebackenen Brode auf die Achſeln gelegt habe (*). Dieſes Brod wurde in dünnen Kuchen ſo hart und trocken ausgebacken, daß es ſich 50 Jahr lang aufbehalten, und ſehr leicht nachtragen ließ.

Auf den engliſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Schiffen, wird dieſer Zwieback aus lauter Weizenmehl gebacken.

In Frankreich wird, nach Malouin's Beſchreibung (**) der Zwieback, welcher ſich auf langen Reiſen zur See, in Feldzügen und bey Belagerungen, gut aufbehalten läßt, aus Weizenmehl gemacht, von dem man den ganzen Gries und die Kleyen abgeſondert hat, ſo, daß man von einem Sacke von 200 Pf. nur 160 Pf. Mehl zum Zwieback nimmt. Unter dieſe 160 Pf. Mehl nimmt man, wenn man es knetet, 40 Pf. Waſſer, und bekommt davon 200 Pf. Teig, aus dem man, wie der Verf. der Berechnung des Unterhaltes der Miliz (Tarif des Subſiſtances militaires)

(*) Des Ammianus Worte ſind: Viginti dierum frumentum, ex eo quod erat in ſedibus conſumendum, ad uſus diuturnitatem excoctum, buccellatum, ut vulgo appellant, humeris impoſuit libentium militum.

(**) Ausführliche Beſchreibung der Müller- Nudelmacher- und Bäckerkunſt, von Hrn. Malouin, im 8 B. des überſ. Schauplatzes der Künſte und Handwerke, (Lpz. und Königsb. 1769. gr. 4.) S. 446, fgg.

taires) anführt, nur $133\frac{1}{3}$ Portionen Zwieback, jede zu 24 Unzen, bäckt, die aber, nachdem ſie aus dem Ofen kommt, nur 18 Unzen wiegen darf, weil 40 Pf. Waſſer ausdunſten; ja, wie dieſer Schriftſteller ſagt, ſo dunſtet auch die natürliche Feuchtigkeit des Mehles, da er auf jeden Sack 9 bis 10 Pf. rechnet, aus; folglich bäckt man aus 160 Pf. Mehl und 40 Pf. Waſſer, nur 150 Pf. Zwieback; und auf dieſe Art wird die Einbuße an dem Commißzwiebacke (*) höher geſchätzet, als bey den italiäniſchen Nudeln, bey denen man eben ſo viel am Gewichte wieder bekommt, als man Nudelgries dazu genommen hat, und keinen andern Abgang, auch wenn ſie ausgetrocknet ſind, verſpüret, als den Abgang des Gewichtes des zum Kneten genommenen Waſſers.

Der Zwieback, deſſen man ſich als Proviant zu Lande bedient, darf nicht ſo ſcharf gebacken ſeyn, als der Schiffzwieback, und man bekommt aus 200 Pf. Mehl, 142 Portionen dergleichen Zwieback, jede Portion zu 18 Unzen gerechnet; oder, deutlicher zu reden, man muß dieſen Zwieback zwar faſt eben ſo lange Zeit im Ofen laſſen, man kann aber mehr Waſſer zum Einkneten nehmen. Ordentlicher Weiſe läßt man den Zwieback 2 Stunden im Ofen, der Ofen aber muß ſchärfer geheizet werden, als zum Brodbacken; denn je weniger Waſſer man zu einem Teige nimmt, deſto ſchwerer bäckt er aus; übrigens muß auch der Zwieback mehr ausgebacken ſeyn, als das Brod.

Dergleichen aus lauter Weizenmehl gebackener Zwieback, ſieht zwar ſehr weiß aus, iſt aber ohne alle Kraft, da hingegen ein nach hieſiger Landesart aus $\frac{2}{3}$ Rocken- und $\frac{1}{3}$ Weizenmehl eingeſäuerter und zubereiteter, weit ſchmackhafter iſt. Die kräftigſte und beſte Art von Zwieback iſt diejenige, die aus gutem reinem Rockenmehl gebacken wird; doch wird die Kraft dieſes Zwiebackes ſich nicht eher und beſſer, als in Bier oder Waſſer, zu erkennen geben.

Die

(*) Dergleichen Verrechnungen ſind den Proviantcommiſſarien vortheilhaft, und gereichen der Nation zum Schaden.

D.

Tabelle.

was die Fäſſer Mehl an Gewicht und Maß halten, und wie viel Brod daraus gebacken werden kann.

Mehl.						giebt Brod.		
Fäſſer à 450 Pf.	deren Gewicht.		und Maß.			Pfunde.	Portion.	Stück.
Stück.	Centner	Pf.	Wiſpel.	Scheffel	Metzen	Pf.	à 2 Pf.	à 6 Pf.
1	4	10	—	6	—	600	300	100
2	8	20	—	12	—	1200	600	200
3	12	30	—	18	—	1800	900	300
4	16	40	1	—	—	2400	1200	400
5	20	50	1	6	—	3000	1500	500
6	24	60	1	12	—	3600	1800	600
7	28	70	1	18	—	4200	2100	700
8	32	80	2	—	—	4800	2400	800
6	36	90	2	6	—	5400	2700	900
10	40	100	2	12	—	6000	3000	1000
11	45	—	2	18	—	6600	3300	1100
12	49	10	3	—	—	7200	3600	1200
13	53	20	3	6	—	7800	3900	1300
14	57	30	3	12	—	8400	4200	1400
15	61	40	3	18	—	9000	4500	1500
16	65	50	4	—	—	9600	4800	1600
17	69	60	4	6	—	10200	5100	1700
18	73	70	4	12	—	10800	5400	1800
19	77	80	4	18	—	11400	5700	1900
20	81	90	5	—	—	12000	6000	2000
30	122	80	7	12	—	18000	9000	3000
40	163	70	10	—	—	24000	12000	4000
50	204	60	12	12	—	30000	15000	5000
60	245	50	15	—	—	36000	18000	6000
70	286	40	17	12	—	42000	21000	7000

Mehl.						giebt Brod.		
Fäſſer à 450 Pf.	deren Gewicht		und Maß.			Pfunde.	Portion.	Stück.
Stück.	Centner	Pf.	Wiſpel.	Scheffel	Metzen	Pf.	à 2 Pf.	a 6 Pf.
80	327	30	20	—	—	48000	24000	8000
90	368	20	22	12	—	54000	27000	9000
100	409	10	25	—	—	60000	30000	10000
200	818	20	50	—	—	120000	60000	20000
300	1227	30	75	—	—	180000	90000	30000
400	1636	40	100	—	—	240000	120000	40000
500	2045	50	125	—	—	300000	150000	50000
600	2454	60	150	—	—	360000	180000	60000
700	2863	70	175	—	—	420000	210000	70000
800	3272	80	200	—	—	480000	240000	80000
900	3681	90	225	—	—	540000	270000	90000
1000	4090	100	250	—	—	600000	300000	100000
2000	8181	90	500	—	—	1200000	600000	200000
3000	12272	80	750	—	—	1800000	900000	300000
4000	16363	70	1000	—	—	2400000	1200000	400000
5000	20454	60	1250	—	—	3000000	1500000	500000
6000	24545	50	1500	—	—	3600000	1800000	600000
7000	28636	40	1750	—	—	4200000	2100000	700000
8000	32727	30	2000	—	—	4800000	2400000	800000
9000	36818	20	2250	—	—	5400000	2700000	900000
10000	40909	10	2500	—	—	6000000	3000000	1000000
11000	45000	—	2750	—	—	6600000	3300000	1100000
12000	49090	100	3000	—	—	7200000	3600000	1200000
13000	53181	90	3250	—	—	7800000	3900000	1300000
14000	57272	80	3500	—	—	8400000	4200000	1400000

Die hieſigen Zwiebacke werden aus lauter Rockenmehl bereitet. Dieſer Teig wird geſäuert, man läßt ihn gehen, er wird wie der Teig zu Brod bearbeitet, in eine Art kleiner runder Brode verfertigt, und in einen dazu geheizten Backofen eingeſchoben; wenn dieſe runde Brode ausgebacken ſind, werden ſie aus dem Ofen gezogen, und mit einem Meſſer in der Mitte zerſchnitten; jede Hälfte davon wird mit einem Kreuzſchnitte durchgeſchnitten, und in eben dieſe Ofenhitze, zum Ausbacken, wieder eingeſchoben. Durch dieſe Hitze wird nun die in dem zerſchnittenen Brode noch befindliche Näſſe gänzlich verzehrt, und das Brod bekommt nun die Geſtalt eines Zwiebackes. Er muß ſo lange im Ofen bleiben, bis er die Härte einer Brodrinde erhalten hat, und ganz leicht iſt.

Ein Brod, ſo gut es auch ausgebacken iſt, kann in ſehr kurzer Zeit verderben, und zumal im Sommer in ſehr heißen Tagen, von Schimmel überzogen werden. Dieſer Zwieback hingegen iſt ſolcher Gefahr nicht ausgeſetzt, ſondern bleibt, bereits erwähntermaßen, 30, 50 und mehr Jahre gut, und von Schimmel und Würmern frey. Er wird den Armeen nur im höchſten Nothfalle gereichet.

Im ſiebenjährigen Kriege, da die preuß. Feldbäckerey in Torgau aufgeſchlagen war, wurden im J. 1761 daſelbſt ſehr viel Zwiebacke gebacken, um die Armeen, die damals, wegen der beſtändigen Hin= und Hermärſche, die Bäckereyen nicht allemal bey und mit ſich führen konnten, dadurch im Nothfalle zu unterſtützen. Dieſe Zwiebacke wurden in Mehlfäſſer gepackt, und ein ſolches Faß mit Zwieback wog ungefähr 150 bis 180 Pf. In dem 1773 entſtandenen Kriege, wurde eine große Quantität dieſer Fäſſer mit Zwieback, zur Verpflegung der Armee nach Dresden geſchaffet; weil aber dieſer Feldzug bald zu Ende war, ſo wurden dieſe Fäſſer wieder nach Magdeburg zurück geſandt.

Dieſer

Dieſer Zwieback iſt zwar ein ſehr hartes Brod, und kann daher nicht wie eine andere Art von Brod gegeſſen werden, bleibt aber doch allemal von ſehr großem Nutzen; denn wenn er klein geſchlagen, und zu Suppen verbraucht, oder in Bier oder Waſſer gelegt wird, macht er beyde ſehr wohlſchmeckend, und ſättigt.

So lange eine Armee, entweder durch ihre eigene Bäckerey, oder aus einer Stadtbäckerey, mit Brod verpfleget werden kann, werden die mit Zwiback angefüllten Fäſſer, der Armee, wenn ſie auf dem Marſche iſt, beſtändig durch beſonders dazu commandirte Bauerwägen nachgefahren. Kann nun eine Armee durch keine Bäckerey unterſtützet werden, ſo wird dieſer Zwieback, zur Erſetzung des Brodmangels unter die Armee ausgetheilt. Den Regimentern wird eine gewiſſe Anzahl Fäſſer gegeben; bey deren Eröffnung ſich finden wird, daß, wegen des vielen Hin- und Herfahrens mit dieſen Fäſſern, der darin eingepackte Zwieback mehrentheils in Stücke zerbrochen iſt. Von den Chefs der Compagnien wird den Unterofficiers der Befehl ertheilt, die Zwiebacke an die Gemeinen zu vertheilen. Ein jeder Soldat bekommt, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ſeine Pfunde, welche ihm in lauter Stücken zugewogen werden. Auf ſolche Art wird der bey einer Armee entſtandene Brodmangel dadurch erſetzt.

Das Fuhrweſen, welches alles der Bäckerey Zugehörige fortbringt, wird das Feldbäckereyfuhrweſen genannt, und iſt mit dem Feldproviantfuhrweſen, welches von einem großen Umfange iſt, und wovon ich im Art. Kriegsproviantweſen handeln werde, nicht zu verwechſeln. Dieſes Feldbäckereyfuhrweſen bey einem Corps d'Armée von 30,000 Mann, verurſachet ſchon ein großes Aufſehen, und noch mehr, wenn eine weit

Tabelle.

Was der dresdner Scheffel Mehl wiegt, und wie viel Brod daraus gebacken werden kann.

Mehl. Dresdner Maß à Scheff. 132 Pf.		wiegt		und geb. an pfündig. Brod.	Mehl. Dresdner Maß à Scheff. 132 Pf.		wiegt		und geb. an pfündig. Brod	Mehl. Dresdner Maß à Scheff. 132 Pf.		wiegt		und geb. an pfünd. Brod	Mehl. Dresdner Maß. à Scheffel 132 Pf.		wiegt		und geb. an pfündig. Brod.
Sſl	M.	C.	Pf.	Stück.	Sſl	M.	Ct.	Pf.	Stück.	Sſl	M.	Ct.	Pf.	Stück.	Schfl.	M.	Ct	Pf.	Stück.
—	1	—	8¼	2¾	18	—	21	66	792	50	—	60	—	2200	82	—	98	44	3608
—	2	—	16½	5½	19	—	22	88	836	51	—	61	22	2244	83	—	99	66	3652
—	3	—	24¾	8¼	20	—	24	—	880	52	—	62	44	2288	84	—	100	88	3696
—	4	—	33	11	21	—	25	22	924	53	—	63	66	2332	85	—	102	—	3740
—	5	—	41¼	13¾	22	—	26	44	968	54	—	64	88	2376	86	—	103	22	3784
—	6	—	49½	16½	23	—	27	66	1012	55	—	66	—	2420	87	—	104	44	3828
—	7	—	57¾	19¼	24	—	28	88	1056	56	—	67	22	2464	88	—	105	66	3872
—	8	—	66	22	25	—	30	—	1100	57	—	68	44	2508	89	—	106	88	3916
—	9	—	74¼	24¾	26	—	31	22	1144	58	—	69	66	2552	90	—	108	—	3960
—	10	—	82½	27½	27	—	32	44	1188	59	—	70	88	2596	91	—	109	22	4004
—	11	—	90¾	30¼	28	—	33	66	1232	60	—	72	—	2640	92	—	110	44	4048
—	12	—	99	33	29	—	34	88	1276	61	—	73	22	2684	93	—	111	66	4092
—	13	—	107¼	35¾	30	—	36	—	1320	62	—	74	44	2728	94	—	112	88	4136
—	14	—	115½	38½	31	—	37	22	1364	63	—	75	66	2772	95	—	114	—	4180
—	15	—	124¾	41¼	32	—	38	44	1408	64	—	76	88	2816	96	—	115	22	4224
1	—	—	132	44	33	—	39	66	1452	65	—	78	—	2860	97	—	116	44	4268
2	—	2	44	88	34	—	40	88	1496	66	—	79	22	2904	98	—	117	66	4312
3	—	3	66	132	35	—	42	—	1540	67	—	80	44	2948	99	—	118	88	4356
4	—	4	88	176	36	—	43	22	1584	68	—	81	66	2992	100	—	120	—	4400
5	—	6	—	220	37	—	44	44	1628	69	—	82	88	3036	200	—	240	—	8800
6	—	7	22	264	38	—	45	66	1672	70	—	84	—	3080	300	—	360	—	13200
7	—	8	44	308	39	—	46	88	1716	71	—	85	22	3124	400	—	480	—	17600
8	—	9	66	352	40	—	48	—	1760	72	—	86	44	3168	500	—	600	—	22000
9	—	10	88	396	41	—	49	22	1804	73	—	87	66	3212	600	—	710	—	26400
10	—	12	—	440	42	—	50	44	1848	74	—	88	88	3256	700	—	840	—	30800
11	—	13	22	484	43	—	51	66	1892	75	—	90	—	3300	800	—	960	—	35200
12	—	14	44	528	44	—	52	88	1936	76	—	91	22	3344	900	—	1080	—	39600
13	—	15	66	572	45	—	54	—	1980	77	—	92	44	3388	1000	—	1200	—	44000
14	—	16	88	616	46	—	55	22	2024	78	—	93	66	3432	2000	—	2400	—	88000
15	—	18	—	660	47	—	56	44	2068	79	—	94	88	3476	3000	—	3600	—	132000
16	—	19	22	704	48	—	57	66	2112	80	—	96	—	3520	4000	—	4800	—	176000
17	—	20	44	748	49	—	58	88	2156	81	—	97	22	3564	5000	—	6000	—	220000

Mehl. Dresdner Maß. à Scheff. 140 Pf.		wiegt		und geb. an pfündig. Brod	Mehl. Dresdner Maß à Scheff. 140 Pf.		wiegt		und geb. an pfündig. Brod.	Mehl. Dresdner Maß. à Scheff. 140 Pf.		wiegt		und geb. an pfündig. Brod	Mehl. Dresdner Maß à Scheff. 140 Pf.		wiegt		und geben an pfündigen Brod
Sſl	M.	Ct.	Pf.	Stück	Sſl	M.	Ct.	Pf.	Stück	Sſl	M.	Ct.	Pf.	Stück	Schfl.	M.	Cnt.	Pf.	Stück
—	1	—	8¾	2 11/12	18	—	22	100	840	50	—	63	70	2333⅓	82	—	104	40	3826⅔
—	2	—	17½	5⅚	19	—	24	20	886⅔	51	—	64	100	2380	83	—	105	70	3873⅓
—	3	—	26¼	8⅓	20	—	25	50	933⅓	52	—	66	20	2426⅔	84	—	106	100	3920
—	4	—	35	11⅔	21	—	26	80	980	53	—	67	50	2473⅓	85	—	108	20	3966⅔
—	5	—	43¾	14 7/12	22	—	28	—	1026⅔	54	—	68	80	2520	86	—	109	50	4013⅓
—	6	—	52½	17½	23	—	29	30	1073⅓	55	—	70	—	2566⅔	87	—	110	80	4060
—	7	—	61¼	20 5/12	24	—	30	60	1120	56	—	71	30	2613⅓	88	—	112	—	4106⅔
—	8	—	70	23⅓	25	—	31	90	1166⅔	57	—	72	60	2660	89	—	113	30	4153⅓
—	9	—	78¾	26¼	26	—	33	10	1213⅓	58	—	73	90	2706⅔	90	—	114	60	4200
—	10	—	87½	29⅙	27	—	34	40	1260	59	—	75	10	2753⅓	91	—	115	90	4246⅔
—	11	—	96¼	32 1/12	28	—	35	70	1306⅔	60	—	76	40	2800	92	—	117	10	4293⅓
—	12	—	105	35	29	—	36	100	1353⅓	61	—	77	70	2846⅔	93	—	118	40	4340
—	13	1	3¾	37 11/12	30	—	38	20	1400	62	—	78	100	2893⅓	94	—	119	70	4386⅔
—	14	1	12½	40⅚	31	—	39	50	1446⅔	63	—	80	20	2940	95	—	120	100	4433⅓
—	15	1	21¼	43¾	32	—	40	80	1493⅓	64	—	81	30	2980⅔	96	—	122	20	4480
1	—	1	30	46⅔	33	—	42	—	1540	65	—	82	80	3033⅓	97	—	123	50	4526⅔
2	—	2	60	93⅓	34	—	43	30	1586⅔	66	—	84	—	3080	98	—	124	80	4573⅓
3	—	3	90	140	35	—	44	60	1633⅓	67	—	85	30	3126⅔	99	—	126	—	4620
4	—	5	10	186⅔	36	—	45	90	1680	68	—	86	60	3173⅓	100	—	127	30	4666⅔
5	—	6	40	233⅓	37	—	47	10	1726⅔	69	—	87	90	3220	200	—	254	60	9333⅓
6	—	7	70	280	38	—	48	40	1773⅓	70	—	89	10	3266⅔	300	—	283	90	14000
7	—	8	100	326⅔	39	—	49	70	1820	71	—	90	40	3313⅓	400	—	509	10	18666⅔
8	—	10	20	373⅓	40	—	50	100	1826⅔	72	—	91	70	3360	500	—	636	40	23333⅓
9	—	11	50	420	41	—	52	20	1913⅓	73	—	92	100	3406⅔	600	—	763	70	28000
10	—	12	80	466⅔	42	—	53	50	1960	74	—	94	20	3453⅓	700	—	890	100	32666⅔
11	—	14	—	513⅓	43	—	54	80	2000⅔	75	—	95	50	3500	800	—	1018	20	37333⅓
12	—	15	30	560	44	—	56	—	2033⅓	76	—	96	80	3546⅔	900	—	4145	50	42000
13	—	16	60	606⅔	45	—	57	30	2100	77	—	98	—	3593⅓	1000	—	1372	80	46666⅔
14	—	17	90	653⅓	46	—	58	60	2146⅔	78	—	99	30	3640	2000	—	2557	50	93333⅓
15	—	19	10	700	47	—	59	90	2193⅓	79	—	100	60	3686⅔	3000	—	5836	20	140000
16	—	20	40	746⅔	48	—	61	10	2240	80	—	101	90	3733⅓	4000	—	5114	100	186666⅔
17	—	21	70	793⅓	49	—	62	40	2286⅔	81	—	103	10	3780	5000	—	6392	70	233333⅓

ſtärkere Armee marſchiret. Nach dem Feldkriegsetat ſind zur Verpflegung dieſes Corps mit hinlänglichem Brod, 17 Backöfen beſtimmt; hieraus iſt zu erſehen, daß auch das Fuhrwerk dazu, und die Anzahl der verſchiedenen Profeſſionsverwandten, die alle bey der Bäckerey ihre Beſchäftigung haben, anſehnlich ſeyn müſſe.

Nach dem preuß. Feldkriegsetat gehören dazu zwey Inſpectores, vier Wagenmeiſter, acht Schirrmeiſter vier Schmiedegeſellen, ein Stellmacher oder Wagner, und ein Riemer oder Sattler.

Die zu dieſem Bäckereytrain erforderlichen zwey Inſpectores werden nicht von dem Commiſſariate, ſondern von dem über den Train geſetzten Generalintendanten angenommen und vereidet; ſie bekommen von demſelben ihre Inſtruction und Verhaltungsbefehle, wie auch ihr monathliches Tractement. Dem Range nach, folgt der Inſpector nach dem Proviantcommiſſarius, und hat an monathlichem Tractement 12 Rthlr., ohne die Portionen und Rationen. Unter den Befehlen dieſer zwey Inſpectoren ſteht der ganze bey dem Corps d'Armèe befindliche Bäckereyfuhrweſentrain. Ein jeder Inſpector hat ſeine Colonne, welche aus einer gewiſſen Anzahl Wägen, nebſt den dazu gehörigen Wagen-, Schirrmeiſtern und Fuhrknechten beſteht. Ein jeder Inſpector hat 2 Wagenmeiſter und 4 Schirrmeiſter unter ſeinem Befehl, wie auch eine Schmiede, wobey 2 Schmiedegeſellen angeſtellt ſind; ferner 2 Stellmacher und 2 Sattler, und eine gewiſſe Anzahl Wägen, nebſt den dazu gehörigen Knechten und Pferden. Ueber dieſe Knechte, Pferde und Wägen, ſind zur Aufſicht die Wagen- und Schirrmeiſter geſetzt, deren jeder hierbey ſeine Verrichtung hat.

Der

Der Schirrmeiſter Function beſteht darin, auf die Knechte Acht zu haben, daß die Pferde gut abgewartet werden, und ihr gehöriges Futter bekommen, daß das Futter nicht von den Knechten den Pferden entzogen und heimlich verkauft werde. Dieſe Schirrmeiſter müſſen alle Unordnungen, welche etwa vorgehen, an den Wagenmeiſter berichten, desgleichen wenn Knechte oder Pferde krank ſind, oder an den Wägen und dem Sielenzeuge etwas ſchadhaft geworden iſt; ſie müſſen die Anzahl ihrer Knechte revidiren, ob auch einige heimlich, ohne ſich vorher zu melden, weggegangen ſind. Zank, Streit, Schlägerey, welche unter den Knechten vorgefallen ſind, müſſen die Schirrmeiſter ſteuern, ſie davon abhalten, und das Vorgegangene den Wagenmeiſtern melden.

Der Wagenmeiſter Schuldigkeit iſt, alles, was ihnen von den Schirrmeiſtern hinterbracht worden iſt, zu unterſuchen, und ſolches an den der Colonne vorgeſetzten Inſpector zu berichten. Sie verfertigen über die bey dem Train ſchadhaft gewordenen Sachen, an Pferden, Wägengeſchirr, was daran gemacht, oder noch in fertigen Stand zu ſetzen iſt, ihren ſchriftlichen Rapport an den Inſpector, welcher darauf, nach angeſtellter Unterſuchung, die Ordre gibt, alles ſogleich wieder in fertigen Stand zu ſetzen, worauf die Wagenmeiſter zu ſehen, und davon Rede und Antwort zu geben, verbunden ſind. Sie bekommen, auf ihren Rapport an den Inſpector, in Anſehung der Portionen und Rationen für Knechte und Pferde, von dem Inſpector ihre Aſſignationen über das zu empfangende Brod für alle ihre Untergebene, über das Korn und Rauchfutter für den Train Pferde, über das Lagerſtroh für die Knechte, und Streuſtroh für die Pferde, mit Unterſchrift ihres Namens. Sie haben alsdann darauf zu ſehen, daß dieſe Portionen und Rationen gehörig eingetheilt werden, und Menſchen

und Vieh keine Noth leiden. Sobald dieſes von dem Wagenmeiſter geſchehen iſt, haben die Schirrmeiſter dafür zu ſorgen, daß dieſes Futter den Pferden richtig gereichet werde. Dieſe Wagen- und Schirrmeiſter bekommen das monathliche Tractement für ſich, und für die Knechte, von dem Inſpector, welches ſie an die Knechte gehörig auszahlen, und die geſchehene Auszahlung ſchriftlich atteſtiren und quittiren müſſen.

Auf den täglich abzuſtattenden Rapport der Wagenmeiſter an den Inſpector, verfertigen die Inſpectores ihren Rapport von dem ganzen Fuhrweſentrain, und müſſen denſelben alle Tage dem Generalintendanten, oder, in deſſen Abweſenheit, dem Director ſchriftlich überreichen. Die Inſpectores bekommen, auf abgeſtatteten Rapport, ihre Verhaltungsbefehle, was an dem Tage geſchehen oder vorgenommen werden ſoll, um ſolches dem Fuhrweſen bekannt zu machen.

Bey dem ſächſiſchen Feldbäckereyfuhrweſen, ſind keine Inſpectores, ſondern deren Stelle vertreten die Oberwagenmeiſter; dieſen folgen die Wagen- und Schirrmeiſter, und der ihnen untergebene Train.

Ein jeder der bey dem Corps d' Armèe von 30,000 Mann zur Brodverpflegung feſtgeſetzten 17 Backöfen, hat ſeinen eigenen Wagen, worauf er fortgeſchaffet wird. Auſſer dieſen 17 Wägen, werden noch 17 zur Fortſchaffung des zu den Oefen gehörigen Bäckereygeräthes, als: Keſſel, eiſernen Dreyfüße, Backtröge, hölzernen Fäſſer, Waſſerkannen, Schaufeln, Backbreter, und anderer Kleinigkeiten, erfordert. Leztere Wägen werden, zum Unterſchiede derjenigen, worauf die Backöfen gelegt ſind, Spriegel- oder Leiterwägen genannt. Zu den Back- und übrigen Zelten, welche für die Bäcker, wenn ſie campiren müſſen, gehören, wie auch dem Zeltzugehör, Zeltdecken, Zelt-

ſtan-

ſtanden, ſind, nach dem preuß. Feldkriegsetat, 14 Wägen nöthig; dieſe unterſcheiden ſich von den beyden vorigen Arten Wägen dadurch, daß ſie mit einer weißen leinenen Plane, überzogen ſind. Auſſer dieſen Wägen, ſind noch zwey, welche aber mit Deckeln und Schlöſſern verſehen ſind; von dieſen Wägen hat jeder Inſpector einen, nebſt einem Schlüſſel. In dieſen Wägen befinden ſich alle Vorrathsſtücke, als: Stränge, Sielen, Hufeiſen, Nägel, Wagenſchmier, u. d. gl. damit alles in benöthigtem Falle bey der Hand ſey, und auf dem Marſche nicht erſt angekaufet werden dürfe. Endlich kommen noch zwey Wägen, welche Proviantwegen genannt werden, in welchen ſich das Handwerksgeräth der Schmiede, Stellmacher und Sattler befindet. Den Beſchluß machen zwey Feldſchmieden, deren ein jeder Inſpector eine bey ſeiner Colonne mit ſich führt.

Bey dem ſächſiſchen Feldbäckereyfuhrweſen, hat auch ein jeder Ofen ſeinen eigenen Wagen, nur ſind die Wägen, welche die Zelte zur Bäckerey, die Feldbecken ꝛc. führen, mit Deckeln verſehen, da hingegen die preußiſchen nur leinene Planen haben.

Die jetzt erwähnten Wägen, ſind in dem Fuhrwerke, und in der Anſpannung an Knechten und Pferden, nicht gleich. Was die Wägen betrifft, welche die eiſernen Reifen oder Bügel zu den Oefen führen, ſo hat ein jeder Ofen ſeinen eigenen Wagen, welcher mit 6 Pferden beſpannt iſt, und wobey 2 Knechte angeſtellt ſind. Dieſe 17 Wägen erfordern ſolchem nach 34 Knechte, und 102 Pferde. Ein jeder der ſo genannten 17 Spriegel- oder Leiterwägen, worauf das zur Bäckerey gehörige Geräth befindlich iſt, iſt mit 4 Pferden beſpannet, und hat einen Knecht. Bey dieſen 17 Wägen ſind alſo 17 Knechte, und 68 Pferde. Von denen 16 Wägen, welche die Zelte und de-

ren Zugehör führen, und mit leinenen Planen bedeckt ſind, iſt jeder mit 4 Pferden beſpannet, und mit einem Knechte verſehen, daß alſo 16 Knechte und 64 Pferde dazu erfordert werden.

Bey der ſächſiſchen Feldbäckerey, iſt ein jeder der Deckelwägen, welche die Zelte und das dazu gehörige Geräth führen, mit 6 Pferden beſpannet, dagegen die preußiſchen nur 4 Pferde haben.

Von den beyden, mit Deckeln und Schlöſſern verſehenen, Wägen, die den Inſpectoren gehören, wird ein jeder von einem Knechte und 4 Pferden gefahren, daß alſo bey dieſen 2 Wägen, 2 Knechte und 8 Pferde befindlich ſind. Von den beyden ſo genannten Proviantwägen, in welchen das Handwerksgeräth der Schmiede, Stellmacher und Sattler ſich befindet, hat ein jeder ſeinen Knecht und 4 Pferde.

Nach dem preuß. Feldkriegsetat, wird jedem Wagen- und Schirrmeiſter ein Pferd, zu ſeinem Fortkommen, gegeben, welches für 4 Wagen- und 8 Schirrmeiſter 12 Pferde beträgt. Ueberdies werden bey dieſem Train übercomplete Knechte und Pferde, um ſie im Nothfalle zu gebrauchen, und zwar 4 Knechte und 6 Pferde, gehalten. Solchemnach beträgt die Totalſumme des Feldbäckereyfuhrweſens bey dieſem Corps d'Armèe von 30000 Mann: 75 Knechte, und 268 Pferde.

Anweiſung, was bey einem zu errichtenden Feldkriegsmagazin ꝛc. zu beobachten, von Jo. Jac. Weinberg und Jo. Chr. Schrapel, 1 Th. (Dresd. 1784, gr. 8.) S. 49, fgg.

Kriegs-Bann, Heerbann, Heerfahrt, Heeresfolge, L. Heribannum, ein Aufgeboth zum Kriege; die Verbindlichkeit, dem Heere ſeines Herrn zu folgen, die Waffen für ihn zu ergreifen; ſ. oben, S. 495, und im Art. Kriegsheer.

In dem gewöhnlichſten Verſtande, worin auch dieſer Ausdruck am meiſten gebraucht wird, bedeutet derſelbe

ſelbe eigentlich die Strafe, womit derjenige beleget wurde, der nach geſchehenem Aufgebothe ſich nicht auf dem Sammelplatze zum Heereszuge geſtellt hatte (*).

Der Biſchof Gregorius von Tours, ſchreibt in ſeinen Annalen, B. 5. C. 26: Chilpericus Rex de pauperibus & iunioribus Eccleſiae & Baſilicae iuſſit bannos exigi, pro eo, quod in exercitum non ambulaſſent. Die Armen und Jungen von geiſtlichen Unterthanen waren ebenfalls von dem Heerzuge nicht frey, und wenn ſie ausblieben, mußten ſie auch die Geldſtrafe bezahlen. Eigentlich war faſt niemand frey, weder Biſchöfe, noch andere Geiſtliche, ſo gar nicht einmal die Prieſter und Pfarrherren, ſondern nur die unvermögenden Alten; diejenigen, die rechtmäßige Urſache hatten, warum ſie zu Hauſe bleiben mußten, und von dem Fürſten zu andern Sachen beſtellet waren, z. B. die Seeküſten zu bewahren, Brücken zu bauen, die Landgränzen zu beſetzen ꝛc. dieſe waren allein nur frey.

Der ganze Heerbann, plenum Heribannum, betrug bey den Franken 60 Schillinge; eine ſtarke Summe, daher er auch Bannum dominicum in den Capitularien genannt wird (**). Wenn derjenige,

 der

(*) Daher erklärt *Bignonius*, in Not. ad Append. Marculfi, bey dem Baluz, der neuen Ausgabe, S. 963, den Ausdruck alſo: Heribannum poena eſt pecuniaria eius, qui ad expeditionem poſt principis bannum ſ. edictum profectus non eſt; d. i. der Heerbann iſt eine Geldſtrafe, die von demjenigen beygetrieben wird, der nach dem Aufgeboth des Fürſten ſich nicht zum Heerzuge geſtellt hat.

(**) Z. B. in den Capitular. K. Karl's des Großen, L. 2, c. 67, ſteht: Quicunque liber in hoſte bannitus fuerit, & venire contempſerit, plenum Heribannum componat ſecundum legem Francorum, id eſt LX Solidos ſolvat. Der freye Mann, der nach dem Aufgebothe nicht erſchien, mußte den ganzen Bann mit 60 Schillingen nach fränkiſchen Geſezen bezahlen.

der die 60 Schillinge bezahlen ſollte, das Geld nicht hatte, mußte er, nach dem Capitulare v. J. 810, Cap. 11, Bürgen ſtellen; wenn er aber auch dieſe nicht ſtellen konnte, mußte der freye Mann dem Fürſten ſo lange perſönlich dienſtbar werden, bis die Summe bezahlt war, alsdann erſt ward er wieder frey. Starb er aber in der Dienſtbarkeit, ſo behielten ſeine Erben doch ſeinen Nachlaß, und blieben von aller Anſprache frey.

Zuweilen wurde auch nur ein geringerer Heerbann gefordert, nach eines Jeden Vermögenszuſtande, damit die Unterthanen nicht zu viel beläſtiget werden ſollten. Dieſen Bann nannte man legitimum Herebannum; vermöge deſſen bezahlte derjenige, der 6 Pfund in Golde, Silber, und an Waffen in Vermögen hatte, 3 Pfund; und derjenige, der 3 Pfund dergleichen an Vermögen beſaß, bezahlte nur 30 Schill. u. ſ. w. Noch immer eine ſchwere Auflage! ja, man kann ſicher behaupten, daß unter den fränkiſchen Königen die Unterthanen ſchwerer beläſtigt waren, als ſie wirklich jetzt ſind, wenn man auch nur die Menge von Zöllen rechnet, die ſie geben mußten.

Von dem Heerbanne erhielt der Graf den dritten Theil; doch durfte er ihn ſelbſt nicht einfordern, (damit er keinen Unterſchleif machen konnte,) ſondern dieſes that der Miſſus dominicus, von dem er auch ſeinen drittten Theil empfing. Man durfte ihn auch nicht vom Acker, noch von den leibeigenen Knechten nehmen, ſondern allein vom baaren Vermögen an Gold, Silber, Waffen, Kleidern, und vom Vieh, von ſolchen Sachen, die zum Nutzen gehörten. Unter K. Karl dem Kahlen wurde er ſehr ſtark eingefordert, weil die Normänner durch ihre grauſame Einfälle ſolches verurſacheten, wo auch damals vom Acker, von jeder Hufe 1 Pfennig (Denarius) entrichtet werden mußte, der ſonſt in vorigen Zeiten frey war.

Bey den Geiſtlichen, iſt der Heerbann eine natürliche Folge von denen Gütern, mit welchen die Claſſe von Menſchen, oft über die Schranken der Staatshaushaltung, bereichert wurden. An ſich iſt es zwar nach den Grundſätzen des Chriſtenthumes keinem Stande verbothen, in einem rechtmäßigen Kriege Kriegsdienſte zu leiſten; und vielleicht wären die von Syrien weit entlegenen Länder viel ſpäter zum chriſtl. Glauben gebracht worden, wenn nicht mancher brave Soldat, der ein Chriſt, vielleicht auch Prieſter war, mit den römiſchen Legionen in die entfernteſten Provinzen gekommen wäre, und da das Chriſtenthum den barbariſchen Heiden verkündigt hätte; ſobald aber einmal das Kirchenſyſtem einige Feſtigkeit erlangt hatte, ſobald die Geiſtlichen einen beſondern, von den Weltleuten abgeſonderten Stand ausmachten, ſobald ſie eigene, bloß ihrem Stande zugeſchlagene Güter, und zwar in Menge, beſaßen, da konnten ſie auch gleichſam von ihren eigenen Mitteln leben, konnten den Herrn- und Kriegsdienſt entbehren, konnten eine bequemere Lebensart führen, und mit ſtilleren Arbeiten ihr Amt verrichten. Verſchiedene Stellen aus den Schriften der älteſten Kirchenſchriftſteller kamen den Geiſtlichen ſehr wohl zu Statten, aus welchen zu erhellen ſchien, daß die alten Biſchöfe und Kirchendiener den Krieg überhaupt verabſcheuet, und den Chriſten widerrathen haben. **Tertullian** ſprach vollkommen nach ihrem Geſchmacke, als er, in ſeinem Werke de Idololatria, gegen den Krieg und die Kriegführenden losfuhr, und vor dem Blutvergießen die Chriſten warnte. Origenes erhielt vollends den ganzen Beyfall, da er in ſeinem lezten Buche gegen den **Celſus** behauptete: die Chriſten trügen eben ſo viel zum Wohl des Ganzen und zum Heil des Kaiſers bey, wenn ſie durch ihr Gebet den Segen von oben herab beyzögen, als wenn ſie mit dem Degen in der Fauſt für das rö-

miſche Reich föchten. Er geht alsdann zu den heidniſchen Götzenprieſtern über, und ſagt, daß ja auch dieſe von dem blutigen Kriegshandwerke frey wären, damit ſie den Göttern mit Händen, die von Menſchenblut rein wären, ihre Opfer bringen könnten.

Die Geiſtlichen, Klerici und Mönche, machten ſich dieſen frommen Gedanken zu nutze, entzogen ſich nicht nur dem Kriegsdienſte, ſondern lockten auch durch dieſe Bequemlichkeit eine Menge Weltleute an, daß ſie, um dieſer harten und beſchwerlichen Lebensart auszuweichen, lieber ſich zu Kirchendienern und Mönchen ſcheren lieſſen. Die chriſtlichen Kaiſer ſelbſt mußten durch angemeſſene Geſetze verhüten, daß nicht die jungen Leute nach eigener Willkür durch die Annahme des geiſtlichen oder Mönchsſtandes ſich vom Kriegsdienſte los machten. Dieſe Vorsicht mußte auch noch Karl der Große, in ſeinem Capitulare, v. J. 805, c. 17, anwenden. In dieſer Lage blieben die Sachen, ſo lange das römiſche Reich, zum Theil im Orient, beſtand. Unterdeſſen kamen andere Völker in die römiſchen Staaten und Provinzen, welche andere Sitten, andere Maximen, andere Geſetze, andere Denk= und Lebensarten mitbrachten. Bey ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum ging es lange nicht ſo glücklich zu, als bey den ſchon civiliſirten römiſchen und jüdiſchen Unterthanen, die ſchon größten Theils zahme Menſchen und geartete Bürger waren, ehe ſie Chriſten wurden, da im Gegentheil die nordiſchen Völkerſchaften bey aller ihrer Redlichkeit, Treue, Abſcheu vor Verſtellung, nichts deſto weniger den ganzen Sturm der verwilderten Menſchheit an ſich trugen, die ſanftern, ſtillern, geſchmeidigen Tugenden der Geſelligkeit wenig kannten, ganz geiſtiger, abſtracter und auf unſichtbare Ewigkeiten eingerichteter Begriffe kaum empfänglich waren. Bey dieſen war der Krieg, wie die Jagd, ein

Nah-

Nahrungsmittel, wovon jedes Haus zu leben pflegte. Die deutſchen Völker, welche Tacitus und Cäſar kennen lernten, hatten in Anſehung des Heerbannes folgende Einrichtung gemacht: Wer ein Gut oder Ackerfeld hatte, wovon er mit den Seinigen leben konnte, der mußte, wenn das Aufgeboth zu einem Kriege kam, ſich unter ſeiner Fahne einfinden. Jeder mußte ſich um ſeinen Heerd, um ſein Haus und Hof wehren. Ja, es iſt höchſt glaublich, daß auch ſchon zu des Tacitus Zeiten viele Gemeinheiten ſich hier und da auf den Ackerbau gelegt, und ihr Vermögen nicht nur in Bogen, und Pfeil und Jagd, Vögel und Hunde geſetzt hatten. Als nun in ſolchen Ländern der chriſtliche Glaube angenommen, und jeder Diſtrict zu ſeiner Zeit mit Biſchöfen und andern untergeordneten Geiſtlichen verſehen wurde, bekamen dieſe Herren auch ihr angewieſenes Stück Land, ſowohl zu ihrem Unterhalt, als zum Behuf der Kirchen und des dazu gehörigen, mit Aufwand verbundenen Gottesdienſtes. Die Völker, welche ſich ſchon vor dem Chriſtenthume in Gemeinheiten, in gemeine Wehre, in Gilden und Verbrüderung zuſammen gethan hatten, waren gewohnt, daß jeder Eigenthümer eines Stück Landes auch zum gemeinſamen Krieg, zur Vertheidigung des verbündeten Strich Landes ſich begeben, und ſeiner Fahne folgen mußte. Da nun in der Folge der Zeiten viele von dieſen eigenthümlichen Gütern den Kirchen und ihren Vorſtehern, den Biſchöfen, Aebten und andern Prieſtern, zugeſchlagen wurden, ſo war es, nach der Denkungsart der damahligen Zeiten, ganz natürlich, daß derjenige, der durch die Waffen ſeinen Heerd beſchützt und gewehrt haben wollte, auch ſich bemühen mußte, das Seinige dazu mit beyzutragen. Fremde und Knechte waren dazu unſchicklich (*) Wenn Habe,

(*) Möſer's osnabrück. Geſchichte, Th. 1; Abſch. 1, §. 21.

Habe, Gut, Weib und Kinder, auf das Spiel geſetzt ſind, wird niemand gern einen Andern ſpielen, und um Leben und Tod für ſich ringen laſſen.

Es iſt alſo, wenn man auch in den ältern Zeiten noch keine, den Kirchen gegebene Lehengüter unterſtellen will, gar nicht zu verwundern, wenn die Regenten, bey einem in das Land einfallenden Feinde, von den Geiſtlichen perſönliche Kriegsdienſte verlangt haben; beſonders bey den rohen und weniger geiſtigen, und in der Eile zu Chriſten gemachten Völkern, wie die Franken und Sachſen waren. Die Güter, mit welchen die Biſchöfe, Aebte und andere Geiſtliche überhäufet wurden, gehörten niemals zu der ganzen Maſſe der Ländereyen, auf welche der Heerbann geſchlagen war. Die Beſitzer konnten ſich alſo wohl dieſer Güter begeben, dies wollten ſie aber nicht; mithin gehörten ſie ſo lange zu dem verbündeten Waffenverein, bis ſie davon frey gemacht worden ſind. Die feinern Regeln des Chriſtenthumes, die Vorſchriften der Sanftmuth, der Duldung, und was immer von Abſcheu, Menſchenblut zu vergießen, in dem Evangelio und den Schriften der Kirchenväter enthalten iſt, waren die Speiſen noch nicht, mit welchen die neuen Zöglinge des Chriſtenthumes genähret werden konnten. In der Rückſicht war es nichts Sonderbares, wenn ein Urenkel der merovingiſchen Könige ein fränkiſches Heer wider die Sueven in Perſon angeführt hat, ob er gleich Biſchof war. Schon *Gregorius Turonenſis* führt zwey Beyſpiele von Biſchöfen an, die geharniſcht, mit dem Degen in der Fauſt, unter den Longobarden gewürgt hatten, als der König Guntram wider dieſe die Schlacht lieferte; dazu kam noch, daß mehrere vornehme Franken, die des Kriegsdienſtes von Jugend auf gewohnt waren, ſich zu Biſchöfen weihen lieſſen, nachdem ſie das glänzende Anſehen und die bequeme und reichliche Lebensart dieſes Standes einge=

eingeſehen hatten. Man denke ſich auch noch hinzu, daß die Könige ſich auf die Treue ihrer weltlichen Generale und vornehmen Officiers wenig verlaſſen konnten, wie ſelbſt der K. Guntram, in ſeinem Edict. de graſſationibus militum (*), beklagt, daß der König ſelbſt, der Herzog, der Graf und Richter nicht mehr reſpectiret würden, ſondern, wenn ſie etwas beſſern wollten, froh ſeyn müßten, daß ſie nur bey dem rebelliſchen Volke mit dem Leben davon kämen. Die Hochachtung gegen die Diener der Religion, die den alten ſowohl, als den nordiſchen, übergewanderten Völkern noch aus dem Heidenthume anklebte, war hier allein das beſte, oder weniger ſchlimme, Mittel, dieſe Völker im Zaum zu halten. Daher konnte es den Königen und ihren erſten Bedienten nicht anders als angenehm ſeyn, wenn die Diener der chriſtl. Religion in die Stelle der alten Druiden traten, und mit Beyſpiel und großen Reichthümern die rohen Leute in Ordnung hielten. Nimmt man nun noch die auſſerordentlich große Menge der Güter dazu, welche den Kirchen und Kirchendienern zugeſtröhmt ſind; bedenkt man den Nothſtand des Reiches unter Karl Martel, der ſo weit gieng, daß, ſelbſt mit Einwilligung der Biſchöfe und des heil. Bonifacius in der Synode zu Leſtines (liptinenſis), ein Theil der Kirchengüter zu den bevorſtehenden Kriegen unter einem gewiſſen, den Kirchen zu zahlenden Zins noch angewendet werden mußten: ſo wird kein billig denkender Menſch die Verfügung, daß die Kirchen auch das ihrige zu einem Krieg an Leuten und Aufwand beytragen mußten, tadeln können. Zwar erforderte es die Klugheit, daß man keinen perſönlichen Kriegsdienſt von den Geiſtlichen verlangte, ſondern ſich mit Stellung ſtreitbarer Mann-

(*) *Goldaſti* Conſtitut. imper. To. 1, p. 12.

Mannſchaft befriedigen ließ, theils, weil manche Biſchöfe und Aebte, je länger, je mehr das Kriegshandwerk verlernten, theils auch, weil die Biſchöfe und Aebte zu Hauſe weit nothwendigere und nützlichere Arbeiten durch Erhaltung der guten Zucht der Unterthanen verrichten konnten; indeſſen bleibt es doch höchſt wahrſcheinlich, daß bey der allgemeinen Unwiſſenheit des weltlichen Standes überhaupt, und bey dem noch nicht ganz vernachläſſigten Studieren der Geiſtlichen, mancher Biſchof und mancher Abt ſich in ein und andern Theile der Wiſſenſchaften geübt, und dadurch weit mehr, als die Grafen und Barone, zur Anführung eines Heeres tüchtig gemacht haben. Fanden nun die Könige einen ſolchen geiſtlichen Mann unter ihren Unterthanen, der einen Heereszug machen, eine Stadt einnehmen oder vertheidigen konnte: ſo iſt es eben ſo wenig zu bewundern, als zu verargen, wenn ſie ſich ſeines Talentes zum Beſten des ganzen Reiches bedienten, und ihm eine Armee, oder einen Theil derſelben, oder eine Feſtung, anvertraueten. Daher kommen die Nachrichten, daß mancher Biſchof und Abt im Treffen geblieben oder verwundet worden iſt (*). Dazu kam noch, daß in den Zeiten des erſten und zweyten Stammes der fränkiſchen Könige, noch mit Heiden, Saracenen oder Ketzern, wie die arianiſchen Gothen waren, Lanzen zu brechen waren; und man weiß noch aus den Zeiten der Kreuzzüge und der Inquiſitionskriege, wie wenig die Geiſtlichen, ſelbſt auf Anrathen der Päpſte, Bedenken getragen haben, das feindliche wie das ihrige Blut zu vergießen, und daß in noch ſpätern Zeiten ein Franciscanermönch Capiſtranus in dem Türkenkriege ſich beynahe zu einem Heiligen geſchlagen hätte. Auch nicht bloß gegen die Heiden

(*) *Gregor. Turonenſ.* L. 4, c. 37; L. 5. c. 20; L. 8, c. 9.

Heiden und Keßer, ſondern gegen die erzkatholiſchen Chriſten in Italien, verlangte der Papſt Johann VIII. daß die franzöſiſchen Biſchöfe in Perſon mit allen ihren gewaffneten Leuten anziehen, und ihn in den römiſchen Stuhl wieder einſetzen ſollten, von welchem ihn der Graf von Spoleto und der Markgraf von Toskana vertrieben hatten. Man muß alſo um dieſe Zeiten nicht geglaubt haben, daß es ſo ſündlich oder für den geiſtlichen Stand unanſtändig ſey, ſeine Sache oder der Kirche Sache mit den Waffen zu vertheidigen.

Bellarmin (*) übernimmt die Vertheidigung der Päpſte Julius II., Leo IX., eines deutſchen Grafen von Dapsburg, und eines kanoniſirten Heiligen, Leo IV., eines Wunderthäters, wie Bellarmin meinet, welche alle in Perſon gegen die Feinde der römiſchen Kirche zu Felde gezogen ſind; er unterſtützt dieſe Beyſpiele mit jenem der Machabäer, welche zugleich die oberſten Prieſter und die Fürſten des Volkes geweſen wären. Selbſt Karl der Große, der die Kirchenzucht mehr, als alle ſeine Biſchöfe, beförderte, mußte von dem Kriege, den die Geiſtlichen in Perſon unter ihm führten, ſo gedacht haben; denn als er die Heerfolge der Geiſtlichen, in dem Capitulari v. J. 805, den Geiſtlichen abnahm, ſprach er: daß er hierdurch ſeine vorige Geſinnung und Verfügung abzuändern gedächte (nosmet ipſos corrigentes); er ſetzt hinzu, daß dieſe Aenderung auf Anrathen des Papſtes, ſeiner Biſchöfe, des Adels und des geſammten Volkes, geſchehe. Der h. Bonifacius ließ noch den Nachklang ſeiner Reden und Schriften zurück, mit welchen er gegen das perſönliche Kriegführen der Biſchöfe geeifert, und den Biſchof zu Maynz, Gervilio, vom Stuhle ge-

(*) De poteſtate Rom. Pontif. adverſus Barclajum. c. 11.

geſtürzt hatte, weil er in einem Kriege in Perſon gefochten, und den Mörder ſeines Vaters mit eigener Hand, und zwar meuchelmörderiſcher Weiſe, umgebracht hatte. Der Papſt Hadrian I. ermahnte Karl'n den Großen (*), und ſchon vorher der Papſt Zacharias den Pipinus (**), daß ſie Geiſtliche doch zu Hauſe und ihrem Berufsgeſchäfte überlaſſen wollten. Bey Baluz, a. ang. O. iſt die Rede aufbehalten, welche das Volk knieend an den Kaiſer hielt, als es um die Abſchaffung des geiſtlichen Heerbannes anhielt. Man ſieht leicht, daß die Geiſtlichen dieſe Rede ausgearbeitet, und dem Volke auf die Zunge gelegt hatten; ſie iſt viel zu herzbrechend, viel zu ſehr mit ſcheinbarer Erudition geſpickt, als daß man ſie dem damahligen Adel und Volke, als Urhebern, zutrauen könnte. Die Gründe ſind, die auch der Kaiſer in ſeiner Antwort zum Theil wiederholt, zum Theil mit neuen vermehrt, dieſe: die Biſchöfe und andere Geiſtliche hätten den Beruf, Meſſe zu leſen, zu beten, und Proceſſionen (Letanye) zu halten, ſowohl für das Volk, als für den Kaiſer, (zu dieſem Ende wird das Beyſpiel des Moſes angeführt, als er währendem Treffen betete, und durch das Gebet den Sieg verſchaffte,) und dann Almoſen zu geben. Die Gegenwart der Biſchöfe bey den Schlachten hätte bisher oft mehr geſchadet, als genützet, indem, wenn ein ſolcher Mann gefallen oder verwundet worden wäre, die nächſt daran Stehenden um ihn her gelaufen ſeyn, ihm zu helfen; auch wären viele ſo zärtlich um ihren Biſchof beſorgt geweſen, daß ſie ihn bey dem Treffen gedeckt, und nicht mitgefochten hätten. Bliebe aber dieſer Geiſtliche zu Hauſe, ſo würde der Kaiſer mehr ſtreitende Hände bey der Schlacht haben, die ſich vorher nur um den Biſchof be-

(*) Epiſt. 77. Codicis Carolini.

(**) Epiſt. 5. Cod. Carol.

bekümmert hätten. Der Kaiſer ſetzte noch dieſen Beweggrund hinzu: daß alle Völker, welche ihre Geiſtliche mit in die Schlachten gezogen hätten, unglücklich geweſen wären, als: die Gallier, Hiſpanier, Longobarden, u. a. m., weil es unerlaubt ſey, unter dem geiſtlichen und weltlichen Stande in dieſem Stücke keinen Unterſchied zu machen; es ſey äuſſerſt unſchicklich, daß die Prieſter in dieſer Stunde die Chriſten mit dem Leibe Chriſti und andern Sakramenten ſpeiſeten, den Heiden das Wort Gottes zu ihrem ewigen Seelenheil verkündigten, und eine Stunde darauf beyde würgten. Lieſet man die Bitte des Volkes und des Adels etwas bedächtlicher, ſo fällt es noch mehr in das Auge, daß dieſelbe die Geiſtlichen diktirt haben; ſie kommt mit weitläuftigen Worten der bevorſtehenden Gefahr, die geiſtlichen Güter zu verlieren, zuvor. Die Rede ſagt: Adel und Volk wolle durchaus nicht, daß, durch die Entlaſſung der Geiſtlichen von dem perſönlichen Kriegsdienſte, etwas von ihrem Ehrenſtande, oder von ihrem Vermögen entzogen würde; im Gegentheil ſeyn ſie geſinnt, ſolches mit der Hülfe Gottes noch bei beſſern Zeiten zu vermehren, damit der Kaiſer, die Geiſtlichen und das bittende Volk dadurch noch glücklicher und bey Gott angenehmer würden. Sie wüßten, daß das, was einmal der Kirche geſchenkt worden wäre, Gott geſchenkt, und geheiligt ſey, folglich nicht mehr ohne Gottesraub entzogen, und zu einem andern Gebrauch verwendet werden könne. Sie bezogen ſich auf die fürchterlichen Beſchwörungsformeln, unter welchen dergleichen Schenknngen gegen jeden Angriff geſichert würden; kurz, der größte Theil der Rede beſteht aus Verwahrungen gegen die Gefahr, es möchten nun die Güter der Geiſtlichen, auf welchen der Kriegsdienſt haftete, ihnen weggenommen, und den wirkliche Kriegsdienſte leiſtenden Grafen und Baronen zugetheilt wer-

den. Sie nennen zwar das Beyſpiel des Major-Domus Karl Martel nicht, um Karl dem Großen deſſen Enkel, nicht in das Auge zu greifen, es iſt aber ganz auffallend ſichtbar, daß ſie auf die Zeiten dieſes fränkiſchen Großhofmeiſters ſahen, in welchen derſelbe die Kirchengüter ſeinen Freunden gab, um von ihnen Hülfe bey ſeinen Kriegen und großen Ausſichten zu erhalten. Karl der Große verſtand dieſe Sprache ſehr wohl, und antwortete in demſelben Tone auf die Bitte ſeines Adels, und ſeines Volkes; gab unter den heiligſten Verſicherungen ſein Wort für ſich und ſeine Nachkommen, daß kein Menſch ſich unterſtehen ſollte, unter dem Vorwande, daß, da die Biſchöfe und Geiſtlichen nicht mehr mitſchlügen, ſie auch die Güter nicht mehr brauchten, die zum Kriege beytragen mußten, das mindeſte von den Kirchen wegnehmen, oder auch von den Chriſtlichen weggegeben werden ſollte, ohne Vorwiſſen der Biſchöfe, und dann doch nicht anders, als nach der Art eines zeitlichen Beſtandes, wovon der Kirche die Zinſen fallen müßten. Die Biſthümer und Geiſtlichen überhaupt blieben alſo bey ihren Ehren und Gütern, ob ſie gleich die Ehrendienſte im Kriege nicht mehr zu leiſten hatten. Karl der Große ſchlug hier einen Mittelweg ein; die Biſchöfe möchten zwar zu Hauſe bleiben, doch ſollten ſie ihre Leute zum Kriege abgeben. Er ſorgte noch auf einer andern Seite für die Kirchenvorſteher. Um ſie nicht unter die Grafen, in deren Gauen die Güter lagen, fallen zu laſſen, verfügte er, daß die geiſtliche Miliz entweder unmittelbar zum Heere des Kaiſers, oder zu den Truppen desjenigen Feldherren, dem er darüber die Anweiſung geben würde, ſtoßen müßten. Alle dieſe Verfügungen waren zum Vortheil der Biſchöfe angelegt; denn durch die Freyheit vom Heerzuge liefen ſie Gefahr, ihre Fürſten-

ehre,

Ehre (*), und ihr Fürſtengut zu verlieren; und wenn der Kirchenvogt mit ſeinen Leuten zurück geblieben wäre, ſo würde die Kirche Manus mortua, und damit unfähig geworden ſeyn, Reichsgüter zu beſitzen, an ſtatt daß, wenn der Kirchenvogt mit auszog, die erworbenen Güter nicht aus der Reichs-Heerbannmatrikel, ſondern nur aus der Grafenfolge in die Folge der Schirmvögte traten. Auch muß man ſich nicht einbilden, daß die Kirche damals Lehen verdient hätte, indem der Auszug unter dem Vogte kein Dienſt, ſondern die natürliche Vertheidigung des Eigenthumes, war. Noch weniger darf man ſich vorſtellen, daß die Biſchöfe und andere Geiſtliche von jenen Einkünften hätten Kriegsdienſte thun müſſen, welche zu ihrem, zu ihrer Geiſtlichen, und der Kirchen Unterhalt gegeben waren. Das Capitulare Caroli M. L. I. c. 85. ſtellt einmal 12 Morgen aus, und zwar ſolchen Feldes, welches gebauet werden kann. Baluzius (**) ſetzt dazu: daß auch eine Wohnung für einen Knecht und eine Magd dabey geweſen ſey; woraus, und überhaupt aus der Natur der Sache zu ſchließen iſt, daß entweder die Morgen ſehr groß, oder nur von dem baubaren Felde, mit Ausſchluß der Brache, zu verſtehen geweſen ſeyn müſſen. Nebſt dieſem waren alle Zehenten und alle Schenkungen (Oblationes) dienſtfrey, welche, nach einem Capitulare Caroli Calvi, Tit. 37, c. II. in kleinen Landſtücken (Terulæ) beſtehen konnten, die von den rechtgläubigen Chriſten zum Troſt ihrer Seelen, oder eines Begräbniſſes wegen, der Kirche geſchenkt wurden. In dem Capitulare Ludovici Pii A. 816, c. 10, werden auch Gärten, Hofreithen,

 Häu=

(*) Möſer a. ang. O. Abſch. 4, §. 3, hält die Biſchöfe ſchon unter Karl M. Kraft ihres Amtes, für Edle und Reichsfürſten.

(**) In den Noten ad Reginonem de diſciplina, L. I, c. 24.

Häuſer, zu denjenigen Kirchenbeſitzungen gezählet, welche Wälder und Felder, liegende und fahrende Güter in ſich begreifen können, wenn ſie nur der Kirche oder den Geiſtlichen geopfert, und, wie dort die Worte lauten, dem Herrn Chriſto geſchenket und geheiliget werden.

Bey allen dieſen Ausnahmen von dem Kriegsdienſte, und bey den feyerlichſten Verſicherungen des Kaiſers Karl des Großen, hielten ſich die Geiſtlichen doch noch nicht genug geſichert, daß ſie von der Laſt des Heerbannes befreyt bleiben würden. Der Adel, die Geiſtlichkeit, und das Volk verlangten durchaus in der oben erwähnten Bitte, daß der Kaiſer ſeine Zuſage zu einem öffentlichen geiſtlichen Geſetz machen, und es in die Capitulare einſchreiben oder regiſtriren laſſen ſollte. Sie ſetzten die raſche Drohung hinzu: wenn er anders ſie zu getreuen Vaſallen haben und erhalten wollte. Ferner verlangten ſie, unter derſelben drohenden Bedingung, daß er diejenigen, die allenfalls wider dieſes Geſetz handeln würden, einkerkern, und der öffentlichen Kirchenbuße unterwerfen ſollte. Der Kaiſer willigte in alles ein, und verſprach, dieſe ſeine getroffene Verfügung in der nächſten Reichsſynode zu beſtättigen und kund zu machen (*), und erklärte gleich im Eingange ſeiner Beſtätigung, daß er nun zum zweytenmal die Geiſtlichen vom Heerbanne freyſpreche.

Allem Anſehen nach traueten die Bittenden dem Landfrieden nicht, da ſie ſo heftig auf ein geſchriebenes Reichs- und Kirchengeſetz drangen. Denn ſie hatten das Beyſpiel vor ſich, daß ſchon im J. 742 unter Karlmann eine Verordnung ergangen war, nach welcher keine Biſchöfe und andere Geiſtliche gewaffnet bey dem Heere erſcheinen, ſondern nur einige als

(*) Capitularia Reg. Franc. Tom. I. pag. 409.

als Feldbiſchöfe und Feldprediger (Aumoniers) dabey ſich einfinden ſollten, die den Gottesdienſt und die Seelſorge verwalteten. Ein gleiches Capitulare machte auch ſchon ſelbſt Karl der Große, im J. 769, und doch blieb es nicht dabey, ſondern die Geiſtlichen wollten entweder freywillig, wie andere Inſaſſen, dem Gefechte beywohnen, damit ſie dem Vorwurfe einer Unthätigkeit bey ihren ſo großen Reichsgütern auswichen; oder ſie mußten ſich wohl dazu bequemen, um nicht unter dem Vorwande der Nothwendigkeit aus den gemeinen Gütern die Kriegslaſten zu beſtreiten, im Entſtehungsfall derſelben beraubet zu werden. Montesquieu (*) ſagt: die Biſchöfe hätten ſelbſt nicht gewußt, was ſie wollten; ſie hätten den Kaiſer gebeten, ihnen den Kriegsdienſt zu erlaſſen, und als ſie erhört worden wären, hätten ſie wieder zu Felde ziehen wollen. Das Wahrſcheinlichſte iſt wohl, daß ſie gern zu Hauſe, oder bey ihren Falken und Hunden geblieben wären, wenn ſie nicht, ihre Güter und Herrlichkeiten darüber einzubüßen, hätten befürchten müſſen.

Was aber die Freyheit vom Heerbann der Geiſtlichen ungemein erleichterte, war die Gewohnheit aller celtiſchen Völker, da ſie ihre Prieſter, die Druiden, von dergleichen Laſten von je her frey gelaſſen hatten. Cäſar (**) ſagt dieſes mit deutlichen Worten, und beſonders, daß ſie bey den Schlachten keine Hand hätten anlegen dürfen. Dieſe abergläubiſche Völker behielten auch noch im Chriſtenthum, viele Jahrhunderte hindurch, viele Meinungen ihrer heidniſchen Voreltern, welche unter Karl M. Paganiae heißen. Die Druiden durften zum Streit hetzen, zum Schlagen Muth einſingen, den Feinden alles Uebel, ihrer Ein-

(*) De l'eſprit des loix, L. 30, c. 17.
(**) De bello gall. Lib, 6.

bildung nach, auf den Hals beten und zaubern; aber mitſchlagen durften ſie nicht, und doch waren ſie eigentlich die Herren von allem Golde und Silber, welches als ein dem Gotte, dem ſie dieneten, heilig geweihtes Eigenthum angeſehen wurde.

Die Geiſtlichen waren alſo auf einmal frey, ſie durften zu Hauſe auf ihren Reichsgütern ſitzen, wenn das ganze Land in Kriegsflammen ſtand; aber man weiß nicht recht, wie es gekommen ſeyn mag, daß ſie wieder freywillig den Harniſch anlegten, und nach, wie vor, ſich in dem Schlachtgemenge befanden. Der Kaiſer Ludwig, Karl's Sohn, unterſagte den Biſchöfen den Gebrauch der militariſchen Waffen, des Wehrgehenkes, der Meſſer und Sporen; es half aber alles nichts. Der deutſche, an Schlachten gewöhnte Genius verlor ſich auch im Prieſterrocke nicht. Die Urſitte ihrer Vorfahren, daß jeder ſich mit eigener Fauſt Recht zu verſchaffen pflegte, pflanzte ſich um ſo leichter in den Geiſtlichen fort, weil vor und nach dem Inſtitute des Grodeganges viele weltliche und weltlich geſinnte Herren aus dem Panzerhembe in das Chorkleid krochen, ohne die Sitten abzulegen, die ſie vorher, als geübte Schläger, angenommen hatten. Die in den Schlachten und Kriegen nachher auf dem Platze gebliebenen Erzbiſchöfe und Biſchöfe beweiſen genug, daß ſie ſich die Waffen nicht nehmen lieſſen, die ſie noch ſterbend in der Hand hatten. Und es war endlich wider allgemeine Sitte, daß die Biſchöfe ſelbſt mit zu Felde zogen. Die Kaiſer ſchickten ſich in dieſe Lage, und befahlen bey einer Wahl ordentlich, einen ſolchen Mann zum Biſchof zu wählen, der den königlichen Dienſt zu verſehen im Stande wäre. Eben dieſe Gewohnheit, den Biſchof ſelbſt unter den Kriegern zu ſehen, zog noch eine andere nach ſich, daß nämlich nur ritterbürtige oder urſprünglich freye Jünglinge und Männer in die Domkapi-

tel,

tel, woraus man die Biſchöfe zu nehmen pflegte, aufgenommen wurden. Doch gab es auch Ausnahmen von der Regel. Manche Biſchöfe erhielten ſolche von den Kaiſern; manche erklärten, daß ſie lieber ihre Bisthümer verlaſſen, als ſo lange von ihren Kirchen abweſend ſeyn, und den Feldzügen beywohnen wollten.

So viel iſt immer gewiß, daß kein Bisthum und kein Kloſter von den Kriegslaſten des Heerbannes frey geblieben iſt. **Ludwig** der Fromme machte mit den letztern eine förmliche Eintheiluug. Einige mußten eine gewiſſe Anzahl Mannſchaft und zugleich gewiſſe Abgaben liefern; andere ſtellten nur die Mannſchaft ohne Abgaben; noch andere nur Abgaben, ohne Mannſchaft; einige Klöſter waren auch nur ihr Gebet zu opfern ſchuldig. Beſſerten ſich die Umſtände eines in Verfall gerathenen Kloſters, ſo wurde es auch wieder mit Kriegsdienſt angelegt. Gerieth eins in Unvermögen, ſo wurde ihm dieſer Dienſt bis auf beſſere Zeiten erlaſſen. Die Regel aber blieb immer: daß wer nahmhafte Güter vom Lande beſaß, auch zu dem Landeskriege das Seinige beytragen mußte. Die Güter der Pfarrer und anderer niederer Geiſtlichen, waren nicht zur Abgabe an den Kriegsdienſt angeſchlagen.

Durch die öffentlichen Reichsgeſetze war nun einmal der Heerzug der Biſchöfe in eigener Perſon, in die Obliegenheit, ihre Kriegsleute und ihren Kirchenvogt zu ſchicken, verwandelt; nur ſollten einige Biſchöfe mit mehrern Prieſtern allezeit im Lager ſich aufhalten, um die Sakramente zu reichen, zu predigen, und die Reliquien der Heiligen, ohne welche man damals nichts Wichtiges vornahm, mit zu tragen. In den folgenden Zeiten kam ein kräftiges Heiligthum hinzu, nämlich: die ſo genannte heilige Lanze (ſ. oben, S. 327,) die immer ein Biſchof dem Kaiſer im Treffen vortrug, und dieſes Heiligthum oft

mit

mit dem feindlichen Blute färbte. Dieſer Geiſt der Kirchendisciplin, ſo ſchnell er auch wieder unterdrückt wurde, lebte von Zeit zu Zeit wieder auf. Unter Ludwig dem Heiligen enthielt ſich der ſonſt handfeſte Biſchof Guido von allem Gefechte, abſolvirte die Soldaten von ihren Sünden, und legte ihnen die die Buße auf, daß ſie wacker einhauen ſollten. Der Biſchof von Auxerre Guido, der zugleich päbſtlicher Legat war, und ſich vor der Irregularität ſcheuete, gab vorher der franzöſiſchen Armee von Benevent den Segen mit ſeiner, mit Eiſenblech geharniſchten Hand, ſo wie er ganz im Harniſch gekleidet war; alsdann half er die feindlichen Schaaren trennen, hieb nach den Pferden der Feinde, nicht nach den Menſchen, ſchrie den Seinigen Muth zu, und that, was ein kommandirender Feldherr thun konnte; nur überließ er den franzöſiſchen Reitern, diejenigen zu zertreten, deren Pferde er niedergeſtochen hatte. Ein Biſchof von Beauvais, *Philippus Drocenſis*, bediente ſich eines andern Mittels, und ſchlug die Feinde mit einer Keule todt, weil er glaubte, daß nur das Schwert irregulär machte. Allemal waren die Biſchöfe, ſie mochten nun mitfechten oder nicht, bey dem Heerzuge geharniſcht.

Wenn die Biſchöfe und andere Geiſtliche dem Heerbanne unterworfen waren, weil, nach dem alten Heerbannsrechte, ein jeder Eigenthümer verpflichtet war, zu einem gemeinſamen Kriege ſeine Perſon, oder nachher, ſeine Leute zu ſtellen: ſo waren es die Geiſtlichen noch weit mehr, als ſie in die Dienſte der Kaiſer und Könige traten, und deswegen anſehnliche Ländereyen und Nutzungen erhielten. Von nun an wurden auch die Befreyungen vom Heerbann, die ihnen in den Kapitularen zu Gute kamen, gar nicht mehr in Rückſicht genommen. Die Kaiſer und Könige gaben den Aebten ſo gar Herzogthümer. Sobald einmal das Lehenſyſtem eingerichtet war, verſchwand

der alte Heerbann, und der Kriegsdienſt wurde auf die Lehngüter geſchlagen.

Eine neue Gattung des Heerbannes entſtand durch die oben, S. 291, fgg. beſchriebenen Kreuzzüge, wo die übel verſtandene Religion den Leuten die Köpfe warm machte, daß nicht nur die gewöhnlichen Kriegsknechte, ſondern auch Biſchöfe, Aebte, Fürſten, Kaiſer und Könige ſich unter die Heere enrolliren lieſſen, wenn ſie nicht für halbe, oder gar Unchriſten gehalten ſeyn wollten. Man ſahe kein Gewaltgeboth; man legte aber die Sache ſo an, daß an ſtatt des Bannes, die eigene Ehre, das eigene Gewiſſen, und der Wink der Päbſte, die Stelle der Befehle vertraten. Bey dieſem Religionsheerbann, da halb Europa nach dem gelobten Lande ſchwärmte, um zur größern Ehre Gottes die Saracenen zu Tauſenden zu würgen, und in ihrem Unglauben, in der Meinung der Würger, dem Teufel und der ewigen Verdammniß zu überliefern, war es hohes Verdienſt der Biſchöfe, Aebte, und anderer Geiſtlichen, ſich mitten in das Schlachtgetümmel zu wagen, und nach der Zahl der Erſchlagenen die Stufen zu berechnen, die man ſich zu dem Throne Gottes gebahnt hätte. Die Heldenthaten eines Prieſters in dem Heere des Grafen **Robert** von Flandern waren in allen Kämpfen ſo ſichtbar, daß man ihn für die Seele der ganzen Armee hielt.

Die Ab- und Zunahme der geiſtlichen Güter mehrte und minderte die Heerbannpflicht, oder den ſchuldigen Lehenkriegsdienſt, bis es endlich ſo weit kam, daß die Kirchen ſelbſt, d. h. die Biſchöfe, Aebte und Pröbſte, einen Heerbann ausſchreiben konnten, dem ihre Lehenträger Folge leiſten mußten. Denn da die Geiſtlichen ihre Erwerbungen aufs höchſte brachten,

waren die weltlichen Herren froh, daß ſie wieder ein Stück der Güter, die ihre VoräItern in die geiſtlichen Hände geſteckt hatten, wieder bekamen. Die mächtigſten Häuſer, ſelbſt die Kaiſer, wurden Vaſallen der Geiſtlichen, deren ſich die Bisthümer und Klöſter zu den Zeiten der geſezloſen Anarchie meiſterlich bedient hatten. Sie, die Geiſtlichen aber hatten ſo viel Stolz, daß ſie von niemand, als vom Kaiſer Lehenträger ſeyn wollten. Es mochte auch dieſes die Urſache davon ſeyn, daß wenig große Häuſer mehr im Stande, und noch weniger geneigt waren, die Geiſtlichen zu Vaſallen zu haben, die ſo viele Mittel wußten, ſich vom Hof- und Kriegsdienſte, wenn er beſchwerlich war, los zu machen, beſonders in denen Fällen, wo ſie ſchon alles hatten, und nichts, oder nichts Beträchtliches zu erwarten ſtand.

Endlich kam es in verſchiedenen Ländern, wie Deutſchland und Polen, dahin, daß die großen Geiſtlichen als Reichsſtände angeſehen, und als ſolche angehalten wurden, und noch werden, ihren Beytrag an Mannſchaft zu einem ſtehenden, oder von Zeit zu Zeit zu errichtenden Kriegsheere abzugeben. Was den perſönlichen Kriegsdienſt der Geiſtlichen im Herrbann betrifft, ſo iſt heut zu Tage keine Noth, einen Geiſtlichen zum Heerführer, oder auch nur zum Anführer ſeiner Truppen zu gebrauchen, indem der weltliche Stand endlich einmal durch ſeinen eigenen Schaden klug geworden, und alle die Wiſſenſchaften, und Künſte ſelbſt zu lernen geneigt iſt, welche ehedem die Geiſtlichen, ſo lange ſie unter den Blinden die Schielenden waren, aus Mangel derer vom weltlichen Stande, getrieben haben.

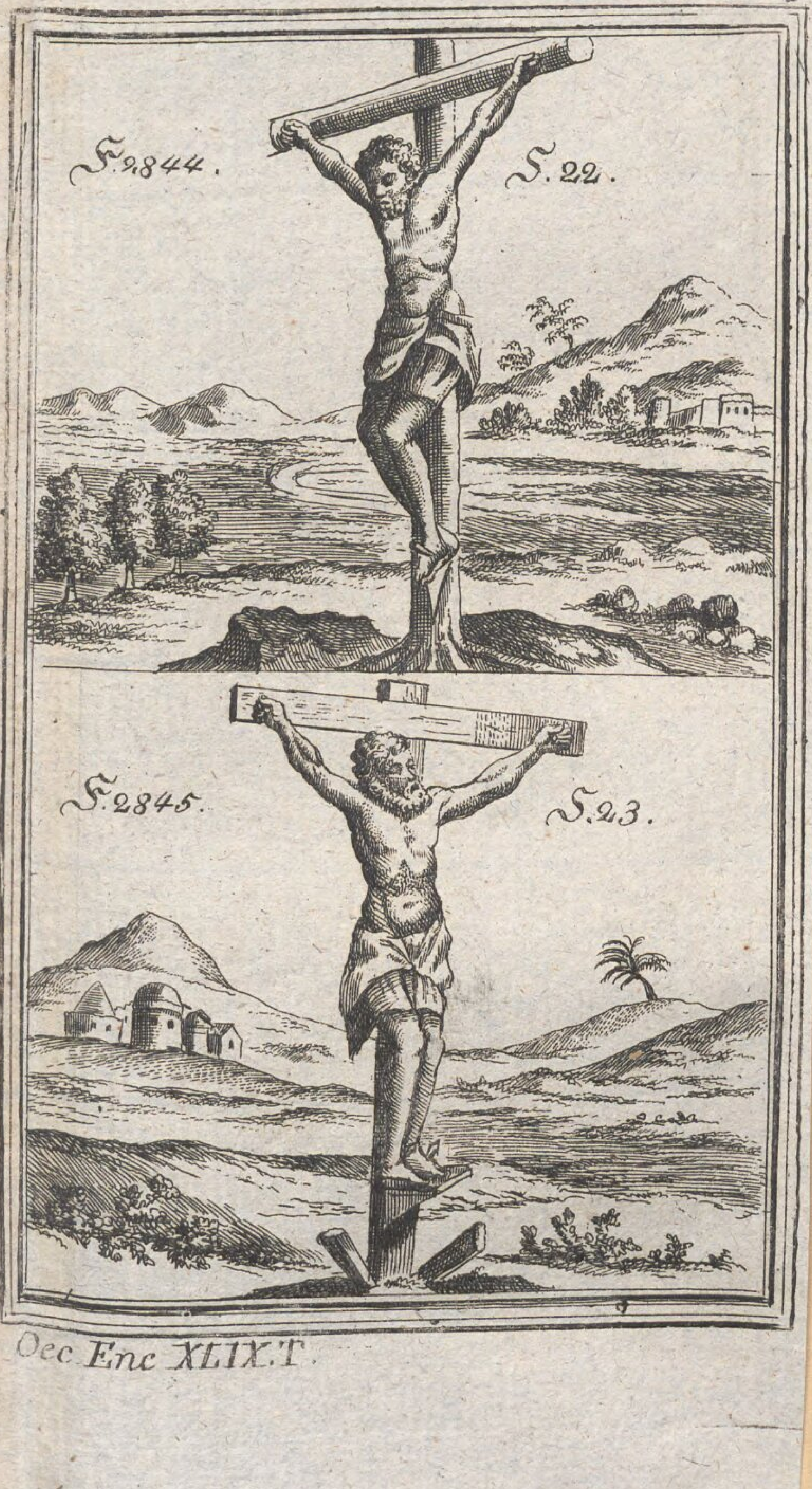
Die

* * *

Die übrigen zum Art. Krieg gehörigen Materien, als: Kriegs-Baukunſt, Kriegs-Begräbniß, Kriegs-Belohnungen und Geſchenke, Kriegs-Beute, Kriegs-Capitulation, Kriegs-Cartell, Kriegs-Collegium, Kriegs-Commiſſariat, Kriegs-Conſiſtorium, Kriegs-Correſpondenz, Kriegs-Departement, Kriegs-Erklärung, Kriegs-Etat, Kriegs-Fernglas, Kriegs-Flotte, Kriegs-Gefangene, Kriegs-Gericht, Gerichtbarkeit und Prozeß, Kriegs-Geſchrey, Kriegs-Gott, Kriegs-Heer, Kriegs-Kanzelley, Kriegs-Krankheiten und Seuchen, Kriegs-Kundſchafter, Kriegs-Lager, Kriegs-Lazareth, Kriegs-Liſt, Kriegs-Orden, Kriegs-Proviantweſen, Kriegs-Rath, Kriegs-Recht, Kriegs-Schäden, Kriegs-Schule, Kriegs-Signal, Kriegs-Stand, Kriegs-Uebungen, Kriegs-Verbrechen und Strafen, Kriegs-Waffen und Kleidung, Kriegs-Werkzeuge, Kriegs-Wirthſchafts-Kunſt, Kriegs-Wiſſenſchaft, Kriegs-Zeichen, Kriegs-Zucht ꝛc. werden in den folgenden Theilen vorkommen.

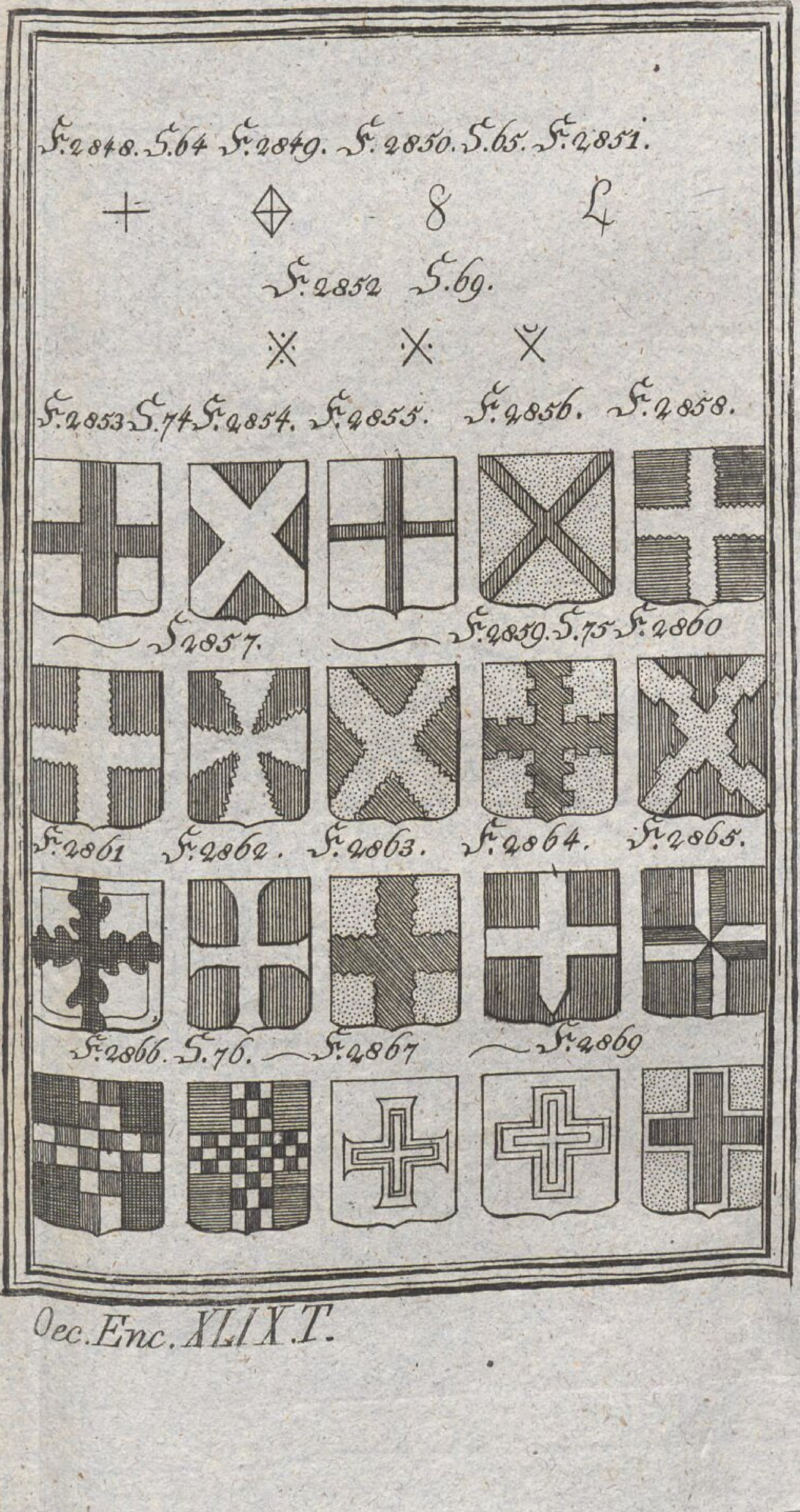
Ende des neun und vierzigſten Theiles.

Oec. Enc. XLIX. T.

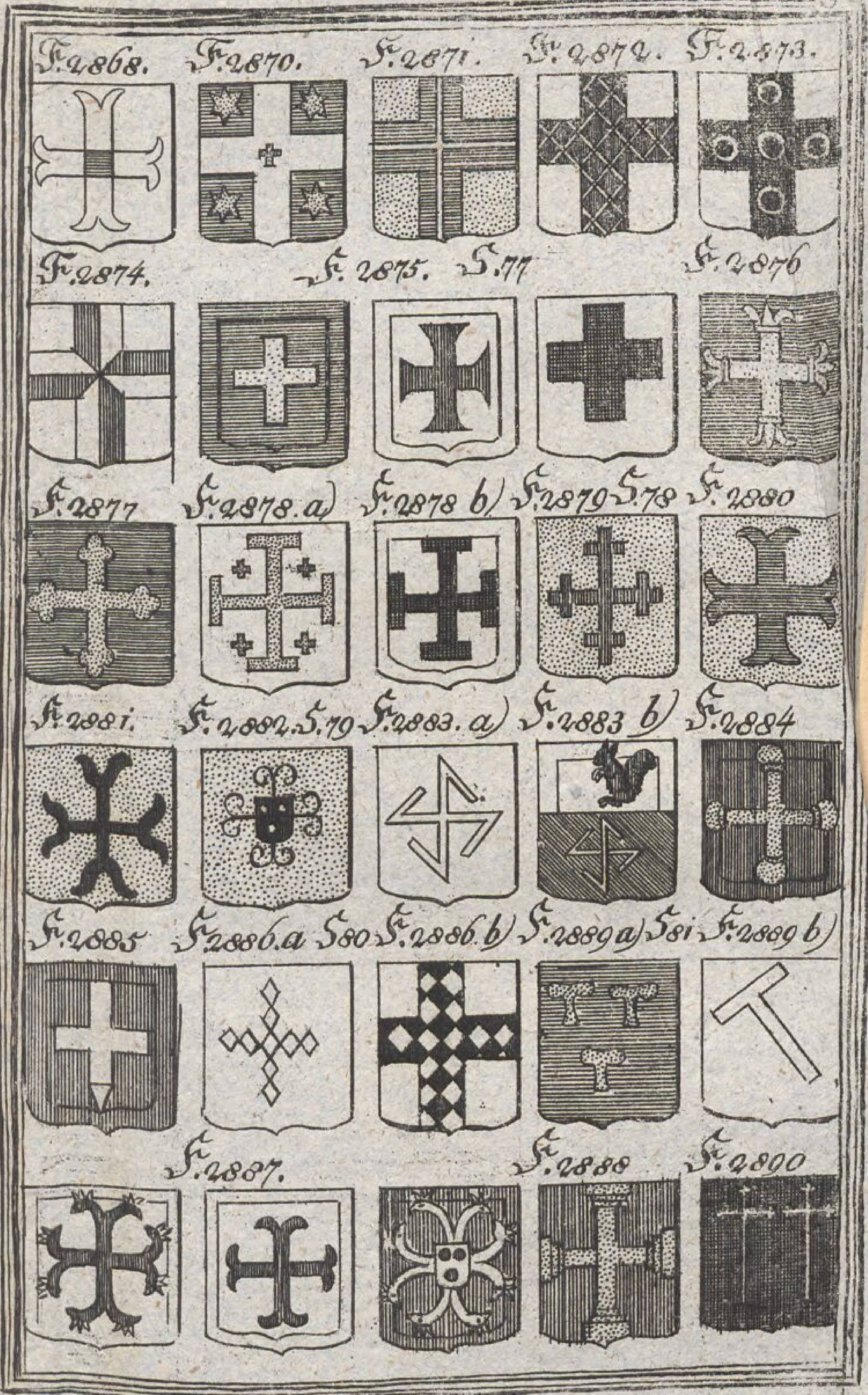


Oec. Enc. XLIX. T.

Oec. Enc. XLIX. T.

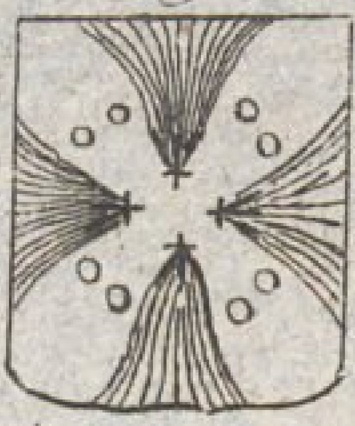


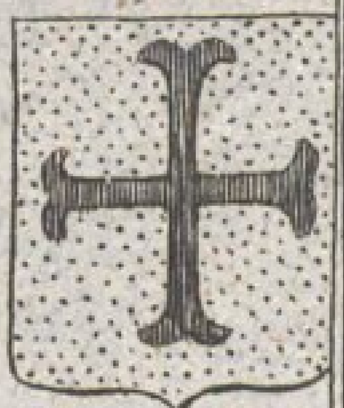
Oec. Enc. XLIX T.



Oec Enc XLIX T

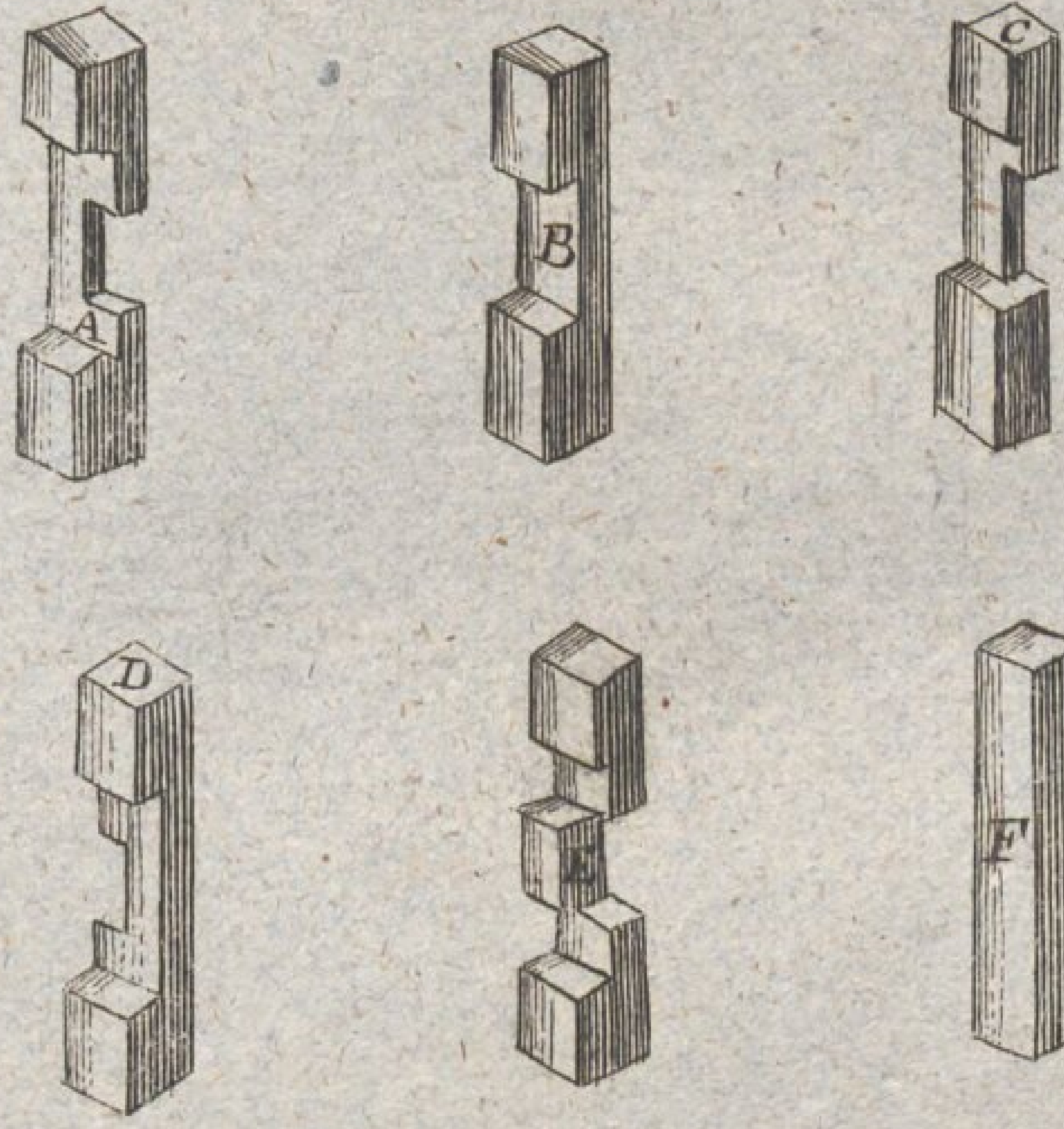
F2891. F2892. S 82. F2893. F2894. F2895.





F2896. F2897. F2898.

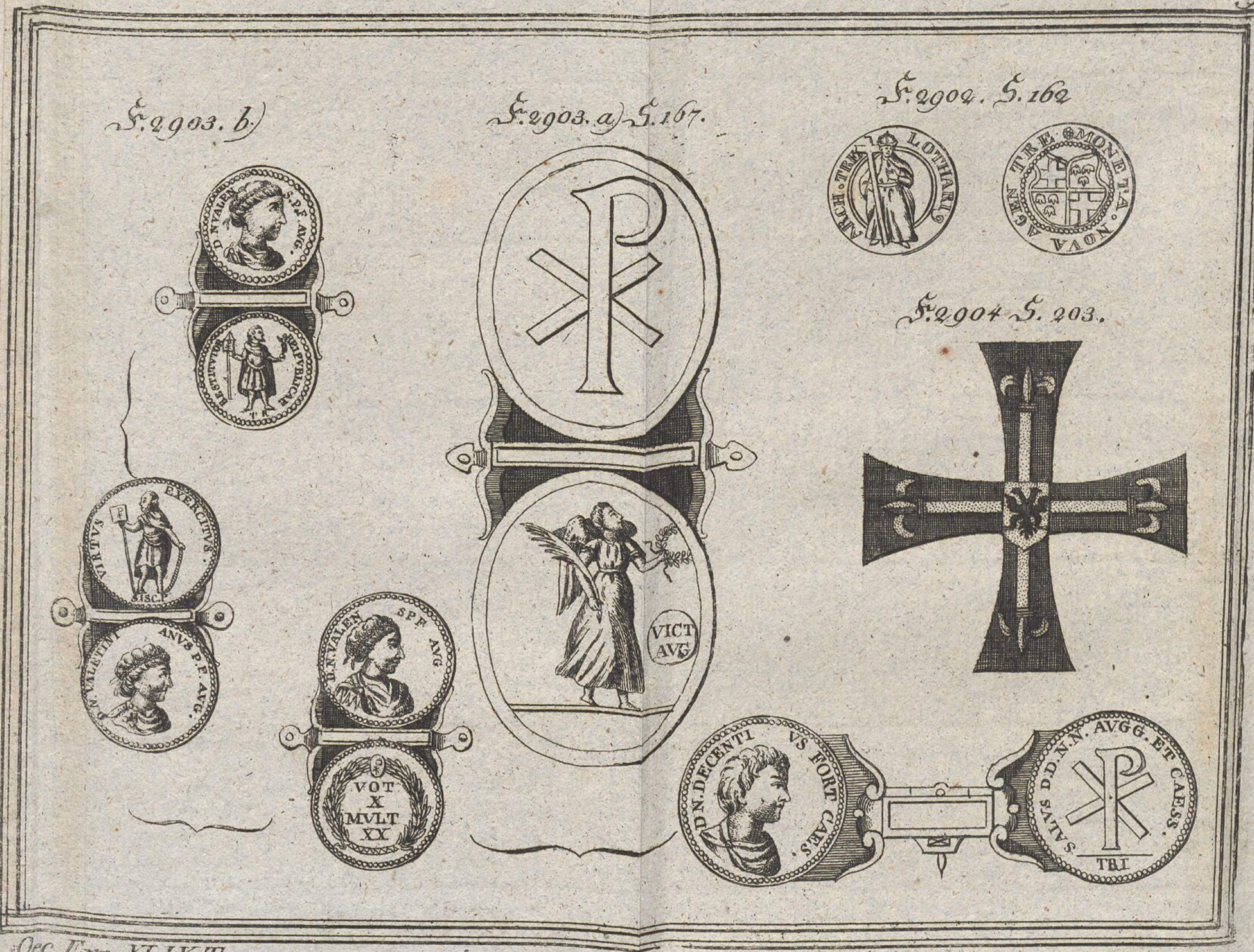
F2899. S 85.



7

Oec. Enc. XLIX. T.

Oec. Enc. XLIX. T.



Oec. Enc. XLIX. T.

Oec.Enc XLIX:

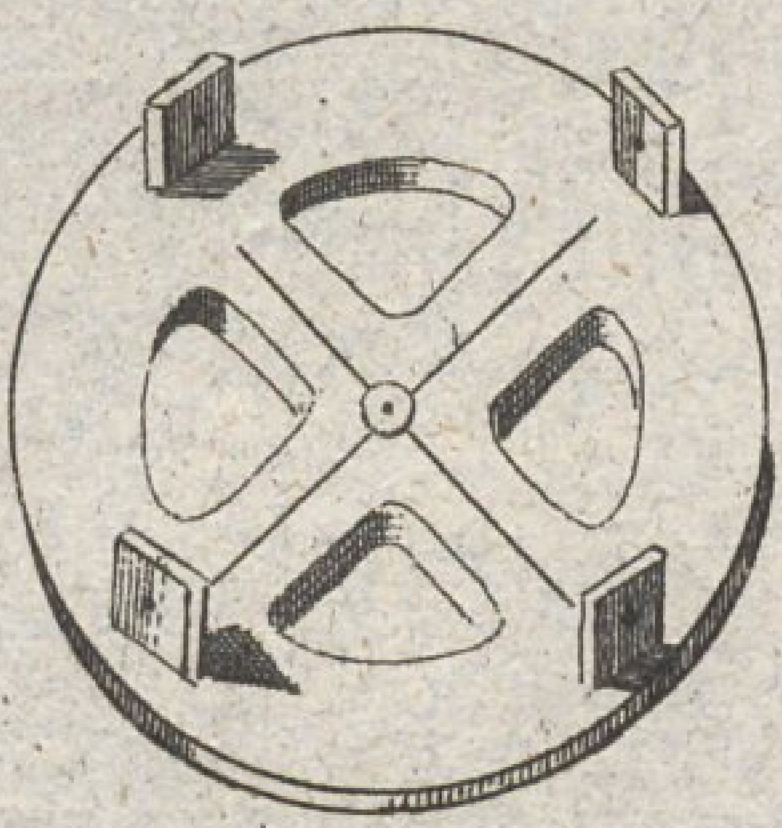
F.2906
S.204

Oec Enc XLIX T

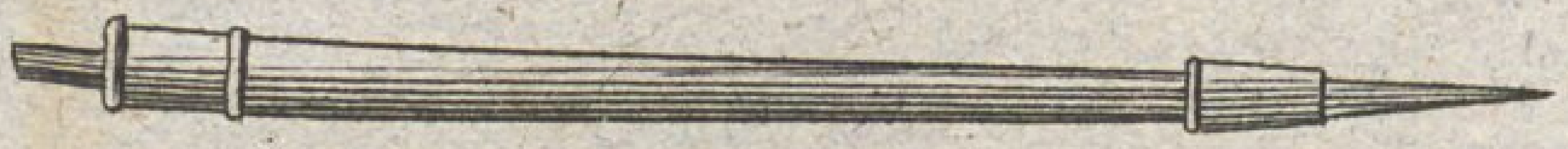
F.2908. S.205.

Oec Enc XLIX I.

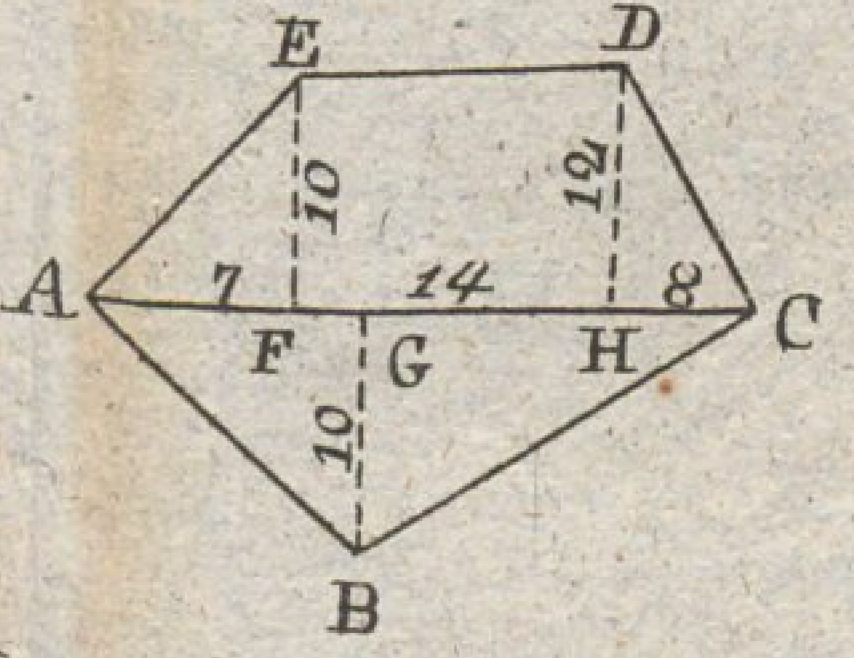
F 2909



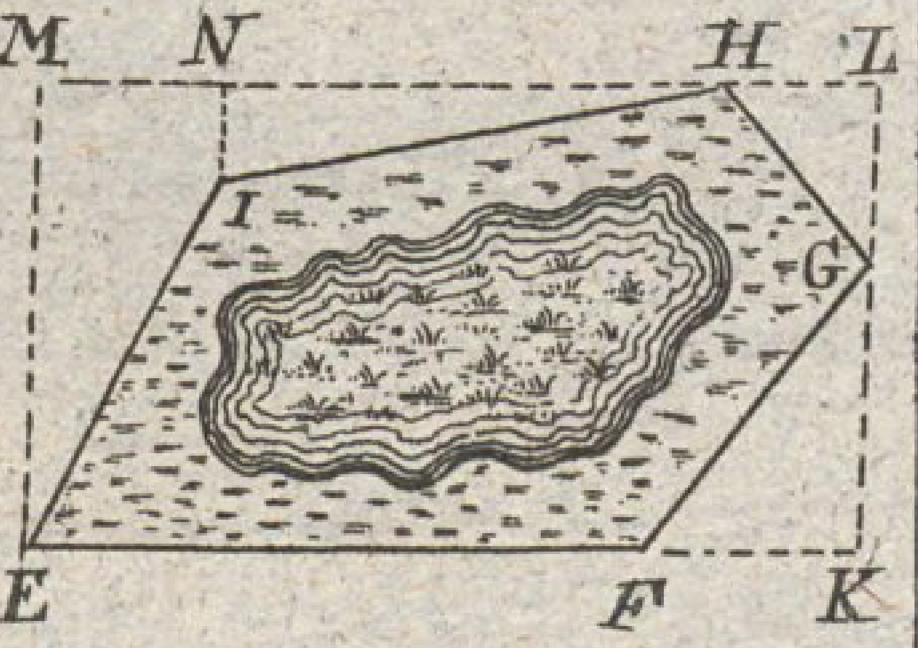
F 239



F 2910 a)



F 2910 b) F 241



Occ.Enc.XLIX.T.

Oec. Enc. XLIX.T.

Oec. Enc. XI. IX

Oec. Enc. XLIX. T.

Oeç Enc XLIX T

Dec. Enc. XLIX. T.

Oec. Enc. XLIX. T.

Occ. Enc. XLIX. T.

Dec Enc XLIX. T.

F.g zu S. 721
F
A
B
C
D
E
F
G
g
H
K
L
M
N
10 9 8 7 6 5 4 3 2 1
10
20 Fus Rhl
Enc XLIX Th.

24. Bl. 2. Zu

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft Nebst 24 Kupfertafeln

Bd.: 49

Brünn 1791

Oecon. 1033-49
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296881-1
VD18 90040465